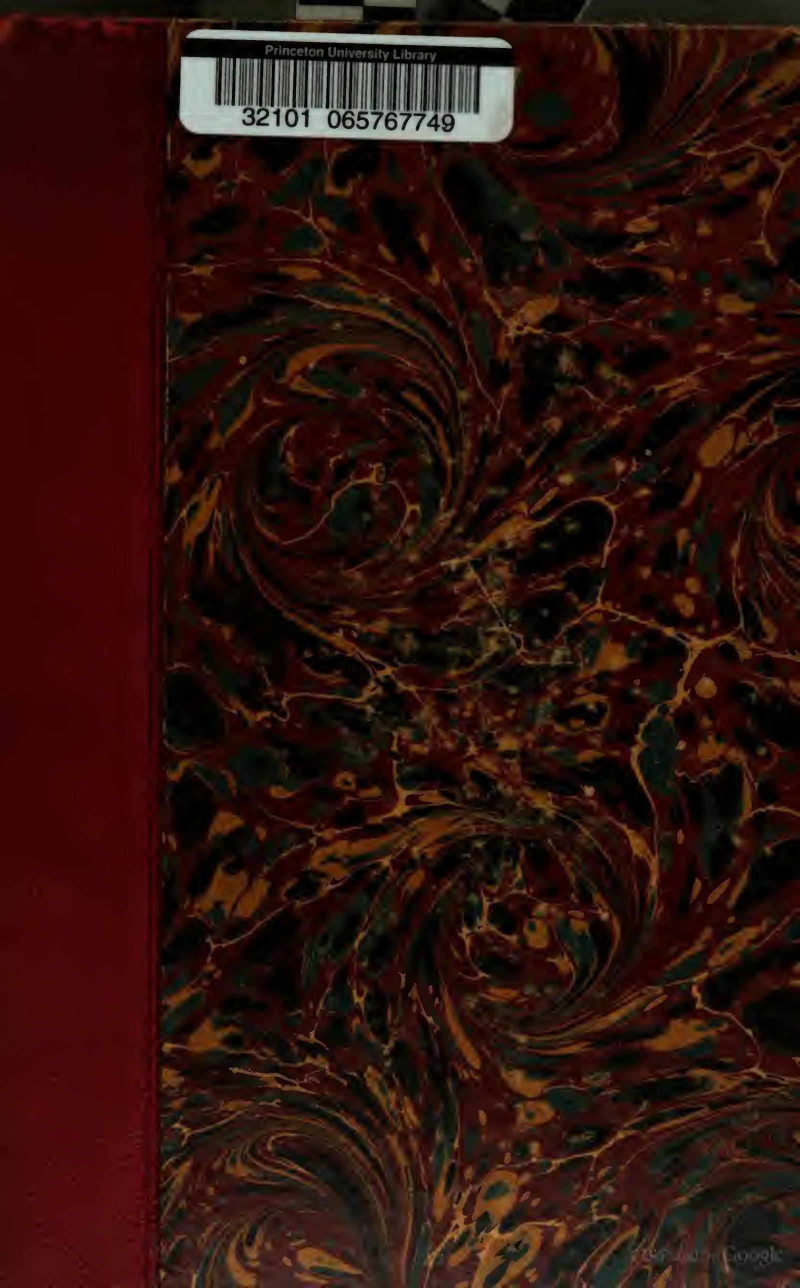
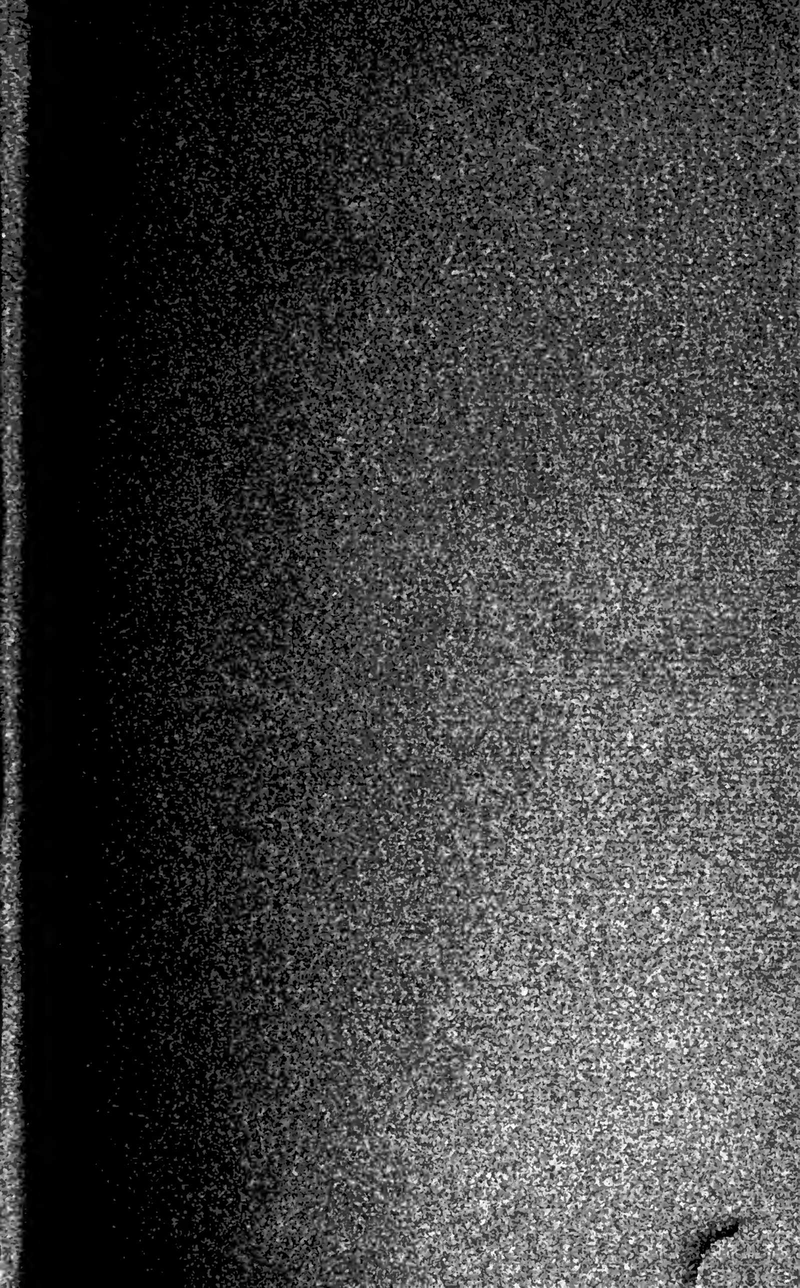

Princeton University Library
32101 065767749



Einführung
in die
deutsche Litteratur,
vermittelt durch
Erläuterungen von Musterstücken
aus den
Werken der vorzüglichsten Schriftsteller.

Für den Schul- und Selbstunterricht.

Von

August Lüben und **Carl Nacke.**

Zugleich als
Kommentar zu dem Lesebuche für Bürgerschulen
von denselben Herausgebern
und zu der
Auswahl charakteristischer Dichtungen und Prosastücke
von **A. Lüben.**

Zehnte, vermehrte und verbesserte Auflage
von
H. Huth,
Rektor der Bürger- und Volksschulen in Langensalza.

Dritter Teil.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1896.

Inhalts-Verzeichnis.

Fortsetzung des siebenten Zeitraums.

Von 1770 bis zu Goethes Tode (1832).

*

Alphabetisches Verzeichnis der Dichter und Schriftsteller.

(Zur zehnten Auflage.)

Fortsetzung des siebenten Zeitraums.

XLVIII. Kosegarten.

Das Amen der Steine.

Kosegarten, Dichtungen. 3. Band. Legenden. Greifswald, 1812. S. 134. — Lüben u. N., Lesebuch V. Nr. 91. — Lüben, Auswahl. III. 1.

1. Erläuterungen.

V. 1. Beda, genannt Venerabilis, d. i. der Ehrwürdige, dieser treue Lehrer der angelsächsischen Christenheit, wurde geb. 672 in Monkton (Mönchstadt) bei Gyrwy (Jarrow) in dem Gebiete des Bistums Durham in Northumberland.

Von seinen Eltern zum Geistlichen bestimmt, erhielt er von 679—91 in den Klöstern Weremouth und Gyrwy seine Erziehung, blieb lebenslang in Gyrwy, ward 691 zum Diakonus des Klosters St. Paul zu Jarrow, 702 zum Priester geweiht und starb den 26. Mai 735.

Nach seinem eigenen Zeugnisse widmete er seine Zeit dem Nachdenken über die heilige Schrift und war nach Erfüllung seiner klösterlichen Pflichten ein Lernender, Lehrender und Schreibender bis zum letzten Atemzuge. Schon dem Tode nahe, übersetzte er noch das Evangelium Johannes in das Angelsächsische und diktierte die letzten Worte des letzten Kapitels in seiner Todesstunde. Dann nachdem er mit Christus gerufen: „Es ist vollbracht," ließ er sich das Haupt emporrichten, um noch einmal auf die Stätte zu schauen, wo er seit so vielen Jahren Psalmen gesungen und die Nächte in Gebet und freudiger Danksagung für die Wohlthaten der göttlichen Güte zugebracht hatte.

Beda war ein Mann von bedeutender Gelehrsamkeit und umfassendem Wissen, und nach Bonifacius' Ausspruch eine Leuchte der englischen Kirche. Er verfaßte Kommentare zu den meisten Büchern des alten und neuen Testaments, Homilien über die Evangelien, eine Geschichte des Doppelklosters Weremouth-Gyrwy, eine Kirchengeschichte der Angeln, die noch heute die wichtigste Quelle für die angelsächsische Epoche Englands ist, schrieb Abhandlungen über Grammatik und Metrik und verschiedene naturwissenschaftliche Schriften. In unserem Gedichte tritt er als der Apostel der Angelsachsen auf.

(Vgl. Werner, Beda der Ehrwürdige und seine Zeit. Wien 1875.)

2. „Zu predigen die neue, frohe Botschaft“, das Evangelium.

3. „Von Stadt zu Stadt . . . wallte . . . der fromme Greis.“ „Wallen“ ist der edlere Ausdruck für wandern, wird daher nur im höheren Stile gebraucht, und zwar in dem Sinne: zu Fuß reisen, besonders wenn dies nach einem fernen Ziele hin geschieht, welches eine höhere Bedeutung für uns hat, z. B.:

„So lang' ich hier im Leibe walle,
Bin ich ein Kind, das strauchelnd geht.“ (Gellert.)

„Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze.“ (Schiller, Braut v. M.)

Dieses wallen ist das mhd. wallen, ahd. und altsächs. wallôn, angelsächs. veallian, gebildet von dem Sing. des Prät. des ahd. Wurzelverbums wëllan. Die Bedeutung „in frommer Andacht zur Ferne gehen“, zu einem Gnadenbilde, oder überhaupt zu einem heiligen Orte „und zwar in solcher zu Fuße gehen“, zeigt sich im Mhd. und ist hier die vorherrschende, z. B.:

„Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz“. (Schiller.)

„Ich wollte gerne hingehen mit dem Haufen und mit ihnen wallen zum Hause Gottes.“ (Ps. 42, 5.) So auch figürlich mit dem hervorstechenden Begriffe des feierlichen Ganges, z. B.:

„— Blinder, alter Vater!
Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen;
Du sollst ihn hören — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend sich erheben,
Die festen Schlösser der Tyrannen fallen:
In deine Hütte soll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht soll es dir tagen!“ (Schiller, Tell, I. 4.)
Kommet alle, kommt, nach seinem (Tells) Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns allen. (Ebend. V. 1.)

Von wallen wurde gebildet nhd. der Waller = Pilger, mhd. der wállaere, und in Zusammensetzungen wallfahren, der Wallfahrer, die Wallfahrt, wallfahrten.

8. Leichtsinnig nennen wir jemand, wenn er ohne gehörige Aufmerksamkeit und Überlegung handelt, boshaft, wenn er aus Neigung und Lust das Böse thut, das zum Schaden des andern gereichen und strafbar sein kann. (Vergl. Schillers Don Carlos II. 8.)

14. „So herzlich, daß die Thränen mildiglich ihm niederflossen.“ Die verkündete Wahrheit war so warm und zuversichtlich ihm von Herzen und Lippen geflossen, daß er selbst, lebhaft und wahr-

haft innerlich von ihr ergriffen, angenehm weiche Thränen, d. h. Thränen des Glücks und der seligen Hoffnung vergießen muß.

25. Die angezogene Bibelstelle findet sich im Luk. 19, 40 und lautet: „Ich sage euch, wo diese (die Jünger) schweigen, da werden die Steine schreien."

29. „Versteinen", empfindungslos, gefühllos werden.

2. Inhaltsangabe.

Beda hatte so große Liebe zum Evangelium, daß er sich noch als blinder Greis von Ort zu Ort führen ließ, um dasselbe zu verkündigen. Einst leitete sein Knabe ihn in ein steinreiches Thal und forderte leichtsinniger Weise ihn auf, zu predigen, da viele Menschen hier versammelt seien. Der Greis predigte in herzlichster Weise und betete zum Schlusse das Vaterunser. Als er die letzten Worte desselben gesprochen hatte, riefen Tausende von Stimmen das „Amen" dazu. Darüber erschrak der Knabe und bekannte sofort reumütig sein Vergehen. Der Greis verwies ihm seinen Spott und erinnerte ihn daran, daß schon Jesus Christus gesagt habe, daß die Steine schreien würden, falls die Menschen unterlassen sollten, Gott für seine großen Thaten zu loben.

3. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine Legende. Sie findet sich in der Sammlung niederrheinischer Märchen, Sagen und Legenden, welche den Titel führt: „Der Seele Trost". Im Mittelalter war sie sehr beliebt und verbreitet. Ganz besonders glücklich für ein Gedicht erscheint die Wahl gerade nicht. Ein Wunder, das aber in dieser Darstellung ohne tiefere Bedeutung ist, bildet den Mittelpunkt. Das ist der Hauptmißgriff des Dichters; denn nicht die wunderbare Entwickelung, sondern die Würde und Erhabenheit der Person ist die Hauptsache in einer Legende. Der angeführte Bibelspruch steht ohne alle wahre Beziehung zu dieser Begebenheit und ist für dieselbe daher auch eben so bedeutungslos, wie die Schlußrede des Greises.

Leben und Charakteristik Kosegartens.

I.

Ludwig Theobul Kosegarten wurde am 1. Febr. 1758 zu Grevismühlen in Mecklenburg geboren. Nachdem er die nötige Vorbildung erhalten hatte, studierte er in Greifswald Theologie, wirkte in verschiedenen pommerschen und rügenschen Adelsfamilien als Hauslehrer, übernahm eine Zeit lang das Rektorat in Wolgast, wurde 1792 Probst zu Altenkirchen auf Rügen und 1808 Professor in Greifswald, wo er am 26. Okt. 1818 starb.

II.

Kosegarten hielt sich schon früh für ein poetisches Talent und produzierte bereits Gedichte und Schauspiele, als er kaum das 20. Jahr zurückgelegt hatte. Darauf folgten Märchen, Legenden, lyrische Ergießungen, Verdeutschungen aus dem Englischen und Französischen, Romane, Sagen, litteraturhistorische Aufsätze und Reden aller Art ununterbrochen; er verdient daher mit Recht den Namen eines Vielschreibers, und zwar in der übeln Bedeutung dieses Wortes.

Kosegarten ist aus der Schule der weinerlich-empfindsamen Spätlinge Klopstockscher Richtung hervorgegangen und bildete sich dann nach Voß' Muster zum Dichter idyllisch beschränkter Stoffe aus. Seine Gedanken erheben sich nicht über das Alltägliche, sein Stil ist schwülstig und erinnert durch die Häufung der malenden Beiwörter und die Unnatur der Bilder an Hoffmannswaldau. Die Natur schildert er in der Weise Matthissons. Von seinen Romanen sind die früheren („Ewalds Rosenmonde") unter dem Einflusse Richardsons, die späteren unter dem der romantischen Schule entstanden.

Litteratur.

Kosegarten, Dichtungen. 12 Bde. 5. Ausg. Herausgeg. v. s. Sohne J. G. L. Kosegarten. Greifswald, 1824—27. 13,50 M. Inhalt: I. Englische u. schottische Lieder. II. Jucunde. III. Die Inselfahrt. IV. Legenden. V. Sagen der Vorwelt. VI. u. VII. Lyrische Gedichte. 1. Sammlung. VIII—XI. Lyrische Gedichte. 2. Sammlung. XII. Kosegartens Leben.

XLIX. Jean Paul.

1. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Jean Pauls Wke. Berlin, 1827. XXXV. S. 46. — Berlin, 1861. XIII. 211. — Lüben u. N., Leseb. VI. No. 86. — Lüben, Auswahl. III. 2.

1. Erläuterungen.

„Öde" im Mhd. = unangebaut, ahd. ôdi = unbewohnt, got. áuþs = unfruchtbar, wüst; verödet = verheert. Im figürlichen Sinne von der Seele des Menschen bezeichnet es einen Zustand derselben, in welcher sie teilnahmslos für Gutes und Schönes ist.

„Die Brust voll Gift", voll böser Begierden und Leidenschaften.

„Seine schönen Tage wandten sich heute als Gespenster um." Gespenster sind geisterhafte Truggebilde, nach dem Volksglauben umgehende, erschreckende und quälende abgeschiedene Geister. Ursprünglich bedeutet Gespenst, ahd. die gispanst, kaspanst, mhd. gespanst, gespenst, Verlockung, Beredung, Täuschung, Verführung, abgeleitet von dem ahd. Wurzelverbum spanan, d. h. entwöhnen,

entfremden, locken, überreden, verführen, durch Verlockung, Überredung von jemand abziehen. Dieselbe Wurzel und Bedeutung haben „abspannen“ (Luther in der Erklärung des 10. Gebotes) abspänen (abspenen) und „abspenstig“.

„Wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt.“ Dieses Bild erinnert an die Sage von Herkules, dem als Jüngling auf einsamem Wege zwei weibliche Gestalten, die Tugend und die Sinnlichkeit, verlockend entgegentraten und sich als Führerinnen auf seinem Lebenswege anboten. Er folgte, obgleich sein Herz der Freude entgegenschlug, der Tugend. (S. Schwab, die schönsten Sagen des klassischen Altertums. I. 186.) Der Scheideweg oder die Wegscheide, ahd. die wëkasceida (?) wëgisceida, mhd. die wëgescheide ist der Ort oder Platz, wo die Wege auseinandergehen. Die Bibel schildert die beiden hier genannten Wege mit ihren Endpunkten in Matth. 7, 13. 14. Gellert singt von ihnen: Des Lasters Bahn ist anfangs zwar 2c. Vergl. Lesebuch von Lüben, V. S. 255.

„Die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.“ Er fand die Merkmale des Lasters und dessen verderbliche Folgen (Schlangen — Gifttropfen) an sich selbst und sah nun deutlich, welchen Weg er eingeschlagen hatte.

„Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen.“ Die Irrlichter sind seine sittliche Haltlosigkeit, seine Willensschwäche, die ihn bis in den Tod begleiteten.

„Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen.“ Der aus dem Himmel fliegende Stern ist sein schuldloser Kindheit sich entfremdendes Jugendleben, das ihm wohl gleißende Scheinfreuden und Genüsse gewährt, aber nutzlos in rein irdischem, sinnlichem Streben vergangen war.

„Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern.“ Wie der Nachtwandler bewußtlos am Rande des Abgrundes hinschleicht, so ahnte auch der Jüngling inmitten des sündigen (nächtlichen) Treibens nicht seiner Seele drohende Gefahr.

„Eine im leeren Totenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an.“ — — „als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Totenhause auf; endlich wurde sie — — zu einem lebendgen Jünglinge.“ Kellner*) nimmt Larve vom lat. larva, Gespenst, Maske, Geist des Verstorbenen, gleichbedeutend mit Totenschädel. Es liegt aber wohl näher, hier an eine

---

*) „Vorbereitungen auf e. höheren, formal bildenden deutschen Sprachunterricht.“ S. 84.

wirkliche Larve, an eine Totenmaske zu denken, deren Zweck ist, die entstellten Züge des Toten durch ein ähnliches Gesicht von Pappe oder Wachs zu verhüllen.

Nach der gemeinen Pneumatologie der Alten waren Larven die abgeschiedenen Seelen böser, lasterhafter Menschen, die zur Strafe ihrer Verbrechen unstet und flüchtig auf der Erde umherirrten und Verstorbene und Lebende quälten. (Vergl. Lessing, Wie die Alten den Tod gebildet. V. 321—25.) Der Jüngling erblickt seinen abgeschiedenen bösen Geist als Gespenst, das seine Züge trägt.

„Er wurde sanfter bewegt" (durch die Musik). Dieser ganze Abschnitt erinnert lebhaft an das Osterlied in Goethes Faust, sowie an Schillers „Macht des Gesanges" (I. 302). An einem anderen Orte sagt J. Paul in Rücksicht auf die Musik: „Wenn Töne schon ein ruhendes Herz erschüttern, wie weit mehr ein tiefbewegtes!"

„Der Jüngling, der sich den Dorn auszieht", ist eine Anspielung auf eine berühmte Bronzestatue im capitolinischen Museum in Rom. Abgebildet ist sie in Weißers Bilderatlas zur Weltgeschichte (Lebensbilder aus dem Altertum Tab. XIII. 35), und Merz (Erläuterungen II. S. 176) bemerkt dazu: „Alle, die das Original gesehen haben, preisen übereinstimmend und zum Teil in überschwenglichen Ausdrücken die Naturwahrheit und Individualität, den Adel und die Zartheit des Bildes, das nicht bloß als eines der besten Erzwerke des Altertums, sondern als ein Original aus der blühendsten griechischen Kunstzeit angesehen werden zu dürfen scheint." (Vergl. Virchow-Holtzendorff, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Hft. 245, 246.) Der Dorn ist die das Gewissen quälende Sündenschuld, die Entfernung desselben die Bekehrung des reuigen Sünders. Wie der Dorn wohl verwundet, eine schmerzende Wunde erzeugt, aber nicht tötet, so auch können die Verirrungen dem Jünglinge vergeben werden, wenn er den Weg der Buße und Bekehrung betritt und nach erlangter Rechtfertigung in einem gottseligen Leben dankbar ist. Somit deutet dies Bild zugleich auf den Schluß des Ganzen hin.

2. Inhaltsangabe.

Ein Jüngling, der bisher ein unsittliches, lasterhaftes Leben geführt hat, wird in der Neujahrsnacht durch einen Traum erschreckt. Er sieht sich als Greis am Rande des Grabes, erkennt voll Entsetzen die Verirrungen seiner Jugend und wünscht im bittersten Schmerze reuig die nutzlos verstrichene Jugendzeit zurück. Da endet der schreckliche Traum; er erkennt ihn als solchen, sieht aber auch seine Verirrungen ein und ändert von jetzt ab, gewarnt durch die im Geiste geschaute Zukunft, sein bisheriges Leben.

3. Gedankengang.

Der Dichter führt uns den Träumenden als Greis vor, der in der Neujahrsnacht mit dem Blick einer „langen Verzweiflung"*) sein vergangenes Leben überschaut, aus welchem ihm nichts geblieben ist, als die für Leib und Seele traurigen Folgen eines sündhaften Lebens und die Reue über seine Verirrungen. Er gedenkt des Tages, an welchem ihn der Vater auf den Scheideweg des Lebens stellte, ihm die Folgen der Tugend und des Lasters zeigte, und mit unaussprechlichem Grame wünscht er jenen Augenblick zurück, um noch einmal wählen zu können. Statt dessen erscheinen ihm in schrecklichen Bildern die Sünden seiner Jugend, sein eigenes verworfenes Selbst. Der hierdurch gesteigerte Schmerz wird durch sanfte, vom Turme herabtönende Musik gemildert; Wehmut erfüllt sein Herz bei dem Gedanken an Jugendfreunde und Eltern. In der lebendigen Erinnerung an seine Jugendzeit ist es ihm, als sähe er sich selbst, den früheren Jüngling, wieder, bemüht, ein besseres Leben zu beginnen. Da bemächtigt sich seiner wieder der bitterste Schmerz, welcher sich in dem heißen Wunsche nach Rückkehr der verlorenen Jugendzeit Luft macht.

Sein Wunsch wird erfüllt. Er hat ja nur geträumt, und dieser Traum schwindet jetzt. Nur seine Verirrungen sind Wahrheit; aber er faßt den festen Entschluß, umzukehren und sich zu bessern.

Mit der dringenden Ermahnung an jeden irrenden Jüngling, jenem in der Besserung nachzufolgen, schließt der Dichter.

4. Grundgedanke.

Der Gedanke an die Folgen einer schlecht angewandten Jugendzeit, an die Schrecken eines nagenden Gewissens und an die Unmöglichkeit einer Rückkehr der verschwundenen Jugend soll in jedem Jüngling den ernsten Vorsatz zur Besserung erwecken.

5. Form der Darstellung.

Die bedeutende Wirkung dieser vortrefflichen moralischen Erzählung beruht zum Teil mit auf der eigentümlichen Darstellungsweise, und hier ist wieder ein Dreifaches, was uns besonders anzieht. Betrachten wir zunächst die Erzählung als Ganzes, so liegt in dem Umstande, daß uns der Dichter den Traum erst schließlich als solchen erkennen läßt, ein tief poetisches Moment, die Illusion. „Der Leser oder Hörer wird dadurch, daß er anfangs genötigt ist, das Ganze als schreckliche Wahrheit zu nehmen, desto lebhafter interessiert, desto mächtiger hingerissen. Zugleich

*) Vergl. Scheffel, Ekkehard. S. 21. — es war ein langer Blick, mit dem sie (Hedwig) über die gedankenbewegten Züge und das wallende gelbliche Haupthaar und die breite Tonsur streifte.

erlangt der Dichter durch diese Darstellungsweise den großen Vorteil, daß das Ganze auf befriedigende, den teilnehmenden Leser beruhigende Weise schließt. Es bleibt keine unaufgelöste Dissonanz, denn die tiefe Reue des irrenden Jünglings ist keine vergebliche." (Kellner, Vorbereitungen ꝛc.)

Im einzelnen sind es die Menge und die Wahl der bildlichen Ausdrücke, die anregend auf die Phantasie des Lesers wirken (Irrlichter auf Sümpfen, — schleichende Nachtwandler — die Larve im Totenhause u. s. w.); ja selbst in ihrer oft seltsamen Zusammenstellung und ihrem schwierigen Verständnis liegt ein geheimnisvoller Reiz. Ganz besonders wird aber die Wirkung der Erzählung durch passende Kontraste oder Gegensätze gehoben. Wie kontrastieren nicht der unbewegliche, ewigblühende Himmel, die reine, weiße Erde mit ihrer Stille und Schuldlosigkeit gegen die Zerstörung und Verödung im Innern unsres Verirrten, die Schilderung des lichtvollen Tugendweges gegen die grausigen Bilder des Lasters, der Kampf eines zerknirschten Gemüts gegen die sanfte Ruhe ferner Musik, die Erinnerung an glückliche Jugendfreunde gegen die Erscheinung des eigenen Selbst als Larve im Totenhause, endlich der ganze furchtbare Traum gegen die beruhigende Wirklichkeit.

6. Vortrag.

Der ernste Erzählton, welchen der ernste Inhalt verlangt, wird nur zuweilen von den Worten des Unglücklichen unterbrochen, welche im dumpfen Tone der Verzweiflung zu sprechen sind. Die schließliche Ermahnung erfordert einen besonderen Nachdruck.

Schriftliche Aufgaben.

1. Neujahrsbetrachtungen eines Glücklichen. (Umbildung.) 2. Rückblick auf mein Leben am Neujahrsmorgen. 3. Rückblick auf das verflossene Jahr. 4. Die Abschiedsrede des Jahres an mich.

Zur Vergleichung folge hier noch eine metrische Bearbeitung der „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" von Heinrich Viehoff.

1. Es sah ein Greis in stiller Mitternacht,
Wo sich geheimnisvoll zwei Jahre schieden,
Aus seinem Fenster auf zur Sternenpracht
Und abwärts auf des Schneegefildes Frieden.
Ach! niemand wachte wohl so freudenleer
Auf Erden, so verzweiflungsvoll, wie er;
Denn nahe droht
Ihm Grab und Tod.
Des Lockenschmucks der Jugend längst beraubt,
Bedeckt vom Schnee des Alters ist sein Haupt;
Er trägt der Gruft von seinen Lebenswegen
Nur Krankheit, Sündenschuld und Reu' entgegen.

2. Der Jugend Tage sieht er umgewandt
Als Nachtgespenster heute sich erheben;
Er denkt der Stunde, wo des Vaters Hand
Ihn einst zum Scheideweg geführt im Leben.
Durchtändelt war der Kindheit blumig Thal;
Nun galt's fürs Leben eine ernste Wahl.
Und rechts hinan
Sah er die Bahn
Der Tugend in ein weites Eden zieh'n
Voll Engel, voller Licht und Harmonie'n,
Doch links hinab zu gift'gen Nebelreichen
Des Lasters finstre Maulwurfsgänge schleichen.
3. Sie wandten sich zu dumpfen, schwarzen Klüften,
Wo Gift von allen Wänden niederfloß,
Wo schwüler Brodem lag von Höllendüften,
Wo jedem Winkel eine Schlang' entschoß. —
Jetzt ist der Arme grausend sich bewußt,
Daß ihm die Nattern hangen um die Brust;
Von Höllenluft
Der Lasterkluft
Fühlt er den Atem angstvoll sich versetzt,
Fühlt, wie das Gift den Busen fressend ätzt,
Und ruft hinauf: „Komm, Vater, komm hernieder,
O komm und bring zum Scheideweg mich wieder!
4. O komm, noch einmal mir die Wahl zu geben!“ —
Doch, Vater, Jugend, Wahl sind längst dahin.
Irrlichter sicht er fern auf Sümpfen schweben
Und nach dem Kirchhof, wo sie löschen, fliehn.
Da ruft er in der Reue Schmerzen wild:
„Ihr seid mir meiner Tage wahres Bild!“
Ein Stern entflieht
Dem Äther, zieht
Im raschen Fall die schimmerndhelle Bahn
Und sinkt zerrinnend auf des Schneefelds Plan.
Er sieht's und ruft mit tiefstem Herzensbeben:
„Weh mir! das war mein eitel, nichtig Leben!“
5. Die Angst, die Reue schüren jetzt nur immer
Die kranke Phantasie zu stärkerm Brand.
Nachtwandler, deucht ihm, fliehen mit Gewimmer,
Hoch oben längs der Dächer steilem Rand;
Die Mühle hebt sich riesenhaft empor
Und streckt zum Todesschlag die Arme vor.
Er lenkt den Blick
Erschreckt zurück.
Da blinkt ihm unten aus dem Totenhaus,
Dem leeren, eine Larve noch heraus:
Er sieht, entsetzt, sie wie belebt sich regen;
Sie schaut mit seinen Zügen ihm entgegen.
6. So kämpft er schwer; da fließen sanfte Lieder,
Ein Gruß zum neuen Jahr, vom hohen Turm;
Wie ferner Kirchensang ertönt es nieder
Und lindert seiner Seele wilden Sturm.
Und weicher, späht er rings mit nassem Blick,
Und ruft der Jugendfreunde Bild zurück.
„Wie dürft ihr nun
So friedlich ruhn

In dieser ersten Nacht zum neuen Jahr,
Umringt von einer holden Enkelschar!
O, mir auch nahte jetzt der Schlaf gewogen,
Hätt' ich der Eltern Neujahrswunsch vollzogen!"
7. Und wie ihm so die Jugend hell und heller
Zurückstrahlt, wird er fieberhaft bewegt;
Ihm deucht, als richte sich im Totenkeller
Die Larv' empor, die seine Züge trägt.
Jetzt sieht er sie als Jüngling vor sich stehn,
Er wendet ab den Blick, er kann's nicht sehn;
Aufs Auge fest
Die Hand gepreßt,
Mit wirrem Sinn, das Herz von Angst durchgraut,
Stöhnt er nur noch mit leisem Klagelaut:
„O Vater, komm, noch einmal mir hernieder!
O Jugend, komm zurück, o komme wieder!"
8. Sie kam zurück. — Noch stand in vollem Grünen,
In kräft'gem Treiben noch sein Lebensbaum.
Was ihm als grause Wirklichkeit erschienen,
Es war ein schrecklicher Neujahrsnachttraum.
Nur eins, daß er des Bösen Schlangenbahn
Betreten, war kein traumerzeugter Wahn.
Und dankerglüht
War sein Gemüt,
Daß ihm vergönnt war, von des Lasters Weg
Noch umzukehren zu dem sonn'gen Steg,
Der sich zuletzt zu Edens Au'n erweitet,
Der in der Ernten reiches Land uns leitet.

2. Der Sommer.

Jean Pauls Wke. Berlin, 1827. XXVII. 14. — 1862. XX. 139. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 87. — Lüben, Auswahl. — III. 4.

Wir haben in diesem Stücke („aus den Flegeljahren Nr. 19. Mergelstein") eine Muster-Schilderung, die nach Inhalt und Form so einfach und leichtverständlich gehalten ist, daß sie keiner Erläuterung bedarf. Die kindliche Freude an der Lust des Sommers spiegelt sich in jedem Satze wieder; man wird unwillkürlich in den Jubel mit hineingezogen und sieht alle Erscheinungen, die der Dichter so trefflich bis ins kleinste Detail zu schildern weiß, lebendig vor der Seele vorüberziehen. Dabei finden sich nirgends Sprünge in der Gedankenfolge. Der Dichter findet es so schön in der Stadt wie auf dem Felde, darum malt er uns beides. Zuerst das Leben im Freien, den Genuß behaglicher Wärme, dem sich Bettler, Postreiter, Schäfer, die lärmende Schuljugend, die Reisenden im zurückgeschlagenen Wagen und die Handwerksburschen ungestört hingeben, das Erquickende selbst des Regenwetters und der Nacht, das fröhliche Leben der Tiere in Feld und Wald, das Blau der Kornblumen, des blühenden Flachses und des unendlichen Himmels, der das ganze liebliche Bild wie einen Rahmen einschließt. Dann begleiten wir den Dichter abends

zur Stadt und genießen mit ihm das heitere Leben auf der Gasse selbst und vom offenen Fenster aus bis tief in die sternenfunkelnde Nacht hinein, die noch von geigenden Musikanten, heimrollenden Extraposten und den Morgen begrüßenden Posthörnern belebt wird.

Schriftliche Aufgaben.

Der Frühling — Herbst — Winter. (Umbildungen.)

Leben und Charakteristik Jean Pauls.

1. Jean Paul Friedrich Richter — denn das ist sein eigentlicher Name — wurde am 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren, woselbst sein Vater Schullehrer und Organist war. Die Stelle brachte wenig ein, und so wuchs der Knabe in sehr beschränkten Verhältnissen auf, die auch nicht besser sich gestalteten, als sein Vater 1765 Pfarrer in Jodiz, einem zwei Meilen von Hof gelegenen Dorfe, wurde. Von dem größten Einfluß auf die spätere Geistesrichtung des Knaben war seine Umgebung, der düstere, zur Melancholie und zu phantastischen Träumereien anregende Tannenwald, die tiefen, grünen Schluchten des Gebirges und das einförmige, eigentümliche Leben der Bewohner. Seine Einsamkeit und Zurückgezogenheit wurde dadurch noch vermehrt, daß der Vater ihn aus der Dorfschule nahm und selbst unterrichtete, d. h. Anregung zur Selbstbeschäftigung gab. Ohne Schule, ohne eigentlichen Unterricht, ohne Umgang, blieb er in seiner Kindheit einer überschwenglichen Phantasie überlassen, die nichts als unbestimmte Sehnsucht in ihm weckte, die ihn mit Geisterfurcht und andern dunkeln Vorstellungen füllte, deren Verarbeitung ihn in stiller Verschlossenheit beschäftigte. Dieses Stillleben oder „geistige Nestmachen“, wie es J. P. nennt, schlug so feste Wurzeln in seinem Gemüt, daß seine Kinder- und Knabenzeit bis in das höchste Alter in großer Klarheit vor seiner Seele lag und manche Stunde bittern Leidens mit Bildern vergangenen Glücks umwob. Darum finden wir auch in allen seinen Werken das Leben seiner Jugend auf mannigfaltige Weise dichterisch wiedergegeben.

Entschieden günstig wirkte auf ihn des Vaters uneigennützige Menschenliebe, sein tiefer Lebensernst ein, und vor allem seine begeisterte Liebe für die Tonkunst, welche in der weichen Gemütswelt des Knaben einen geeigneten Boden fand. Wonnestunden waren es für diesen, den tiefen, gehaltenen Tönen der Kirchenorgel zu lauschen, oder in der Abwesenheit des Vaters auf dem meist verstimmten Klaviere zu phantasieren.

Mit der Versetzung seines Vaters als erster Pfarrer nach Schwarzenbach a. d. Saale (1776) ging die glücklichste Zeit seines Lebens zu Ende. Schmerzlich vermißte er die Anhhöen

von Joditz und die früheren idyllischen Freuden in seiner kleinen Welt, und wie diese auf seine spätere Gefühlswelt einflußreich wurden, so wirkte der Aufenthalt in Schwarzenbach auf seine Verstandesentwickelung. Der Trieb nach Erweiterung seiner Kenntnisse erwachte mächtig in ihm, und da dieser durch Lehrer nicht befriedigt wurde, so hielt er sich an Lektüre, welche ihm die ausgewählte Bibliothek des Pfarrers Vogel in Rehau darbot. Er machte außerordentliche Fortschritte, sprang vom Latein zum Griechischen und Hebräischen, las unendlich viel und so vielerlei, daß er, um sich den Besitz des Gelesenen zu sichern, schon frühzeitig Excerpte anlegte, die zu dicken Quartbänden anwuchsen, welche später ganze Kisten füllten.

Zu Ostern 1779 kam er auf das Gymnasium zu Hof, welche Stadt er von Joditz aus oft sehnsüchtig betrachtet hatte; allein der dürftige Unterricht wies ihn von neuem auf das Selbststudium, das eine bedeutende Vermehrung seiner Excerpte zur Folge hatte. Ein Schriftsteller war es vorzüglich, der ihn damals anzog, nämlich Hippel,*) von dessen Schreibweise er sich auch vieles aneignete. Ein harter Schlag traf ihn aber wenige Wochen nach seiner Übersiedelung durch den Tod seines Vaters; und wenn er auch während seiner Schulzeit noch nicht die plötzlichen trüben Veränderungen in der Lage seiner Familie empfand, so begann doch bald für ihn ein zehnjähriger Kampf gegen die Armut, die mit jedem Jahre sich steigerte.

Auf den Rat einiger Freunde ging er im J. 1780 nach Leipzig, um dort Theologie zu studieren. Allein, ohne Freunde und Gönner in der großen Stadt, ward es ihm unendlich schwer, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, und sein Frohsinn erlag oft dem Druck der Armut. Abgeschlossen von der Gesellschaft, lebte er inmitten seiner Bücher, studierte vorzüglich die ausländische Litteratur und beschäftigte sich namentlich viel mit den Werken des damals lebenden berühmten französischen Schriftstellers Rousseau. Immer mehr schwand unter solchen Beschäftigungen der Gedanke an den Predigerberuf und überhaupt an irgend eine andere eigentliche Berufswissenschaft. Und doch mußte er aus der Not des alltäglichen Lebens herauszukommen suchen.

Da endlich, als alle Gelegenheiten zu eigentlichem Broterwerb ihm schwanden, geriet er auf den Gedanken, durch Bücherschreiben sich Geld zu verdienen. Nicht aus innerm Drange also begann er seine Schriftstellerlaufbahn, wie dies z. B. bei Schiller und Goethe der Fall war, sondern aus äußerer Not, und darum

*) Theodor Gottlieb von Hippel wurde 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geb. u. starb 1796 als Kriegsrat u. Staatspräsident v. Königsberg. Als Schriftsteller war er höchst originell u. der ausgezeichnetste Humorist vor Jean Paul.

zeigte auch sein erstes Werk, „die Grönländischen Prozesse“ (1783), wenig von dem Dichtergenius, der später bei größerer Reife siegreich über das Gewöhnliche sich emporschwang. Zwar ungewöhnlich waren die „Grönländischen Prozesse“ auch, aber weder die wunderliche, mit Gleichnissen überfüllte Schreibart, noch der satirische, aus seinem innern und äußern Leben genommene Stoff erregten bedeutendes Interesse, so daß auch der nach vielfachen vergeblichen Bemühungen endlich gefundene Verleger Voß in Berlin den Druck eines dritten Bandes ablehnte. Ein rührendes Vermächtnis dieser kummervollen Zeit ist sein „Andachtsbüchlein“, in welchem er sich moralisch überwachte und Betrachtungen anstellte, die auf Schmerzunterdrückung, Gleichgültigkeit gegen Ehre und Ruhm, auf Bezwingung der Leidenschaften, auf jede strenge Forderung der Vernunft ausgehen. Er verzeichnete hier seine Tugenden und Laster, wie anderswo seine Einfälle und Lesefrüchte.

Die Hoffnung, einen andern Verleger zu finden, schwand endlich ganz, und nun zwang ihn die drückendste Not, Leipzig zu fliehen und in die Wohnung seiner armen Mutter nach Hof zurückzukehren (1784), wo er seine „Hungerperiode“ begann, seine „Passionszeit“.*) Neben dem schnurrenden Spinnrade seiner Mutter, bei trockenem Brote und Salat, verfolgte er beharrlich seine litterarischen Bestrebungen, war aber zugleich Verfolgungen ausgesetzt wegen seiner religiösen Ansichten und seiner auffallenden Kleidertracht. Hierdurch gewann er Stoff für seine witzige Schriftstellerei, und sein Auge gewöhnte sich, die Dinge von der komischen Seite aufzufassen. Die kleinlichen Verhältnisse in Hof begünstigten diese Richtung, und es bildete sich hier der Dichter und Günstling der Armen und Gedrückten. Wegen immer mehr sich steigernder Not sah er sich 1787 bestimmt, eine Hauslehrerstelle bei dem Vater seines Freundes Adam von Örthel in Töpen unweit Hof anzunehmen. So wenig die Stelle seinen Erwartungen entsprach, so ward ihm doch während seines Aufenthaltes daselbst das Glück zu teil, einen Verleger für einen starken Band Satiren zu finden, die 1789 unter dem Titel „Auswahl aus des Teufels Papieren von J. P. F. Hasus“ erschienen,

Der Tod seines an Hypochondrie leidenden Freundes Örthel und die ungünstigen Verhältnisse seiner Hauslehrerstelle bewogen

---

*) Bei Jean Pauls Biographie von Spazier.

„Schlechter ist es noch gegangen
Anderen als mir.“
Stets erwäge das, und bangen
Niemals lasse dir!
Wie sich Richter mußte drücken,
Eh' er ward gedruckt;

Wie ihn, drauf der Welt Entzücken,
Erst ihr Weh durchzuckt:
Seinen Duldmut mag zum Lehrer
Nehmen jeder Christ,
Der auch nicht ist sein Verehrer,
Wie du's auch nicht bist.

Rückert, Gesammelte Gedichte. V. 388.

ihn, im Okt. 1789 wieder nach Hof zurückzukehren. Er schloß sich jetzt näher an die Kreise seiner Mitbürger an, ließ seine ungewöhnliche Tracht fallen und hing sogar den früher abgeschnittenen Zopf wieder an. Sein ergreifendes Klavierspiel führte ihn in mehrere Familien ein, und gern verkehrte er namentlich mit Frauen, in deren Umgang er seinen Witz zügeln lernen wollte. Aber von neuem suchte ihn das Unglück heim, indem es ihm wieder einen Freund durch den Tod raubte, den unglücklichen, mit sich und der Welt zerfallenen Joh. Bernh. Herrmann. Und auch in sich selbst erkannte er den Dämon der Hypochondrie, gegen welchen Witz und Satire ihn nicht schützen konnten. Erst während des idyllischen Aufenthaltes in Schwarzenbach, wo er seit 1790 als Privatlehrer hoffnungsvoller Kinder mehrere Jahre thätig war, erwachten in ihm die gestaltenden Phantasiekräfte, die teils jedes Grashälmchen und jede Hütte verklären, teils seine geängstete Seele zum Sternenhimmel emportragen sollten. Unter den dortigen freundlichen Verhältnissen begann und vollzog sich zum großen Teil bei ihm jene innere Wendung von dem beißenden Spotte des Verstandes zu der ernsten schaffenden Kraft der empfindenden Phantasie. Zeugnis dieser veränderten Geistesrichtung war „das Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz“, eine Idylle, welche das Grundthema einer Reihe von Romanen wurde, bei deren allmählicher Entstehung sein treuer Freund Christian Otto als erster Leser und Beurteiler ihm zur Seite stand. Jean Paul sagt selbst, „daß er durch das noch etwas honigsaure Leben des Schulmeisters Wuz aus der neunjährigen satirischen Essigfabrik den seligen Übertritt in die unsichtbare Loge (sein erster Roman 1793) genommen“, der bald (1794) der vierbändige „Hesperus oder 45 Hundsposttage“ folgte.

In diesen Romanen erzeugte sich aus den unvermittelten Gegensätzen des Realen und Idealen, d. h. des wirklichen kleinstädtischen Lebens und des eigenen höhern geistigen Strebens, die Jean Paul eigentümliche humoristische Auffassungsweise, in welcher Phantasie und Verstand sich das Gleichgewicht hielten. Schon der erste Roman enthält alle wesentlichen Elemente seiner Darstellungsweise. Die Handlung tritt in den Hintergrund; sie wird überbaut mit Reflexionen und lyrischen Ergüssen; frühere erfundene Scenen werden episodisch eingeflochten, und was sich nicht will unterbringen lassen, kommt in sogenannte Extrablätter. Dabei ist die Bildersprache vorherrschend, und sein Stil um des immer wiederkehrenden Innehaltens, Abspringens, Hin- und Herfahrens willen, gegenüber der klassischen Prosa eines Lessing und Schiller, eigentlich unschön zu nennen.

Bald nach Vollendung des „Hesperus“ im Mai 1794 gab er seine Lehrerverhältnisse in Schwarzenbach auf und kehrte in

das Stübchen seiner Mutter zurück. Noch einmal kämpfte sein gewaltiger Genius mit den Leiden eines dürftigen Lebens; bald aber hatte alle Not ein Ende, und er, der bisher so gedrückt, ein Armer unter den Armen lebte, fand jetzt Anerkennung in den vornehmsten Kreisen und wurde namentlich von der gebildeten Frauenwelt enthusiastisch bewundert. Durch den Banquier Emanuel wurde er auf kürzere Zeit nach Bayreuth gezogen und fand Gelegenheit, seine Erfahrungen zu erweitern. Seine Frühlingsreisen von Hof nach Bayreuth wurden ein Glanzpunkt für sein poetisches Leben. In dieser Zeit entstand sein „Leben des Quintus Fixlein“ (1795), in dem zuerst seine Freude am Kleinleben hervortritt, dann die „biographischen Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin“ und Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. N. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel“ (1796 ff.), in welchem Roman er sein eigenes Leben mit allen seinen Schmerzen und Tröstungen noch einmal zusammenfaßte.

Zwei Briefe von Frau von Kalb aus Weimar bestimmten darauf den Dichter, im Juni 1796 zu Fuß über Jena nach Weimar zu eilen. Er wurde hier mit Begeisterung aufgenommen; nur Goethe und Schiller zeigten sich kalt; dagegen schloß er mit Herder einen Freundschaftsbund, der bis zu dessen Tod mit stets gleicher Herzlichkeit fortbestand. Voll der mannigfaltigsten Anregungen kehrte J. Paul nach Hof zurück und schrieb hier die Idylle „der Jubelsenior“ (1797), ein einfaches Gemälde, welches die Macht der Liebe in den verschiedenen Kreisen des Lebens darstellt, und „das Campanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele“ (1797). Durch den bald erfolgenden Tod seiner Mutter wurden die Bande gelöst, die ihn an Hof knüpften, und so verließ er das Land seiner Jugend, hielt sich eine Zeit lang in Leipzig und Dresden auf und eilte dann im Okt. 1798, wie von unsichtbarer Hand gezogen, wieder nach Weimar. Dort begann jetzt die Glanzepoche seines Lebens. Aus dem Munde der Herzogin Amalie vernahm er die Schilderungen italienischer Gegenden, die er später für seinen „Titan“ benutzte. Auch schrieb er jetzt „Briefe und bevorstehender Lebenslauf“ (1799). Um seine Welterfahrungen zu mehren, eilte er an die Höfe von Gotha und Hildburghausen, und im Mai d. J. 1800 ging er nach Berlin, wo er den höchsten Glanzpunkt seines Dichterruhms erreichte und in Karoline Meyer, der Tochter des Geh. Rats u. Prof. der Arzneigelahrtheit Dr. Joh. Andr. Meyer, eine treue Lebensgefährtin fand.

Nach seiner Verheiratung ging er mit seinen bisher gewonnenen Lebensanschauungen nach einem Orte, wo der Glanz

der höchsten Gesellschaft sich mit dem idyllischen Leben in ländlicher Natur vereinte, nämlich nach Meiningen, und von jetzt an begann J. Paul jenes Familienstillleben, das er bis in seine letzten Jahre fortführte. Sein Hauptwerk, der „Titan“, an welchem er seit 1796 gearbeitet hatte, erschien von Ostern 1800 nach und nach bis 1803 in 4 Bden. In diesem Roman führte der Dichter die Ideen der „unsichtbaren Loge“ und des „Hesperus“ aus und stellte die innere Entwickelungsgeschichte eines durch Anlagen, Erziehung und Leben harmonisch vollendeten Wesens von dessen frühester Kindheit an bis zum Eintritt in einen den höchsten Kräften der Menschheit entsprechenden Wirkungskreis dar.

Nach Vollendung des Titan sah J. Paul die höchste Aufgabe seines Lebens abgeschlossen. Es tritt jetzt die Periode einer ruhigen Befriedigung des Bedürfnisses nach Behaglichkeit ein, und die Poesie ist der Widerschein seines Lebens; es verbreitet sich eine größere Harmonie über seine Schriften, es herrscht Maß im Ernst und in der Empfindung, im Scherz und in der Satire. Den Übergang zu dieser neuen Epoche bilden die „Flegeljahre“, welche unmittelbar auf den Titan folgen und zu dem Gelungensten gehören, was J. Paul geschrieben. Es wird darin an zwei verschiedenartigen Brüdern, Walt und Vult, von denen der eine das Abbild der träumerischen Jugendunschuld, der andere ein Weltmann und Humorist ist, die doppelte Richtung der J. Paulschen Poesie anschaulich gemacht und der Zusammenstoß der Jugendideale mit der prosaischen Welt am besten geschildert.

Im J. 1803 begab sich der Dichter, da ihm die Einsamkeit in Meiningen drückend wurde, nach Koburg, wo er die „Vorschule zur Ästhetik“ vollendete (1804), und von hier 1805 nach Bayreuth, wo die „Levana oder Erziehungslehre“ (1806) entstand. Wie jene das richtige Verständnis seiner Dichtungen eröffnen sollte, so sollte diese die sittlichen Tendenzen und Charaktere seiner poetischen Werke erläutern. Die über Deutschland hereinbrechende Kriegsnot, die eine allgemeine Niedergeschlagenheit verbreitete, rief die heitersten Erzeugnisse seiner komischen Muse hervor: „Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz“ (1808) und „Katzenbergers Badereise“ (1809). In ernsterer Weise sprach er in seiner „Friedenspredigt“ (1808) und in den „Dämmerungen für Deutschland“ (1809) seine Ahnungen einer bessern Zukunft aus, um das Nationalgefühl zu beleben. Er richtete seine freimütigen Worte an das deutsche Volk gerade in einer Zeit, als er ein Jahrgehalt von 1000 Gld. durch den Fürsten Primas Dalberg bezog, dessen Macht sich an die französische Schutzherrschaft knüpfte.

In der letzten Epoche seiner dichterischen Thätigkeit, die mit „Fibels Leben“ (1811) beginnt, kehrte er gewissermaßen zu

seinem ersten Standpunkte zurück, um den Kontrast darzustellen, in welchem die höheren ideellen Bestrebungen des Menschen zu den Mitteln der irdischen Welt stehen. Den plötzlichen Aufschwung der politischen Ereignisse des J. 1813 feierte er durch die kleine Schrift „Mars' und Phöbus' Thronwechsel am Neujahr 1814". Seine anfangs gefährdete Existenz sah er durch die von Bayerns Könige übernommene Fortzahlung des bisherigen Jahrgehaltes gesichert, und von jetzt an lebte er bis 1821 die heiterste, innerlich wie äußerlich glücklichste Epoche seines Lebens, an deren Schluß der komische Roman „Der Komet" steht. In diese Zeit fallen seine jährlichen Wanderungen, unter welchen vor allen seine Reise nach Heidelberg (1817) hellleuchtend hervortritt, wo er die Seelenfreundschaft mit H. Voß stiftete. Bis zum Spätherbst 1821 hatte J. Paul sich des ungestörten Genusses glücklicher Verhältnisse erfreut, da traf ihn tieferschütternd die Nachricht von dem Tode seines einzigen, hoffnungsvollen Sohnes. Von jetzt an beschäftigte den tiefgebeugten Vater fast ausschließlich der Gedanke an Unsterblichkeit, und es entstand sein letztes Werk „Selina", in welchem er seine vollste Überzeugung über die Hoffnung auf die Ewigkeit des Jenseits aussprechen wollte. Er beendigte aber dies Werk nicht; von einem unheilbaren Augenübel befallen, das im Anfange d. J. 1825 sein völliges Erblinden zur Folge hatte, erlöste ihn der Engel des Todes am 14. Nov. desselben Jahres von den Leiden seines Lebens.

Blicken wir auf die schriftstellerische Thätigkeit J. Pauls zurück, so überrascht uns neben der eigentümlichen, schon oben angegebenen Richtung derselben ihr gewaltiger Umfang, der auf einen enormen Fleiß schließen läßt. In der That war das Schreiben bei J. Paul ein Naturtrieb, und über seine Schreibwut sagt er selbst: „Wenn ich meinem Geist und Körper eine Ruhe von drei Tagen geben will, so drängt am zweiten schon mich eine unbezwingliche Bruthitze wieder über mein Nest voll Eier oder Kreide. Der arme Paul wird es so forttreiben, bis die gequälte, fieberhafte Brust von der letzten Erdscholle gekühlt ist." Diese schriftstellerische Thätigkeit äußerte, bei allen Mängeln der durch sie hervorgerufenen Werke, eine höchst wohlthätige Wirkung auf die der Trivialität, der Roheit, der Unsittlichkeit preisgegebenen, zumal mittleren Schichten der Gesellschaft am Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Die deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, die deutsche Herzensunschuld und die deutsche treue Liebe hat sich beinahe ein halbes Menschenalter lang allein zu Jean Paul geflüchtet. Und kehrten ähnliche rohe, kalte, öde Zeiten wieder — vielleicht dürfte Jean Paul zum zweitenmale eine Heimat werden, in welcher zartere, dem Weltkampfe nicht gewachsene Seelen sich vor den vorüberbrausenden Wettern

bergen könnten, um für bessere Zeiten unverletzt aufbewahrt zu bleiben.

Sehr zutreffend ist Heinr. Heines Urteil über Jean Paul. Er sagt: „Jean Pauls Periodenbau besteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal so eng sind, daß, wenn eine Idee dort mit einer andern zusammentrifft, sie sich beide die Köpfe zerstoßen; oben an der Decke sind lauter Haken, woran Jean Paul allerlei Gedanken hängt, und an den Wänden sind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutscher Schriftsteller ist so reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er läßt sie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichtume seines Geistes und seines Gemütes bereitet er uns mehr Erstaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuern Bäumen anwachsen würden, wenn er sie ordentlich Wurzeln fassen und mit allen ihren Zweigen, Blüten und Blättern sich ausbreiten ließe: diese rupft er aus, wenn sie kaum noch kleine Pflänzchen, oft sogar noch bloße Keime sind, und ganze Geisteswälder werden uns solchermaßen auf einer gewöhnlichen Schüssel als Gemüse vorgesetzt. Dieses ist nun eine wundersame, ungenießbare Kost; denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Cedern, Palmen und Bananen in solcher Menge vertragen."

Litteratur.

A. Jean Pauls Schriften.

J. Pauls Wke. 3., verm. Aufl. 34 Bde. Berlin, 1860—62. 36 ℳ.
Inh.: 1. u. 2. Die unsichtbare Loge. 3. Des Quintus Fixlein Leben. 4. Auswahl aus des Teufels Papieren. 5.—8. Hesperus oder 45 Hundsposttage. 9. Grönländische Prozesse oder satirische Skizzen. 10. Biograph. Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin. Der Jubelsenior. 11. u. 12. Blumen-, Frucht- u. Dornstücke, oder Ehestand, Tod u. Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs. 13. Das Campanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele. Erklärung der Holzschnitte unter den 10 Geboten des Katechismus. J. Pauls Briefe u. bevorstehender Lebenslauf. Konjektural-Biographie. 14. Palingenesien. 15.—17. Titan. 18. u. 19. Vorschule der Ästhetik. 20. u. 21. Flegeljahre. 22. u. 23. Levana oder Erziehungslehre. 24. Dr. Katzenbergers Badereise. 25. Friedenspredigt an Deutschland. Dämmerungen für Deutschland. Mars' u. Phöbus' Thronwechsel. Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche. 26. Leben Fibels. Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz. 27. Museum. Über die deutschen Doppelwörter. 28. u. 29. Der Komet u. Nikolaus Marggraf. 30. u. 31. Herbstblumen oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 32. Gesammelte Aufsätze oder Dichtungen. 33. Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele. 34. J. Pauls Leben (teils von ihm selbst, teils von Ernst Förster).
Wahrheit aus Jean Pauls Leben. 8 Bde. Breslau, 1826—33. 41,25 ℳ.

B. Schriften über Jean Paul.

Spazier, J. P. Fr. Richter. Ein biogr. Kommentar zu d. Wkn. Neue Asg. in 1 Bde. Leipzg., 1836. 4,50 ℳ.
H. Döring, J. P. Fr. Richters Leben u. Charakteristik s. Wke. Gotha, 1826. 1,75 ℳ.

H. Döring, J. P. Fr. Richters Leben u. Charakteristik. 2 Bdchen. Lpzg. 1830 u. 32. 4,50 ℳ.
Börne, Denkrede auf Jean Paul. Erlangen, 1826. 25 ₰. (Auch im 4. Tle. d. gesammelt. Schrift. v. Börne. 2. Aufl. 46—59.)
J. Pauls Briefw. m. s. Freunde Christ. Otto. 4 Bde. Berlin, 1829 u. 33. 6 ℳ.
— — mit Heinr. Voß. Herausgeg. v. Abraham Voß. Heidelb., 1833. 2 ℳ.
E. Förster, Denkwürdigkeiten aus dem Leben v. J. P. Fr. Richter. München, 1863. 4 Bde. 18 ℳ.
Erinnerungsblätter an Jean Paul, dessen Leben u. Heimgang in Bayreuth (5 lithogr. Blätter). Bayreuth, 1861. 2 ℳ.
Planck, Jean Pauls Dichtung im Lichte uns. nationalen Entwickelung. Ein Stück deutscher Kulturgeschichte. Berlin, 1867.
P. Nerrlich, Jean Paul u. seine Zeitgenossen. Berlin, 1876. 6 ℳ.
— —, Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul u. dessen Gattin. Berlin, 4 ℳ.
— —, Zu J. Paul. Berlin, 1889. 1 ℳ.
— —, J. Paul. Sein Leben u. s. Wke. Berlin, 1889. 10 ℳ.

L. Hebel.

1. Alemannische Gedichte.*)

1. Der Winter.

Hebels Wke. Karlsruhe, 1834. I. 137. 1843. I. 111. Reinick, Hebels alemann. Gedichte. Ins Hochdeutsche übertr. Lpzg., 1853. 105. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 205 [in hochdeutsch. Sprache]. VI. Nr. 88. — Lüben, Auswahl. III. 5. alem. u. hochdeutsch.

1. Erläuterndes Abfragen.

Str. 1. Es ist Winter. Wir befinden uns in der Wohnstube eines frommen Landmanns, der durch die Scheiben in das Dorf hinab sieht. Jetzt schaut er in die Höhe und bricht in die fragenden Worte aus, mit denen unser Gedicht beginnt. Sprecht sie! — Was versteht er wohl unter der Baumwolle? — Warum kann er recht gut den Schnee mit der Baumwolle vergleichen? — Was heißt das: die Baumwolle ist feil? Sie ist für Geld zu haben. — Wo bietet man in der Regel die Ware aus? Auf dem Markte. — Welches ist denn der große Markt, auf dem unsere Baumwolle hier ausgeboten wird? (V. 5. 6.) — Und wer sind die Verkäufer? Die Wolken. — Sie sind jedoch mit ihrer Ware sehr freigebig. Aus welchen Worten ersehen wir das? „Sie schütten — Graus"! — Warum nennt der Landmann das Schneien einen Graus? Weil es Grausen oder Schauer, haarsträubendes Grauen verursacht. — Unter welchen Umständen hat man denn Ursache, sich vor dem Schneien zu fürchten? Wenn man weit von den Wohnungen der Menschen entfernt ist, auf unbekanntem Wege wandelt u. s. w.

---

*) Der Besprechung jedes einz. Ged. liegt zunächst die hochd. Bearb. zu Grunde.

2. Daß das Schneien an sich eine sehr erfreuliche Erscheinung ist, sagen uns die folgenden Strophen. Mit welchen Worten sagt es die zweite? „Wo jemand — Dach“. — Die wirkliche Baumwolle trägt man in Säcken fort; warum unsere Baumwolle hier auf Hut und Schultern? — Was heißt das: „zum nächsten Dach?“ — Wofür steht also „Dach“? — Warum sucht denn jeder beim Schneien so eilig ein Haus zu erreichen? — Als was müssen wir deshalb die Frage zu Ende der Strophe ansehen? Als eine scherzhafte Äußerung.

3. Das Haus unseres Landmanns liegt etwas hoch und einzeln; er kann das ganze Dorf und dessen Umgebung übersehen. Welche Dinge fallen ihm besonders auf? Die mit Schnee bedeckten Pfähle in den Gärten, der Nußbaum, das Kirchendach, das Pfarrhaus. — Welche Pfähle meint er? Die Zaunpfähle. — Mit wem vergleicht er sie? — Warum dürfen sie sich auf ihren Schmuck nichts einbilden? — Warum nennt er nur den Nußbaum? — Weil es nur einen Nußbaum im Dorfe gab. Vielleicht meint er auch einen von ihm besonders wert gehaltenen Nußbaum.

4. Wohin wendet nun der Landmann seine Blicke? — Wobei verweilt er ganz besonders mit seinen Gedanken? — Wo liegt das Samenkörnchen? — Wie liegt es in seiner Hülle? — Wie könntet ihr statt „wohlverwahrt“ auch noch sagen? — Worauf harrt das Samenkörnchen? — Wie kann man statt „harrt“ auch sagen? Das „Harren“ ist aber hier bezeichnender, denn worauf man harret, darauf wartet man, wie lange es auch dauert, mit fester Zuversicht. — Warum heißt es: auf seinen Ostertag? — Was thut es an seinem Ostertage? — Erinnert ihr euch noch eines Gedichtes, in welchem das, was hier das Samenkörnchen thut, von den Blumen gesagt wurde? „Wo sind alle die Blumen hin?“ (Leseb. I. Nr. 7.)

5. Aber das Samenkörnchen ist es nicht allein, was unter der Schneehülle seines Auferstehungstages harrt; welche Tierchen thun dies auch? — Welche Sommervögelein meint unser Landmann? — Warum nennt er sie „schöner Art“? — Mit welchen Worten ist der Zustand ruhigen Schlummerns so schön bezeichnet? — Habt ihr denn schon einen Schmetterling in seinem Winterschlaf gesehen? — Da sieht er ganz anders aus. Gott hat ihm außer dem warmen Bettchen in der Erde noch eine Hülle gegeben, in welcher er bis zu seinem Ostertage verweilt. Was für eine Hülle ist das? — Wie nennen wir ihn in diesem Zustande? — Kennet ihr noch Tiere, die in ähnlicher Weise vor ihrem Auferstehungstage eingehüllt sind?

6. In welcher Zeit geschieht die Auferstehung der Tierchen? — Wie sagt man statt Lenz gewöhnlich? — Ist die Frühlingssonne eine andere als die Wintersonne? — Die Wirkung der Sonne ist

aber im Frühling eine andere, als im Winter. Was bewirkt die Sonne im Frühling? — Welche Gräber sind hier gemeint? — Und was ist unter dem Totenhemdchen zu verstehen? Was unter dem jungen Leben?

7. Jetzt ist es aber noch Winter. Wer erinnert unsern Landmann daran? — Was ist des Spätzleins Begehr? Wie können wir statt Begehr auch sagen? Wodurch drückt das Spätzlein das Verlangen nach einem Krümchen Brot aus? — Wie können wir statt „flehende Miene" sagen? — Welche Menschen drücken auch schon durch ihre Miene aus, daß sie von unserer Güte etwas erwarten? — In welchem Gedichtchen habt ihr bereits das Spätzchen als einen rechten Bettler kennen lernen? „Guten Morgen, ihr fleißigen Mägdlein!" (Von Güll, Leseb. II. Nr. 167.) — Wie redet unser Landmann das Spätzlein an? — An welche Zeit erinnert er den Spatz?

8. Was könnt ihr aus dem Wörtchen „Hier!" schließen? — An wen denkt der Landmann aber auch, wenn er dem Spätzlein Brot giebt? — Was verlangt er deshalb von ihm? — Aus welchen Worten geht hervor, daß der Landmann gern dem Hungernden mitteilt? — Wollt ihr nicht auch mildthätig gegen die Tierchen sein? (Hinweis. a. Nr. 212—19 im II. Tle. d. Leseb.) — Haben denn die Tiere während des Winters allein der Wohlthätigkeit der Menschen ihre Erhaltung zu verdanken? — Wer sorgt aber für alle? — mit welchen Worten ist dies am Schlusse unseres Gedichtes ausgesprochen? — Was ist ein Joch? Ein hölzernes Geschirr, welches den Zugochsen um den Hals gelegt wird, um daran die Stränge zu befestigen. (Hinweis. a. d. bezügl. Bibelspr. Matth. 6, 26.)

Der Lehrer veranlaßt nun die Kinder, in einzelnen Sätzen auszusprechen, was sie aus dem Gedichte gelernt haben. Es wird sich auf folgendes beschränken: Im Winter schneiet es viel (Str. 1). Dann ist alles mit einer Schneedecke überzogen (Str. 2, 3 u. 4, V. 1 u. 2). Diese Schneedecke dient dem Korn und vielen Tieren zum Schutz gegen die Kälte (Str. 4 u. 5). Im Frühlinge steigt alles zu neuem Leben aus der Erde empor (Str. 6). Gott sorgt im Winter auch für die Geschöpfe über der Erde (Str. 7 u. 8).

Schlußbetrachtung. Sorgt Gott nicht auch für uns Menschen im Winter? — Auf welche Weise? — Für welche Menschen ist dennoch der Winter eine Zeit der Not? — Worauf werden sie mit Sehnsucht harren? Auf den Frühling. — Der Frühling bringt auch uns einen Ostertag. Woran erinnert uns der? — Inwiefern ist er auch für uns ein wirklicher Auferstehungstag? — Welche Winterhülle streifen wir da auch ab? Die warmen Kleider. — Ich kenne aber noch einen großen Ostertag, auf den wir alle mit fester Zuversicht hoffen. Diesem Ostertag geht auch

ein Winter vorher, in welchem wir, gleich dem Schmetterlinge, in der Erde ruhen. Wißt ihr, welchen Ostertag ich meine?

Für die Oberklasse.

Was in diesem meisterhaften Gedichte so wohlthuend auf uns einwirkt, ist die Natursinnigkeit, die aus jeder Zeile spricht, und der Geist der Milde und des Gottvertrauens, zu dem die Betrachtung der Natur in den letzten Strophen ungesucht hinüberleitet. Alle Erscheinungen sind anschaulich geschildert, alles ist personifiziert und darum uns näher gerückt. Der gemeine Schnee muß zur Baumwolle werden, die auf dem Himmelsmarkt feilgeboten wird, die jeder gern nach Hause trägt, und selbst eine gewöhnliche Erscheinung erhält durch die scherzhafte Beziehung auf gestohlenes Gut lebensvolle Bedeutung. Die Pfähle werden zu großen Herren, die sich auf ihre Käppchen nicht wenig einbilden; die Nußbäume würden bei weitem nicht so unser Interesse in Anspruch nehmen, als der Nußbaum, der eine ganze Reihe von Ideeen zu erregen imstande ist. Und wie plastisch weiß uns Hebel das geheimnisvolle Winterleben des Samenkörnchens und des werdenden Schmetterlings darzustellen, wie lebendig das Erwachen aus dem Winterschlafe! Das Spätzchen ist wieder kein gemeiner Spatz; Hebel macht ihn zum flehenden Bettler, der bei den Menschen zu Gaste geht, und so führt er uns unbemerkt auf den Schlußgedanken, den er nicht schöner ausdrücken konnte, als mit den Worten der Bibel.

Die Lebensgeschichte Hebels wird uns den Schlüssel zum Verständnis vieler Einzelnheiten in seinen Dichtungen bieten; hier bemerken wir nur noch mit Rücksicht auf Str. 5 u. 6, daß Hebel als Knabe gern Schmetterlingspuppen in Holzkistchen mit Erde vergrub und auf jedes Grab ein Kreuzchen steckte.

2. Das Liedlein vom Kirschbaum.

Hebels Wke. Karlsr., 1832. III. 465. 1843. III. 290. 1853. II. 192. — Reinick, Hebels alemann. Gedichte. Lpzg., 1853. 23. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 37. — Lüben, Auswahl. III. 8.

1. Inhaltsangabe.

Sie erfolgt, sobald ein erläuterndes Abfragen in der unter Nr. 1 angegebenen Weise zum äußern Verständnis des Gedichtes geführt hat.

Auf den Befehl des lieben Gottes läßt der Frühling den Kirschbaum Blätter treiben zum Mahl für das Würmlein. Es erwacht aus seinem Winterschlafe, streckt sich, reibt die Augen aus und nagt dann mit Wohlbehagen an den zarten Blättern. Abermals befiehlt der liebe Gott dem Frühling, Nahrung für das

Bienchen zu schaffen. Darauf fängt der Kirschbaum an zu blühen, und das Bienchen kommt herbeigeflogen und saugt als Frühstück süßen Honigsaft aus den zarten Blüten. Nun befiehlt der liebe Gott dem Sommer, für das Spätzlein zu sorgen, worauf der Kirschbaum sich mit tausend schönen roten Früchten schmückt, die dem Spätzlein zu willkommener Nahrung dienen. Hierauf räumt der Herbst auf den Befehl Gottes ab. Kühle Bergesluft weht; es reift; die Blätter färben sich gelb und rot und fallen ab. Endlich bedeckt der Winter das Übriggebliebene auf Gottes Befehl mit Schnee.

2. Gliederung.

Das Gedicht bildet ein Ganzes. Wir erkennen dies an einem Dreifachen: 1. Alles, was uns erzählt wird, findet in dem Befehl des lieben Gottes seinen Ausgangs- und Einigungspunkt. 2. Den Wechsel der verschiedenen Jahreszeiten nehmen wir an dem einen Kirschbaum wahr; wir sehen ihn Blätter treiben, ihn blühen, Früchte tragen und seine Blätter verlieren. 3. Endlich bildet der Kreislauf der Jahreszeiten ein abgeschlossenes Ganzes, dessen Ende zum Anfange zurückkehrt. In diesem Ganzen unterscheiden wir aber wieder mehrere Teile, die durch das Auftreten der Jahreszeiten gekennzeichnet sind. Jeder dieser Teile zerfällt wieder mit Rücksicht auf den Kirschbaum und die von ihm sich nährenden Tiere in mehrere Abschnitte, so daß das Ganze, übersichtlich dargestellt, etwa so aussehen würde:

I. Der Frühling. (Str. 1—6.)
  A. Der Kirschbaum treibt Blätter. (Str. 1—3.)
    1. Das Würmchen erwacht.
    2. Es benagt die Blätter.
  B. Der Kirschbaum treibt Blüten. (Str. 4—6.)
    1. Das Bienlein fliegt herbei.
    2. Es saugt den Honigsaft.
II. Der Sommer. (Str. 7—8.)
  A. Der Kirschbaum trägt Früchte. (Str. 7.)
  B. Das Spätzlein verzehrt sie. (Str. 8.)
III. Der Herbst. (Str. 9 u. 10.)
  A. Er räumt ab (sammelt ein).
  B. Die Blätter fallen.
IV. Der Winter mit seiner Schneedecke. (Str. 11.)

3. Die handelnden Personen.

In unserm Gedichte treten als handelnde, d. h. thätige Personen auf: Gott, die vier Jahreszeiten und drei Tiere.

a. Gott.

Er wird der liebe Gott genannt, weil er wie ein gütiger Vater für seine Geschöpfe sorgt. Er erscheint aber auch als der

Gebietende und alles Anordnende, als Herr; denn er befiehlt den einzelnen Jahreszeiten, was sie thun sollen. Endlich lernen wir ihn auch noch kennen als den Erhalter alles Lebens, der in seiner Allweisheit jedem seiner Geschöpfe diejenigen Gaben in reicher Fülle darreicht, deren es zu seinem Lebensunterhalt bedarf, der in der Zeit des Überflusses auch an die Zeit des Mangels denkt und daher aufheben läßt, was übrig ist.

b. Die vier Jahreszeiten.

Sie sind in der Hand des Höchsten ein Mittel zur Erreichung seiner väterlichen und weisen Absichten. Sie selbst können nichts aus freiem Willen thun; aber sie gehorchen sofort dem göttlichen Worte, in dessen Kraft sie ihre Gaben bringen. Sie spenden verschiedene Güter, aber sie bedürfen auch wieder eines Mittels, um ihre Geschenke denen darzureichen, für welche sie bestimmt sind. In unserm Gedicht ist es der Kirschbaum, welcher nicht nur auf verschiedene Weise von den Jahreszeiten geschmückt wird, sondern auch eine Reihe Geschöpfe erhalten muß. So muß sich eines dem andern unterordnen, eines dem andern dienen, damit Gottes Wille ausgeführt werde. Jede Jahreszeit bringt etwas, woran man sie erkennt, und bei dem man sich der übrigen erinnert. Der Frühling bringt Blätter und Blumen, der Sommer Früchte, der Herbst sammelt ein, der Winter hebt die Reste sorgsam auf.

c. Die drei Tiere.

Es sind nicht bloß die in dem Gedichte angeführten Tiere, welche sich der Gaben Gottes erfreuen; sie dienen bloß als vereinzelte Beispiele für die göttliche Fürsorge überhaupt. Jedes Tier findet seine Nahrung ohne sein Zuthun und ohne zu ahnen, daß Gott es befohlen hat. Sie glauben, es müsse das so sein, und darum langen sie wacker zu, ohne zu danken. Es schmeckt ihnen sehr wohl, und sie finden alles außerordentlich schön und herrlich. Daraus ersehen wir, daß die Natur von Gott die Bestimmung erhalten hat, den Geschöpfen Freude und Lebensgenuß zu verschaffen. Wie die Jahreszeiten, so werden auch die verschiedenen Tiere in ihren Eigentümlichkeiten dargestellt.

1. Die Raupe ist eben erst aus dem Ei gekrochen, reckt und streckt sich, gähnt und reibt sich die Augen. Plötzlich in eine neue Körperhülle und in ein neues Leben versetzt, sind ihre Bewegungen noch langsam und unbeholfen. Endlich meldet sich der Hunger; sie nagt hier und da an den zarten Blättern, und es schmeckt ihr so gut, daß sie nicht wieder fort will. Der Gärtner hat den guten Appetit der Raupe sehr oft zu seinem Schaden kennen lernen. Wir können ihr darüber nicht zürnen; das Gemüse schmeckt ihr ja so gut.

2. Die Biene findet die Speise nicht sogleich vor sich; sie schaut sich erst um, und wenn sie ein Blümchen bemerkt, so fliegt sie herzu und meint, die Blume sei ihretwegen geschaffen. Sie bewundert die schönen Blumenkelche, läßt sich dann den Honigsaft gut schmecken und ist ganz erstaunt über den unermeßlichen Vorrat von Süßigkeit.

3. Der Spatz tritt mit seiner bekannten Unverschämtheit auf. „Ist's so gemeint?“ fragt er und will damit sagen: „Wenn hier Kirschen wachsen, so muß man zugreifen und nicht erst aufs Nötigen warten. Was soll ich mich lange bedenken? Sie sind für mich bestimmt, denn mein unaufhörlicher Gesang erfordert Stärkung, und ich selbst als stattlicher Vogel muß dafür sorgen, meine Stärke zu mehren.“

4. Grundgedanke.

Er ergiebt sich aus der vorhergehenden Besprechung von selbst: Gott sorgt für seine Geschöpfe durch die Natur.

5. Vergleichung des Gedichtes mit dem „Winter“.

Der eben ausgesprochene Gedanke bildet auch die Grundlage des vorigen Gedichtes, nur daß er in diesem noch umfassender dargestellt wird, als in jenem. Hier werden wir durch alle Jahreszeiten geführt, um in ihren verschiedenen Gaben die väterliche Fürsorge Gottes kennen zu lernen; dort ist es vorzugsweise der Winter, der uns die Güte Gottes veranschaulicht; doch zeigt uns das Gedicht die freundliche, lebensvolle Hälfte des Jahres wenigstens in der Ferne durch die Hindeutung auf den „Ostertag“, die Lerche und die Frühlingssonne. In dem vorliegenden Gedichte ist der Kirschbaum der Vermittler der göttlichen Güte, in dem „Winter“ ist es der Schnee und der Mensch. In beiden Gedichten werden drei Geschöpfe als Schützlinge Gottes aufgeführt; zwei von diesen treten in beiden Gedichten auf, aber der „Winter“ hat das Samenkorn, der „Kirschbaum“ die Biene noch für sich allein. Die Raupe und der Spatz sind aber, gemäß ihrer Abhängigkeit von der sie umgebenden Natur, in dem vorigen Gedichte anders dargestellt, als in diesem. Dort liegt die Raupe noch wohlverwahrt in ihrer Hülle, kummerlos des Lenzes harrend, hier erfreut sie sich bereits ihres Ostertages; dort zeigt sich uns der Spatz als Bettler mit flehender Miene, hier tritt er in frechster Weise als rücksichtsloser Dieb auf, ein Wechsel in der Gesinnung, der unserem Landmann im „Winter“ nicht unbekannt ist.

Für die Oberklasse.

Das Gedicht ist ursprünglich in alemannischer Mundart geschrieben und bildet den Mittelpunkt einer der schönsten Erzäh-

lungen des „rheinländischen Hausfreundes". Wir teilen sie deshalb hier vollständig mit.

Die Baumzucht.

Der Adjunkt tritt mit schwarzen Lippen, ohne daß er's weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern, zu dem Hausfreund. „Die Kirschen," sagt er, „schmecken mir doch nie besser, als wenn ich selber frei und keck wie ein Vöglein auf dem luftigen Baum kann sitzen und essen frisch weg von den Zweigen die schönsten, — auf einem Ast ich, auf einem andern ein Spatz."

„Wir nähren uns doch alle," sagt er, „an dem großen Hausvatertisch und aus der nämlichen milden Hand, die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „singt mir einmal in Eurer Weise das Liedlein vom Kirschbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt."

1. Der lieb Gott het zum Früehlig gseit:
„Gang, deck im Würmli au si Tisch!"
Druf het der Chries=Baum Blätter treit,
viel tausig Blätter grün und frisch.
2. Und 's Würmli usem Ei verwacht's,
es het g'schlofe in si'm Winterhuus,
's streckt si und sperrt's Müüli uf,
und ribt die blöde Auge us.
3. Und druf se hets mit stillem Zahn
am Blättli g'nagt enander no
und gseit: „Wie ist das Gmües so gut!
Me chunnt schier nimme weg dervo."
4. Und wieder het der lieb Gott gseit:
„Deck iez im Immli au si Tisch!"
Druf het der Chries-Baum Blüete treit,
viel tausig Blüete wiiß und frisch.
5. Und 's Immli sieht's und fliegt druf los,
früeih in der Sunne Morge-Schin.
Es denkt: „Das wird mi Caffi sy,
sie hen doch chostper Porzelin."
6. „Wi sufer sin die Chächeli geschwenkt!"
Es streckt sie trochche Züngli dri.
Es trinkt und seit: „Wie schmeckt's so süeß,
do mueß der Zucker wohlfel sy."
7. Der lieb Gott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!"
Druf het der Chries-Baum Früchte treit,
viel tausig Chriesi rot und frisch.
8. Und 's Spätzli seit: „Isch das der B'richt?
Da sitzt me zu und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei'.
und stärkt mer d' Stimm zum neue Gsang."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „hat Euch manchmal der Feldschütz verjagt ab den Kirschbäumen in Eurer Jugend? Und habt Ihr, wenn's noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Äpfel und Nüsse eingetragen auf den Winter, wie meiner Schwiegermutter ihr Eichhörnlein, das sie Euch geschenkt hat? Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend begegnet ist."

Das geht natürlich zu, sagt der Hausfreund, man hat am längsten Zeit, daran zu denken.

9. Der lieb Gott het zum Spötlig gseit:
„Ruum ab! sie hen iez alli g'ha."
Druf het e chüele Bergluft gweiht,
und 's het scho chleini Rife g'ha.
10. Und d' Blättli werde gel und rot
und falle eis im andre no,
und was vom Bode obsi chunnt,
muß au zum Bode nidsi go.
11. Der lieb Gott het zum Winter gseit:
„Deck weidli zu, was übrig ist."
Druf het der Winter Flocke gstreut.

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „Ihr seid ein wenig heiser. Wenn ich die Wahl hätte, ein eigenes Kühlein, oder ein eigener Kirschbaum, oder Nußbaum, lieber ein Baum."

Der Hausfreund sagt: „Adjunkt, Ihr seid ein schlauer Gesell. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, so hätt' ich auch einen eigenen Garten, oder Acker, wo der Baum darauf steht. Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf seinen vier Beinen könntet Ihr übel dran sein."

„Das ist's eben," sagt der Adjunkt, „so ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber. Nein, er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und saugt reines warmes Leben aus dem Sonnenschein, und frisches aus der Luft, und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit seinen Blüten, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe, meint der Adjunkt, wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im Frühling und in ihrem Christkindleinsstaat im Sommer, und alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wandrer ausruht in ihrem Schatten und ein Pfeiflein Tabak genießt oder ein Stücklein Käs, und wie sie gleich dem Kaiser Wohlthaten austeilen können, und jung und alt froh machen umsonst, und im Winter allein nicht heimgehen. Nein, sie bleiben draußen und weisen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verschneit sind; Rechts — jetzt links — jetzt noch ein wenig links über das Berglein."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „wenn Ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter seid Ihr schon, oder gar Kreisrat, das Alter hättet Ihr, so müßt Ihr Eure Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottseligkeit anhalten, und ihnen selber mit einem guten Beispiel voranleuchten. Ihr könnt Eurer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweigt wird, kostet nichts oder wenig, wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder und trägt dankbare Zinsen. Die Gottseligkeit aber hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

„Wenn ich mir einmal so viel bei Euch erworben habe," sagt der Adjunkt zum Hausfreund, „daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen und meiner Schwiegermutter ihre Tochter heiraten kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie miteinander wachsen und gedeihen, und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Toten in ihrer Verklärung da, voll Blüten und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinab: „Stilles Kind, dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir auch nicht aus."

Er ist kein unwäger Mensch, der Adjunkt.

Ein Gespräch zwischen dem Hausfreund und dem Adjunkt bildet den einfachen Rahmen um das liebliche Bild. Der Hausfreund ist Hebel selbst als Herausgeber des badischen Landkalenders, der diesen Namen als Titel führte. Da er es liebte, seine nächsten Umgebungen in eine eigene kleine Welt hinein zu dichten, so führte er vom J. 1811 an den Adjunkt und die Schwiegermutter in den Hausfreund ein. Diese Personen bezeichnete er einem Freunde in der Weise des Kalendermannes also: „Der Adjunkt ist der württembergische Gesandtschaftssekretär Kölle dahier (in Karlsruhe), der mir bisweilen Anekdoten für den Hausfreund zuträgt. Die Schwiegermutter ist eine schöne und geistreiche Frau, um deren schönes Töchterlein der Adjunkt einmal gefreit hat, jedoch nur scherzweise, denn er sah sie nur im Porträt und als Kind." U. s. w. Diese schöne Frau war die Künstlerin Händel-Schütz, die einen eigenen Abschnitt in Hebels Leben ausfüllt.

In unserm Musterstück sind die Rollen gleichmäßig unter den Hausfreund und den Adjunkt verteilt. Jener spricht das in Versen aus, was er diesen nicht minder poetisch in Prosa sagen läßt; denn dasselbe tiefe Gemüt, dieselbe kindliche Frömmigkeit, dieselbe Laune und Schalkhaftigkeit, welche uns in dem Gedichte fesselt, charakterisiert auch die Einkleidung desselben. Gleich zu Anfange werden wir aus der heitersten Laune, in die uns der lustige Bericht des gemütlichen Adjunkt versetzt, zu der ernstesten Stimmung erhoben. In dieser wird der Grundton angeschlagen, aus welchem das nun folgende Gedicht harmonisch herausklingt. Andächtig begleitet der Adjunkt die bekannte Melodie auf dem Blatte, bis der kecke Humor des Spatzes seinen eigenen herausfordert. In schalkhafter Weise erinnert er den Hausfreund an einige Züge aus dessen Kinderleben, die in naher Beziehung zu dem Charakter des Spatzes stehen. Der Hausfreund wird wehmütig gestimmt — man fühlt dies selbst in seinem Witzwort durch —, und diese Stimmung bildet den natürlichen Übergang zu den Schlußstrophen, mit denen der erste Teil des Stückes schließt.

War dieser besonders darauf angelegt, den Gedanken an die Fürsorge Gottes in uns zu erwecken, so geht der zweite näher auf die menschliche Fürsorge für die Obstbäume ein. Im Gedicht hat Hebel anschaulich gezeigt, wie der einzelne Baum zu den verschiedensten Zeiten den verschiedensten Tieren ein Lebensbaum wird; jetzt weist er nachdrücklich auf den Nutzen hin, den die Obstbäume auch den Menschen gewähren. Ein Baum ist ihm lieber als ein Kühlein, und wie hoch er die Baumzucht schätzt, geht daraus hervor, daß er sie neben die Gottseligkeit stellt. Überaus schön ist namentlich der Schluß, und so heiter der Dichter uns durch das lustige Bild von dem seine Zinsen einziehenden Büblein stimmt, so tief ergreift er das Gemüt durch die Zusammenstellung des blühenden Baumes mit dem unter ihm ruhenden Kinde, das auch seines Maitages harrt.

6. Form der Darstellung.

Wir haben hierbei nur das Gedicht im Auge. Die anschauliche, lebensvolle Darstellung, die es mit dem „Winter" gemein hat, erreicht Hebel durch folgende Mittel:

1. Durch die Personifikation. Gott ist ein gastfreier Hausherr, die Natur sein Tisch, die Jahreszeiten, Pflanzen und Tiere sind Personen, die auf höheren Befehl oder aus eigenem Antriebe handeln. Was wir als Naturkraft, als Instinkt und Naturtrieb uns im gewöhnlichen Leben vorstellen, erscheint jetzt als bewußtes Handeln oder selbständiges Wollen.

2. Durch das dramatische Element, das überall vorherrscht. Gott wird redend eingeführt; die Tiere sprechen, jedes nach seiner

Weise; das Geschehene wird nicht erzählt, sondern die Handlung entwickelt sich vor unsern Augen, wir sehen sie entstehen und ausführen. Wir sehen das Würmlein sich regen, wir sehen es nagen und dann begierig essen; die Biene kommt in der Morgenfrühe, fliegt hin und her, steckt dann die Zunge in die aufgefundene Blüte; der Kirschbaum trägt grüne, frische Blätter, weiße, frische Blüten, rote, frische Kirschen; die Bergluft kommt, das Blatt fällt, der Winter streut Schnee. Alle diese Zeitwörter drücken eine Bewegung aus, die Beiwörter geben die Farbe an, so daß wir uns die Handlung und Eigentümlichkeit der Handelnden sinnlich vorstellen können. Kurz, das Gedicht enthält lebhafte Malerei. Dramatisch lebendig wird es ferner durch die Mannigfaltigkeit der Scenen und Charaktere. Erst wird der Tisch gedeckt, dann abgeräumt, dann zugedeckt, was übrig ist. Anfangs grünt der Kirschbaum, dann blüht er, trägt Früchte und läßt die Blätter fallen. Die träge Raupe, die vorsichtige, emsige Biene und der kecke Spatz sind mit wenigen scharfen Linien gezeichnet.

7. Schriftliche Aufgaben.

1. Der Kirschbaum und seine Gäste. 2. Der Kirschbaum erzählt ein Jahr aus seinem Leben.

3. Das Spinnlein.

Hebels Wke. Karlr., 1834. I. 193. 1843. I. 167. 1853. I. 179. — Reinick, alemann. Gedichte. Ins Hochdeut. übertr. Lpzg., 1853. 159. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 108. — Lüben, Auswahl. III. 9.

1. Gedankengang.

Der Dichter steht mit seiner „Frau Muhme" vor dem Hause und betrachtet die Arbeit einer Spinne. Er vergleicht die zarten Fäden mit dem feinen Gespinst seiner Muhme und ist überzeugt, daß die Spinne es doch noch feiner macht, so fein, daß er's nicht haspeln möchte. Die erstaunte Muhme scheint diese Überzeugung zu teilen; denn aus seinen Fragen geht hervor, daß sie gewiß des feinen Flachses und seines Hechelmeisters sich bedienen würde, wenn sie wüßte, wo der eine und das andere zu finden wäre. — Jetzt macht er sie auf die Einzelnheiten der Arbeit aufmerksam. Die Spinne setzt das Füßchen, streift die Ärmel auf, netzt die Finger und beginnt nun zu spinnen. Aus langen Fäden baut sie sich eine breite luftige Brücke zum Nachbarhause, die des Morgens voll Tau hängt, und einen Fußweg daneben. Die Arbeit geht flink von statten, so daß aus den einzelnen Fäden bald ein kreisförmiges Gewebe entsteht. Aber es genügt der Verfertigerin noch nicht ganz; sie steht still, überlegt, ob sie nichts vergessen habe, und beruhigt sich dabei mit dem Gedanken, daß später noch genug Zeit zum Nachbessern sei und das Haus einstweilen nicht zusam-

menbreche. Nun putzt sie die Hände und schneidet den Faden ab, setzt sich in ihr Sommerhaus und freut sich über das unter Mühen entstandene Werk ihrer Hände. Behaglich schaukelt sie sich in der freien Luft, im warmen Sonnenschein, und es fehlt ihr nichts weiter zu ihrem vollen Wohlsein, als eins jener jungen, fetten Mückchen, die in großen Schwärmen vor ihr tanzen. — Der Dichter ist entzückt über das kleine und doch so geschickte Spinnlein; seine Gedanken aber erheben sich von dem unscheinbaren Tierchen zu dem, der es erschuf. Er weiß, daß der Allernährer auch des Spinnleins nicht vergessen wird. Und siehe! da kommt ein Mücklein geflogen; in unvorsichtiger Hast rennt es fast das Häuslein um und verwickelt sich in dem Gewebe. Nun schreit und winselt der arme Schlucker; aber es hilft ihm nichts; warum sieht es sich nicht besser vor? warum bekümmert es sich um Dinge, die es nichts angehen? Dem aufmerksamen Spinnlein ist dieses nicht entgangen; jetzt springt es auf seine Beute los, läßt sich nach der sauern Arbeit das Brätchen schmecken, und bewahrheitet so den Spruch des Dichters, daß der Allernährer jedem beschert, was er braucht.

2. Gliederung.

I. Vorbetrachtung. (Str. 1 u. 2, V. 1—4.)
 A. Bewunderung der Geschicklichkeit der Spinne im allgemeinen. (Str. 1.)
 B. Hindeutung auf die Weisheit des Schöpfers. (Str. 2, V. 1 - 4.)

II. Das Leben der Spinne. (Str. 2, V. 5 u. 6 — Str. 10.)
 A. Die Arbeit. (Str. 2, V. 5 u. 6 — Str. 6.)
  1. Die Vorbereitungen. (Str. 2, V. 5 u. 6.)
  2. Befestigung der Längsfäden. (Das Fundament des Hauses.) (Str. 3.)
  3. Herstellung des kreisförmigen Gewebes. (Str. 4.)
  4. Betrachtung der vollendeten Arbeit. (Str. 5 u. 6.)
 B. Die Ruhe nach der Arbeit und der Wunsch, nun auch zu essen. (Str. 7.)
 C. Die Ernährung. (Str. 8—10.)
  1. Hindeutung auf Gottes Weisheit und Fürsorge. (Str. 8.)
  2. Die Gefangenschaft der Mücke. (Str. 9.)
  3. Das Mahl der Spinne. (Str. 10.)

3. Die äußere und innere Einheit des Gedichtes.

Die äußere Einheit des Gedichtes wird durch die Person des Dichters selbst zusammengehalten, der, ein sinniger Beobachter der Natur, uns den ganzen Vorgang in seiner Betrachtungsweise anschaulich darstellt. Diese haftet nicht bloß an der äußeren Erscheinung, sondern richtet sich auch auf die in ihr verborgen liegende

göttliche Waltung, durch deren Hervorhebung zu Anfang und zum Schluß des Gedichtes dessen innere Einheit hergestellt wird. Denn der Grundgedanke ist ja kein anderer, als der, daß Gottes Weisheit und Fürsorge auch an dem unscheinbarsten Geschöpfe sich offenbart.

4. Die Personen.

Das Gedicht führt uns zwei betrachtende und zwei handelnde Personen vor. Die ersteren sind der Dichter und die Frau Muhme, die letzteren das Spinnlein und Mücklein.

An dem Dichter gefällt uns die innige Freude an einem scheinbar so unbedeutenden Geschöpfe und die Bewunderung, welche er der Arbeit desselben zollt, vor allem aber sein frommer Sinn, der auch in dem Leben der Spinne die weise und gütige Hand des Schöpfers erkennt.

Von der Frau Muhme erfahren wir weiter nichts, als daß sie eine geschickte Spinnerin ist, die gern noch feiner arbeiten möchte, wenn sie nur die Mittel dazu besäße.

Das Spinnlein ist in unserm Gedichte nicht das verachtete Tierlein, vor dem thörichte Leute sich fürchten; sondern es ist dargestellt als ein kluger und geschickter Baumeister, der das Material zum Bau seines Hauses selbst anfertigt und alles in eigner Person, ohne Gesellen und Handlanger, ausführt. Der Reinlichkeit wegen und um nicht behindert zu werden, streift es vor der Arbeit nach Art der Spinnerinnen sich die Ärmel auf; dann setzt es Füßchen und Finger in Bewegung und legt zuerst die Grundfesten seines Hauses mit einem Fußwege daneben, damit es ordentlich auf und ab spazieren kann. Nun geht es ohne Ruhe und Rast an das Haus selbst, bis es fertig dasteht. Zwar scheint ihm noch etwas nicht ganz in Ordnung zu sein, allein für das nächste Bedürfnis ist die Wohnung gut; darum beendet es die Arbeit, putzt sich hübsch die Hände ab und freut sich seines Werkes. Aber der fleißige Arbeiter will nicht bloß behaglich ausruhen, er will auch essen; darum schaut sich das Spinnlein nach einem Mahle um. Ruhig lagert es im Mittelpunkt seines Hauses, bis eine Erschütterung desselben ihm Beute verspricht. Es zuckt, springt auf den fremden Eindringling los und verspeist ihn. Es geschieht nicht aus Raublust oder Tücke, nur das Bedürfnis der Nahrung nach anstrengender Arbeit zwingt es dazu.

Damit das Schicksal des armen Mückleins uns nicht zu sehr zu Herzen gehe, wird es uns als dumm und täppisch dargestellt. Es erleidet seine Strafe, weil es ohne Überlegung in den Hausfrieden seines Nächsten einbricht. Auch ist sein Schicksal ein durch den weisen Haushalt der Natur bedingtes, gefordertes.

5. Form der Darstellung.

Die Lebendigkeit der Darstellung beruht auch in diesem Gedichte auf der Personifikation vernunftloser Geschöpfe, auf dramatischer Färbung und lebhafter Malerei. Der bewußtlose Instinkt der Spinne wird überlegte Handlung, die unser Interesse um so mehr in Anspruch nimmt, als sie vor unsern Augen geschieht. Das geräuschlose und selten beachtete Leben der Spinne erhält plötzlich Bedeutung, wenn es uns in seinen Einzelheiten anschaulich dargestellt wird. Durch den allgemeineren Eingang schon auf das Folgende gespannt gemacht, verweilen wir nun mit ungeteilter Aufmerksamkeit bei den Vorbereitungen zum Bau, wie bei allen Einzelnheiten desselben. Bei der Schilderung der behaglichen Ruhe der Spinne wird uns selbst ganz wohlig, und wir wünschen ihr von Herzen den fetten Braten, ohne übler von ihr zu denken, als von dem Jäger, der uns das Wild in die Küche liefert.

Das nach Umständen erforderliche nähere Eingehen auf die Einzelnheiten versagen wir uns hier, da es bei der Behandlnng nicht die geringsten Schwierigkeiten bereitet.

6. Schriftliche Aufgaben.

Ein Tag aus dem Leben eines Spinnleins. Als Selbsterlebnis geschildert.

4. Das Habermus.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. I. 140. 1843. I. 114. 1853. I. 154. — Reinick, Hebels alemann. Gedichte. Ins Hochdeut. übertr. Lpzg., 1853. 111. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 6. — Lüben, Auswahl. III. 10.

1. Gedankengang.

Wir sind in einer Bauernstube. Es ist Mittag; das Mahl ist bereit, und die Mutter ruft ihre Kinder zum Essen. Ein ärmliches Mahl ist es, was ihrer wartet, ein Brei aus Hafermehl, gekocht und aufgetragen in demselben rußigen Topfe; aber die fromme und verständige Mutter weiß die magere Speise trefflich zu würzen. Der Bibelspruch lehrt die Kinder das Dargebotene als ein Geschenk Gottes betrachten, dessen Bedeutung ihnen durch die wunderliebliche Erzählung der Mutter erst recht klar wird. Der Vater hört still zu. Er hat sich hungrig gearbeitet und will nun essen. Die Mutter versteht auch das Erzählen weit besser; ihr hören die Kinder am liebsten zu. Damit sie aber über dem Erzählen das Essen nicht vergessen, so erinnert die Mutter sie wiederholt daran und stets mit dem Wunsche, daß Gott ihnen die Speise segnen möge. Nun erst beginnt sie mit der Geschichte derselben.

Das winzige Körnlein ist es, worauf sie die Gedanken der Kinder zuerst lenkt. Der Vater hat es im Frühjahr in den

gepflügten Acker gesäet und durch die Egge mit Erde bedeckt; damit war seine Arbeit zunächst beendet, „denn Wachstum und Gedeihen steht in des Höchsten Hand.“ Im mehligen Körnlein steckt ein wunderbares Leben, das Keimchen, das so lange regungslos schlummert, als es nicht von der Erde bedeckt ist. Aber sobald es in den aufgelockerten Boden und unter den Einfluß von Feuchtigkeit und Wärme kommt, erwacht es, streckt sich und saugt aus der umgebenden Hülle, wie ein Kind aus der Mutterbrust Leben und Gedeihen; „es fehlt nur, daß es noch weinte.“ Allmählich wird es größer und stärker; die Nahrung der Mutter genügt ihm nicht mehr; es wird selbständiger und sucht sich selber seine Nahrung, indem es ein Würzelchen nach unten streckt. Aber es möchte so gern auch weiter oben sich umschauen. Furchtsam, wie ein Kind, das zum erstenmal allein das elterliche Haus verläßt, guckt's aus dem Boden heraus. Ach, um wie viel schöner ist es oben unter dem blauen Himmel, als unten im dunklen Schoß der Erde; und Nahrung findet es ja hier auch, dafür sorgt der liebe Gott schon. Ein Englein schickt er ihm zu mit freundlichem Gruß und labendem Trank, der ihm so wohl schmeckt und es stärkt und kräftigt. Ja, auch an einer liebenden Mutter fehlt es dem Keimchen da oben nicht. Noch ist sie hinter den Bergen in ihrem Schlafgemach; aber in tadelloser Sauberkeit, wie es einer guten Hausfrau geziemt, die fleißige Hand schon am frühen Morgen an der Arbeit, so tritt sie hervor aus demselben und wandelt die himmlische Straße, freundlich ihren Kinderchen zulächelnd. Wie gedeiht das Keimchen unter der Pflege der gütigen Mutter! Nicht umsonst ist sie so emsig; ein Gewölk hat sie gestrickt aus himmlischen Düften, und bald tröpfelt erquickender Regen nieder, daß das Keimchen sich satt trinken kann. Ein Lüftchen trocknet es dann wieder, und das alles gefällt ihm so wohl, daß es um keinen Preis wieder unter den Boden zurückkehren möchte.

Aber so bleibt es nicht lange. Eine bittere Zeit naht: der Nachwinter mit wolkenbedecktem Himmel, mit Schnee und Hagel. Da schaudert's dem Keimlein; es kann nicht zurück in den heimischen Grund, muß oben hungern und frieren, und es wähnt die Sonne gestorben. Da gedenkt es in seiner Not der Tage der Kindheit und sehnt sich zurück zum elterlichen Hause und zum Schoße der Mutter. Die erzählende Mutter weiß, daß es ihren Kindern dereinst auch so gehen wird, wenn sie in der Fremde ihr Brot verdienen müssen, daß auch sie sich zurücksehnen werden zum Mütterchen hinter dem Ofen; aber sie tröstete sie mit dem Schicksal des Keimchens, dem es auch bald wieder besser ging; denn endlich beginnt der Mai; laue Lüfte wehen; die Sonne steigt kräftig empor und küßt das Keimchen, das sich kaum vor Freude zu lassen weiß.

Alles wächst und blüht nun in Pracht und Fülle. Die Wiese bedeckt sich mit Gras und Blumen, der Kirschbaum mit Blüten, es grünt der Pflaumenbaum, und Korn, Weizen und Gerste werden buschiger. Da will das Häferlein auch nicht dahinten bleiben: es spreitet die zarten Blättchen aus, der Halm schießt empor, und eine Ähre schlüpft heraus und schwankt in den Lüften. Die Geheimnisse des Wachstums erfüllen die Mutter mit Staunen und Bewunderung. Kein Mensch kann diese Wunder thun, himmlische Engel sind es, die zwischen den Furchen wandeln und dies alles schaffen, bis der Halm, geschmückt mit blütenreicher Ähre, dasteht gleich einer Braut im Kirchstuhl. Aber noch hören die Wunder nicht auf. In den Blüten entwickeln sich zarte Körnchen, und das Haferchen merkt nun, was aus ihm werden soll. Es gehört nun zu den Erwachsenen; es hat ein eigen Haus, und alle die Körnchen sind seine Kinder. Da kommen am Tage die Nachbarsleute, Käferchen und Fliegen, auf Besuch, und summen den Kinderchen Wiegenlieder, und abends, wenn jene schlafen, kommt das Johanniswürmchen mit seiner Laterne.

So vergeht die Zeit. Nach und nach ist die Wiese gemäht, die Kirschen sind gesammelt, die Pflaumen hinten im Garten gepflückt, Roggen, Weizen und Gerste eingeerntet, die armen Kinder haben die Ähren aufgelesen, und das Mäuslein hat Nachlese gehalten. Da ist auch der Hafer zur Reife gekommen; er merkt es, daß nun auch seine Zeit um ist, und fühlt sich einsam zwischen den Rüben und Kartoffeln. Was nun geschehen ist, erzählt die Mutter nicht ausführlich; die Kinder sind ja selbst dabei gewesen, als sie im Herbst den Hafer geschnitten, in die Scheune gebracht und von früh um zwei bis abends um vier gedroschen haben. Endlich hat ihn des Müllers Esel geholt und als Mehl wieder gebracht, die Mutter hat ihn mit sahniger Milch gekocht und — den Kindern hat er vortrefflich geschmeckt.

So ist mit der Erzählung zugleich das Mahl beendet, die Kinder sind leiblich und geistig erquickt. Die Löffel werden abgewischt, eins der Kinder spricht ein Dankgebet, und die sorgliche Mutter schickt sie nun unter liebreichen Ermahnungen zur Schule, nicht ohne ihnen noch eine kleine Freude in Aussicht zu stellen.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Eine Mutter ruft ihre Kinder zum Essen und erzählt ihnen während desselben die Geschichte des Hafermuses. Der Landmann säet im Frühjahr das Haferkorn, und Gott läßt es wachsen und gedeihen. Der Keim schlägt nach unten Wurzel und bricht durch die Erddecke. Tau, Sonnenwärme, Regen und trocknende Lüfte fördern das Wachstum des jungen Pflänzchens. Unter den Stürmen des Nachwinters hat es zwar viel zu leiden; allein der

Mai wirkt so wohlthätig auf dasselbe ein, daß bald der Halm emporschießt, nach und nach die Ähre sich entwickelt, Blüten treibt und Frucht ansetzt. Nachdem Heu, Obst, Roggen, Weizen und Gerste eingeerntet sind, beginnt auch die Ernte des Hafers. Er wird geschnitten, in die Scheune gebracht, ausgedroschen, gemahlen und endlich mit Milch zu Mus gekocht. — Nach dem Essen gehen die Kinder zur Schule.

3. Gliederung.

I. Vor dem Essen. V. 1—4.
II. Das Mahl und die Erzählung. V. 5—94.
 A. Einleitung. Die menschliche und göttliche Sorge für das Samenkorn im allgemeinen. V. 5—8.
 B. Gottes Fürsorge im besondern. V. 9—86.
  1. Im Frühjahr. V. 9—38.
   a. Das noch nicht gesäete Samenkorn. V. 9—12.
   b. Der Keim in der Erde. V. 13—21.
   c. Der Keim über der Erde. V. 21—38. Gott fördert sein Gedeihen:
    a. Durch den Tau.
    b. Durch Sonnenwärme.
    c. Durch Regen.
    d. Durch trocknende Lüfte.
  2. Im Nachwinter. V. 39—53.
   a. Schilderuug desselben. V. 38—41.
   b. Sein Einfluß auf das Keimchen. V. 42—47.
   c. Anwendung auf das menschliche Leben. V. 48—53.
  3. Im Mai und Sommer. V. 53—76.
   a. Einfluß der Maisonne auf das junge Pflänzchen. V. 53—56.
   b. Allmähliche Entwicklung der Pflanzenwelt im Frühling. V. 57—59.
   c. Der Hafer schießt in die Höhe. V. 60—68.
   d. Er blüht. V. 69 u. 70.
   e. Er setzt Frucht an. V. 71 u. 72.
   f. Besuch der Insekten. V. 73—76.
  4. Zur Zeit der Ernte. V. 77—86.
   a. Die Ernte im allgemeinen. V. 77—82.
   b. Der gereifte Hafer. V. 83—86.
 C. Der Menschen Arbeit nach der göttlichen Pflege. V. 87—94.
  1. Der Hafer wird eingeerntet und gedroschen. V. 87—90.
  2. Der Müller mahlt ihn. V. 91 u. 92.
  3. Die Mutter kocht das Mehl zu Brei. V. 93 u. 94.
III. Nach dem Essen. V. 95—98.

4. Äußere und innere Einheit des Gedichtes.

Die einzelnen Teile des Gedichtes bilden ein abgeschlossenes Ganzes, dessen äußere Einheit durch folgende Mittel hergestellt ist: 1) Die Mutter ist die Trägerin des Ganzen; sie ordnet das Mahl, leitet und beschließt es. 2) Das Mahl selbst giebt Veranlassung zu dem Hauptinhalt des Gedichtes, bildet die Unterlage desselben und schließt ihn wie in einen Rahmen ein. 3) Die Geschichte des Haferkörnchens bildet einen Kreislauf, dessen Ende zum Anfange zurückkehrt und so den Wechsel der dazwischen liegenden Handlungen und Erscheinungen einheitlich zusammenfaßt. Durch die passende Zusammenstellung des Lebens der Pflanze mit dem des Kindes, sowie durch die nur scheinbar unterbrechenden mütterlichen Nötigungen und Segnungen (V. 38 u. 77) wird aber die Erzählung in Beziehung zu ihrer Einkleidung gesetzt, so daß eins von dem andern nicht getrennt werden könnte, ohne Bau und Gliederung (den Organismus) des Ganzen zu zerstören.

Die innere Einheit beruht auf dem leitenden Gedanken des Gedichtes, der durch die einzelnen Vorgänge und bestimmte Personen versinnlicht wird. In seiner Allgemeinheit liegt er schon in den beiden angedeuteten Tischgebeten: Gott sorgt ohne Aufhören für alle seine Geschöpfe. Im besondern wird er veranschaulicht an der Entwickelungsgeschichte des Haferkörnchens und beziehungsweise an dem Leben der Menschen. Erfolgreich hervorgehoben wird er durch die Zusammenstellung der göttlichen Fürsorge mit der Muttersorge und Arbeit des Menschen, welche nur im Dienste jener steht, wie auch die Sonne, der Wind und die himmlischen Engel nur Vermittler der göttlichen Güte sind.

5. Die Personen.

Wie in den vorhergehenden Hebelschen Gedichten, so ist auch in diesem alles voll Leben und Handlung. Wir lernen nacheinander kennen: die Mutter, die Kinder, den Vater, das Keimchen, den lieben Gott, die Engel des Taues, die Sonne, die Engel des Kornes, Käferchen, Fliege und Glühwurm, die Kinder der Armen, das Mäuslein und des Müllers Esel.

Gott erscheint uns als derselbe liebevolle Vater, als welchen wir ihn bereits beim „Kirschbaum“ kennen gelernt haben.

Die Mutter ist die Seele des Hauses und eine treffliche Erzieherin ihrer Kinder. Während der Vater draußen im Freien schafft, wirkt und ordnet sie im Hause; zur Zeit der Ernte greift sie aber auch wacker bei der Feldarbeit mit an und hilft selbst das eingebrachte Korn ausdreschen. Ihre Kinder liebt sie über alles, darum erstreckt sie ihre Fürsorge nicht bloß auf die leiblichen Be-

dürfnisse derselben, sondern auch auf ihren Geist. Sie wünscht nicht bloß, daß sie wachsen und gedeihen mögen, sie will vor allem fromme Kinder. Das einfache Mahl läßt sie dieselben mit Gebet beginnen und schließen und benutzt es zugleich als Anknüpfungspunkt zu einer erbaulichen Erzählung. Sie erreicht damit den doppelten Zweck, einmal das Gemüt der Kinder mit Dank gegen den Geber aller Güter zu erfüllen, dann, sie daran zu gewöhnen, nichts in der Natur als klein und unbedeutend anzusehen. So wird die Stunde leiblicher Sättigung nebenbei zu einer Erbauungsstunde. Bei passender Gelegenheit läßt sie es an Ermahnungen zum Guten nicht fehlen, sie hält die Kinder zur Reinlichkeit, Ordnungsliebe, zum pünktlichen Besuch der Schule, zur Vorsicht, zur Aufmerksamkeit und zum Fleiß an.

Von dem Keimchen erhalten wir eine vollständige Lebensgeschichte. Wohlverwahrt, wie das Samenkörnchen im „Winter" (Str. 4), liegt es in seiner Hülle, dem mehligen Körnlein, wie im Schoße einer Mutter. Es schläft ruhig, spricht kein Wort, ißt und trinkt nicht; bald aber erwacht es, streckt die Gliederchen aus und sucht und findet Nahrung an der Mutterbrust, bis es den Windeln entwachsen ist und nun auf eigenen Füßen steht. Größer geworden, gefällt es ihm nicht mehr in der bekannten Welt; es ist vorwitzig und neugierig und möchte, nach Art der Kinder, gern etwas Neues sehen. Darum verläßt es das Haus der Mutter und wandert in die fremde Welt hinaus. Anfangs geht es ihm wohl; es findet mit Gottes Hilfe sein Brot und gute Menschen, die sich seiner annehmen; aber dann kommt eine böse Zeit, in der es hungern und frieren muß, und niemand sich seiner annimmt. Da gedenkt es sehnsuchtsvoll der Tage seiner Kindheit und wünscht sich zurück nach dem heimischen Grunde, zum „Mütterchen hinter dem Ofen". Allein die bösen Tage vergehen; abermals erfreut es sich der Fürsorge guter Menschen, und mit ihrer Hilfe entwickelt es sich immer stattlicher. Es gründet einen eigenen Hausstand und erhält von den Nachbarn zahlreiche Besuche.*) So hat es endlich in Leid und Freud' den Zweck seines Lebens erreicht und stirbt unter der Sichel der Schnitterinnen, nach seinem Tode noch Segen verbreitend.

Die Sonne ist eine prächtige, gütige, freundliche Frau, deren zeitweilige Abwesenheit dem Kinde Schmerzen und Angst verursacht; als sie in gewohnter Freundlichkeit demselben wieder nahe kommt und es herzlich küßt, da ist alles Leid vergessen, und es weiß nicht zu bleiben vor Freude.

---

*) Die unverkennbaren weiteren Beziehungen auf das eheliche Leben, die besonders in dem „Eia Popaia!" auf höchst naive Weise angedeutet sind, müssen hier unberücksichtigt bleiben.

Die Engel sind Boten Gottes, die auf seinen Befehl Tau und freundliche Grüße dem jungen Pflänzchen bringen, seine Blätter weben, den Umlauf des Saftes im Halm besorgen und die Knöspchen mit künstlichen Händen an seidene Fäden hängen. Zwischen den Furchen wandeln sie auf und ab und schaffen gewaltig.

Käferchen, Fliege und Glühwurm sind drei treffliche Gesellen, namentlich der letztere, der noch mit der Laterne nachts um neun Uhr zu Besuch kommt.

Die übrigen Personen sind in so wenigen Zügen dargestellt, daß wir eine Charakteristik derselben hier übergehen.

6. Schriftliche Aufgaben.

Ein Haferkorn erzählt seine Lebensgeschichte.

5. Wächterruf.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. I. 148. 1843. I. 121. 1853. 157. — Reinick, Hebels alemann. Gedichte. Ins Hochdeut. übertr. Lpzg., 1853. 117. — Lüben u. N., Lesebuch. IV. Nr. 178. — Lüben, Auswahl. III. 13

1. Gedankengang.

Um 10 Uhr beginnt der Wächter seine Wanderung durch die stille Nacht. Lauten Rufs verkündet er die Stunde, und ernste Ermahnungen, Warnungen und Tröstungen fügt er jedem Stundenrufe bei. Bei seinem 1. Gange rät er allen, zu beten und dann zu Bett zu gehen; den Guten wünscht er sanft und wohl zu schlafen, und beruhigend verweist er auf den ewigen Wächter im Himmel. („Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht." Ps. 121, 4.) Nicht alle folgen dem Rate des Wächters. Als er die zweite Stunde der Nacht verkündet, muß er noch Geräusch der Arbeit hören und manche Wirtshäuser erleuchtet sehen; darum mahnt er die Arbeiter und Kartenspieler zum letztenmal an die notwendige Nachtruhe. Nun wird es allmählich still. Mitternacht naht. Aber durch die dunkle Nacht scheint noch ein einsames Lämpchen am Lager des Kranken oder im Stübchen eines Unglücklichen. Dort scheuchen Schmerz oder Kummer den Schlaf von den müden Augenlidern. Der Wächter kennt das; darum wünscht er, daß Gott dem leidenden Herzen Ruhe geben, den Unglücklichen froh, den Kranken gesund machen möge. Auch Schmerz und Kummer finden endlich Erquickung im Schlaf, aber das lichtscheue Verbrechen benutzt nun die Ruhe der Schläfer, um seine dunkeln Wege zu gehen. Wohl weiß der Wächter, daß er durch seinen Ruf den Dieb nicht immer verscheucht, daß er bei aller Wachsamkeit nicht alles sieht; aber er erinnert den Bösewicht an den Richter im Himmel, dessen Auge die ganze Nacht wacht. Um 2 Uhr naht im Hochsommer die Nacht ihrem Ende; manchem, den die Sorge des Lebens nicht schlafen

läßt, währt sie schon zu lange. Diesem will der Wächter durch Hinweisung auf Gottes Fürsorge Trost und Beruhigung verschaffen. (Ps. 127, 3. Matth. 6, 29.) Um 3 Uhr endet die Wanderung des Wächters, denn der Morgen dämmert. Wie könnte er nun besser von den zu neuer Thätigkeit Erwachenden scheiden, als wenn er sie zum Dank gegen Gott auffordert, ihnen Mut einspricht und sie zum Fleiß und zu allem Guten ermahnt!

2. Inhaltsangabe.

Um **zehn** Uhr mahnt der Wächter alle an das Gebet und die Nachtruhe und verweist auf den himmlischen Wächter. Um **elf** fordert er die noch Arbeitenden und die Spieler auf, zu Bett zu gehen. Um **zwölf** erfleht er für die Leidenden Ruhe, Frohsinn und Gesundheit. Um **eins** erinnert er den Dieb an die Allwissenheit, um **zwei** den Sorgenden an die Vatergüte Gottes, und um **drei** Uhr fordert er zum Dank gegen Gott, zum Fleiß und zu einem guten Lebenswandel auf.

3. Äußere und innere Einheit des Gedichtes.

Das Gedicht ist ein aus 6 Teilen zusammengesetztes Ganzes, dessen äußere Einheit auf zweifache Weise vermittelt wird: 1) durch den Ruf des Wächters, der in jeder Str. mit denselben Worten beginnt; 2) durch den Wechsel der Stunden innerhalb einer Nacht, die mit Gebet beginnen und schließen soll. Die innere Einheit liegt in dem Grundgedanken, daß Gott auch des Nachts den Menschen nicht vergißt. Diese Idee kommt in allen Str., mit Ausnahme der 2., zum Ausdruck, der dem Inhalt trefflich angepaßt ist. In der ersten und letzten erscheint Gott als himmlischer Wächter im allgemeinen, in der 3. als barmherziger Linderer alles Schmerzes und Kummers, in der 4. als allwissender Richter, in der 5. als fürsorgender Vater.

6. Der Sommerabend.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. I. 86. 1843. I. 66. 1853. I. 133. — Reinick, Hebels alemann. Gedichte. Ins Hochdeut. übertr. Lpzg., 1853. 67. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 180. — Lüben, Auswahl. III. 14.

1. Gedankengang.

Wir versetzen uns in eine heitere Abendlandschaft, die von den letzten Strahlen der Sonne erleuchtet wird. Vor uns liegt ein bewässertes Wiesenthal, dessen Wände teils kahl, teils mit Fichtenwaldungen bedeckt sind. Es ist die Zeit der Heuernte. Fleißige Landleute kehren mit ihren Sicheln heim von der Arbeit nach dem im Thale gelegenen Kirchdorfe und sehen dem Untergange der Sonne zu. Einem der Landleute liegt es nahe,

diesen Vorgang mit seiner eigenen Heimkehr zu vergleichen und die Sonne überhaupt als eine handelnde Person darzustellen.

Die Sonne ist müde, sie geht still nach Hause. Ihre Strahlen verglimmen allmählich; mit ihrem Taschentuch, einem Abendwölkchen, wischt sie sich den Schweiß von der Stirn, denn sie hat einen weiten Weg und viel zu thun gehabt; alles in Haus, Feld, Berg und Thal will ihrer Segnungen teilhaftig werden. Den Blümchen verlieh sie Farbenschmuck, den Bienchen und Käferchen bereitete sie ihre Nahrung reichlich in den Blüten, die reifen Fruchthülsen sprengte sie auf und erfreute mit deren Samen die hungernden Vöglein, die Kirsche rötete sie, die Ähre und den Weinstock schmückte sie mit Blüten und Laub, auf der Wiese bleichte sie die Leinwand auch ohne des Bleichers Dank, im Dorfe trocknete sie die Wäsche und im Thale das abgemähte Gras und das alles in einem Tage. Darum ist sie aber auch so schrecklich müde, darum schwitzt sie so, ruht auf dem Berge aus, lächelt uns noch ein freundliches Gutenacht zu und geht dann in ihrem Hause zur Ruhe. Der Landmann erwidert ihren Gruß mit einem frommen „Behüt' dich Gott!“ Den Bewohnern des Thales ist sie nun entschwunden, aber der in ihrem Schein sich rötende Hahn am Kirchturm guckt ihr noch neugierig ins Haus hinein; die Sonne merkt's, und geschwind zieht sie den roten Vorhang zu.

Jetzt bemerkt der Landmann den aufgehenden Mond und wie er die Sonne zur Frau gemacht hat, so muß sich's der Mond gefallen lassen, als deren Mann zu gelten, in welcher Eigenschaft er ziemlich schlecht wegkommt. Es ist schade um die gute Frau, daß sie an ihrem Manne ein solches Hauskreuz hat! Er verträgt sich so wenig mit ihr, daß er fortgeht wenn sie nach Hause kommt.*) Da sitzt er schon lange im Fichtenwalde, um ihres Heimganges zu warten. Erst als der Landmann ermutigend ihm zugerufen, daß sie eingegangen sei und im Augenblicke schlafen werde, steht er auf, schaut ins Thal und wird von dem Chore der Frösche begrüßt.

Die Nacht bricht herein, und der Landmann denkt nun auch an das Bett. Wir dürfen aus seinen Worten schließen, daß er sich keines Unrechtes bewußt ist, und daß er sich's den Tag über, gleich der Sonne, redlich hatte sauer werden lassen; darum glauben wir ihm gern, daß er ohne Lied einschlafen und Gott ihm eine gute Nacht geben wird, die er auf dem Heimwege auch seinen Genossen wünscht.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Von der Arbeit heimkehrende Landleute betrachten den Unter-

---

*) In mehreren Übertragungen heißt es: „Kommt sie nach Haus, nimmt er die Rut'“. Es muß offenbar heißen „den Hut“ („und chunnt sie heim, nimmt er si Huet“).

gang der Sonne. Ihre Strahlen werden allmählich schwächer, je mehr sie sich dem Horizont nähert. Abendwolken verhüllen sie zum Teil. Sie hat während ihrer langen Wanderung viel geschaffen, da alles von ihr abhängig ist. Die Blume erhält durch sie ihre Farbe, und da der Honigsaft in den Blüten auch unter dem Einfluß der Sonne entsteht, so sorgt sie mittelbar auch für viele Insekten. Sie reift ferner viele Samen und wird dadurch Ernährerin einer Menge Vögel; sie rötet die Kirsche, läßt die Ähre und den Weinstock grünen und blühen, bleicht die Leinwand, trocknet die Wäsche und dörrt das Gras zu Heu. Nun geht sie unter, beleuchtet mit ihrem letzten Strahl noch den Hahn auf dem Kirchturme und hinterläßt am Himmel das Abendrot. Dann steigt im Osten der Mond aus dem Fichtenwalde empor, die Frösche fangen an zu quaken, die müden Landleute wollen nun nach Hause gehen und wünschen einander eine gute Nacht.

3. Gliederung.

I. Die Sonne. (Str. 1—9.)
  A. Sie nähert sich dem Horizonte. (Str. 1.)
  B. Ihre Tagesarbeit. (2—7.)
    1. Im allgemeinen. (2.)
    2. Im besondern. (3—7.)
      a. Sie verleiht den Blumen Farbe, (3, V. 1 u. 2.)
      b. sorgt für die Nahrung der Insekten (V. 3—6.) und
      c. der Vögel, (4.)
      d. rötet die Kirsche, (5, V. 1 u. 2.)
      e. schmückt die Ähre und den Weinstock mit Blüten und Laub, (V. 3—6.)
      f. hilft den Menschen bei ihrer Arbeit, (6 u. 7.) indem sie
        a. die Leinwand bleicht, (6, V. 1—4.)
        b. Wäsche trocknet, (V. 5 u. 6.)
        c. Heu macht. (7.)
  C. Sie geht unter. (8 u. 9.)
II. Der Mond. (Str. 10 u. 11.)
  A. Er geht auf. (10.)
  B. Er beleuchtet das Thal. (11.)
III. Die Heimkehr der Landleute. (Str. 12.)

4. Grundgedanke.

Er ist in der letzten Str. ausgesprochen: Wer den Tag über fleißig gearbeitet und wissentlich nichts Böses gethan hat, kann ruhig schlafen. Ein gut Gewissen ist

ein sanftes Ruhekissen. Die ganze treffliche Schilderung der Sonne dient nur dazu, diesen Grundgedanken plastisch zu veranschaulichen; selbst die scheinbar diesem Zwecke nicht dienende Herbeiziehung des Mondes unterstützt denselben. Offenbar durfte der Mond dem Sommerabend nicht fehlen; Hebel weiß ihn nun geschickt zu verwenden, indem er ihn mit der Sonne in ein unangenehm eheliches Verhältnis bringt. Dadurch ist sein isolierter Lauf symbolisch erklärt, und der Grundgedanke erhält durch die Fernhaltung des Störenden von der wohlverdienten Ruhe der Sonne eine weitere Versinnlichung.

5. Schriftliche Aufgaben.

Ein Sommertag aus dem Leben der Sonne. Von ihr selbst erzählt.

Vergleichung der vorstehenden sechs Gedichte.

1. **Natursinnigkeit** und ein **tief religiöses Gemüt** treten uns aus allen entgegen. Die Religion Hebels ist eine Religion des Lebens; darum finden wir überall lichte Heiterkeit und fröhlichen Gottesschein ausgebreitet, der uns erwärmt und Gedanken des Wohlwollens und der Liebe gegen unsere Mitgeschöpfe in uns erweckt. **Gottes Fürsorge** bildet in allen Gedichten entweder den ausschließlichen Grundgedanken oder ist doch wenigstens ein unentbehrlicher Teil des Themas, wie im „Sommerabend". In 5 Gedichten (Nr. 1, 2, 3, 4, 6) sind es Scenen aus dem **Naturleben**, welche uns diesen Grundgedanken versinnlichen, in dreien von diesen (Nr. 1, 2, 6) bilden einzelne oder alle Jahreszeiten die Einkleidung, in Nr. 1 **der Winter**, in Nr. 6 **der Sommer**, in Nr. 2 **alle Jahreszeiten**; in den beiden andern dient die Lebensgeschichte organischer Geschöpfe zur Einfassung des Themas, in Nr. 3 die der **Spinne**, in Nr. 4 die des **Haferkornes**. In einem Gedichte nur (Nr. 5) tritt das **Menschenleben** in den Vordergrund; doch hat der Dichter auch hier durch die Darstellung menschlichen Thuns innerhalb einer **Nacht** uns mit in das Naturleben hineingezogen.

Die Fürsorge Gottes wird entweder an einem einzelnen Geschöpfe (Nr. 4, 5) oder an mehreren zugleich (Nr. 1, 2, 6) gezeigt: dort in Nr. 3. an der **Spinne**, in Nr. 4 am **Haferkorn** und in Nr. 5 am **Menschen**, hier in Nr. 1 am **Samenkörnchen**, dem **Schmetterling** und dem **Spatz**, in Nr. 2 an der **Raupe**, der **Biene** und dem **Spatz**, in Nr. 6 an **verschiedenen Gewächsen, Tieren und Menschen**. Mit besonderer Vorliebe ist also im Pflanzenreiche das **Samenkorn**, in der niedern Tierwelt die **Raupe** und in der höhern der **Spatz** behandelt.

Als Vermittler der göttlichen Güte treten auf: Engel, in Nr. 4; Menschen, in Nr. 1 u. 4; der Kirschbaum, in Nr. 2; die Sonne, in Nr. 4 u. 6; der Schnee, in Nr. 1; Regen und Wind, in Nr. 4. Am liebsten gebraucht also der Dichter die Sonne zu dem angegebenen Zwecke.

2. Die Mittel, welcher sich der Dichter bedient, um den Grundgedanken poetisch darzustellen, sind mit Ausnahme von Nr. 5, in sämtlichen Gedichten dieselben: 1) der Gedanke ist überall in eine Geschichte, in die Erzählung eines einzelnen Vorfalles eingekleidet; 2) das Unpersönliche ist persönlich dargestellt, dessen Handlungen bewußtvoll aus eigenen Entschließungen hervorgehen oder sich auf göttlichen Befehl vollziehen; 3) Gott selbst wird, wo er auftritt, redend eingeführt, ebenso die vernunftlose Natur; 4) die Handlung wird nicht bloß erzählt, sondern sie entwickelt sich ins einzelne vor unsern Augen; 5) die Mannigfaltigkeit der Scenen und Charaktere steigert die Lebendigkeit des Gedichtes.

Schlußbemerkungen zu den alemannischen Gedichten.

Hebel hatte, durch die plattdeutschen Idyllen von Voß angeregt, aus einer Art von Heimweh seine poetischen Lieder in dem Dialekte ausgeführt, der in dem Winkel des Rheines zwischen dem Frickthale und dem ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Teile von Schwaben herrscht. Er tritt darin als der eigentliche Vertreter der Sprache, der Denkart, der Gesittung und der Lebensweise seiner Landsleute hervor. Ihr Grundton ist darum ein heiterer, froher. Nichts Mattes, Flaches, Plattes und Gemeines berühren seine Verse, weil sein eigenes Wesen ebensosehr davon ablag, wie die Natur des Volksstammes, dessen Gegend und Leben er seine Gedichte verdankt. Die meisten derselben entstanden zu Karlsruhe in den J. 1801 u. 2. Auf den Zuspruch sachkundiger Freunde, sowie aus finanziellen Rücksichten entschloß sich der bescheidene Dichter, sie ohne schriftstellerischen Namen im Wege der Subskription herauszugeben. Über den günstigen Erfolg derselben scheint er noch Zweifel gehegt zu haben. Scherzhaft schreibt er deswegen an einen Freund zu Müllheim:

Nein, wohl so hätt' ich au der Schmidt
Z' Hügeln überlistet mit mi Lied!
So ne gscheidte Ma, wie Ihr just sind,
Chauft e Chatz im Sack, und seig sie blind.

Geb der Himmel, aß se schöner Art,
Und mit chloren Augen use fahrt,
Wenn i 's Säckli lös und lock und sag:
„Büsli chum, und loß di seh am Tag!"

So erschien im J. 1803 die erste Ausgabe der alemannischen Gedichte, 32 an der Zahl. Sie fanden die günstigste Aufnahme, besonders von Seiten der Bewohner des badischen Oberlandes, und die wichtigste Anerkennung in dem Urteile Jean Pauls, die um so erfreulicher für Hebel war, als er sich zu Jean Paul mit Begeisterung hingezogen fühlte. Dieser sagt in einem Schreiben an den Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt“:

„Eben habe ich zum fünften oder sechstenmale eine Sammlung Volkslieder von einem Dichter gelesen, welche in der Herderschen stehen könnte, wenn man in einen Blumenstrauß wieder einen binden dürfte.“ —

„Unser alemannischer Dichter hat für alles Leben und alles Sein das offne Herz, die offnen Arme der Liebe, und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Mensch. Durch alle seine Gedichte greift dieses schöne Zueignen der Natur, der allegorisierenden Personifikation, die er oft bis zur Kühnheit der Laune steigert, z. B. im ersten ganzen Gedicht: die Wiese.“

„Er ist naiv, er ist von alter Kunst erhellt und von neuer erwärmt, — er ist meistens christlich-elegisch — zuweilen romantisch-schauerlich, z. B. in der hohen Erzählung: der Karfunkel, — er ist ohne Phrasentriller, — er ist zu lesen, wenn nicht einmal, doch zehnmal, wie alles Einfache. Mit andern, noch besseren Worten: Das Abendrot einer schönen friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er vor uns sich hinziehen läßt, — poetische Blumen ersetzt er durch Poesie. — Das Schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, indes er mit der andern Hand auf das Abendglühen der hohen Gletscher zeigt, und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken schön herüberrufen.“ (LI, 76, Ausg. v. 1828.)

Auf diese Stimme hin konnte Hebel ruhig bei der nächsten Auflage seiner Gedichte mit seinem Namen hervortreten. Eine solche war schon im J. 1804 notwendig geworden. Jetzt trat Goethe mit ausführlicher Beurteilung des Dichters in der „Jenaischen Litteraturzeitung“ auf. „Der Verfasser dieser Gedichte,“ sagt er, „ist im Begriffe, sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachstum und Bewegung ihr Leben aussprechen, die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie, doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst herauf zu heben. Auf der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personifikation zu Hilfe, und wie er dort für seine

Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus, aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Überzeugung verdient der größte Teil dies Lob.

„Wenn antike oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben und höhere, Göttern gleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadriaden an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen; so verwandelt der Verfasser die Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert auf die naivste, anmutigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint."

An diese Stimmen reihten sich in gleichem Sinne noch andere. So verbreiteten sich die alemannischen Gedichte, allenthalben empfohlen und allenthalben willkommen, bald so weit, als die deutsche Sprache geht, und erlebten in nicht gar langer Zeit (bis 1821) fünf Auflagen. Es konnte nicht fehlen, daß der Gedanke einer Übertragung derselben ins Hochdeutsche hier und da rege ward und auch wirklich an einzelnen Gedichten ausgeführt wurde. Die erste vollständige Sammlung erschien zu Bremen und Aurich im J. 1808.*) Hebel selbst machte einen Versuch mit dem „Abendstern", obgleich er der Übertragung im allgemeinen abgeneigt war. Ihm glich, wie er sich einem Freunde gegenüber treffend äußerte, eine hochdeutsche Übersetzung seiner Lieder einem einfachen Landmädchen, daß in fremdem, städtischem Putze in hoher Gesellschaft eingeführt werde. Auch mit dem Vorschlage Goethes, aus dem Hochdeutschen schickliche Gedichte in den oberrheinischen Dialekt zu übersetzen, konnte sich Hebel nicht befreunden. Er hielt die alemannische Mundart für unvereinbar mit allem, was sie nicht in sich selbst erzeugt und geboren habe; eine Übersetzung in der vorgeschlagenen Weise war ihm eine fremde Seele in fremdem Körper, ein Mensch von feinem Geschmacke und feinen Sitten, der auf einmal im Zwilchrocke erscheint. Dagegen gedachte Hebel später einzelnen Volksliedern aus dem „Wunderhorn"**) das Gewand seiner Gegend zu geben; es blieb jedoch beim bloßen Vorsatze.

Die metrische Form der alemannischen Gedichte ist in der Regel eine sehr einfache, nur in einzelnen längeren Gedichten ist der Hexameter gewählt, den der Bauer freilich für keinen Vers

---

*) Unter den übrigen sind die besten die v. Adrian (Stuttg. 3 ℳ.) u. R. v. Reinick (mit Holzschn. gr. 8. Lpzg., 1851. 5 ℳ.)

**) Diese Sammlung ergötzte Hebel ungemein. Er ließ die 3 Bde. in einen zusammen in Schweinsleder binden u. in den Rauch hängen, um sie nachher recht con amore genießen zu können.

gelten läßt, da er keinen andern kennt, als den mit Schlußreimen und Assonanzen. Fünf unserer Gedichte bestehen aus Str. von je 4 (Nr. 2) oder 6 vierfüßigen Jamben mit männlichen Reimen.

Außer der alemannischen sind fast alle deutschen Mundarten mit mehr oder weniger Glück poetisch verwendet worden; doch haben wir wenig Dialektisches, was sich mit den alemannischen Liedern vergleichen könnte. Am nächsten stehen Hebel Joh. Mart. Usteri aus Zürich (1763—1827), der noch jetzt in Kiel wirkende Professor Klaus Groth aus Heide in Holstein (geb. 1819) und Fritz Reuter (geb. 1810 in Stavenhagen in Mecklenburg, gest. d. 12. Juli 1874 zu Eisenach.) Usteris Gedichte (De Vikari und Herr Heiri)**) sind in Züricher Mundart geschrieben und halten sich ganz eigen zwischen der Idylle und dem komischen Epos. Diese Eigenheit erklärt das Land der Entstehung, in welchem das Spießbürgertum dicht neben der Ländlichkeit liegt und das Widersprechende sich die Hand reicht. Der Hexameter bildet deutlich den Schweizeraccent ab, und die Häufung der Daktylen und die verwickelten, in klarer Prosa abfließenden Perioden versinnlichen trefflich die geläufigen Zungen der Städterinnen: alles Eigentümliche des Idioms bis auf die französischen Brocken ist genau beobachtet. Wir geben als Probe ein Stück aus

Herr Heiri. Bd. 3. S. 5.

Chömme nu nider, ihr Lüüt! Die Fraue sind ja bym Kaffi,
Und de störrt sie kei Seel: i glaube, rief me: „das Huus brünnt!“
Griffed sie z'erst nah der Tasse, und noh der Tiere[1]) die Bsinntre.[2])
Aber, was säged sie denn? Du Närsch! bist nie no derby gsy?
„Noh es Täßli, Frau Baas?“ — „I danke verbindli“ — „Me gaht ie
Nüd uf eim Bey, Frau Baas?“ — „Hä nu, us schuldiger Achtig!“ —
„Noh es Täßli, Frau Baas?“ — „I glaube, Frau Baas, sie vexired;
Weger,[3]) i müeßt mi ja schäme.“ — „I bitte wozu doch die Umständ?
Aller guete Dinge sind drüü.“ — „I nimm's als Befehl a.“ —
„No es Täßli, Frau Baas?“ — „Nei weger, jetzt müeßt i verspringe!“
„'s git noh wohl en Winkel, si gsehnd wie d'Täßli so chly[4]) sind.“
„Nei wahrhaftig, es thuet's nüd!“—„I lah nüd nahe.“—„So seys denn!“—
„No es Täßli, Frau Baas?“ — „Wa denket sie au, Frau Baas Amtme!
Wär me nu es Faß! denn excellentere Kaffi
Trinkt me niene-n-[5]) als da; das mueß i säge.“ — „Nu ja denn,
Wenn i n'e glaube darf, so bitti.“ — „'s ist würkli doch gar z'vil.“ —
„Inkomodiert er sie öppe?“)[6] — „O nei, Frau Baas Amtme! 's Cunträri:
Chopf- und Magebschwerde, das mueß i säge, die nimmt's mer
Suuber und glatt eweg.“ — „Drum, wege der schätzbare Gsundheit
Noh es Täßli, Frau Baas?“ — „Nei, nei! jetzt müeßt' mer's verbette.
Gnueg ist gnueg.“ — „I gohne nüd z'ruck.“ — „I bitte doch höfli.“ —
's ist der Gsundheit wege.“ — „Da chah me fryli nüd abschlah!“ —

**) Dichtungen, herausgeg. v. Heß. Berlin, 1831. 3 Bde. 6 ℳ.

1) Kaffetière. 2) Besonneneren. 3) Wahrlich. 4) klein. 5) nirgends. 6) etwa.

„Noh es Täßli, Frau Baas?“ — „Bi Lib und Läbe! es gaht mer
Wehrli scho bis da ufe.“ — „Sie spassed: 's ist ja nu Brüehe.“
„Aber chräftigi Brüehe, und Milch, und Zucker und Murre;[1])
Denked sie au, Frau Baas Amtme! i glaube, es chäm zum e Rüüschli.“ —
„Daruf wend mer's doch wage, i gsäch sie so gern mit em Rüüschli.
Mached sie mer doch die Freud!“—„Uf ihri Gefahr, Frau Baas Amtme!“—
„Noh es Täßli, Frau Baas?“ — „Jetzt blyb i fest wie-n-en Felse:
Sibe Tasse ist, mein' i, e Schöns, es möcht's chuum en Tröscher.“ —
„Sibe Tasse sind ungrad: das chan i wehrli nüd zugäh;[2])
's gäb e schlaflosi Nacht. I gwahre aber, das Kaffe
Wird es bitzeli trüeb; send, Lisebeth, mached e frisches!“
Wend mer si au noh choh la, die ander Tiere! I denke,
Nei; denn d'Wahret z'gstoh, es gaht mer au bis da ufe.“

Klaus Groths Gedichte erschienen zuerst 1852 in Hamburg unter dem Titel: „**Quickborn**, Volksleben in plattd. Gedichten ditmarscher Mundart. Mit einem **Glossar** v. Prof. **K. Müllenhoff**.“ (3 ℳ), und erlebten rasch hintereinander mehrere Auflagen. Außer lieblichen Naturbildern behandelt er darin auch volkstümliche Stoffe, in denen die eigentümliche Denk- und Empfindungsweise, die Sitten und Gebräuche der Ditmarschen in ihren bürgerlichen und geschäftlichen Verhältnissen wahrheitsgemäß geschildert werden. (Siehe Lüben, Auswahl, III 405. Grotmoder.) Die Hebelsche Heiterkeit darf man in ihnen nicht suchen; der nordische Ernst blickt überall hindurch; sie stehen zu den alemannischen Gedichten in demselben Gegensatze, wie die Marschen der Nordsee zu den lieblichen Geländen Schwabens. Über die angewendete Mundart bemerkt übrigens der Dichter: „Das Plattdeutsche ist keine Mundart in dem Sinne eines verderbten, *platten* Hochdeutsch, sondern vielmehr ist das Hochdeutsch eine nachgeborne Schwester des Plattdeutschen, das gleichaltrig neben allen übrigen germanischen Sprachen steht, obgleich es nur in einem seiner Dialekte, dem Holländischen, als Schriftsprache fortlebt“.*) Wir wählen zur Vergleichung mit Hebels „Sommerabend“ als Probe: (Quickborn, 12. Aufl., S. 185. — Lüben, Auswahl, III. 404.)

Abendfreden.[1])

1. De Welt is rein so sachen,[2])
Als leeg se deep[3]) in Drom;
Man hört ni weenn noch lachen,
Se's liesen as en Bom.

2. Se snackt[4]) man mank de Bloeder,
Als snack en Kind in Slap,
Dat sünd de Wegenleder
Voer Köh und stille Schap.

---

1) Weißbrot. 2) zugeben.

*) Näheres in d. Schrift: Über Klaus Groth u. s. Dichtungen v. E. Hobein. Hamburg 1865.

1) Abendfrieden. 2) leise, still. 3) tief. 4) spricht.

3. Nu liggt dat Dörp[1]) in Dunkeln
Un Newel hangt dervoer,
Man hört man eben munkeln,
Als keem't vun Minschen her.
4. Man hört dat Veh int Grasen,
Un allens is in Fred,
Sogar en schüchtern Hasen
Sleep[2]) mi voer de Föt.[3])
5. Das wul de Himmelsfreden
Ahn Larm un Strit un Spott,
Dat is en Tid tum Beden —
Hör mi, du frame Gott!

Fritz Reuter vereinigt den gesundesten Humor mit dem tiefsten Gemüt und einer meisterhaften Kunst der Gestaltung. Seine plattdeutschen Gedichte erschienen 1853 als „Läuschen un Rimels“. Unter den prosaischen Schriften, die den Titel „Olle Kamellen“ führen, ist „Ut mine Stromtid“ die vollendetste. Reuters „Sämtliche Werke“ (Wismar, 1875) umfassen 14 Bde. à 3 ℳ. Ebendas. erschien: O. Glaugau: Fritz Reuter u. s. Dichtung. (1866).

Als Probe teilen wir mit: (Läuschen un Rimels, II. 53.)

En beten anners.

„Na, Jochen, segg, wo[1]) is dat nu mit Di?
Kannst mit den Leutnant Di nu all verdragen?“
„„Jh ja, dat geiht; dat Gräwst,[2]) dat is vörbi,
Doch alle Dag' des Morrens früh
Heww'n w' uns noch ümmer bi den Kragen
Un slahn uns beid' de Jacken vull.““
„Du Dinen Herrn? Dat wir doch dull!
Wardst em de Jack doch vull nich slagen?“
„„Un düchtig, Brauder, segg ick Di!
Doch ein lütt[3]) Unnerscheid de is dorbi:
Jck buller[4]) em de Jack man ut,
Wenn hei nich drin is, wenn hei 'rut.
Doch min Herr Leutnant de sleit tau,
Wenn ick 'e[5]) noch insitten dauh'.““

Eine Probe von Reuters Prosa voll poetischer Kraft und Wahrheit und lebensvoller Individualität in ernsten und tragischen Verhältnissen siehe Lüben, Auswahl III. 395: Eine Versteigerung und ein Begräbnis (Olle Kamellen III — Ut mine Stromtid I. 195.)

W. Bornemann schrieb Gedichte in altmärkischer Mundart (6. Aufl. 1854. Berlin, 4,50 ℳ), von denen eins: „De olle Fritz“, im V. Teile von Lübens Lesebuche Nr. 65 mitgeteilt ist.

1) Dorf. 2) schlief. 3) Füßen.
1) wie. 2) Gröbste, Schlimmste. 3) kleiner. 4) klopfe. 5) da.

II. Hochdeutsche Gedichte.

7. Sommerlied.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. II. 137. 1843. II. 123. 1853. I. 240. — Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes von Behaghel S. 49. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 89. — Lüben, Auswahl. III. 16.

1. Gedankengang.

Der Dichter schildert uns eine Sommerlandschaft und knüpft daran erbauliche Gedanken. Unser Blick verweilt zuerst auf den blauen Bergen der Ferne, die durch ihre reine Luft und ihre Quellen ein Segen für die Ebene werden. Die den Bergen entfließenden Bächlein bewässern frische und kräuterreiche Wiesen, an deren Grashalmen (Schmehlen) der Tau glänzt. Den Fuß der Berge umgürten Laubwaldungen, in denen muntere Vögel Gottes Lob singen, und an sie schließen sich Obstgärten an. Der übrige Teil der Landschaft wird von wogenden Kornfeldern erfüllt. Das Ganze aber überwölbt der blaue Himmel mit der strahlenden Sonne und den weißen Wolken, die still dahinziehen wie Gottes Schäfchen auf der himmlischen Weide. Dieses Bild des Friedens in der Natur erweckt in dem Beobachter den Wunsch nach dem innern, dem Herzensfrieden, der uns erst den wahren Genuß an der Natur, die rechte Freude verleiht. Aber der Frieden in der Natur ist kein dauernder. Ein Gewitter zieht herauf. Der Vögel Lied verstummt. Der Sturm erhebt sich und wühlt die Wasser auf. Zuckende Blitze leuchten weit über die Landschaft hin, und bange harrt alles Lebendige, bis der betäubende Donner niederprasselt. Dieser Wechsel der Natur vom Frieden zum wildesten Aufruhr berührt das Innere des Menschen nicht, wenn er jenen Herzensfrieden besitzt; mit ruhigem Gewissen schaut er dann selbst in den Blitz des Weltgerichts und erbebt nicht, wenn auch der Grund der Erde erschüttert würde.

Eine nun folgende Inhaltsangabe der einzelnen Strophen ist um so leichter, als die Anfangszeilen jeder Str. den Hauptgedanken derselben aphoristisch angeben.

2. Gliederung.

I. Eine Sommerlandschaft bei schönem Wetter. (Str. 1—6.)
  A. Der Frieden in der Natur. (Str. 1—5.)
    1. Blaue Berge.
    2. Frische Matten.
    3. Schlanke Bäume.
    4. Grüne Saaten.
    5. Heiterer Himmel.
  B. Der Frieden im Menschenherzen. (Str. 6.)

II. Eine Sommerlandschaft beim Gewitter. (Str. 7—9.)
A. Der Aufruhr in der Natur. (Str. 7 u. 8.)
1. Die Vorboten desselben.
2. Die Entladung des Gewitters.
B. Die Ruhe eines guten Gewissens. (Str. 9.)

3. Grundgedanke.

Die Schilderung der Sommerlandschaft ist nur Nebenzweck. Der Dichter entwirft sie, um neben dem Wechsel in der Natur die unveränderliche Ruhe eines guten Gewissens recht anschaulich darzustellen und kräftig hervorzuheben. Der Grundgedanke liegt deshalb in der 6. u. 9. Str. Bei einem guten Gewissen werden wir die Schönheit der Natur erst vollständig genießen, und in den Schrecken derselben nicht erzittern.

4. Form der Darstellung.

Das trochäische Versmaß paßt trefflich zur Darstellung dieses ernsten Gedankens. Jede Str. bildet ein kleines Bild für sich mit passender Überschrift und in der prägnantesten Fassung. Mit Ausnahme von Str. 4 u. 9 bewegen sich sämtliche in kurzen Hauptsätzen.

5. Schriftliche Aufgaben.

Schilderung des Sommers.

8. Rätsel. (Der Bienenkorb.)

Hebels Wke. Karlsr., 1884. II. 215. 1843. II. 194. 1853. I. 280. — Lüben u. N.. Leseb. III. Nr. 76. — Lüben, Auswahl. III. 18. h.

1. Andeutungen zur Lösung des Rätsels.

Der Gegenstand des Rätsels wird eine Stadt genannt, und von ihr zunächst ausgesagt, daß sie wundervoll (wunderbar) sei und Tausende kleiner, vor dem Einfluß des Wetters geschützter Häuser habe. Worin dieser Schutz bestehe, sagt uns die letzte Zeile: in einem Strohdach. Eine wirkliche Stadt mit einem Strohdache giebt es aber nicht, mithin muß der Dichter etwas anderes damit meinen. Stellen wir die weiteren Eigentümlichkeiten der Stadt einmal zusammen: Sie ist stets mit Soldaten besetzt, die täglich ihre Waffen gebrauchen; sie treibt nebenbei Gewerbe; ihre reichen Pflanzorte oder Niederlassungen blühen weit umher; sie handelt mit süßem Gut; die Bewohner haben edle Triebe und zeichnen sich durch Fleiß, Ordnungsliebe, Treue und Ehrfurcht vor dem Throne aus. Eine ebenso reiche Handels-, Garnison- und Residenzstadt, deren Bewohner nur mit süßem Gute Handel treiben und doch täglich ihre Waffen gebrauchen,

giebt es in keinem menschlichen Staate. Es liegt deshalb nahe, ihn unter den Tieren zu suchen, die oft in ihren Eigentümlichkeiten Verwandtschaft mit menschlichem Thun und Treiben haben. Die meisten Kinder werden jetzt schon auf den Bienenstaat kommen, weniger geweckte dürften nach Hinweisung auf die Waffen der Bewohner, auf das süße Gut, die blühenden Kolonieen u. s. w. das Rätsel bald erraten.

2. Litteratur-historische Bemerkungen.

Hebels Rätsel und Charaden, welche gleichzeitig mit den alemannischen Gedichten entstanden, verdanken der Geselligkeit ihren Ursprung. Der Gesandtschaftssekretär Kölle (der „Adjunkt") erzählt in seinen Beiträgen „zu Hebels Ehrengedächtnis": „Fabelhaft unsinnige Rätsel gehörten zu unserer täglichen Belustigung an der Wirtstafel im Gasthof zum Erbprinzen. Tieck, damals gichtkrank, speiste daselbst. Unser tolles Treiben bewog ihn, anderwärts sein Mittagsmahl zu suchen; da hörte er aber stets dieselben Rätsel, welche inzwischen in Umlauf gekommen waren, und kapitulierte demnach mit uns, wir sollten es bis zum Nachtisch unterlassen, was aber schlecht gehalten wurde, indem der oder die, wem etwas recht Tolles durch den Kopf ging, unwillkürlich auflachte und nun nicht umhin konnte, den Vertrag zu brechen." Die eigentliche „Charaden- und Rätsel-Akademie", wie sie Hebel nannte, war jedoch das Drechslerische Kaffeehaus. Hier hatte die Unterhaltungsgabe Hebels bald eine Reihe von Besuchern angezogen, die ihren Scharfsinn in Erratung von Rätseln übten und zeigten. Hebel ward durch diese Übung zu eigener Schöpfung aufgemuntert, und so entstand eine Reihe von Rätseln (wir besitzen deren 118), die zum Teil rein lokal, unbedeutend und sogar jetzt nicht mehr verständlich sind, zur großen Mehrzahl aber zu dem Trefflichsten gehören, was in diesem Fache geleistet worden ist. (Einige Beispiele siehe Lüben, Auswahl III 17. a—g.) Dies gilt besonders von seinen „Trugcharaden", in denen er, mit seltener Kunst und Schalkheit, dem Leser hervorstechende Merkmale eines Gegenstandes, den er gar nicht meinte, giebt, und die fast über die Leichtigkeit der Aufgabe Erzürnten mit dem Rate, noch einmal zu raten, am Ende zu neuem Nachdenken hinreißt.*)

---

*) Als ergötzliche Probe teilen wir folgendes mit:

Ein Silbenpaar zieht jährlich hin und her,
Bald ist's bei uns, bald wieder überm Meer,
Und kommt's ins Land
Weiß von Gewand,
Dann wehe den Schlangen und Kröten
Nur stille Flucht
Dahin, wo niemand sie sucht,

III Erzählungen.

9. Seltsamer Spazierritt.

Hebels Wke. Karlsr., 1832. III. 11. 1843. III. 89. 1853. II. 60. — Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes von Behaghel S. 86. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 80. — Lüben, Auswahl. III. 18.

1. Erläuterungen.

„selbdritt", mit dem dritten, hier mit dem Esel, zusammen. Selb ist ein unveränderliches Fürwort, welches jetzt nur noch in Zusammensetzungen mit Ordnungszahlwörtern gebraucht wird, z. B. selbzweit, besser selbander, selbdritt, selbviert. Dieses selb ist nichts anders, als ein erklärender Zusatz zu dem Ordnungszahlworte, um die in Rede stehende und in dem Zahlworte mitbezeichnete Person hervorzuheben.

„kuriose Gesellen", sonderbare, seltsame Gefährten oder Genossen.

2. Inhatsangabe in kürzester Fassung.

Ein reitender Mann und dessen zu Fuß nebenher laufender Sohn lassen sich durch die verschiedenen Zurechtweisungen von vier Wanderern endlich bestimmen, ihren Esel auf den Schultern nach Hause zu tragen.

3. Gliederung

I. Die Heimkehrenden und der erste Wandrer.
   1. Der Vater reitet, der Sohn läuft nebenher.
   2. Die Zurechtweisung des Vaters.

II. Die Heimkehrenden und der zweite Wandrer.
   1. Der Sohn reitet, der Vater geht zu Fuß.
   2. Die Zurechtweisung des Sohnes.

Kann sie retten von entsetzlichen Nöten.
Die dritte wird nicht schwer mehr scheinen;
Zwei Große wohnen drin mit ihren Kleinen,
Sie wandeln ein, sie wandeln aus,
Wie jeder pflegt im eignen Haus.
Das Ganze ist ein künstliches Geflecht,
Für die Bewohner eben recht.
Dem Storchennest dies Rätsel gleicht!
Allein wir machen's nicht so leicht.
Wir steigen nicht, wir bleiben auf der Erde.
Wenn fern von uns der Storch entfliegt,
Sich jeder wärmt am eignen Herde,
Und Schnee im öden Neste liegt,
Wird erst das Ganze lieb und wert;
Die Schnitterin es leicht entbehrt.
(Auflösung: Winterschuh.)

III. Die Heimkehrenden und der dritte Wandrer.
1. Vater und Sohn reiten.
2. Die Zurechtweisung beider.
IV. Die Heimkehrenden und der vierte Wandrer.
1. Vater und Sohn gehen zu Fuß.
2. Die Zurechtweisung.
V. Vater und Sohn tragen den Esel heim.

4. Die handelnden Personen.

Vater und Sohn sind ein paar fügsame Gesellen, die sich deshalb gefallen lassen müssen, oft getadelt, unverständig und seltsam genannt, ja mit Schlägen bedroht zu werden.

Die vier Wandrer wissen ihre Zurechtweisungen trefflich zu begründen. Die beiden ersten beschränken sich darauf, ihrer Mißbilligung Ausdruck zu geben; der dritte tritt derber auf, indem er eine Drohung hinzufügt, und der vierte schickt eine Verwunderung voraus. Ihre Äußerungen sind aber nicht bedingt durch einen eigentümlichen Charakter, sondern durch das Benehmen der ihnen Begegnenden; denn jeder andere würde vielleicht unter denselben Umständen dieselben Äußerungen gethan haben. Sie sind also nicht Vertreter einer besonderen Art von Menschen, sondern sie dienen dem Verfasser nur dazu, die Verschiedenheit der menschlichen Urteile im allgemeinen zu veranschaulichen, und als notwendiges Mittel zur Darstellung des Charakters der Heimkehrenden.

5. Grundgedanke.

Die durch ihre Handlungsweise charakterisierten Hauptpersonen sind aber wieder nur Mittel zur Versinnlichung der allgemeinen Wahrheit, daß es unmöglich ist, allen Leuten es recht zu machen. Daraus dürfen wir indessen nicht folgern, daß wir die Urteile anderer ganz unberücksichtigt lassen sollen. Was soll nun unsere Handlungsweise bestimmen?

6. Schriftliche Aufgaben.

Seltsamer Spazierritt. Der Vater — der Sohn — als Erzähler.

10. Du sollst dich nicht rächen.

Aus den **„Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande“.**

Hebels Wke. Karlsr., 1832. III. 482. 1843. III. 10. 1853. II. 7. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes. von Behaghel S. 6. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 81.

1. Erläuterungen.

„— wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll“, nicht in der gesetzlichen Ordnung, weil das Oberhaupt des Staates

an kein Gesetz gebunden ist, sondern nach eigener Willkür handelt (Despot); dadurch werden aber die Begriffe von Recht und Unrecht überhaupt verwirrt und führen zu ungesetzlichen Handlungen.

2. Inhaltsangabe.

Ein reicher Mann mißhandelt einen ihn um eine Wohlthat anflehenden Armen und wirft ihn zuletzt mit einem Steine. Der Arme steckt diesen in die Tasche und trägt ihn fortwährend bei sich. Nach langer Zeit verliert der Reiche wegen eines Verbrechens sein ganzes Vermögen und wird noch obendrein dazu verurteilt, rückwärts auf einem Esel sitzend durch die Stadt zu reiten. Der Arme erkennt in dem Verbrecher seinen Beleidiger und greift schon nach dem aufgehobenen Steine, um sich an jenem zu rächen, als er sein Unrecht einsieht, den Stein fallen läßt und bewegt davongeht.

3. Die handelnden Personen.

Der Reiche ist hartherzig, beurteilt seine Nebenmenschen nur nach Stand und Vermögen und richtet danach sein Betragen gegen sie ein. Darum verweigert er dem Armen nicht bloß die erbetene Wohlthat, sondern beschimpft und mißhandelt ihn auch. Dies Betragen aber ist nicht bloß unklug, da er sich dadurch Feinde macht, die ihm später schaden können, sondern auch niedrig und roh. Bei einem solchen Menschen kann es nicht auffallen, wenn er zum Verbrecher wird.

Der Arme zeigt durch die Aufbewahrung des Steines, daß er den Entschluß gefaßt hat, sich zu rächen. Nur die Klugheit hält ihn davon ab, dies sogleich zu thun: an einem reichen und glücklichen Feinde sich zu rächen, hält er für thöricht und gefährlich. Hätte er die Worte gekannt: „die Rache ist mein ꝛc.“ oder „Liebet eure Feinde“ u. v. a., so würde er vielleicht sofort dem Beleidiger vergeben haben. Erst als er diesen im Unglück sieht, schwindet sein Haß und macht edleren Gefühlen Platz. Er erkennt, daß ein Höherer gerichtet hat. Die innere Bewegung, die sich bei seinem Fortgehen auf dem Gesichte ausprägt, läßt vermuten, daß ihm das Schicksal seines Feindes tief zu Herzen geht, daß er es vielleicht bereut, nicht schon von Anfang an sich allein auf das göttliche Strafgericht verlassen zu haben. Wäre er ein Christ gewesen, so könnten wir seine Handlungsweise nur zum Teil billigen; als Mohammedaner handelte er durchaus musterhaft.

4. Grundgedanken.

Von den Lehren, welche Hebel seiner Erzählung beifügt, ist die erste eine reine Klugheitsregel; die zweite spricht den

Hauptgedanken aus, wie ihn die Überschrift der Erzählung kurz wiedergiebt.

5. Schriftliche Aufgaben.

Der reiche — der arme Mann erzählt die Geschichte.

11. König Friedrich und sein Nachbar.

Hebels Wke. Karlsr., 1832. III. 436. 1843. IV. 239. 1853. III. 125. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 442. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 87. — Lüben, Auswahl. III. 19.

1. Erläuterungen.

Mit dem hier erwähnten Lustschloß ist das von Friedrich II. in der Nähe von Potsdam erbaute Schloß Sanssouci (ohne Sorgen) gemeint. Schon vor Beginn des zweiten schlesischen Krieges hatte Friedrich beschlossen, auf dem sogenannten Weinberge bei Potsdam ein Lustschloß zu bauen, und bereits im J. 1747 prangte auf der Höhe desselben ein ganz nach seinen Angaben ausgeführtes Gebäude. Von der großen (38 m) steigenden Fontäne führen 6 mit Treppen versehene Terrassen zu dem 68 m langen, einstöckigen Schlosse, in welchem Friedrich II. gewohnt hat und gestorben ist. Hinter dem Westflügel, jenseits der Chaussee, liegt die sog. historische Bockwindmühle.

König Friedrich Wilhelm I. hatte dem Müller Gräbenitz die Erbauung einer Windmühle in der Nähe des kurfürstlichen Weinberges gestattet und ihm auch Holz für dieselbe verabfolgen lassen. Durch die Anlage der Terrasse von Sanssouci und der darunter liegenden Gärten unter Friedrich II. wurde dem Besitzer aber der bisher benutzte Weg zu seiner Windmühle abgeschnitten, und er war genötigt, zur Verbindung mit der Stadt einen weiteren Weg zu nehmen. Auf seine Beschwerde, daß der Betrieb seiner Mühle hierdurch beeinträchtigt sei, bewilligte ihm der König eine nicht unerhebliche Entschädigung. Als demnächst das Schloß über der Terrasse erbaut wurde, behauptete der Müller, daß ihm infolgedessen der Wind genommen wäre, und kam mit neuen Forderungen. Der König verstand sich zu einer abermaligen Entschädigung, erbot sich aber gleichzeitig, dem Müller die Mühle abzukaufen, um so allen Weiterungen vorzubeugen. Gräbenitz lehnte jedoch den ihm gebotenen Kaufpreis ab, wahrscheinlich in der Hoffnung, der König werde sich im Laufe der Zeit wohl zu einer noch höheren Kaufsumme verstehen, um nur die Mühle in seinen Besitz zu bekommen. Als aber Gräbenitz den König bald darauf mit neuen Forderungen behelligte, riß demselben die Geduld, und er verwies den Nachbar Müller schließlich auf den Weg der gerichtlichen Klage. Später soll dann Gräbenitz selbst um die Er-

laubnis eingekommen sein, die Mühle abbrechen und nach Wustermark verlegen zu dürfen. Aber nun wollte der König nicht, der sich inzwischen an den Anblick der Mühle inmitten seiner Anlagen gewöhnt hatte. Aus diesem Thatbestand ist, wie es scheint, in Verwechselung und Vermischung mit dem bekannten Prozesse des Müllers Arnold von der Krebsmühle bei Pommerzig in der Neumark, die Sage entstanden, daß der Windmüller von Sanssouci dem Könige, der ihn zum Verkauf seiner Mühle habe zwingen wollen, mit der Klage beim Kammergericht in Berlin gedroht, das Gerechtigkeitsgefühl des Königs aber den Müller in dem ungestörten Besitz und Weiterbetrieb der Mühle belassen habe. Ihre jetzige Gestalt verdankt die historische Windmühle König Friedrich Wilhelm II., der sie auf massivem Unterbau in eine sog. holländische Mühle verwandeln ließ. Unter Friedrich Wilhelm IV. erst, der sie dem Erben des Müllers Gräbenitz abkaufte, ist sie in königlichen Besitz übergegangen, und ihr Betrieb seit 1858 eingestellt worden. Er gab sie der Familie des Müllers in Erbpacht, nachdem die nach einem Brande unter Friedrich Wilhelm III neugebaute niedergerissen und durch eine andere stattliche mit verbesserten amerikanischen Mahlgängen ersetzt, der Mühlberg verschönt, mit hoher, epheuberankter Böschungsmauer versehen und ein neues Müllerhaus (1847) erbaut worden war. So paßt dies Ganze fortan besser zu der vornehmen Nachbarschaft. (Vergl. auch „Sanssouci" von Geibel.)

„Der geneigte Leser", ein Leser, der bereit gewesen ist, die Erzählung zu lesen.

„Wie hoch haltet ihr es"? was fordert ihr dafür?

„Wunderlicher Mensch", seltsamer, zu bewundernder, mir unbegreiflicher Mensch.

„Das Kammergericht", die höchste Gerichtsbehörde im preußischen Staate.

Der König wird ein gerechter Herr genannt, weil er alles den Gesetzen gemäß entschied; „er konnte überaus gnädig sein", heißt hier so viel als: sehr herablassend gegen seine Unterthanen sein.

Der Müller war herzhaft, besaß ein starkes Kraftgefühl zur Thätigkeit. Er war aber nicht bloß herzhaft oder männlich, sondern auch beherzt. Es drohte ihm ein Übel, eine mögliche Gefahr; da trieb ihn sein starkes Kraftgefühl zu furchtlosem Handeln an. Hebel nimmt also hier Herzhaftigkeit mit Beherztheit als gleichbedeutend: furchtlose Thätigkeit des starken Kraftgefühls in Gegenwart oder Möglichkeit von Gefahr.

Er war aber auch freimütig, er äußerte seine Gedanken und Gesinnungen unabhängig selbständig, durch nichts beschränkt, selbst dann, wenn es ihm Nachteil oder Gefahr bringen konnte. Freimütigkeit ist die Seelenstimmung des Menschen, die keinen Nach-

teil und keine Gefahr scheut, ihre Gedanken und Gesinnungen zwanglos und durch nichts beschränkt zu äußern. Die Herzhaftigkeit zeigt sich vorzugsweise im Handeln, Freimütigkeit ausschließlich im Reden.

2. Inhaltsangabe.

In der Nähe des Schlosses Sanssouci, welches Friedrichs II. Lieblingsaufenthalt war, stand eine Windmühle, welche die Umgebung des Schlosses verunzierte, und durch ihr Geklapper dem König lästig wurde. Derselbe suchte deshalb den Besitzer der Mühle zu bewegen, sie ihm käuflich abzulassen. Dazu verstand sich jedoch der Müller aus Liebe zu seinem ererbten Besitze nicht, und als der König mit Gewalt drohte, berief er sich kühnlich auf die richterliche Entscheidung des Kammergerichts in Berlin. Da stand der König von seinem Vorhaben ab und unterhielt fortan die beste Nachbarschaft mit dem Müller.

3. Die handelnden Personen.

Friedrich II. lernen wir hier als einen König kennen, der trotz seiner hohen Würde auf das herablassendste mit seinem Nachbar redet und die Freimütigkeit desselben schätzt. Unsere volle Achtung nötigt er uns aber dadurch ab, daß er dem Gesetz sich unterordnet und auch dem Geringen Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Der Müller ist ein Mann, der sowohl den Kopf als das Herz auf dem rechten Flecke hat. Er besitzt einen für seinen Stand völlig ausreichenden Grad von Bildung. Er ist im Reden sehr gewandt und spricht darum auch mit Personen aus höheren Ständen ohne Verlegenheit und ohne Verstöße gegen die Schicklichkeit. In seinem Herzen nährt er eine kindlich-fromme Dankbarkeit gegen seine Eltern. Was er von diesen überkommen, hält er hoch und teuer, und ist eifrig bemüht, es seinen Nachkommen unverkürzt zu erhalten. Er ist ein warmer Freund des Rechts und der Wahrheit, und es fehlt ihm nicht an Mut, diese heiligen Güter des Menschen auch da zu verteidigen, wo er den Zorn irgend eines Gewaltigen auf sich lud. Wegen seiner Rechtschaffenheit und Freimütigkeit wird er von allen, die ihm nahe stehen und ihn genauer kennen, hochgeachtet, und selbst sein König ehrt ihn.

4. Zweck der Erzählung.

Der Verfasser will uns die Hoheit zweier Tugenden an einem Beispiele veranschaulichen, der Freimütigkeit und der Gerechtigkeitsliebe. Die erstere mußte er an einem Niedrigstehenden zeigen, weil die freie Rede eines Gebietenden keinen Mut voraussetzt; die letztere dagegen wird am ersichtlichsten bei dem Mächtigen, der gewohnt ist, seinen Willen überall befolgt zu sehen.

5. Form der Darstellung.

Der erste Teil der Erzählung ist im erzählenden Tone abgefaßt, der zweite hat die Form eines Gesprächs. Den Übergang von jenem zu diesem macht die Frage des geneigten Lesers: „Ein König .... niederreißen?" Demnach ist der zweite Teil als die Antwort auf diese Frage anzusehen.*)

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Der König — der Müller — erzählt die Geschichte. 2. Dramatisierung der Begebenheit. (Eine ausgeführte Arbeit siehe Kehr, Theoretisch-praktische Anweisung.)

12. Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne.

Hebels Wke. Karlsr., 1832. III. 81. 1843. III. 170. 1853. II. 114. Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 145. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 89.

1. Erläuterungen.

Ein „Batzen" war eine oberdeutsche, zumal schweizerische Silbermünze = 4 Kreuzer, die jetzt etwa $11^3/_7$ Pf. gelten würde; Bezeichnung für Geld überhaupt. Ursprünglich der Batze. Zuerst gegen 1492 als kleine Münze zu Bern mit dessen Wappen, dem Bären (Bätz, Betz), geprägt, woher der Name.

„Der beste Kopf", das beste Gedächtnis. „Das erkenntliche Gemüt", ein Gemüt, das für empfangene Wohlthaten thätig dankbar ist.

„ein sparsames Abendessen", ein spärliches, geringes.

„ihr geht nicht mit der Wahrheit um", ihr redet nicht die Wahrheit.

„Die Frau war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer sich", vor Freude wegen des unvermuteten Besitzes einer für sie so bedeutenden Summe, vor Schrecken, weil sie in dem Unbekannten plötzlich den mächtigen Kaiser vor sich sieht, vor Dankbarkeit, weil sie das Geld als ein unverdientes Geschenk betrachtet.

2. Inhaltsangabe.

Als Kaiser Napoleon in seiner Jugend die Kriegsschule zu Brienne besuchte, wendete er einer Obsthändlerin manches Geldstück zu. Bei seinem Abgange von der Schule blieb er ihr jedoch einige Thaler schuldig, wegen deren Bezahlung die Frau sich nicht bloß mit einer mündlichen Versicherung begnügte, sondern ihm

*) Über Hebels eigentümliche Darstellungsweise siehe weiter hinten.

auch noch alles Gute auf den Weg wünschte. Während der nun folgenden Erlebnisse, die den jungen Soldaten auf die höchste Stufe menschlicher Macht brachten, vergaß er aber seines der Obstfrau gegebenen Versprechens und erinnerte sich desselben nicht eher wieder, als bis er als Kaiser in die Stadt Brienne kam. Sofort sucht er die Wohnung der Obstfrau auf, läßt sich mit ihr in ein Gespräch ein, um zu erfahren, ob sie sich seiner Schuld noch erinnere, und als dies nicht der Fall ist, giebt er sich ihr als Kaiser und Schuldner zu erkennen, läßt ihr 1200 Franken auszahlen, an Stelle des alten ein neues Haus bauen und ihre Kinder anständig versorgen.

3. Gliederung.

I. Die Schuld.
  A. Napoleon auf der Kriegsschule zu Brienne.
  B. Sein Verkehr mit der Obsthändlerin.
  C. Der letzte Kauf.
    1. Sein Versprechen.
    2. Das Vertrauen und die Uneigennützigkeit der Obstfrau.

II. Das Vergessen der Schuld.
  A. Angabe des entschuldigenden Grundes im allgemeinen.
  B. Im besonderen.
    1. Napoleon wird General.
    2. Sein Feldzug in Italien.
    3. In Ägypten und Syrien.
    4. Seine Rückkehr nach Paris.
    5. Er wird Konsul und
    6. endlich Kaiser.

III. Die Bezahlung der Schuld.
  A. Die Erinnerung an dieselbe.
  B. Der Besuch bei der Obsthändlerin.
    1. Das Gespräch des Kaisers mit derselben.
    2. Er giebt sich ihr zu erkennen.
    3. Die Vergeltung.
      a. Auszahlung einer großen Summe.
      b. Bau eines Hauses.
      c. Versorgung der Kinder.

4. Die handelnden Personen.

Napolon war in seiner Jugend sehr fleißig, ohne deshalb unempfänglich für unschuldige Genüsse zu sein. Namentlich aß er gern Obst, so gern, daß er sich den Genuß desselben selbst dann nicht versagen konnte, wenn er kein Geld hatte. Er bezahlte jedoch die gemachten Schulden regelmäßig und erwarb sich dadurch das Vertrauen der Obstfrau in einem solchen Grade, daß sie ihm nach

und nach für einige Thaler Obst borgte, die er ihr bei seinem Abgange von der Schule später zu bezahlen versprach. Diese Schuld war eine leichtsinnig gemachte, da er nicht wissen konnte, ob er jemals imstande sein werde, sie zurückzuzahlen, und die Ereignisse der darauf folgenden Jahre ließen ihn dieselbe ganz vergessen; er erinnert sich aber sofort seines Versprechens, als er später den Ort wieder besucht. Sein Gedächtnis ist ein gutes, da er nach so langen Jahren, in denen Tausende berühmter Namen an sein Ohr tönten, selbst den der unbedeutenden Obstfrau nicht vergessen hat. Seine Dankbarkeit und Gewissenhaftigkeit sind aber noch größer; denn er verschmäht es nicht, das ärmliche Stübchen derselben zu besuchen und sich mit ihr leutselig zu unterhalten. Das Vertrauen der Obstfrau belohnt er durch eine kaiserliche Wiedererstattung der Schuld und außerdem noch durch besondere Wohlthaten.

Die Obsthändlerin ist eine freundliche, gefällige und uneigennützige Frau, da sie auf die Gefahr hin, nie ihre Schuldforderung berichtigt zu sehen, dem ihr liebgewordenen Jünglinge bereitwillig borgt, ihm bei seinem Weggange wegen der Schuld auch nicht zürnt, sondern vielmehr alles Gute wünscht. Das Vergessen der für sie bedeutenden Summe zeugt entweder von einem schlechten Gedächtnis oder von leichtsinniger Haushaltung, die Ausgabe und Einnahme nicht ordentlich vermerkt, oder endlich von großem Zartgefühl, das ihr verbietet, ein jugendliches Vergehen ihres geliebten Kaisers bekannt werden zu lassen. Wir haben Ursache, das letztere anzunehmen, da sie sich noch recht gut des früheren Verkehrs mit dem Kaiser erinnert. Auch tritt sie uns als eine reinliche und ordentliche Hausfrau entgegen, die augenblicklich mit einigen Erfrischungen aufwarten kann. Für das unerwartet ihr widerfahrene Glück sucht sie fußfällig zu danken.

5. Zweck der Erzählung.

Der Verfasser will durch ein Beispiel von der Gewissenhaftigkeit des Kaisers Napoleon in kleinen Dingen, sowie von seiner Dankbarkeit gegen tief unter ihm Stehende die Bewunderung und Achtung des Lesers erwecken.

Die Vergleichungspunkte mit der vorigen Erzählung liegen sehr nahe.

6. Schriftliche Aufgaben.

Der Kaiser erzählt die Geschichte a. in direkter, b. in indirekter Rede.

13. Das Mittagessen im Hofe.

Hebels Wke. Karlsr., 1832. III. 489. 1843. III. 16. 1853. II. 11. Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 42. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 131.

1. Erläuterungen.

„— mit manchen Menschen auszukommen", friedlich zu leben, sich zu vertragen.

„— nicht schlimm, sondern nur wunderlich", nicht eigentlich böse, sondern nur launenhaft.

Als Quelle diente Hebel „Vademecum für lustige Leute." Berlin, Mylius (1764—92) I, 170. Vergl. auch Längin, Nachträge S. 103.

2. Inhaltsangabe.

Ein launenhafter Herr, dem sein Bedienter selten etwas recht machen konnte, kam verdrießlich zum Mittagessen und warf in dieser Stimmung die Schüssel mit Suppe in den Hof hinab. Der Diener besann sich kurz, warf auch Fleisch, Brot, Wein und Tischtuch der Suppe nach und erklärte seinem, ihn zornig zur Rede stellenden Herrn, daß er geglaubt habe, das Mittagessen solle bei dem so schönen Wetter im Hofe gehalten werden. Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich auf und war dem Diener im Herzen dankbar für die gute Lehre.

3. Die handelnden Personen.

Der Herr ist nicht eigentlich böse, sondern nur launenhaft. Dieser Fehler ist so tief gewurzelt, daß nur eine sehr derbe, den Fehler recht stark hervorhebende, thatsächliche Belehrung geeignet ist, ihn zur Erkenntnis desselben zu bringen. Der Herr erkennt aber nicht bloß seinen Fehler, sondern legt ihn auch ab und ist für die erhaltene Lehre dankbar.

Der Diener kennt seinen Herrn genau und versteht mit ihm umzugehen. Da sein Herr einer Belehrung durch Worte unzugänglich ist, so belehrt er ihn durch die That, indem er ihm das Unsinnige seiner Handlungsweise durch die Wiederholung derselben im hellsten Lichte zeigt. Durch seine Entscheidung und den Hinweis auf die Schönheit der Natur und das fröhliche Mittagsmahl der Bienen verwandelt er den Zorn des Herrn in tiefe Beschämung und erwirbt sich dadurch dessen Dank.

4. Grundgedanke.

Durch geeignete Belehrung ist es möglich, auch den wunderlichsten Menschen zu bessern.

5. Schriftliche Aufgaben.

Ein Herr erzählt, wie ihn der Bediente von seinem wunderlichen Wahne geheilt hat.

14. Das seltsame Rezept.

Hebels Wke. Karlsr., 1832. III. 58. 1843. III. 142. 1853. II. 96. Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 126. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 135.

Diese ergötzliche kleine Geschichte, in welcher erzählt wird, wie ein Bauer durch einen drolligen Einfall sich in der Not zu helfen weiß, soll eben weiter nichts, als ein reiner Spaß sein, und würde durch eine eingehendere Behandlung ihrer Würze beraubt werden. — Das „Item“ (desgleichen) zum Schluß, das Hebel gern gebraucht, drückt nur allgemein etwas Folgendes aus.

15. Die gute Mutter.

Ebendaselbst, 1832. III. 248. 1843. IV. 11. 1853. II. 243. Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel. S. 288. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 93. — Lüben, Auswahl. III. 20.

1. Erläuterungen.

„Rebhäuser“, die Häuser in den Weinbergen.

„Sundgau“, auch Suntgau, der südliche Teil von Elsaß; wahrscheinlich gleichbedeutend mit Südland.

„diskurieren“, sich unterhalten.

2. Inhaltsangabe.

Eine Schweizerin, die bei der im Elsaß liegenden französischen Armee einen Sohn hatte, von dem sie lange nichts erfahren, beschloß, ihn aufzusuchen. Sie fuhr deshalb mit der Post von Basel durch das Sundgau, entschlossen, ihre Reise bis nach Straßburg und Mainz fortzusetzen, wenn sie das geliebte Kind nicht früher antreffen sollte. Zwei Stunden vor Colmar fuhr sie gegen Abend an dem Lager der Armee vorüber, ohne zu ahnen, wie nahe sie ihrem Sohne gewesen war. In der Stadt angekommen, wagte sie, von Bangigkeit und Hoffnung bewegt, lange nicht, sich nach ihrem Sohne zu erkundigen, bis sie endlich den Diener des Wirts heimlich nach ihm fragte. Als dieser erklärte, das es der General sei, nach dem sie gefragt, meinte sie, es sei Spaß; als aber der Wirt und ein Offizier die Aussage des Dieners bestätigten, da gab sie sich in ihrer Freude als Mutter zu erkennen, obgleich sie sich schämte, einen so vornehmen Sohn zu haben. Auf den Rat des Wirtes ließ sie ihr Gepäck von dem Postwagen abladen und sich des andern Morgens nach dem Lager fahren, wo sie in dem General, seiner Frau und seinem Kinde ihren Sohn, ihre Schwiegertochter und ihren Enkel fand, die sie gestern schon gesehen hatte, ohne sie zu kennen. Der General erkannte seine Mutter, stellte sie seiner Gemahlin vor und sie umarmten und küßten sich mit Thränen der Rührung. Der Wirt aber nahm den herzlichsten Anteil an dem Glück der guten Mutter.

3. Gliederung.

I. Die Reise.
  A. Veranlassung derselben.
  B. Das Gespräch mit den Reisegefährten.
    1. Der Entschluß der Mutter.
    2. Die Uneigennützigkeit ihrer Liebe.
  C. Das unbewußte Wiedersehen.

II. Der Aufschluß.
  A. Die Unentschlossenheit der Mutter.
  B. Die entscheidende Frage.
  C. Die gute Antwort.
  D. Der Rat des Wirtes.

III. Das Wiedersehen.
  A. Das gegenseitige Erkennen.
  B. Das Glück der Mutter.
  C. Die Teilnahme des Wirtes.

4. Die handelnden Personen.

a. Die Mutter ist eine einfache, schlichte Bäuerin, vermögend genug, um eine kostspielige Reise unternehmen zu können. Die Bezeichnung „gut“, die ihr der Verfasser schon in der Überschrift giebt, verdient sie im vollsten Maße. Wir dürfen annehmen, daß sie ihren Sohn trefflich erzogen hat, sonst würde er es schwerlich bis zum General gebracht haben und trotz dieser hohen Stellung so demütig geblieben sein. Sie liebt ihren Sohn über alles; deshalb läßt ihr die Sehnsucht nach ihm daheim keine Ruhe mehr, und sie scheut weder die Kosten, noch die Beschwerlichkeit einer weiten Reise, um ihre Sehnsucht zu befriedigen. Die Ungewißheit des Erfolges kümmert sie nicht, da sie auf Gott vertraut. Auf dem Wege macht sie in treuherziger und redseliger Weise ihrem mütterlichen Herzen Luft. Sie denkt nur daran, ihr Kind erst wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen; daß er möglicherweise während seiner langen Abwesenheit zu hohen Ehren gekommen sein könne, fällt ihr erst bei der Frage eines Mitreisenden nach dem Range ihres Sohnes ein; aber es ist ihr Nebensache, ja sie schämt sich innerlich ihrer Niedrigkeit bei dem Gedanken an die mögliche Hoheit ihres Sohnes. An diese denkt sie in ihrer uneigennützigen und demutsvollen Mutterliebe selbst dann nicht, als sie an den Generalen und Obersten der Armee vorüberfährt und unbewußt über ihre eigenen Kinder Bemerkungen macht. Aber die nahe gerückte Entscheidung beengt ihr doch das Herz. Die Furcht, ungenügende oder betrübende Nachricht über ihren Sohn zu erhalten, und ein natürliches Schamgefühl halten sie lange vom Fragen ab, und als sie endlich Mut gefaßt hat, wendet sie sich heimlich an

den Diener. Die so unerwartete Auskunft scheint ihr anfangs unglaublich; als ihr aber jeder Zweifel daran benommen wird, da strömt ihr Mutterherz über vor unverhoffter Freude. Sie kann es nicht verschweigen, daß es ihr Sohn ist, nach dem sie gefragt, obgleich sie sich schämt, vor den Leuten als die Mutter eines Generals dazustehen. Als sie endlich des andern Tages den geliebten Sohn und außer ihm auch eine Schwiegertochter und einen Enkel findet, da bleibt sie lange in ungewöhnlicher Rührung, aber weniger darüber, daß ihres Herzens höchster Wunsch nun erfüllt ist, als daß sie gestern schon die Ihrigen gesehen hat, ohne sie zu kennen.

b. Der Sohn. Wir wissen nicht, durch welche Umstände der Sohn aus seinem niedrigen Stande bis zu der Würde eines Generals gelangt ist; daß er diese hohe Stellung aber nicht bloß zufälligen Glücksumständen, sondern seinen guten Eigenschaften verdankt, können wir daraus schließen, daß er schon im Hause seiner Mutter stets brav gewesen ist, noch mehr aber aus der kindlichen Demut die er sich auch im hohen Stande bewahrt hat. Kindesliebe und Demut zieren jeden Menschen, am meisten aber den Hochgestellten, der leicht in Versuchung kommt, seiner früheren Niedrigkeit sich zu schämen. Mehr als alle seine äußere Hoheit gefällt uns darum an dem guten Sohne die innere, sittliche Hoheit.

c. Der Wirt ist in unserm Stücke nur eine untergeordnete Persönlichkeit nimmt aber doch auch unser Interesse durch seine Teilnahme an dem Glücke anderer in hohem Grade in Anspruch. Diese Teilnahme ist eine ganz uneigennützige, da ihm die Freude über das Glück zweier ihm ganz fern stehenden Personen mehr wert ist, als eine Summe Geldes.

5. Zweck der Erzählung.

In den Handlungen dieser drei Personen veranschaulicht uns der Verfasser ebenso viele beherzigenswerte Tugenden: Uneigennützige Mutterliebe, demutsvolle Kindesliebe und aufrichtige Teilnahme am Glücke anderer. Daß er in dem Leser besonders die letztere erwecken will, beweist die schließliche Behauptung. (Röm. 12, 15.)

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Die Mutter erzählt daheim einer Nachbarin die Geschichte. 2. Eine arme Bäuerin sucht ihren Sohn in der Hauptstadt auf, der dort ein angesehener und reicher Mann geworden ist. (Eine Nachbildung.)

16. Der geheilte Patient.

Hebels Wke. Karlsr., 1832. III. 119. 1843. III. 209. 1853. II. 139. Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 174. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 96.

1. Erläuterungen.

„— trotz ihrer gelben Vögel“, ihrer Goldstücke.

„hautreich“, an Hab und Gut, an Geld reich; vermögend, begütert, sehr reich. (Abstammung dunkel.)

„Hatte Maulaffen feil“, guckte viel unnütz, gedankenlos und müßig umher; gaffte in dummer Verwunderung oder Erwartung mit aufgesperrtem Maule, glotzte einfältig vor sich hin.

Dieses Sprichwort ist dem niederdeutschen Dialekte entlehnt: „He hoalt dat muul vil open“, d. h. er hält das Maul viel offen, oder „He hat dat Mul oppen veel“, d. h. er hat das Maul viel offen oder: er sperrt das Maul auf, oder: piel't mul open hollen, d. h. starr den Mund offen halten. Piel heißt plattdeutsch der Pfeil und wird adverbial von den Eigenschaften des Pfeils, starr, rasch, weit“ gebraucht, wie „piel de Näs lang kieken“, „piel den Weg längs lopen“. Der Affe aber heißt de Ap, Plural: de Apen, und so entstand aus einer korrumpierten Übersetzung des Substantivs „Pfeil“ und der Verwechselung des Beiwortes „offen“ mit der Mehrzahl des Wortes Ap dieser schlimme Verstoß gegen die Sprachforschung. Maulapen (Mauloffen, Offenmaul) sind im Plattdeutschen dumme, alberne Gaffer, die mit aufgesperrtem Munde verwundert, glotzend vor etwas stehen, mit aufgesperrtem Munde einfältig vor sich hinstarren. Aus „Maul offen“, machte man Maulaffen und aus dem Worte veel oder viel machte man „feil.“ Da nun der Ausdruck: „Maulaffen feil haben“, so viel Lächerliches verriet, so behielt man ihn bei und vergaß die alte Form gänzlich, doch nicht die ursprüngliche Bedeutung.

„Schnaufen“, hörbar atmen, in Aufregung heftig atmen, mit Mühe Luft einziehen. Die Ursache der Atembeklemmung bei ihm war der überladene Magen und seine Fettsucht.

„Maltersack“, in Baden und Hessen ein Sack, in den man (vor Einführung des 10teil. Maßes, Hebel III. 472. VIII. 228) 4 Simmer (große Sester) = 8 Mesten (kleine Sester) = 64 Becher oder nach dem 10teil. Maße 150 Liter, etwa 200 Pfund Getreide schütten kann.

Das Malter ist ein uraltes deutsches Fruchtmaß, eigentlich so viel Getreide, als ein Mann zum Mahlen eine Stiege hinauf tragen kann, oder auch die Tracht, die der Mühlgast auf einmal mahlen läßt.

„Mixturen“, aus verschiedenen arzneilichen Stoffen gemischte Tränkchen.

„Fouder“ (foudre), Blitz, Donner, Wetter; fudern = fluchen.

„perfekt“, vollkommen.

„Der Lindwurm ist jetzt abgestanden“, tot.

„Dublonen“, span. und italien. Goldmünzen, 15 ℳ an Wert.

2. Inhaltsangabe.

Ein reicher Amsterdamer wurde infolge von Unmäßigkeit und Trägheit krank. Er fragte alle Ärzte der Stadt um Rat und gebrauchte eine Menge von Arzneien; weil er aber den ärztlichen Vorschriften zuwider seine Lebensweise nicht änderte, so wurde sein Zustand nicht besser. Endlich wendete er sich brieflich an einen 100 Stunden weit entfernt wohnenden, sehr berühmten Arzt, der die Ursache seiner Krankheit sofort erriet und ihn aufforderte, zu Fuß zu ihm zu kommen, während der Reise aber äußerst mäßig zu leben, damit das Übel sich nicht verschlimmere. Der Kranke machte sich sogleich auf den Weg, befolgte die Vorschriften des Arztes und langte infolge dessen am 18. Tage gesund bei ihm an. Nachdem ihm der Arzt noch den Rat gegeben, nach seiner Heimkunft sich fleißig Bewegung zu machen und nicht mehr zu essen, als der Hunger verlange, reiste er wieder nach Amsterdam, lebte ganz nach dem Rate des Arztes, den er reichlich belohnte, und wurde ein alter Mann.

3. Gliederung.

I. Einleitung. (Allgemeine Wahrheit.)
II. Die Erzählung (als Beleg für jene Wahrheit).
  A. Die Lebensweise des reichen Amsterdamers.
  B. Die nachteiligen Folgen derselben.
  C. Die gegen die Krankheit angewendeten Mittel.
    1. Gebrauch der einheimischen Ärzte und vieler Arzneien
    2. Gebrauch eines fremden Arztes.
      a. Der Briefwechsel.
      b. Die Reise des Patienten.
      c. Die guten Folgen derselben.
      d. Der Rat des Arztes.
  D. Veränderte Lebensweise und Dankbarkeit des geheilten Patienten.

4. Charakterschilderungen.

a. **Der geheilte Kranke** ist ein reicher Müßiggänger, der seine Zeit zwischen Essen, Schlafen und Nichtsthun teilt. Des Vormittags raucht er im Lehnsessel Tabak, wenn dies seine Faulheit zuläßt, oder gafft zum Fenster hinaus; trotzdem ißt er des Mittags so viel, als hätte er gewaltig gearbeitet. Dabei atmet er so laut, daß sein Schnaufen von den Nachbarn oft für Windströmung gehalten wird. Die übrige Zeit des Tages verbringt er aus Langeweile wieder mit Essen und Trinken, ohne bei der Wahl der Speisen und Getränke auf seine Gesundheit Rücksicht zu nehmen. Gleich nach dem Nachtessen geht er zu Bett und ist

so müde, als ob er den Tag über die anstrengendsten Arbeiten verrichtet hätte. Kein Wunder, daß er infolge dieser unnatürlichen Lebensweise endlich krank wird. Er bekommt einen dicken und unbeholfenen Leib, verliert alle Lust an Essen und Schlafen und weiß doch nicht eigentlich, wo es ihm fehlt, ja bildet sich am Ende ein, alle Tage eine andere Krankheit zu haben. Er fragt alle Ärzte der Stadt um Rat und verbraucht unendlich viel Arzneien. Da er sich aber nicht entschließen kann, seine bisherige Lebensweise aufzugeben, so verschlimmert er nur sein Übel und macht somit die Erfahrung, daß man mit Geld allein seine Gesundheit nicht erkaufen kann. Endlich hört er von einem berühmten fremden Arzte so viel Gutes, daß er Zutrauen zu demselben faßt und ihm brieflich seinen Zustand schildert. Die Antwort befriedigt den Kranken. Der Doktor verlangt zwar nichts anderes, als was bereits die einheimischen Ärzte auch gefordert haben, Mäßigkeit und Bewegung; allein diese Forderung erscheint dem beschränkten Patienten in einem ganz anderen Lichte, da sie mit ganz andern Worten ausgesprochen und mit einem furchtbaren Übel in Verbindung gesetzt wird. Ein Lindwurm mit sieben gefräßigen Mäulern ist doch etwas zu Schreckliches, als daß man nicht der Vernichtung dieses Ungetüms ein wenig Bequemlichkeit und Wohlleben opfern sollte. Was die vernünftigsten Vorstellungen bisher nicht vermocht haben, bewirkt jetzt die Angst vor der eingebildeten Gefahr: der verweichlichte Müßiggänger macht eine Fußpartie von 100 Stunden und begnügt sich dabei mit ungewohnt schmaler Kost. In der übelsten Laune tritt er die Reise an, aber schon den zweiten Tag sind die guten Folgen der veränderten Lebensweise an dem warmen Interesse sichtbar, das er an seiner Umgebung nimmt, und am Schluß der Reise ist er ordentlich böse darüber, daß er nicht wenigstens ein kleineres Übel aufzuweisen hat, um seinen Besuch bei dem Doktor rechtfertigen zu können. Mit der wiedererlangten Gesundheit scheint er sogleich an Einsicht gewonnen zu haben; denn jetzt erkennt er die Schlauheit des Doktors und weiß, was die Eier des Lindwurms zu bedeuten haben. Er bedarf von nun an bei Mäßigkeit und Thätigkeit keines Arztes mehr, bezeigt sich aber bis in sein hohes Alter dem Retter seines Lebens dankbar.

b. Der fremde Doktor. Wir bewundern an ihm seine Menschenkenntnis und die schlaue Art und Weise, wie er dem allen vernünftigen Vorstellungen unzugänglichen Patienten beizukommen weiß. Er baut seinen Heilungsplan auf Beschränktheit des Kranken, und um diesen desto sicherer für seine Ratschläge zu gewinnen, hält er seinen Brief in so bestimmter Fassung, daß gar kein Zweifel an der Wahrheit des Dargelegten denkbar erscheint. Er spricht wie von einer Sache, die sich ganz von selbst

versteht, und läßt nirgends ein selbstisches Interesse durchblicken. „Die Sache ist nun so; nun thut, was ihr wollt!" Sein Anschlag gelingt. Der Kranke kommt als geheilt zu ihm, geheilt auch von seinen Vorurteilen, weshalb der Doktor es nicht länger für nötig hält, seine eigentlichen Ansichten zu verbergen. Er führt zwar die Fabel vom Lindwurm mit wahrhaft innigem Behagen und zur Beschämung des Geheilten zu Ende, aber er lächelt dabei.

5. Grundgedanke.

Mäßigkeit und Bewegung bewahren vor vielen Krankheiten.

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Klage des reichen Amsterdamers. 2. Brief des Patienten an den Doktor. 3. Antwort des Doktors. 4. Brief an den Doktor mit Bericht über die Heilung und Anschluß des Geschenkes. 5. Der Amsterdamer erzählt sein Leiden und seine Heilung.

17. Kannitverstan.

Hebels Wke. Karlsr., 1832. III. 50. 1843. III. 134. 1853. II. 90. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 121. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 107.

1. Erläuterungen.

Emmendingen, Gundelfingen und Duttlingen, schwäbische Ortschaften, die beiden ersten im südlichen Baden, die letzte im Schwarzwaldkreise Württembergs.

„— wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen", wenn ihm auch nicht außergewöhnliches, unverhofftes Glück zu teil wird.

„— endlich konnte er sich nicht entbrechen", sich nicht enthalten.

„schnauzig", heftig anfahrend, ungestüm.

„— schnurrte vorüber", ging in abstoßender, unfreundlicher Weise, in gereizter Stimmung, brummend rasch vorüber.

„grundreich", eigentlich reich an Grundstücken, dann überhaupt so viel als sehr reich. Oder: von Grund aus reich, gründlich, völlig, durchaus reich.

„— wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde", = bewältigen; damit von dem vielen Neuen ihm nichts entginge.

„salveni", zusammengezogen aus salva venia, mit Erlaubnis.

„um Exküse", um Entschuldigung.

2. Inhaltsangabe.

Ein Handwerksbursche aus Duttlingen kam auf seiner Wanderschaft nach Amsterdam. Dort fiel ihm sogleich ein so prachtvolles Haus in die Augen, daß er sich nicht enthalten konnte

einen Vorübergehenden nach dem Besitzer desselben zu fragen. Da dieser aber kein Deutsch verstand und überdies Eile hatte, so erwiderte er kurz: Kannitverstan! zu deutsch: Ich kann euch nicht verstehen. Der ehrliche Duttlinger hielt dies für den Namen des Hausbesitzers und wunderte sich über den Reichtum des Mannes. Auf seinem Gange durch die Stadt kam er endlich auch an den Meerbusen, wo ein großer Ostindienfahrer, der eben ausgeladen wurde, seine Aufmerksamkeit ganz besonders an sich zog. Auf seine Frage nach dem Schiffseigentümer erhielt er zur Antwort: Kannitverstan! Nun wunderte er sich nicht länger, weshalb dieser vermeinte Herr ein so schönes Haus hatte bauen können, und auf seinem Rückzuge wurde er ganz traurig bei dem Gedanken an seine Armut unter so vielem Reichtum und wünschte sich das Los des reichen Mannes. Da erblickte er plötzlich einen großen Leichenzug, der sich beim Geläut der Totenglocke langsam und stumm fortbewegte. Andächtig und entblößten Hauptes ließ er ihn vorüberziehen und bat dann teilnehmend den letzten der Leidtragenden um Auskunft über den Verstorbenen. Kannitverstan! war die Antwort. Tief ergriffen von dem Schicksal des reichen Mannes, fielen dem guten Duttlinger Thränen aus den Augen; er begleitete unter Betrachtungen über den Unbestand menschlichen Glückes die Leiche bis zum Grabe und ward von der holländischen Leichenpredigt sehr gerührt. Leichten Herzens ging er dann nach einer Herberge und tröstete sich in Zukunft über die so ungleiche Verteilung der Glücksgüter mit dem Gedanken an den Herrn Kannitverstan.

3. Gliederung.

Einleitung.

I. Die Erzählung.

II. A. Das große Haus. 1. Beschreibung desselben. 2. Die Auskunft über den Besitzer. 3. Betrachtungen des Handwerksburschen.

B. Das reiche Schiff. 1. Die Ladung desselben. 2. Die Auskunft über den Besitzer. 3. Betrachtungen des Handwerksburschen.

C. Der große Leichenzug. 1. Beschreibung desselben. 2. Die Auskunft über den Verstorbenen. 3. Betrachtungen des Handwerksburschen. 4. Seine Teilnahme bei der Beerdigung.

D. Die guten Folgen des Mißverständnisses.

4. Charakterschilderung des Duttlingers.

Unter beschränkten Verhältnissen erwachsen, sucht er als armer Handwerksbursche sein Brot in der Fremde. Er scheint von Natur kein besonders geweckter Kopf gewesen zu sein, da er selbst nach

den Erfahrungen einer so weiten Wanderschaft noch so einfältig ist. Was ihm aber an Mutterwitz abgeht, wird reichlich ersetzt durch die Biederkeit und Treuherzigkeit eines unschuldigen und teilnehmenden Gemütes. Seine Treuherzigkeit zeigt er durch die gemütliche Anrede ihm ganz fremder Menschen, seine Teilnahme liegt schon in jeder seiner Fragen verborgen; denn es genügt ihm nicht bloß, das ihm Auffällige zu bewundern, er muß es auch mit einer Persönlichkeit in Verbindung setzen und es dadurch seinem Interesse näher rücken können. Wahrhaft rührend ist aber seine Teilnahme an dem endlichen Schicksal des nie gesehenen, nur in seiner Einbildung existierenden Mannes. Die Teilnahme ist um so größer, als er noch kurz vorher das Los des reichen Mannes beneidet und damit die einzige Schwäche seines Charakters gezeigt hat: Unzufriedenheit mit dem eigenen Lose. Von dieser Schwäche wird er durch ein Mißverständnis geheilt, und insofern läßt er eine Parallele mit dem „geheilten Patienten" zu, als dieser durch die Furcht vor einer eingebildeten Gefahr zur Erkenntnis einer Wahrheit kam.

5. Grundgedanke.

Die Wahrheit, daß die Betrachtung des Unbestandes aller irdischen Dinge zur Zufriedenheit mit dem eigenen Schicksal führt, kann selbst durch Irrtum erlangt werden.

6. Quelle der Erzählung.

L. Geiger bezeichnet in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte, II. Bd. 4. Hft. als mutmaßliche Quelle eine Sammlung von „Anekdoten, aus dem Leben des Generals Custine." Hebel hat aber aus dem französischen Offizier einen schwäbischen Handwerksburschen gestaltet, in dem deutscher Geist, deutsches Herz, sittlicher Ernst und natürliche Heiterkeit volkstümlich zum Ausdruck kommen.

7. Schriftliche Aufgaben.

1. Beschreibung des Amsterdamer Hafens. 2. Der Duttlinger beschreibt das Wohnhaus des Herrn Kannitverstan. 3. Der Duttlinger erzählt seine Erlebnisse und Betrachtungen in Amsterdam a. vor dem Hause des Herrn Kannitverstan, b. am Hafen, c. bei dem Leichenzuge.

18. Moses Mendelssohn.

Hebels Wke. Karlsr., 1832. III. 73. 1843. III. 159. 1853. II. 107. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 138. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 89. — Lüben, Auswahl. III. 22.

1. Erläuterungen.

Moses Mendelssohn wurde am 6. Septbr. 1729 zu Dessau geboren. Sein Vater war ein armer jüdischer Schreiber und

Schulmeister, Namens Mendel. Der Sohn, im Talmud und im alten Testamente unterrichtet, kam in seinem 14. Lebensjahre als armer Judenknabe nach Berlin, wo er unter großen Entbehrungen und mit vielen Anstrengungen seine geistige Bildung sich angelegen sein ließ. 1750 wurde er Erzieher in dem Hause des jüdischen Seidenfabrikanten Bernard, und konnte nun, befreit von quälenden Nahrungssorgen, in den Mußestunden seinen wissenschaftlichen Arbeiten sich hingeben. Wegen seines Fleißes und seiner Uneigennützigkeit gewann ihn sein Prinzipal so lieb, daß er ihn 1754 zu seinem Buchhalter erwählte und ihn seiner Frau testamentarisch als Geschäftsteilhaber empfahl.

Nach Bernards Tode wurde Mendelssohn Mitbesitzer der Fabrik. Seine Beschäftigung mit Philosophie und schöner Litteratur brachte ihn in freundschaftlichen Verkehr mit Ramler, Nicolai und Lessing, durch die der schüchterne junge Mann zur Schriftstellerei aufgemuntert und bald ein thätiges und einflußreiches Mitglied der Berliner Philosophenschule wurde. Seine Hauptwerke sind: „Phädon oder die Unsterblichkeit der Seele" (1767) und „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes" (1785). Er starb am 4. Januar 1786.

Mendelssohns äußere Erscheinung widersprach sehr seinem innern Wesen. In einem kleinen, schwächlichen und verwachsenen Körper wohnte eine feurige Seele, ein lauterer Charakter und ein wohlthätiges Herz. Sein reiner, moralischer Sinn, seine echte, natürliche Bescheidenheit und sein Streben nach Wahrheit gewannen ihm die Verehrung seiner Zeitgenossen.

— „der das Pulver nicht soll erfunden haben", der ein einfältiger Mensch sein soll.

— „denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst", man muß einen braven, tüchtigen Menschen seines Glaubens oder seiner eigentümlichen gesellschaftlichen Stellung wegen nicht verachten.

— „der euch das Wasser nicht bieten kann", der nicht wert ist, euch das Wasser zu reichen, der euch in Kenntnissen bei weitem nicht gleich kommt.

„Einem andern hätt' das im Kopf gewurmt", beunruhigt, geärgert, verdrossen.

2. Inhaltsangabe.

Der fromme und weise Moses Mendelssohn war Handlungsdiener bei einem einfältigen Kaufmann. Ein Freund bedauerte ihn wegen dieser seiner unwürdigen Stellung; Mendelsohn aber bewies ihm, daß die Vorsehung dies weise ausgedacht, da in dem bestehenden Verhältnisse beide Teile Nutzen voneinander hätten.

3. Grundgedanke.

Der Weise sucht jedem Verhältnis die beste Seite abzuge-

winnen. — Eine Vergleichung Mendelsohns mit dem „Duttlinger Handwerksburschen“ ergiebt, daß beide zur Zufriedenheit mit ihrem Schicksale gelangten; bei jenem aber war es Ergebnis des Nachdenkens, bei diesem Folge der Erfahrung.

4. Schriftliche Aufgaben

1. Kenntnisse der beste Reichtum. 2. Kunst erwirbt Gunst.

IV. Naturkundliches.

19. Die Spinnen.

Hebels Wke. Karlsr., 1843. III. 42. 1853. II. 29. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 65. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 107. — Lüben, Auswahl. III. 23.

Erläuterungen.

3. Abschn. Der erwähnte Gefangene war der Graf Lauzun.

4. Von diesem Gefangenen erzählt P. Scheitlin: „Quatermera d'Jjonville, als Patriot in Holland gefangen, ließ, durch eine Spinne belehrt, seine Ideeengenossen, die Franzosen, wissen, daß das unter Wasser gesetzte Land bald fest gefrieren werde und sie einmarschieren könnten. Sie blieben vertrauend, wartend an der Grenze stehen und zogen dann, nach der Erfüllung der Prophezeiung, sogar mit schwerer Artillerie, über das Eis ins Land ein.“

20. Der Maulwurf.

Ebendaselbst, 1834. VIII. 109. 1843. III. 53. 1853. II. 36. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 50. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 137. — Lüben, Auswahl. III. 25.

1. Erläuterungen.

— „des Henkers Dank“, Dank = der sich in Wort oder That kundgebende Ausdruck der Verpflichtung für geleistetes Gute. — Der Henker = ein von der Obrigkeit mit Vollziehung eines gerichtlichen Urteils Beauftragter. Des Henkers Dank ist der anerkennende Ausdruck der Verpflichtung für die That eines Henkers, die öffentliche Anerkennung oder Vergeltung eines Vergehens gegen die menschliche Gesellschaft, über deren Sicherheit die Obrigkeit zu wachen hat, d. i. gewöhnlich der Tod.

„Schermäuser“, Maulwurfsfänger. Schermaus, mhd. schërmûs, bayrisch meist bloß Scher, mhd. der schër, ahd. der scëro, ist die alte deutsche Benennung des Maulwurfs, der in der Volksanschauung dem Ackersmanne verglichen wird, der die Erde durchschneidet.

Maulwurf, ahd. der mûvërf, mûvërfo, mûurf, multuwurf, mhd. mûlwëlf, 1429 maulworiff, 1534 Maulworff, 1546 Maulwurff, entstammt dem Plattdeutschen: mull = lose Erde,

warp = Werfer. Ob dieses von dem Gotischen mulans, ahd. molan, mahlen, zu Staub machen und dem ahd. wërfan, werfen, wërfo der Werfer abstammt?

2. Gliederung.

I. Einleitung. (1. u. 2. Abschn.)
   A. Der Maulwurf ist das einzige Säugetier, das seine Nahrung unter der Erde aufsucht. (1.)
   B. Viele halten ihn für schädlich. (2.)
II. Der Maulwurf vor Gericht. (3—15.)
   A. Sein wirklicher Schaden. (4. 5.)
      1. Seine unterirdischen Gänge schaden der Festigkeit des Bodens. (4.)
      2. Er schadet durch die herausgestoßenen Haufen. (5.)
   B. Behauptung und Beweis, daß der Maulwurf keine Wurzeln fresse. (6—15.)
      1. Einwurf der Gegner. (7.)
      2. Das Unlogische desselben. (7.)
      3. Die Entkräftung desselben durch den Anwalt des Maulwurfs. (8—15.)
         a. Der Maulwurf frißt keine Wurzeln, sondern nur Engerlinge. (9—10.)
         b. Einwurf der Gegner. (11.)
         c. Widerlegung desselben (12—15.)
            α. Der Beweisführer kennt den Maulwurf am besten. (12.)
            β. Seine Beweise für die aufgestellte Behauptung. (13 14.)
               a. Der Maulwurf hat das Gebiß eines Raubtieres. (13.)
               b. Sein Magen enthält nur Überbleibsel von Engerlingen u. dgl. (14.)
III. Schluß. Die Vertilgung des Maulwurfs ist nachteilig für Wiesen und Felder. (16.)

3. Form der Darstellung.

Sie erhält dadurch ein besonderes Leben, daß Hebel den Maulwurf als einen unschuldig Angeklagten darstellt und uns zu Teilnehmern der über ihn gepflogenen gerichtlichen Verhandlungen macht. Durch die Einwürfe der Gegner erhält der Anwalt des Maulwurfs Gelegenheit, recht genau auf seinen Gegenstand einzugehen, das Für und Wider zu prüfen und wird gezwungen, unumstößliche Beweise für seine Behauptungen aufzustellen.

21. Die Eidechsen.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. VIII. 104. 1843. III. 77. 1853. II. 52. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel. S. 78. — Lüben u. N. Leseb. III. Nr. 157.

1. Erläuterungen.

4. Abschn. Die „im Wasser lebenden Eidechsen“ sind die Wasser-Molche (Triton), eine besondere Gattung der zu den nackthäutigen Reptilien gehörenden Familie der Molche (Caudata). Eine zweite Gattung bilden die Erdmolche, aus welcher Hebel den Feuer-Salamander (Salamandra maculata) anführt. Vergl. Lüben, Tierkunde II.

8. — „Schluck und Druck verschlingen“, mit einemmale, ohne längeres Würgen in den Magen einnehmen.

9. Mit der fliegenden Eidechse ist der grüne Drache (Draco volans) gemeint, der auf der Insel Java sehr gemein ist.

2. Gliederung.

I. Die Eidechsen im allgemeinen. (Abschn. 1—3.)
  A. Eindruck, den sie auf den Menschen machen. (1. 2.)
    1. Viele fürchten sich vor ihnen. (1.)
      a. Rechtfertigung der Furcht vor Schlangen.
      b. Die Furcht vor Eidechsen ist unbegründet.
        a. Sie schaden niemandem.
        b. Sie vertilgen viele schädliche Insekten.
        c. Wer ein gutes Gewissen hat, braucht nicht vor ihnen zu erschrecken.
    2. Der Verständige freut sich ihrer.
  B. Gottes Fürsorge für die Eidechsen. (3.
II. Besondere Arten derselben. (3—9.)
  A. Einheimische. (3—5.)
    1. Die grüne Eidechse. (3.)
    2. Die Molche. (4. 5.)
      a. Die Wassermolche (4.)
        a. Ihr Aufenthaltsort.
        b. Betrachtungen über ihre Lebensweise.
      b. Der Feuersalamander.
  B. Ausländische Eidechsen. (6—7.)
    1. Das Krokodil. (6. 9.)
    2. Fliegende Eidechsen. (8. 9.)
      a. Bemerkungen über das Eigentümliche des Aberglaubens. (8.)
      b. Beschreibung der fliegenden Eidechsen.
      c. Vergleichung derselben mit den menschlichen Basilisken.

22. Über die Verbreitung der Pflanzen.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. VIII. 67. 1843. III. 35. 1853. II. 24. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 11. — Lüben, Auswahl III. 27.

1. Erläuterungen.

3. „First und Halden“. Die First ist die oberste Längen-

linie des Daches, von mhd. der (auch die) virst, ahd. das first = Gipfel, Zinne, Bergjoch, neuniederl. die vorst, mittelrhein. forst, Zusammensetzung: der Firstenziegel. Die Halde = der Abhang, Berghang, ahd. haldâ, mhd. die halde, gebildet aus dem mhd. hald, = niederwärts schräglinig, geneigt, abhängig.

2. Gliederung.

I. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen. (1.)
  A. Wunderbarer Reichtum auf kleinem Raume.
  B. Schnelligkeit des Pflanzenwuchses.
  C. Nichtbeachtung dieser Thatsachen von seiten der Menschen.

II. Wunderbare Vermehrungskraft der Pflanzen. (2.)
  A. Nachweis derselben.
    1. An der Tabakspflanze.
    2. An der Eiche.
  B. Überfluß der Pflanzen trotz ihres Verbrauchs.

III. Wunderbare Verbreitung der Pflanzen. (3.)
  A. Nachweis derselben.
    1. Der Wind trägt viele Samen weit umher.
      a. Mittel, wodurch dies möglich wird.
        a. Viele Samen sind sehr klein und leicht.
        b. Andere sind mit flügelartigen Anhängseln versehen.
      b. Schilderung dieser Erscheinung.
        a. Das Aussäen der Natur.
        b. Das Aufgehen der Saat.
    2. Runde und glatte Samen rollen leicht von Ort zu Ort.
    3. Andere hängen sich vermittelst kleiner Häkchen an und werden fortgetragen.
    4. Viele werden durch Tiere an andere Orte versetzt.
      a. Art und Weise, wie das geschieht.
      b. Die hierdurch bewirkte Erklärung merkwürdiger Standorte.
    5. Das Wasser führt viele Samen in fremde Gegenden.
  B. Die Kräfte und Elemente der Natur stehen im Dienste Gottes.

IV. Nutzen der Pflanzen.
  A. Der scheinbare Schaden des sogenannten Unkrauts.
  B. Sein wirklicher Nutzen.
    1. Für die Tiere.
    2. Für die Menschen.
  C. Betrachtung über die Unzufriedenheit der Menschen.

23. Betrachtung über ein Vogelnest.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. VIII. 7. 1843. IV. 61. 1853. III. 2. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 324. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 35.

1. Erläuterungen.

„Lehrpletz", ein Lappen, ein Flicklappen für die Lehre, ein Lappen, an dem ein Lehrling handwerksgerecht flicken lernt; ein Versuchsstück. Pletz, Plätz, Bletz = Fleck, Lappen zum Aufnähen auf eine schadhafte Stelle, got. plats, ahd. blez, plez, mhd. der blez, von mhd. bletzen, handwerksgerecht flicken.

„hantieren" ein Geschäft treiben oder ausüben. Davon die Hantierung (nicht Hanthierung oder Handthierung) = Behandlung, Handel, Kauf und Verkauf. (Vergl. Matth. 22, 5.)

„Herr Geiger" zu Lahr war der Drucker des „rheinländischen Hausfreundes".

„möschene Knöpfe", messingene Knöpfe, von schwäbisch das mösch, auch mess, möss, das Messing.

„erhausen", durch sparsames Wirtschaften erwerben; ersparen.

2. Gliederung.

I. Der Mensch kann die durch den Kunstbetrieb der Tiere entstandenen Gebilde nicht nachahmen. (Abschn. 1—3.)
  A. Kein Finkennest. (1.)
    1. Menschliche Beurteilung eines künstlich angefertigten.
    2. Das Urteil des Finken.
  B. Kein Spinngewebe. (2.)
  C. Kein Raupengespinst. (3.)

II. Eigentümlichkeiten der tierischen Arbeiten. (4—6.)
  A. Übereinstimmung aller Werke ein und derselben Tierart. (4.)
  B. Mangel einer stufenweisen Vervollkommnung der Werke des einzelnen Tieres. (5—6.)
    1. Alle sind gleich vollkommen und ohne Tadel. (5.)
    2. Kein menschliches Werk ist vollkommen. (6.)

III. Dennoch stehen die Werke des Menschen über denen der Tiere. (7—11.)
  A. Das Tier arbeitet instinktmäßig nach dem ihm von Gott eingepflanzten Triebe. (8.)
  B. Der Mensch arbeitet mit Überlegung. (9.)
  C. Er ist der Vervollkommnung fähig. (10—11.)
    1. Durch Nachdenken, Fleiß und Übung kann der Mensch es bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke bringen.
    2. Mahnung zur Erstrebung der Tüchtigkeit in jedem Beruf.

3. Grundgedanke.

Das Streben nach Vollkommenheit erhebt den nach dem Bilde Gottes geschaffenen Menschen über das Tier. Durch aufmerksames Betrachten der göttlichen Werke, wie sie namentlich in den Kundgebungen des tierischen Instinktes sich zeigen, kann jeder zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen.

24. Mancherlei Regen.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. VIII. 153. 1843. III. 27. 1853. II. 19. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 31. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 19.

1. Erläuterungen.

Der sogenannte Schwefelregen kommt in der Regel von den männlichen Kätzchen der Kiefer, die im Mai blüht.

„Filialleute", Einwohner einer Gemeinde, deren Kirche von dem Pastor der Hauptkirche mit besorgt wird.

2. Gliederung.

I. Vom Regen im allgemeinen.
II. Wunderbare Regen.
A. Schwefelregen.
1. Verbreitete Ansicht über die Erscheinung desselben.
2. Bestreitung dieser Ansicht.
3. Erklärung derselben.
a. Vom Blumenstaub im allgemeinen und
b. mit besonderer Beziehung auf den Schwefelregen.
B. Blutregen.
1. Verbreitete Ansicht über denselben.
2. Bestreitung dieser Ansicht.
3. Erklärung der Erscheinung.
a. Von d. Entwickelung d. Schmetterlings im allgemeinen
b. und mit besonderer Beziehung auf den Blutregen.
C. Froschregen.
1. Erklärung desselben.
2. Betrachtung über die durch Trägheit herbeigeführte Unwissenheit vieler Menschen.
D. Steinregen.
1. Die Erscheinung desselben ist eine Thatsache.
2. Beweise.
a. Ältere Nachrichten über das Herabfallen einzelner Steine.
a. In Thracien 462 v. Chr.
b. Bei Ensisheim 1492.
c. Bei Verona 1672.
b. Neuere Nachrichten über Steinregen.
a. In Frankreich 1789 u. 1790.
b. In Italien 1794.
c. Bei l'Aigle in Frankreich 1803.
d. In Mähren 1808. Ausführliche Schilderung.
3. Die Entstehung der Steinregen ist noch ein Geheimnis.
E. Hutregen.
1. Die Thatsache.
2. Die Erklärung und
3. die Bezweiflung derselben.

25. Belehrung über das Wetterglas.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. VIII. 147. 1843. IV. 208. 1853. III. 104. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 422. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 21.

1. Erläuterungen.

„lupfen", mhd. lupfen, lüpfen, ein wenig (zu freiem Raume) in die Höhe heben.

„— und es werden Ringlein im Rauch". Die brotlose Kunst, den Tabaksrauch in Ringen auszustoßen, ergötzte Hebel ungemein.

2. Gliederung.

I. Einleitung. (Abschn. 1—3.)
 A. Gebrauch des Wetterglases. (1.)
 B. Benutzung des Kalendermachers als Wetterglas. (2. 3.)
II. Die Belehrung über das Wetterglas. (4—15.)
 A. In d. Röhre ist üb. d. Quecksilber ein luftleerer Raum. (4—6.)
  1. Die Behauptung. (4. 5.)
  2. Der Beweis. (6.)
 B. Der Luftdruck treibt das Quecksilber in die Höhe. (7. 8.)
  1. Vom Luftdruck im allgemeinen. (7.)
  2. Seine Wirkung auf das Quecksilber. (8.)
 C. Das Steigen und Fallen des Quecksilbers ist eine Folge des Luftwechsels. (9—13.)
  1. Die Behauptung. (9. 10.)
   a. Die Spannung der Luft ist nicht immer gleich.
   b. Folgen davon für den Stand des Quecksilbers.
   c. Betrachtung über die dem Menschen verliehene göttliche Gnade.
  2. Der Beweis. (11—13.)
   a. Die Verstopfung der Öffnung des Kölbchens verhindert das Steigen und Fallen des Quecksilbers. (11. 12.)
   b. Das Abbrechen des oberen Endes der Röhre bewirkt durch den herbeigeführten Gegendruck ein Fallen des Quecksilbers gemäß seiner Schwere. (13.)
 D. Die Bedeutung des Quecksilberstandes für die Beschaffenheit des Wetters. (14. 15.)
  1. Der hohe Stand zeigt in der Regel schönes, der niedere schlechtes Wetter an. (14.)
  2. Trüglichkeit des Wetterglases. (15.)
III. Schluß. Der fremde Name für Wetterglas. (16.)

V. Sprichwörter.

26. Einmal ist keinmal.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. VIII. 169. 1843. III. 7. 1853. II. 5. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 64. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 193. — Lüben, Auswahl. III. 30.

1. Erläuterndes Abfragen.

Man sagt von den Sprichwörtern: „Ein Sprichwort ein wahr Wort!“ und das trifft auch in der Regel zu. Daß es aber nicht immer der Fall ist, ersehen wir aus den Bemerkungen zu dem vorliegenden Sprichworte. Wie nennt dies Hebel von vornherein? — Und wie nennt er den, der es gemacht hat? — Demgemäß weist Hebel zweierlei nach. Was zuerst? Daß es ein erlogenes Sprichwort und, der's gemacht, ein schlechter Rechenmeister sei. — Was dann? Daß es das schlimmste unter allen Sprichwörtern und sein Urheber ein boshafter Rechenmeister sei. — Warum wird das Sprichwort mit Recht ein erlogenes genannt? Weil einmal wenigstens einmal sei und daran sich nichts abmarkten (abhandeln) lasse. — Durch welche Beispiele wird diese Behauptung bekräftigt? — Warum wird das Sprichwort das schlimmste genannt? Weil es die Scheu vor der ersten bösen That benimmt. — Und was ist hiervon die Folge? Die Fortsetzung des Bösen. — Deshalb sagt auch der Dichter Gellert: „Erzittre vor dem ersten Schritte; mit ihm sind auch die andern Tritte zu einem nahen Fall gethan!“ Durch welche Veränderung macht nun Hebel aus dem erlogenen Sprichwort ein wahres? Indem er sagt: „Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal.“ — Mit welchem andern Sprichwort belegt er diese Wahrheit? „Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B.“ Und durch welches Sprichwort bezeichnet er die schließlichen Folgen zur Fortsetzung des Bösen? „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht!“ — Was heißt das also? Die fortgesetzten bösen Handlungen führen endlich zum Verderben. — In welchem Verhältnis stehen also die beiden letzten Sprichwörter zu dem ersten? Das vorletzte widerlegt es, und das letzte bezeichnet das Ende solcher Menschen, die ihre erste böse That durch das erlogene und schlimme Sprichwort entschuldigt haben.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Das Sprichwort ist ein unwahres und schlimmes, weil nichts Geschehenes sich ungeschehen machen läßt, und weil seine Anwendung bei einer bösen Handlung leicht zur Fortsetzung derselben verleitet und so endlich zum Verderben führt.

27. Man muß mit den Wölfen heulen.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. VIII. 173. 1843. III. 270. 1853. II. 179. Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel S. 218. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 194. — Lüben, Auswahl. III. 30.

1. Erläuterndes Abfragen.

Als was für Tiere habt ihr die Wölfe bereits im 16. Stück

eures Lesebuchs*) kennen lernen? — Was für Tiere werden deshalb mit ihnen keine Gemeinschaft haben? — Was empfiehlt nichtsdestoweniger unser Sprichwort? — Was heißt das hier wohl? Daß sie ihre räuberischen Gewohnheiten teilen sollen. — Wird dieser Rat in Wirklichkeit befolgt? — Was wissen wir vielmehr aus dem angeführten Lesestück? Daß die friedlichen Tiere ihre raubgierigen Feinde mutvoll bekämpfen. — Was würden andere, schwächere Tiere den Wölfen gegenüber thun? Sie würden fliehen. — Das Sprichwort kann also nicht wirkliche Wölfe meinen. Worauf müssen wir es vielmehr beziehen? — Aus einem Ausspruche Jesu (Matth. 7, 15) können wir schließen, daß starke, grausame und gefährliche Menschen mit Wölfen verglichen werden. — Wie bezeichnet sie Hebel in seiner Erklärung des Sprichworts? Er nennt sie unvernünftige Leute. — Was für Leute verstehen wir darunter? Solche, die bei ihren Handlungen die Vernunft nicht gebrauchen. — Durch die Vernunft erkennen wir das Rechte, Göttliche und Heilsame. Welcher Handlungen werden sich unvernünftige Leute schuldig machen? Unrechter, gottloser und schädlicher. — Mit solchen Leuten soll man also heulen, das heißt: Man soll ebenso handeln, wie sie. Das widerstreitet aber den Geboten Gottes. Mit was für einem Sprichworte haben wir es hier also abermals zu thun? Mit einem schlimmen. — Nur ein schlechter Mensch würde dem bösen Rate folgen. Auch Hebel ist dieser Meinung. Welchen Rat giebt er zuerst? — Was heißt das? — In welchem Spruche rät dies auch die Bibel? Spr. Sal. 1, 20: Mein Kind, wenn dich die bösen Buben rc. rc. — Welches unter den in unserer Sammlung**) angeführten Sprichwörtern können wir hier als Warnung anführen? Nr. 43: „Böse Beispiele verderben gute Sitten." — Oft ist es jedoch unmöglich, bösen Menschen ganz aus dem Wege zu gehen; was rät Hebel in diesem Falle? — Was heißt das? — Welche Folgen kann eine so entschiedene Erklärung bösen Menschen gegenüber aber öfters haben? Sie kann uns dem Haß und der Rache dieser Menschen aussetzen. — Wovon sollen uns aber diese möglichen Folgen nicht zurückschrecken? Von dem Bekenntnis der Wahrheit. — Wozu sollen sie uns nicht veranlassen? Dinge zu erheucheln, die wir in unserem Herzen verabscheuen. — Wer giebt uns hierin ein hohes Beispiel? Christus. — Welche geschichtlichen Personen können als Muster freudiger Bekenner der Wahrheit gelten? Polykarpus, Luther. — Nicht viele Menschen besitzen jedoch den Mut, bösen Menschen gegenüber die Wahrheit zu sagen und das Rechte zu thun. An diese wendet sich Hebel (der Hausfreund) mit einem dritten Rate; mit welchem? — Weshalb erlaubt der

*) Der Kampf der Wölfe u. Pferde in der pontischen Steppe. Von Kohl.
**) Leseb. IV. Nr. 199.

Hausfreund mitzubellen, aber nicht zu heulen? — Weil er nur gestatten will, in Gesellschaft böser Menschen mitzusprechen, aber nicht auch wie sie, gottlose Reden zu führen. — Was versteht er unter dem Mitbeißen? Die Teilnahme an gottlosen Handlungen. — Was soll von diesen zurückschrecken? — Die Furcht vor der Strafe. — Welches bekannte Sprichwort hätte Hebel hier anführen können? Mitgefangen, mitgehangen. — Aus welchem Worte des Herrn geht hervor, daß auch die gottlose Rede bestraft wird? — Matth. 12, 36: „Die Menschen müssen Rechenschaft geben“ rc. rc. — Als was dürfen wir deshalb Hebels dritten Rat nur ansehen? Als eine Klugheitsregel.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Du sollst an dem Treiben böser Menschen nicht teilnehmen, sondern böse Gesellschaft meiden, und, wenn diese unvermeidlich ist, entweder bestimmt deinen Widerwillen gegen das Böse erklären oder höchstens mitreden, nicht aber mitthun, weil die Strafe nicht ausbleibt.

28. Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. VIII. 166. 1843. III. 5. 1853. II. 4. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel. S. 55. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 195. — Lüben, Auswahl. III. 31.

1. Erläuterndes Abfragen.

Bei diesem wie allen folgenden Sprichwörtern geschieht diese Übung in der unter Nr. 26 und 27 angegebenen Weise.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Da ein mit frischem Mute begonnenes Unternehmen auch mißlingen kann, so ist es nötig, alle damit verknüpften Schwierigkeiten vorher in Überlegung zu ziehen, dann mutig anzufangen, besonnen fortzuschreiten und bescheiden zu enden. Bei Unternehmungen, wo dies nicht möglich ist (Beispiele!), ist vom frischen Mut noch immer etwas zu erwarten, von der Unentschlossenheit nie.

29. Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. VIII. 166. 1843. III. 4. 1853. II. 3. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel. S. 55. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 196. — Lüben, Auswahl. III. 31.

Kurze Inhaltsangabe.

Es ist ein Sprichwort für Leute, die gern aus Faulheit eine Arbeit aufschieben. Der Fleißige beginnt sie rechtzeitig und ruhet nicht eher, als bis sie vollendet ist.

30. Ende gut, alles gut.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. VIII. 171. 1843. III. 269. 1853. II. 178. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel. S. 217. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 197. — Lüben, Auswahl. III. 31.

Kurze Inhaltsangabe.

Das Sprichwort ist nicht dahin zu verstehen, daß ein schließliches gutes Betragen genüge, um ein vorhergegangenes schlechtes ungeschehen zu machen; sondern es soll uns lehren, manche uns unangenehme, aber zum Guten führende Dinge eben deswegen als etwas Gutes zu betrachten.

31. Wo nichts ist, kommt nichts hin.

Ebendaselbst, 1834. VIII. 170. 1843. III. 8. 1853. II. 12. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behagel. S. 64. — Lüben u. N., Lesebuch IV. Nr. 198.

Kurze Inhaltsangabe.

Hebel zeigt an zwei Beispielen, daß der Sparsame und Fleißige auch bei geringen Mitteln ein reicher Mann werden könne, derjenige dagegen, dem kleine Ersparnisse zu unbedeutend erscheinen, nie zu etwas komme. (Bei der Besprechung sind folgende, in der Sammlung [Nr. 199] enthaltene Sprichwörter zu berücksichtigen: 2. Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu. 60. Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert.)

32. Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.

Ebendaselbst, 1834. VIII. 165. 1843. III. 4. 1853. II. 3. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel. S. 54. — Lüben u. N., Lesebuch V. Nr. 148.

1. Erläuterungen.

Ein Narr ist ein Mensch, dessen Reden und Handlungen nicht auf Vernunftschlüssen beruhen, und der für dieselben weder Beweggründe hat, noch eine gute Absicht zu erreichen strebt; ein Weiser derjenige, welcher zur Erreichung der besten Absichten die besten Mittel wählt.

Eine vorwitzige Frage ist eine solche, die aus unbefugter und vorschneller Neugier hervorgeht und die Neigung verrät, Dinge zu erfahren, die den Frager nichts angehen.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Ein Weiser kann entweder die Frage des Narren nicht beantworten, weil dies überhaupt unmöglich ist, oder er will sie nicht beantworten, weil sie ungehörig ist. Das Witzwort Luthers soll uns zeigen, daß ein weiser Mann ungehörige Fragen nicht bloß durch Schweigen zurückweist.

33. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Ebendaselbst, 1834. VIII. 167. 1843. III. 6. 1853. II. 4. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel. S. 55. — Lüben u. N., Lesebuch V. Nr. 149.

1. Erläuterungen.

„Simri" (Sester), ein oberdeutsches Maß für trockene Dinge, nach dem zehnteiligen Fruchtmaße $^1/_{10}$ Malter = 10 Meßlein = 100 Becher oder 15 Liter.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Wer sich durch äußern Glanz betrügen läßt, ist oft nicht so schlimm daran, als wer durch eine schlechte Außenseite verleitet wird, das darunter verborgene Gute zu erkennen. An einem Beispiele wird nachgewiesen, daß die größten Prahler in der Regel das Gegenteil von dem sind, was sie scheinen wollen. (Beachte die Sprichwörter: Eitle Prahler, schlechte Zahler. Handwerk hat einen goldenen Boden.)

34. Selber essen macht fett.

Hebels Wke. Karlsr., 1834. VIII. 168. 1843. III. 6. 1853. II. 4. — Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes von Behaghel. S. 63. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 150.

2. Inhaltsangabe.

Die Anwendung des an und für sich wahren Sprichwortes kann sehr verderblich werden, wenn man andern nicht bloß die Sorge um ihr tägliches Brot, sondern auch die Aufsicht über unser Hab und Gut und die Arbeit überläßt.

Schluß-Bemerkungen über Hebels Prosastücke.

1. Litterar-Historisches.

Die besprochenen Erzählungen, naturkundlichen Stücke und Sprichwörter sind sämtlich dem „Rheinländischen Hausfreunde" entnommen. Schon seit 1803 schrieb Hebel mehrere Aufsätze naturgeschichtlichen Inhalts für den badischen Landkalender, den er als wichtiges Mittel zur Bildung und Veredlung des Volkes betrachtete. Die Einrichtung und Bearbeitung dieses Kalenders sagte ihm jedoch nicht zu, weshalb er 1806 dem Konsistorium vorschlug, die Herausgabe einem befähigten Landgeistlichen zu übergeben. Das Konsistorium aber sah in ihm selbst den rechten Mann und übertrug ihm die Redaktion gegen ein bestimmtes Honorar. So erschien der badische Landkalender für das J. 1807 zum erstenmal ganz von seiner Hand und zum letztenmal unter dem bisherigen Titel und in der bisherigen Form; denn im nächsten Jahre trat er als „Rheinländischer Hausfreund" ans Licht, bedeutend vermehrt und mit Holzschnitten ausgestattet.

Den Anklang, den der neue Kalender im Gefühl des Volkes wie in dem Urteile der Kundigen fand, bewies, daß Hebel nicht nur die Aufgabe des Kalenderschreibers zu bestimmen, sondern daß er sie auch zu lösen wußte. Tief gemütlich, kindlich fromm, launig und schalkhaft, hat er in dem erzählenden Teile des Kalenders, den er „Allerlei Neues zu Spaß und Ernst" betitelte, die Meisterschaft bewährt, die von der Prosa des alemannischen Dichters zu erwarten war. Den Stoff wußte er glücklich zu finden und aus sich heraus neu zu bearbeiten. Er

griff aus dem Leben wie aus Schwankbüchern, und selbst das Alte, selbst das schon Gebrauchte ging frisch und unverbraucht aus seiner Seele hervor. Mit sicherem Blicke wußte er die rechte Mitte zwischen Unterhaltung und Volksbelehrung zu finden, jener ein größeres Feld zu lassen als dieser; berücksichtigte er doch die Thatsache, daß der Landmann die Kalender nicht liest, um sich anzustrengen, sondern zu erholen.

Mit gleicher Umsicht wählte er die Gegenstände der Belehrung. Das Weltgebäude war es hauptsächlich, was er selbst dem schlichtesten Menschenverstande leicht und klar darzustellen wußte. In fortgesetzter Erklärung von Sprichwörtern, die im Volke gang und gäbe, ihm zum Text und Thema moralischer und religiöser Betrachtung dienten, suchte er nebenbei das sittliche und religiöse Gefühl in seiner heitern Weise aufzumuntern. Die Zeitbegebenheiten, die er nach dem Beispiele früherer Kalender erzählte, gehören mit unter die belehrenden Darstellungen, zumal in einer Zeit, wo die politischen Zeitschriften nicht in übergroßer Menge vorhanden waren, und das Zeitungslesen selbst unter den arbeitenden Klassen noch wenig üblich war. Wie in diesen Darstellungen, wußte Hebel in einzelnen Lebensschilderungen oder in Erzählung einzelner Anekdoten aus dem Leben berühmter Personen das Unterhaltende mit dem Belehrenden innig zu verbinden.

Im Gebiete des Unterhaltenden ließ er das Scherzhafte den Ernst überwiegen. Neben tiefrührenden Erzählungen die tollsten Schelmenstreiche!

Der Hebelsche Kalender fand im Lande alsbald allgemeine Teilnahme. Man erkannte bald in ihm das Beste seiner Art. Die Anerkennung des Auslandes bedurfte noch eines äußeren Anstoßes, den die Cottasche Buchhandlung dadurch gab, daß sie eine Ausgabe der vier ersten Jahrgänge des „Hausfreundes“ unter dem Titel: „Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes“ veranstaltete. Diese Sammlung erst begründete den Ruf des Kalenders auch außer den Grenzen des Landes, für das er als Volksschrift bestimmt war. Es wurden jährlich gegen 40000 Exemplare gedruckt. Der Kalender wanderte bis nach Amerika. Unter den auswärtigen Bestellern war auch Goethe.

Bis zum J. 1815 (nicht 1814) ging der Hausfreund seinen steten Gang fort, obwohl oft die wachsenden Dienstgeschäfte wie ein Alp auf Hebels Seele drückten. In den Kalender dieses Jahres hatte Hebel, zu verständig, zu gemütlich und zu heiter fromm, um seine Neigungen durch religiöse Bekenntnisunterschiede beherrschen zu lassen, eine Erzählung aufgenommen, welche zu Beschwerden seitens der Katholiken führte, und die Unterdrückung des Kalenders veranlaßte. Später durfte er nur erscheinen, nach-

dem das Blatt mit der anstößigen Erzählung herausgenommen und der Umdruck einiger anderer Blätter vollendet war. Dieser Vorfall kränkte Hebel so tief, daß er den Entschluß faßte, fortan den Kalender nicht mehr zu schreiben. Die folgenden Jahrgänge brachten zwar noch einzelnes von ihm, ja auf den Zuspruch seiner Freunde ließ er sich bewegen, den Hausfreund für 1819 zu bearbeiten; allein dies war auch der letzte Kalender von seiner Hand.

2. Das Volkstümliche der Darstellung.

Hebel, recht eigentlich aus dem Volksleben hervorgegangen, verstand die seltene Kunst, volkstümlich zu schreiben. Es war kein neues Element, in das er sich erst hätte hineinleben müssen; es lag fertig in ihm, und er brauchte es nur formell zu gestalten. Darum finden wir bei ihm die Aufgabe der Volksschrift gelöst, die keine andere ist, als die höhere mit der niederen Bildung zu vermitteln, der aus dem unmittelbaren Leben erwachsenden Bildung die allgemeinere zuzuführen, an das unmittelbare Leben zu knüpfen und von da aus höher zu leiten. Sehen wir hierauf Hebels Erzählungen 2c. näher an so treten uns aus ihnen besonders folgende, die Volkstümlichkeit einer Schrift bedingende Besonderheiten entgegen.

1. Das Hervortreten des persönlichen Charakters des Verfassers. Die Teilnahme des Erzählers an seinen Geschichten darf sich nicht in salbungsvollen, überschwenglichen Ausrufungen, sondern muß sich in der ganzen Haltung kundgeben. Im Volke sieht man vom Werke sogleich auf den Meister, nicht nach seinem Namen, der an sich ohne Bedeutung ist, sondern nach seinem Wesen; in diesem liegt oft die besondere Anziehungskraft. In Hebels Volksschriften nun tritt sein ganzer Charakter auf, manchmal, indem er sich geflissentlich giebt, manchmal, indem er sich gehen läßt. Dabei hat er sich eine eigentümlich verhüllende Würde als Hausfreund beigelegt. Als solcher tritt er ohne Scheu mitten in die Erzählung hinein, ohne dadurch das Interesse vom Gegenstande ab und auf sich zu ziehen, ohne zu dem bisweilen noch lästigen und damals noch unbescheidenen Ich greifen zu müssen. Der Verfasser wird dadurch gewissermaßen eine mythische Person und doch zugleich lebendig hantierend. Zu dem Besten und Lehrreichsten in seinen Schriften gehört das, daß sein Charakter dabei ist.

2. Das Örtliche und Landsmännische. Der persönliche Charakter wurzelt in dem Örtlichen und ist deshalb von diesem nicht zu trennen; manche Schriftsteller gingen sogar so weit, daß sie die Schriften für das Volk in der Mundart verfaßten. Diese ist durch die Bibelübersetzung, durch Schule und Kirche, durch die Gesetze des Staats und die Gerichtsverhandlungen in das Bereich der niedern Alltäglichkeit zurückgedrängt worden, und

es ist deshalb eine Verletzung des geschichtlich Gewordenen, wenn man die Schriftsprache in die Mundart zurückschraubt. Die Mundarten können und werden nie verschwinden, aber eine Sprache muß allen verständlich sein, wenn wir nicht die Grundlage der Einheit des deutschen Volkes zerklüften wollen.

Der mundartigen Haltung der Volksschrift steht aber auch das entgegen, daß der Mann aus dem Volke, der aus einem Buche Neues und Erquickendes holen will, sich gern in der Sprache angeredet sieht, die nun einmal die des gebildeten Lebens ist. In seiner kleinen Büchersammlung gruppiert sich alles um das Buch der Völker und Volksbuch: die Bibel; er will von jeder Schrift eine Erhebung, in Ernst und Scherz ein Hinausheben aus seiner gewohnten Welt. Wie es ihn erfreut und wie er mit Recht verlangt, daß man nicht immer von Stall und Dünger, Pflug und Kartoffeln mit ihm rede, sondern auch von Staat und Regierung und allgemeinem Wissen: so will er auch, daß man in der Sprache nicht immer zu ihm herniedersteige und den Bauernkittel anziehe, sondern daß man sich's in seinem Gewande an seinem Tische gefallen lasse. In den Darstellungen der Mundart kommt er sich vor wie ein Mensch, der sich auf dem Theater kopiert sieht; er lächelt, wenn's hoch kommt, halb verdrossen. Bei dem Lesen mundartiger Schriften stutzen die meisten Bauern und meinen, das wäre doch nicht der Mühe wert, daß man das drucke; sie wüßten nicht, was die Herren dabei hätten u. s. w.

Anders ist es dagegen mit der geistigen Individualität eines Volksstammes oder Landes. Hier lassen sich Anknüpfungen finden, die das innerste Herz des Lesers in Bewegung setzen, Anknüpfungen, die sich an das historische Volksgemüt heften, das als äußerlich erkennbare Denkmale seiner langen Entwickelung nur noch die Bildungsgeschichte seiner Sprache und das Volkslied aufzuweisen hat. Wir sind deshalb Männern wie Grimm, Uhland, Hoffmann v. F. zu großem Dank verpflichtet, daß sie jene Denkmale zu erhalten und zu erneuern suchten. Es giebt aber auch noch viele flüchtige Bildungen des Volksgeistes, die sich von der Wissenschaft nicht fassen lassen, die sich ihr nicht eher fügen, als bis sie einen gewissen äußern Abschluß gewonnen haben. Hier tritt nun der örtliche Volksschriftsteller in die Vermittelung zwischen Wissenschaft und Leben. Hebel war ein solcher. Er hatte sich wenig bei der neuen Erforschung der alten Sprachdenkmäler beteiligt, er gab sich wesentlich der Denk- und Sprachweise seiner Landsleute hin und brachte diese zu ihrem reinsten Ausdrucke. So bereicherte er mittelbar die Geschichte des volkstümlichen Geistes und seiner Sprache, er gelangte dabei unmittelbar zur vorgesetzten Wirksamkeit auf die Gegenwart. Hebel war nach Zeit, Geburt und Geschick ein vorherrschend landsmännischer Volksschriftsteller, wie

er auch persönlich nie aus Süddeutschland hinausgekommen ist und nur einmal die Lust verspürte, es zu verlassen, aber dann gleich — nach Paris zu reisen.

Die in das geschmeidige Silber der Prosa gefaßten Kleinodien des Schatzkästleins sind weniger weit verbreitet, als die in das Gold der Verse gefaßten alemannischen Gedichte. Was mit erhöhtem Bewußtsein aus dem Volke kam, war allen Bildungskreisen zugänglich, während die Schöpfungen für das Volk diesem zunächst anheimgestellt blieben. Die Hauptwirksamkeit des im Rheinländischen Hausfreunde Vorgetragenen blieb auf die obern Rheinlande beschränkt.

3. Der volkstümliche Stil. Hebel hat nicht nur die ursprüngliche, tiefbezeichnende Ausdrucksweise seines Stammes und Landes wiedergegeben, er hat auch bewußte Sorgfalt auf Sauberkeit und Bestimmtheit verwendet.*) So scheinbar unbewußt das Wort- und Satzgefüge hingeworfen ist, so ist es doch gerade äußerlich zierlich und genau abgemessen, was sich auch daraus ersehen läßt, daß Hebel die Kalendergeschichten bei der Sammlung in das Schatzkästlein ohne stilistisches Nachfeilen und Ausputzen aufnehmen konnte. Die Eigentümlichkeiten des Stils dürften sich im einzelnen auf folgendes beschränken.

a. Der Ton und Gang ist ein ruhiger, behaglicher. Es rasselt nicht alles atemlos dem Ziele zu, im Gegenteil geht es je nach Laune bald schneller, bald langsamer, „wie mit eigenem Gefährt“. Mit Lächeln oder Ernst oder auch mit beiden vereint wird hier und da eine abschweifende Bemerkung aufgegriffen, dabei aber nicht länger verweilt, als man eben braucht, um von erhöhtem Sitze im Vorüberfahren eine Frucht vom Baume am Wege zu pflücken.

b. Hebel stellt oft den Eindruck, den das zu Erzählende auf ihn, den Verfasser, machte, alsbald voraus, wie sich das ja auch häufig im Leben findet, daß wir unsere Mitteilungen mit der Reflexion und nicht mit der Sache selber beginnen. Geschieht dies mit bewältigender Macht, so zieht es den Leser und Hörer alsbald in die Stimmung des Erzählers hinein. Gar anmutig sind oft die Wendungen, die Hebel bei diesen Gelegenheiten nimmt. Vergl. Nr. 13: das Mittagessen im Hof; Nr. 16: der geheilte Patient; Nr. 17: Kannitverstan. Diese Ausführungen und Einlenkungen in die Sache selbst mit „Wie“, „Denn“ u. s. w. sind ebenso individuell als volkstümlich charakteristisch.

c. Fast in jedem Satze stoßen wir auf mundartige, oft frappante und doch natürliche Ausdrücke: z. B. „Schreiner“ für „Tischler“, „Büblein“ für „Knäblein“,*) „nimmer“ für „nicht“,

*) Auerbach sagt in „Schrift u. Volk“ (S. 251): „Wären seine (Hebels) kleinen Sachen lateinisch geschrieben, unsere Schulweisen würden viel Aufhebens von seiner Diktion machen und ihn mit gelehrten Kommentaren zieren.“

*) Die Silbe „lein“ vertritt im Süddeutschen das norddeutsche „chen“ und wird mit besonderer Vorliebe gebraucht.

„heimkommen", „weit aus" für „bei weitem" (Nr. 15), „eine Kreide" für „Kreide" (Nr. 14), der „hautreiche" Amsterdamer für der „sehr reiche" (Nr. 16), „lauft" für „läuft" (Nr. 21), „verratet" für „verrät", „tragt's" für „trägt's" (Nr. 22), „das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab" (Nr. 15), „windet's draußen" für „geht der Wind" (Nr. 16), „schrieb ihm seinen Umstand" für „unterrichtete ihn über seine Krankheit" (Nr. 16), die Stiefeln „salben" für „schmieren" (Nr. 16), ein Haus, wie er noch keines „erlebt" hatte, mit den Augen „durchfechten" (Nr. 17) u. s. w. Ganz eigentümlich ist auch die Ausdrucksweise, wenn er den Buben, der einen Baum zu eigen besitzt, auf sein „Kapital steigen und die Zinsen eintreiben" läßt (Nr. 2), wenn er die israelitischen Frondienste in Ägypten mit „Zieglerhandwerk" bezeichnet (Nr. 12) u. s. w.

d. Häufiger Gebrauch von eingebürgerten Fremdwörtern, z. B. diskurieren, Rezept, Patient, Fouder, perfekt, Exküse, Bagage u. s. w.

e. Die besondern Ausdrücke sind stets den allgemeinern vorgezogen, die das Volk nicht liebt und selten gebraucht. Z. B. „Mixturen, Pulver und Pillen" für „Arznei", „Steine abladen und Holz spalten" für „schwere Arbeit" (Nr. 16), „Emmendingen und Gundelfingen" für „Kleinstädte", Fenster voll „Tulipanen, Sternblumen und Levkoien" für „Blumen" (Nr. 17) &c.

f. Hebel verläßt sehr oft beim Erzählen die gebräuchliche Zeitform der Vergangenheit (historisches Tempus) und redet plötzlich in der Gegenwart; z. B. in Nr. 12: „Napoleon wird in kurzer Zeit General" u. s. w. Das Erzählte wird dadurch dem Hörer so lebendig vor die Seele geführt, als stände er selbst mitten in den Ereignissen.

g. Statt des beziehenden Fürwortes „welcher" gebraucht Hebel zuweilen, auch hierin der Sprechweise des Volkes sich anschließend, das Wörtchen „wo"; z. B. in Nr. 15: „Was gilt's, der, wo mit ihr redet, ist ihr Mann".

h. Die Sprache der Lutherischen Bibelübersetzung, dem Volke selbst so geläufig, hat ihren unverkennbaren Einfluß auf Hebels Darstellungsweise gehabt; wir erinnern nur an den häufigen Gebrauch des Bindewortes „und", sowie an die Eigentümlichkeit, statt „sich" „ihm" zu setzen; z. B. in Nr. 16: „Als der Patient so mit ihm reden hörte".

4. Der Humor, der Spaß und Schwank. Der Humor ist ein notwendiges Element der Volksschrift, aus geschichtlichen wie aus rein psychologischen Gründen. Eine glückliche Begabung, getragen von heiterem Weltsinn, ließ Hebel das Herz des Volkes mit fröhlichen Geschichten erfreuen. Weil er ein harmloser Mensch war, darum war er zu Spaß und Schelmenstreichen aufgelegt. Das Harmlose, Friedfertige Hebels geht auch auf den Leser über.

Wie den idyllischen Sinn für das Kleine, so hat er auch den Humor mit seinem, auch von ihm hochverehrten Zeitgenossen Jean Paul gemein; nur daß Hebel dabei immer auf dem festen Lebensboden steht, und auch seine Gestalten nägelbeschlagene Schuhsohlen haben. — Eine Klippe beim Humor ist die Selbstpreisgebung. Hebel vermied sie glücklich, da er es verstand, trotzdem er oft als Schalk auftritt, sich doch persönlich in seiner Würde zu erhalten, so daß ihm die Eindringlichkeit bei ernsten Gelegenheiten nicht abgeht.

Als eigene Gattungen des Humors treten bei Hebel die reine Lustigkeit und die „Poesie der Dummheit", wie Auerbach sie treffend bezeichnet, auf. Wenn Hebel erzählt, wie der Bauer die tannene Stubenthür als Rezept dem Apotheker ins Haus bringt (Nr. 14), so ist das eine so schöne Dummheit, daß es schade wäre, wenn wir ihrer entbehrten, so sehr man geistreicherseits die Nase darüber rümpfen mag.

Das schrankenlose Ausgreifen der Lustigkeit bekundet sich auch in den Gaunergeschichten. Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß Hebel in sich selber eine Lust zu tollen Streichen verspürte und sich nun im Ausdenken derselben gefiel. Hier stimmte nun wieder seine eigene Natur mit der allgemeinen des Volkes zusammen. Darum konnte er auch mit so breitem Behagen die Gaunereien seiner Landstreicher, des Zundelfrieder, roten Dieter, Heiner und Zirkelschmid, schildern; darum konnte er in ihnen unverwüstliche Typen des Volkslebens feststellen. Indem er sich nun an dem heiteren Spiele des Lebens ergötzte und die Gaunerstreiche erfand und übertrug, erfüllte er ein inneres Bedürfnis der Volksschrift, der der verschmitzte Schelm nicht fehlen darf.

5. Das Religiöse. Die tiefe Innerlichkeit des deutschen Volksgeistes hegt vor allem das religiöse Element in sich, das daher auch der Volksschrift Maß und Richtigkeit geben muß. Hebel sucht das Religiöse aber nicht in eigentlicher Einschiebung von Predigten oder moralisierenden Erzählungen, sondern leicht und ungezwungen, ohne plötzlich aus einer höher gezwängten Tonart zu sprechen; einfach und innig geht er zu dem Höchsten über, zum Ausspruche und zur Erweckung des Religiösen. Hier tritt bei Hebel die poetische Begabung, mit ihrer Anlehnung an ein kleines plastisches Ereignis, in ihrem schönsten Glanze hervor. Wir erinnern nur an „die Baumzucht" (Nr. 2) und an die Betrachtung über ein Vogelnest (Nr. 23). Die leichte Heiterkeit, der fröhliche Gottesschein liegt hier überall ausgebreitet; denn die christliche Religion ist eine Religion des Lebens und nicht des Todes.

3. Schriftliche Aufgaben.

Parallele zwischen Claudius und Hebel.

Leben und Charakteristik Hebels.

1. Die Kindheit. Johann Peter Hebel war der Sohn achtbarer Landleute. Sein Vater hatte als Webergesell seine Heimat, das Städtchen Simmern auf dem Hunsrück, verlassen und folgte später als Diener des Major Iselin den eidgenössischen Fahnen nach Flandern, an den Niederrhein und nach Korsika. Die Zeit zwischen diesen Kriegszügen brachte er im Iselinschen Hause zu Basel zu, wo er auch seine Frau Ursula Örtlin kennen gelernt hatte, die in demselben Hause diente. Nach ihrer Verheiratung zogen die beiden Eheleute nach Hausen bei Schopfheim, dem Geburtsort der Frau. Dort arbeitete Hebel den Winter hindurch an seinem Webstuhle, den Sommer aber brachten sie in Basel bei ihrer alten Herrschaft zu, wo es Arbeit vollauf in Haus und Garten gab. Wähend eines solchen Aufenthaltes zu Basel wurde Johann Peter Hebel am 10. Mai 1760 geboren.

Im badischen Oberlande, in einer Gegend, die zu den lieblichsten Gauen Deutschlands gehört, blüht der Knabe in freundlicher Pflege frisch heran. Leider blieb die Obsorge für ihn bald der Mutter allein überlassen, da der Vater schon 1761 starb. Dieser Verlust und die vermehrte Sorge steigerten den Ernst und den frommen Sinn der Witwe. Der Knabe war mutwillig und zu allerlei losen Streichen aufgelegt, so daß die Mutter kaum seiner Meister werden konnte. Aber neben diesem Mutwillen lebte ein religiöses Gefühl in dem Knaben, das sogar seine Spiele durchdrang. Oft predigte er von Stühlen und Bänken, und es bekundete ein tieffrommes Gemüt wie poetischen Sinn, wenn er Schmetterlingspuppen begrub und der Auferstehung der Falter entgegenharrte.

Mit der Liebe zur Mutter hatte sich dem Kinde eine Liebe selbst zu den leblosen Umgebungen seiner Kindheit mitgeteilt, die den Mann nicht verlassen hat, der einem Freunde für eine übersendete Schwarzwälder Uhr mit folgenden Worten dankt: „Eine hölzerne Uhr ist mir viel interessanter, als die Taschenuhr und als die feinste englische Stockuhr, weil ich unter hölzernen aufgewachsen bin, und meine erste Bewunderung und Freude, und ich muß fast sagen, die kindliche Ehrfurcht vor diesem mechanischen Leben an ihnen hängen blieb.“

Schon in seinem sechsten Lebensjahre kam der aufgeweckte Knabe in die Ortsschule zu Hausen; er besuchte sie bis zu seinem zwölften. Der Schule stand Andreas Grether vor, ein Ehrenmann von eigentümlicher Persönlichkeit, kleiner Gestalt, stark hervortretender Nase und stets gerüstet mit langem, weit ausreichendem Stocke. Voll heiligen Eifers für seinen Dienst, überwachte der Lehrer sorglich das keimende Talent des kleinen Johann Peter und versäumte keine Züchtigung für mutwillige Streiche.

Mit den nötigen Vorkenntnissen im Lesen und Schreiben aus-

gestattet, kam Johann Peter in die lateinische Schule zu Schopfheim. Die deutsche besuchte er nebenbei fort. Eine falsche Kunde, als habe die Rachsucht Grethers, den er einmal abbildete, ihn gleichsam zum Studium gedrängt, hat er selbst im Hausfreunde von 1818 widerlegt. Diese Widerlegung enthält ein treues Bild des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler. Hebel erzählt, wie er die daliegende Kohle benützt habe, um den leicht treffbaren Lehrer an die neue Schulstubenthüre zu zeichnen, wie er Schläge dafür bekommen habe, „nicht die ersten und nicht die letzten, auch nicht die schlechtesten“. Dann aber sagt er von Grether: „Er war ein treuer und freundlicher Lehrer und liebte das Büblein nachher wieder, wie vorher und wie alle seine Schüler. Oft, wenn derjenige, der dies schreibt, ein Exempel von den Brüchen rechnet, oder wenn er im Herzen den Trost und den Frieden oder die Lehre eines Sprüchleins betet, denkt er an den Schulherrn, bei dem er's gelernt, und wenn er nach Jahr und Tagen wieder einmal zu seinen Jugendfreunden kommt, so reden wir von ihm.“

„Also kann es mit der Wahrheit nicht bestehen, daß der Knabe wegen Feindschaft des Schullehrers aus seiner Schule genommen und in eine vornehmere gethan worden ist. Nein, er hat auch nachher noch lange neben der vornehmen Schule die vorige mit Freude und Liebe fortbesucht. Wie man zum Kaffee Cichorie thut, also kam es ihm nicht darauf an, wenn er vormittags die lateinischen Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, nachmittags je auch noch ein paar deutsche einzuthun, aber niemals unverdiente.“ — So Hebel selbst.

Seine Schalksstreiche waren allerdings meist von einer Gattung, welche die letzte Äußerung rechtfertigt. Ein Zug aus jenen Schulzeiten mag als Beleg dienen.

Auf dem Wege von Hausen nach Schopfheim zur Schule fragte den kleinen Peter sein täglicher Begleiter, was sie noch treiben wollten, da sie noch gute Zeit bis zur Schulstunde hätten. Peter schlug vor, auf der Wiese, über die sie ihr Weg führte, alle zur Bewässerung geöffneten Stellfallen zu schließen und alle geschlossenen zu öffnen. Der Feldhüter beobachtete sie von ferne, verbarg sich hinter einem Strauch und fiel, als die beiden Jungen herbeikamen, über sie her. Hebel riß sich los; der Feldhüter, den andern Jungen mitschleppend, sprang ihm nach, wagte aber nicht, über einen schwachen Baumstamm, welcher zufällig über einem nahen tiefen Bache lag, ihm zu folgen. Als der kleine Peter sich in Sicherheit, den Feldhüter aber den andern Jungen mit Ohrfeigen reichlich bedienen sah, rief er ihm, mit der Hand an den Backen schlagend, zu: „Chum, 's biißt mi!“ (Komm, es beißt mich!)

Die Zeit, welche die Schule nicht in Anspruch nahm, mußte, wie es die Armut der Familie gebot, mit Arbeit ausgefüllt wer-

den. Im Winter mußte der Knabe der Mutter das notwendige Holz im Walde zusammenlesen und nach Hause tragen. Oft zerschlug er Steine für den Schmelzofen zu Hausen und unterstützte so die Mutter mit seinem kleinen Verdienste. Freundlicher war seine Lage in den Sommermonaten, wo seine Mutter zu Basel bei der alten Herrschaft immer noch die gewohnte Beschäftigung fand: behagliches Leben in dem wohlhabenden Hause und mäßige Arbeit und freie Bewegung neben auch hier fortgesetztem Unterricht, Wohlthaten, die Hebel niemals vergaß.

Unter solchen Verhältnissen hatte der Knabe sein zwölftes Jahr erreicht. Immer schöner entwickelte Fähigkeiten bekundeten seinen wissenschaftlichen Beruf. Der Knabe fühlte sich zur Theologie hingezogen; im Leben und Wirken eines Landgeistlichen fand er sein schönstes Ziel, ein Ziel, das noch den Greis beschäftigte. Um ihn ungestört der Vorbildung für seinen künftigen Beruf leben zu lassen, trennte sich 1773 die Mutter von dem Knaben und gab ihn in die Hände seines Lehrers, des damaligen Diakonus Obermüller zu Schopfheim.

Doch stand herbere Trennung bevor. Während eines Aufenthaltes in Basel erkrankte die Mutter. Die freundlichste Pflege mochte die immer lauter werdende Sehnsucht der Witwe nach der Heimat nicht beschwichtigen. Man gab ihr nach. Ein Einwohner von Hausen holte sie mit einem Wagen ab. Der Sohn hatte sich als Begleiter der kranken Mutter eingefunden. Die Kranke verließ Basel ohne schlimme Ahnung. Aber schon auf der Hälfte des Weges fühlte sie die Nähe des Todes, und ehe ein Arzt herbeigerufen werden konnte, verschied sie unter dem Jammergeschrei des verwaisten Söhnleins. Man bedeckte die Leiche mit einem Tuche, und Hebel hat späterhin als ein Zeichen seines kindischen Leichtsinns erzählt, wie er neben dem tiefsten Schmerze dennoch mit Begier des Augenblicks harrte, wo er, in Hausen angelangt, durch den Anblick der Leiche Nachbarn und Freunde überraschen werde.

Mochte in dem Knaben, neben dem tiefsten Jammer, sich solche Leichtfertigkeit geltend machen, der Mann trug in allen Lagen das Andenken der frommen Mutter mit innigem Dank im Herzen. Bei allen Ereignissen, die ihn freudig berührten, war die Mutter sein erster Gedanke. Es ist noch ein Brief von ihm aus dem Jahre 1819 vorhanden, der seine Ernennung zum Prälaten, der höchsten Würde seiner Kirche, noch als Geheimnis einer befreundeten Seele mitteilt; der Greis schließt die Mitteilung mit den vielsagenden Worten: „Was würde meine Mutter sagen!“ Auch die Predigt, mit der er am Schlusse seiner Laufbahn eine stille, ländliche Pfarre anzutreten gedachte, spricht ungekünstelt dasselbe Gefühl kindlicher Liebe aus. Dort sagt er von der früh verlorenen Mutter: „Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie

verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbteil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren."

2. Die Lehrjahre. Dem Knaben war ein Erbe von 2500 Fl. zugefallen. Der lateinischen Schule zu Schopfheim allmählich entwachsen, sollte er die höhere Bildungsanstalt, das damalige Gymnasium illustre zu Karlsruhe beziehen, das mit grundgelehrten, meist schriftstellerisch thätigen Männern von durchweg eigentümlich ausgeprägter ehrbarer Haltung besetzt war. Der Vormund Wehrer brachte ihn 1774 dahin. Die fehlenden Mittel ersetzte der Beistand freundlicher Gönner. Einen solchen wohlwollenden Freund fand er besonders an dem damaligen Hofdiak. August Gottlieb Preuschen. Früher zu Schopfheim angestellt oder vielleicht auch bei Anlaß einer Geschäftsreise hatte dieser in dem Knaben den künftigen Mann entdeckt und den Vorsatz, eine wissenschaftliche Bahn einzuschlagen, in ihm bestärkt. Jetzt nahm er den nicht ausreichend bemittelten Schüler in sein Haus, auch abwechselnd mit andern Freunden zum Tischgenossen und überwachte mit Sorgfalt seine Studien wie seinen Wandel.

Mit den trefflichsten Anlagen ausgestattet und also väterlich geleitet, machte der Jüngling rasche Fortschritte. Indessen riß ihn der Schalkssinn, den die fromme Mutter nur zu mildern, nicht aber zu unterdrücken vermocht hatte, hier und da zu losen Streichen hin. Der wohlwollende Pflegevater begnügte sich jedesmal mit milder Zurechtweisung. Ein Schalksstück aber hätte den losen Schüler bald die ganze Gunst des Wohlthäters gekostet. In demselben Hause wohnte neben Hebel noch ein älterer Schüler, dessen pedantisches Wesen Hebels Mutwillen reizte. Er schlich sich daher an einem Winterabend, kurz vor der Stunde, da sein Nachbar gewöhnlich nach Hause kam, vor dessen Zimmerthür mit dem Lichte, das er so lange, bis er die Hausthüre sich öffnen hörte, unter den konkaven Griff der Thürfalle hielt. Hebel, leise davon schleichend, hatte alsbld die Freude, einen lauten Schrei zu vernehmen. Es erfolgte eine Untersuchung des Hausherrn, die zur Folge hatte, daß Hebel aus dem Hause gewiesen wurde. Jetzt kamen seine Freunde und legten Fürbitte ein. Vergebens. Der mutwillige Peter kannte aber das weiche Herz des Wohlthäters und schrieb einen reumütigen, wohlgesetzten Brief in lateinischer Sprache, der denn auch die Verzeihung des Übelthäters zur Folge hatte. Wie weit die Erzählung richtig ist, läßt sich nicht mehr entscheiden. Jedenfalls ist sie eine von den zahlreichen Anekdoten, in die man bald nach Hebels Tode, meist in guter Meinung, seine Persönlichkeit gekleidet hat.

Schon nach 4 Jahren verließ Hebel, reif für die akademischen

Studien, als einer der vorzüglichsten Schüler das Gymnasium. Als Hochschule wählte er die Friedrich-Alexander-Universität zu Erlangen, die damals in jugendlicher Blüte stand. Die Namen Seiler und Rosenmüller zogen überall die jungen Theologen an. Am 8. Mai 1778 trat Hebel in die Reihe der akademischen Bürger von Erlangen.

Die Freiheit des bunten Studentenlebens, das Treiben einer in sich abgeschlossenen jugendlichen Welt zog bald den Jüngling mehr an, als das Heftschreiben in den Hörsälen und das Nachlesen des Geschriebenen. Er gab sich dem lustigen Burschenleben völlig hin, hielt sich jedoch von Duellen möglichst fern. Nur einmal hatte er eine sogenannte Ehrensache. Nicht ohne Herzklopfen betrat er die Mensur, kam jedoch mit einer leichten Stichwunde in dem Arm davon. Der blutige Tag ließ eine dauernde fröhliche Erinnerung zurück, und oft gab Hebel noch in späteren Jahren seinen Freunden die pathetische Anrede seines Sekundanten mit unvergleichlichem Humor im Urtext wieder.

Schon nach 2 Jahren verließ Hebel die Hochschule und zog nach Karlsruhe, um sich zum theologischen Examen vorzubereiten. Am 22. und 29. September 1780 bestand er dasselbe und wurde am 24. Novbr. desselben Jahres unter die badischen Kandidaten des geistlichen Amtes aufgenommen. Daß Hebel in der ersten Prüfung den Forderungen seiner Examinatoren keineswegs genügte, sondern durchfiel, ist eine Mythe, wie die andere, daß er das Versäumte nachholte und das zweite Examen glänzend bestand.

3. Die Dienstjahre. Es begann nun die Zeit eines armen, aber nicht freudelosen Stilllebens, da er sich auf dem Boden der geliebten Heimat bewegte. Von 1780—82, wo er ordiniert wurde, hielt Hebel sich zu Hertingen auf, einem Pfarrdorfe, das in schöner und fruchtbarer Gegend fast gleichweit von Basel und Schopfheim entfernt liegt. Hier bestand seine Beschäftigung zunächst in dem Unterrichte, welchen er den Kindern des Pfarrers und eines andern Einwohners erteilte. Er ward hier „umgeätzt".*) Nachdem er die Ordination erlangt hatte, leistete er dem Pfarrer Aushilfe in kirchlichen Geschäften.

Er blieb nicht lange in dieser Stellung. Man wußte seine nicht geringen Schulkenntnisse zu benutzen, und so ward Hebel schon im März 1783 an das Pädagogium zu Lörrach versetzt, freilich mit dem bescheidenen Titel eines Präceptorat-Vikarius, und mit dem ebenso bescheidenen Gehalte von 350 Fl.

Über 8 Jahre lebte Hebel in dieser Stellung; die sparsam zugemessene Besoldung nötigte ihn, den Rest seines Vermögens zu verbrauchen. Seine Bemühungen um einen vorteilhaften Lehr-

*) Von den verschiedenen Familien abwechselnd beköstigt.

dienst waren vergebens. Ob er mit gleichem Ernste sich um eine Pfarrstelle bewarb oder ob die ihn noch in späteren Jahren anwandelnde Sehnsucht nach einer solchen nicht von jeher eine nur vorübergehende war, ist nachherigen Vorkommnissen zufolge wenigstens immerhin zweifelhaft. Aber Entbehrungen vermochten so wenig, als vereitelte Pläne die Heiterkeit seines Gemüts zu trüben; fand er doch in seinen Umgebungen zu vieles, was ihn freudig stimmte. Mochten schon die Erfolge der Bemühungen des noch unerschöpften Schulmannes ihn mit der gering belohnten Stellung versöhnen, so fühlte er sich in dem Leben im heimatlichen Lande und unter dem Volke, das die Sprache seiner Kindheit sprach, im Umgang mit Freunden, zum Teil Freunden seiner Jugend, obwohl er dort weniger empfing, als er vielmehr gab, behaglich und glücklich.

Noch ohne Ahnung künftiger Berühmtheit, widmete er den Erguß frischen Witzes, wie das flüchtig aufgezeichnete Ergebnis seiner Laune ausschließlich dem Kreise seiner Freunde. Gewohnt, überall sich eine kleine Welt in die alltägliche hereinzudenken und die Namen seiner Freunde, wie den eigenen durch selbstgeschaffene zu ersetzen und sich und ihnen fremdartige Beschäftigungen anzudichten, erscheint er hier und in später fortgesetztem brieflichen Verkehr bald als Parmenides neben Zenoides und bald wieder als Stabhalter neben dem Vogt und dem Bannwarte.

Es bedurfte eine Zeit von fast 9 Jahren, bis die Verdienste Hebels höhern Orts nach ihrem wahren Werte erkannt wurden. Oft waren seine Bewerbungen ohne Erfolg geblieben; selbst sein geringes Gehalt war nie erhöht worden. Endlich ward ihm die Aussicht auf die Pfarrei in der Altenstadt zu Pforzheim anfangs d. J. 1790 eröffnet. Aber, wie ein Brief, der sich aus jener Zeit erhalten hat, berichtet, machten körperliche Leiden, die inzwischen eingetreten waren, ihm die Ablehnung der früher wohl gewünschten Stelle jetzt zur Notwendigkeit. Er erklärt dort, wie anhaltendes Sprechen ihm große Schmerzen verursache, wegen der er sich weit aussehender ärztlicher Behandlung zu unterwerfen habe, „das Informieren schade ihm jedoch nicht, wenn er sich vor Schreien und Zorn hüte!“

Eine gedrückte, fast hoffnungslose Stimmung spricht sich in demselben Schreiben aus, wenn er sagt: „Gesetzt, ich wollte auch eine weniger beschwerliche Pfarrei in der ungewissen Hoffnung annehmen, daß mich das Predigen, wenn ich nicht dabei informiere, weniger angreifen werde, so verbietet mir mein Gewissen und meine Ruhe, so lange ich nicht gesichert vor einem frühen Tode oder elenden Leben bin, zu heiraten, — und was ist ein lediger Pfarrer in einem abgelegenen Dorfe, der in der Haus- und Landwirtschaft unerfahren ist!“

Diese briefliche Verwahrung scheint an die rechte Stelle gelangt,

von der Pfarrei weiter keine Rede, und die angewandte ärztliche Hilfe von großer Wirksamkeit gewesen zu sein. Schon im folgenden Jahre, 1791, ward Hebel an das Gymnasium zu Karlsruhe berufen.

Diese Anstalt, noch immer hohen Rufes sich erfreuend, war fortan der Schauplatz seiner erfolgreichen Wirksamkeit. Allmählich von dem Unterrichte in den untern Klassen zu den höhern emporsteigend, fand er hier gleichen Anlaß zum Lehren und zum Lernen. Und er bedurfte solches Anlasses, da es nicht in seiner Persönlichkeit lag, sich mit anhaltender Ausdauer irgend einem Studium hinzugeben. Als Freund der Natur zog ihn besonders die Naturgeschichte an, die nebst den alten Sprachen in seinen Lehrkreis gehörte. Wie in diesen, fühlte er sich auch in jener mit den glücklichen Erfolgen belohnt, welche die Liebe zur Sache begabten Köpfen sichert.

Mit dem Lehramt war ihm als Subdiakonus der Hofkirche die Predigt zur Dienstpflicht gemacht. Das heitere Bild einer stillen Pfarrei vielleicht mehr als den Wunsch danach in der Seele, hatte Hebel während seines Aufenthaltes zu Lörrach sehr häufig dort und in der Umgegend in seiner volkstümlichen Weise gepredigt. Jetzt zum Kanzelvortrag vor einer größern Gemeinde berufen, verstand er auch hier seine Stellung. Auch hier zog die Wärme eines frommen Gemütes und die einfache Würde der Sprache und des Vortrages die Hörer mächtig an. Markgraf Karl Friedrich selbst, der fromme Förderer kirchlichen Lebens, fehlte nur selten bei seinen Predigten.

Bei solchen Leistungen ward Hebel schon ein Jahr nach seiner Versetzung nach Karlsruhe zum wirklichen Hofdiakonus befördert. In dieser Stellung blieb er bis zum J. 1798, wo er zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache in der obersten Abteilung des Gymnasiums ernannt ward. Diese Beförderung dankte Hebel der Würdigung des ihm freundlich zugethanen, in Baden hochverdienten Staatsmannes Friedrich Nikolaus Brauer, der damals an der Spitze des Konsistoriums stand. Er war es auch, der Hebel mit der Abfassung eines neuen Landeskatechismus beauftragte, der jedoch, nach vielseitiger Bemängelung von seiten einzelner Diöcesen, als Entwurf liegen blieb.

So war Hebel, wenn auch spät, den Sorgen der Nahrung entrückt; lange Zurücksetzung ward durch steigende Anerkennung vergütet, seinem Wirkungskreise waren weitere Grenzen gezogen, seine Lebensverhältnisse waren angenehm; die Residenz bot manchen Genuß und, viele geistige Kräfte vereinigend, anziehende und weckende Berührungen; dem Bedürfnisse geselliger Unterhaltung und zwanglos behaglicher Abendstunden genügte der Ort. Hebels Verdienst und gesellige Tugenden zogen Freunde und Bewunderer an; das offene, für Freundschaft so empfängliche Gemüt schloß sich leicht an, und so war ihm Anlaß genug gegeben, mit der neuen Lage sich zu befreunden.

Aber es bedurfte langer Zeit, ein tiefgefühltes Vermissen der Heimat in ihm ganz zu mildern. So schreibt er einer befreundeten Familie: „Ich muß ins Oberland reisen, ich muß aus der Wiese*) trinken und die Geister im Röttler Schlosse besuchen, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinsten, geistlosesten Landwohner ermatten soll.“ Bisweilen steigerte sich seine Sehnsucht zu leisem Heimweh, und dieses ist nach dem eigenen Geständnisse des Dichters die Mutter der Dichtungen, die seinen Ruf begründet haben.**)

Inzwischen wirkte Hebel mit glücklichem Erfolge als Lehrer fort. Seine Verdienste blieben nicht unbemerkt. Die Ernennung zum Kirchenrate (1805), sowie die zum Direktor des Gymnasiums (1808), waren neue Zeichen der Anerkennung dieser Verdienste. Ein neuer Geschäftszuwachs kam im folgenden Jahre hinzu, wo Hebel zum Mitgliede der evangelischen Kirchen- und Prüfungs-Kommission ernannt ward. Es war die letzte Auszeichnung, die er unter der Regierung Karl Friedrichs erhielt. Die Achtung, welche ihm der Großvater geschenkt, bewahrte ihm auch der Nachfolger, Großherzog Karl. Schon im Anfange des J. 1814 von einem Teile seiner Geschäfte befreit, legte Hebel die Direktion des Gymnasiums nieder; seine Unterrichtsstunden wurden auf neun, noch später auf acht herabgesetzt. Dafür trat er in demselben Jahre in die evangelische Kirchensektion ein; überdies ward ihm im J. 1816 die Direktion des evangelischen Schulwitwenfiskus übertragen.

Neben solchen Förderungen und Beschäftigungen ging wenigstens in der ersten Zeit dieses Lebensabschnittes Hebels eine Reihe poetischer Leistungen einher, unter denen die Gedichte in schriftdeutscher Sprache die wichtigsten sind. Gleichzeitig entstanden die Rätsel und Charaden und der Hausfreund, dessen Redaktion ihm im Dienstwege zugewiesen wurde.

Aber die Geschäfte, wie sie nach und nach Hebel aufgebürdet wurden, warfen düstere Schatten auf seine Seele. Wie aus dem Leben, wich allmählich, nur selten wiederkehrend, die frohe Laune auch aus seinen Briefen. Sein Scherz strömt aus krankem Herzen, wenn er seinem Jugendfreunde Hitzig schreibt: den ganzen Tag auf dem Katheder sitzen sei jetzt noch ein Feiertagsleben für ihn, ein Ostermontagsspäßlein; aber auf der Kanzleistube sitzen, Berichte schreiben, Buch und Rechnung führen, Akten durchgehen, examinieren, kastigieren, Zeugnisse fertigen, wegen der Lyceisten korrespondieren; das heiße so viel, als: Ich sterbe täglich. Es seien ihm fast alle Freuden aus dem Geschäfte geflohen und aus dem Leben.

Inzwischen blühten aus den verstimmenden Mühen neue Ehren hervor. Die Bestimmung der neu gegebenen Verfassungsurkunde, die einen evangelischen Prälaten in die erste Kammer der Land-

*) Ein vom Feldberge kommender Nebenfluß des Rheins.

**) S. oben S. 43 „Schlußbemerkungen zu den alemannischen Gedichten“.

stände einführt, schuf eine in Baden bisher nicht bekannte Würde. Der neue Großherzog Ludwig trug sie Hebel an, und dieser konnte, trotz aller Einwendungen und Bedenklichkeiten, die ihm zugedachte Ehre nicht zurückweisen. So ward er als Vertreter der evangelischen Geistlichkeit in das neue parlamentarische Leben eingeführt und wohnte den Landtagen von 1819, 20, 22 u. 25 bei. Der neuen Beförderung folgte am Neujahrstage 1820 das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens, und schon am 5. Sept. desselben J. das Kommandeurkreuz desselben Ordens.

Aber das politische Leben war ihm ein fremdes; das ihm inwohnende Talent der Rede, selbst der unvorbereiteten, schützte ihn nicht vor einer gewissen Schüchternheit, und so wohnte er meist nur mit schweigender Teilnahme den Verhandlungen der ersten Kammer bei. Auf eine, hierauf bezügliche, ihm im Kreise näherer Freunde gemachte Bemerkung soll er in der humoristischen Weise, die ihm ganz eigen war und in der er gegen alte Bekannte sich bisweilen aussprach, entgegnet haben: „Ihr habt gut reden, Ihr seid des Pfarres N. Sohn von X. Ihr war't noch nicht zwölf Jahre alt, so hat schon mancher Euch Herr Gottlieb geheißen, und wenn Ihr mit Eurem Vater über die Straße ginget, und es begegnete Euch der Vogt oder ein Schreiber, so zogen sie den Hut ab und erst, wenn Euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch Ihr Euer Käpplein gelupft. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen Hintersassen-Witwe zu Hausen aufgewachsen, und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging, und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: „Peter zieh's Chäppli ra, 'schunt a Herr"; wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrat begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nah kamen: „Peter, blieb doch sto, zieh g'schwind di Chäppli ab, der Herr Landvogt chunt!" Nun könnt Ihr Euch vorstellen, wie mir zu Mute ist, wenn ich hieran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherren, Staatsräten, Ministern und Generalen, vor mir die Standesherren, Grafen und Fürsten und die Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold — fast mein Herr!"

Auf die ständischen Verhandlungen folgten kirchliche. Die Zeit war herangekommen, wo der alte Wunsch einer Vereinigung der beiden evangelischen Schwesterkirchen im Großherzogtume Baden sich als Bedürfnis aussprach. Im Sommer d. J. 1821 trat zu Karlsruhe eine Generalsynode zusammen, aus der die vereinigte evangelisch-protestantische Kirche hervorging. Hebel war als einer der Vertreter des lutherischen Religionsteils dabei erschienen und erhielt in Anerkennung seines Wirkens von der theologischen Fakultät zu Heidelberg die Doktorwürde, eine Auszeichnung, die den einst im Examen schwach befundenen Kandidaten mit großer Freude erfüllte.

Nach dieser Synode vollendete Hebel die bereits 1818 begonnenen „biblischen Geschichten“, welche im J. 1824 in 2 Teilen in der Cottaschen Verlagshandlung erschienen. Sie haben jedoch nie besondere Anerkennung gefunden, da sie zu sehr vom Bibelausdruck abwichen.

Kurz darauf nötigte den alternden Mann die immer schwächer werdende Gesundheit, um gänzliche Enthebung von dem Lehramte einzukommen. Es ward seinem Wunsche entsprochen und er des Lehramts, das er mehr als 40 Jahre bekleidet hatte, mit den Ausdrücken höchster Zufriedenheit enthoben.

4. Die letzten Tage. Hebels Beziehungen zur Schule hörten mit der Niederlegung des Restes seiner Unterrichtsstunden nicht auf. Aufsicht und Berichterstattung über evangelisch-protestantische gelehrte Schulen gehörten gerade zu den ihm zugewiesenen Geschäftszweigen. Dieser Wirkungskreis erheischte seine Anwesenheit bei den öffentlichen Prüfungen dieser Anstalten.

So war er im Sept. 1826 zur Reise nach Mannheim veranlaßt. Von zunehmenden Beschwerden des Unterleibes belästigt und in niedergedrückter Stimmung, unternahm er nur ungern die kleine Reise, die ihm die Dienstpflicht auferlegte. Am 10. Sept. kam er nach Mannheim, wohnte den Prüfungen ausdauernd bei und nahm selbst eine ihm zu Ehren veranstaltete Wasserfahrt an. Diese, bei einbrechendem Abend begonnen und beendet in heller Mondnacht, der jugendliche Jubel der Schüler auf grüngeschmücktem Schiffe, deren freudiges Lärmen in die Töne eines Musikschiffes hineinschallte, die Begleitung einer großen Zahl von Freunden und Freundinnen, Gesang und heiteres Gespräch und das Anklingen der Gläser von Schiff zu Schiff, alles rief die geschwundene Heiterkeit in dem gefeierten Greise zurück. Freudigen Blickes versicherte er, schon lange keinen so frohen Abend mehr verlebt zu haben. Es war sein letzter froher Abend. Zunehmendes Übelbefinden veranlaßte ihn, sich nach Schwetzingen zu begeben; von dort aus wollte er nach Heidelberg gehen, um die Prüfung des Gymnasiums: vorzunehmen. In Schwetzingen wurde jedoch sein Zustand bedenklicher; am 21 Sept. nötigten ihn Fieberschauer ins Bett, und bald hatte die Krankheit eine Höhe erreicht, daß der von Karlsruhe herbeigerufene Hausarzt jede Hoffnung aufgab. Am 22. Sept., morgens 4 Uhr war er entschlummert. Unheilbare Verbildung seiner Eingeweide hatte den Tod herbeigeführt.

Schmerzlich ergriff die Todesnachricht alle Freunde und Verehrer des Verblichenen, die zahlreich herbeiströmten, um an der feierlichen Bestattung teil zu nehmen. Eine Gattin und Kinder trauerten nicht an seiner Gruft, Hebel war unverheiratet geblieben. Einige Schritte von der östlichen Mauer des Schwetzinger Friedhofs ist Hebels Grab. Ein einfacher Stein, darauf errichtet, sagt genug, indem er seinen Namen nennt.

Hebel hinterließ ein Vermögen von beinahe 7000 Fl. Da er nicht letztwillig darüber verfügt hatte, ward sein Hinterlaß zwischen seinen väterlichen und mütterlichen Seitenverwandten geteilt. Der Gedanke an eine letztwillige Verfügung war ihm jedoch nicht fremd geblieben, er hatte sich vielmehr oft mit dem Plane einer Stiftung für Alter und Jugend seines Geburtsortes beschäftigt: den Greisen zu Hausen sollte jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht, den armen Schulkindern aber sollten die nötigen Schulbücher angeschafft werden. Der Tod überraschte ihn, ehe dieser Lieblingsgedanke zur That werden konnte.

Schon zu Hebels Lebzeiten eiferten einige Freunde, ihn auf bleibende Weise zu ehren. Sinnig hat Gmelin gestrebt, den Namen des Dichters der Natur in einer Blume fortleben zu lassen. In seiner Flora badensis, welche 1806 erschien, gab er einem neu gebildeten Geschlechte (Anthericum calyculatum bei Linné) die Benennung Hebelia, einer der beiden Unterarten den Beinamen allemannica. Nach Hebels Tode ward ein Berg bei Schopfheim von Freunden schön terrassiert und feierlich als Hebels-Höhe eingeweiht. Im J. 1835 wurde Hebel ein Denkmal mit lorbeerbekränzter Büste im Schloßgarten zu Karlsruhe gesetzt.

Litteratur.

A. Hebels Schriften.

J. P. Hebels Wke. 5 Bde. Mit Hebels Bildnis, der Abbildung s. elterlichen Hauses u. s. Denkmals, einem Faks. s. Handschr. u. 4 Musikbeilagen. Karlsr., 1843. 5,62 ℳ.
— —, 2. Ausg. in 3 Bdn. Karlsr., 1853. 4,20 ℳ.
— —, 2 Bde. 2. Aufl. Grote in Berlin, 1869. 1 ℳ.
Hebels ausgewählte Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes. Für die Jugend, insbesondere für Volks- u. Schulbibliotheken. Herausgeg. v. Karl Stöber. 3. Ausg. Pforzheim, 1861. 1 ℳ. (Mit 17 Holzschn. 1,80 ℳ.)
Hebels biblische Geschichten sind besonders zu haben. Pr. 1 ℳ.
Hebels Alem. Gedichte. Neue rev. Volksausg. Aarau, 1872. 1 ℳ.
— Alem. Gedichte. Neue vollst. Originalausg. Aarau, 1876. 3.60 ℳ.
— Alem. Gedichte; herausgeg. u. erläut. v. E. Götzinger. Aarau 1873. 3,60 ℳ.
Hebel, Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes. Neue Aufl. Stuttg., 1876. 80 ₰
Hebels Alemannische Gedichte, herausgegeb. von Behaghel. Berlin, Spemann 2,50 ℳ.
Hebel, Schatzkästlein des Rhein. Hausfreundes, herausgegeb. von Behaghel. Berlin, Spemann. 2,50 ℳ.

B. Übersetzungen der alemannischen Gedichte von:

J. G. Scheffner. Königsberg, 1811. 2. Aufl. 1817.
Fr. Girardet. Leipzig, 1821.
Valent. Adrian. Stuttgart, 1824.
Freiherr von Budberg. Heidelberg, 1827.
Robert Reinick. Mit Holzschn. nach Zeichn. v. Ludw. Richter. Lpzg., 1851. 3. Aufl. 1859. Geh. 3 ℳ. In engl. Einb. m. Goldschn. 4 ℳ.

C. Schriften über Hebel.

Der 1. Bd. von Hebels Werken enthält eine Biographie desselben.
J. G. Schultheiß, Hebels Leben. Eine Idylle in des Schwarzwaldes alemannischer Mundart. Heidelb., 1831. 70 ₰.

B. Auerbach, Schrift u. Volk. Grundzüge der volkstümlichen Litteratur, angeschlossen an e. Charakteristik Hebels. Lpzg., 1846. 4,80 ℳ.
Derselbe Verfasser spricht sich in der Gartenlaube (1860, Nr. 40) über Hebels Art zu erzählen aus.
A. E. Fröhlich, Zur hundertjähr. Geburtstagsfeier Hebels. Basel, 1860 3. Gedichte im Schweizer-Dialekt.
J. P. Hebel. Festgabe zu s. 100. Geburtst. Briefe Hebels an Freund u. Freundin; dichterische Grüße an s. Andenken; über d. Basler Mundart; Basler Halgen. Herausgeg. v. Ferd. Becker. Mit 7 Steint. Basel, 1860. 6 ℳ.
H. Kahle, Claudius u. Hebel nebst Gleichzeitigem u. Gleichartigem. Ein Hilfsbuch z. Studium deutsch., besonders der volkstümlichen Sprache u. Litteratur, sowie e. Handreichung z. Eintritt in d. Geschichte derselben. Berlin, 1865. 3,50 ℳ.
G. Längin, J. P. Hebel. Ein Lebensbild. Karlr., 1874., 3 ℳ.
Ein vollst. Verzeichnis der Werke von und über Hebel, siehe Behaghel, Alemannische Ged. von J. P. Hebel. Berlin, Spemann S. XXXVIII — XLIII.

LI. Friedrich Matthisson.

1. Abendlandschaft.

Matthissons smtl. Wke. Wien, 1815. I. 158. — Lüben u. N. Leseb. V. Nr. 121. — Lüben, Auswahl. III. 32.

1. Erläuterungen.

Str. 2. „Eiland", Wasserland, wasserumflossenes Land, Insel, von angels. ea (oe), altnord. ey, êg, îg, ndd. ôg (Wangeroog, Spikeroog), ahd. aha, â, goth. ahva, lat. aqua, franz. eau = Wasser (Fluß).

4. „Ried", Schilfrohr; auch ein mit Schilfrohr bewachsenes Gelände, mhd. das riet, ahd. das hriot, später riot; durch niederdeutschen Einfluß hrëod, rëod, ried, altsächs. das ried, mittelniederd. rêt. Rieth (nach Adelung) zu schreiben ist falsch. — „Vorland", das den Deichen, Flüssen, Teichen und Seeen vorliegende Land.

7. „Elfenreigen". S. Einführung II. 65 ff. u. 333.

„Druidenaltar". Druiden waren die Priester und Gelehrten der alten Gallier oder Kelten.

8. „Auf der Flut stirbt die Glut", Bild zur Bezeichnung des allmählichen Übergangs des Abends in die Nacht.

9. „Geisterlispel" Flüstern der Geister. Matthisson sagt: der Lispel, wie Hölty in dem Gedicht „an die Ruhe": „Jeden Lispel des Baums", und Herder in „Arist am Felsen": „Hör' im Rauschen hier, dort im Gesang, im Lispel dort, den Geist."

2. Komposition des Gedichtes.

Es wird uns in einem poetischen Naturgemälde eine Abendlandschaft geschildert, und zwar erhalten wir den Eindruck, den diese auf uns macht, nicht durch die Reflexionen des Dichters,

sondern durch die Gegenstände selbst. Die innere Einheit des Gemäldes ist also nicht durch den Gedankengang des Dichters vermittelt, sondern muß durch die Wahl und Anordnung der einzelnen Bilder hergestellt worden sein. Sehen wir das Gedicht hierauf an, so finden wir eine Zusammenstellung von folgenden Bildern:

1. Der vom Abendrot beleuchtete Hain.
2. Die beleuchtete Burgruine.
3. Das strahlende Meer.
4. Fischerkähne an einer fernen Insel.
5. Der blinkende Strand.
6. Die in der Flut abgespiegelten Wolken.
7. Das vom Seegeflügel umschwärmte wehende Ried am hügeligen Vorlande.
8. Die im Gebüsch versteckte Eremitage mit Gärtchen und Quelle.
9. Wehende Pappeln auf den Höhen.
10. Im Abendrot glühende Eichen am Felsenstrome.
11. Tanzende Elfen im Thale.
12. Der von Rüstern umgebene Druidenaltar.

Das Hereinbrechen der Nacht sehen wir nur an dem Verblassen des Abendrots auf dem Meere und an der Ruine, sowie an dem Schein des Vollmondes. Als letztes Bild werden uns noch vorgeführt:

13. Versunkene Helden-Denkmale.

Wir fragen uns vergeblich, wie wir es anfangen sollen, diese Fülle von Bildern zu einem einheitlichen Gemälde zusammenzufassen. Selbst ohne Berücksichtigung der unbedeutenderen landschaftlichen Züge wird es uns schwer, Wald und Meer, Berg und Thal, Quelle und Strom, zu einer klaren Gesamtanschauung zu vereinigen. Wenn wir aber nun auch noch jede dieser größern Gruppen mit all den gegebenen Einzelnheiten ausstatten sollen, so kommen wir in Verlegenheit, wohin mit diesem Reichtum. Für die Burgruine finden wir Raum im Walde, obgleich die Ungewißheit, ob sie auf dem Berge oder unten im Walde steht, schon störend wirkt. Wir nehmen natürlich lieber das erstere an, zumal das Epitheon „hohen" in der 8. Str. sich auch auf den Standort beziehen kann; wohin bringen wir aber dann die mit Pappeln gekrönten, also ziemlich kahlen Höhen, wohin die Felsen mit ihrem Strome? Identisch können diese drei Erhebungen doch wohl nicht sein, dagegen streitet schon das Vorhandensein mehrerer Thäler. Wir haben in der That deren zwei unterzubringen, das vom Strom durchflossene und jenes mit den Denkmälern der Helden, und dann fragt sich immer noch, ob wir nicht für den Druidenaltar mit den Rüstern noch ein drittes zu schaffen haben.

Ferner wird es uns nicht klar, welchen Platz wir der Klausnerzelle anweisen sollen. Sind der Hain (in Str. 1) und das Gebüsch in (Str. 5) identisch? Wir dürfen es kaum annehmen, da beides im Gedicht zu weit auseinander gerückt ist und uns vom Haine selbst, der doch als Hauptgegenstand auftritt, wenig übrig bliebe, wenn wir ihn neben der Ruine auch noch mit der Einsiedelei und dem Gärtchen ausschmücken wollten.

Bei der Darstellung des Meeres finden wir dieselbe Überfüllung. Die Fläche selbst ist mit einer fernen Insel, Fischerkähnen, bei denen wir auch noch gezwungen werden, an gleitende Schwäne zu denken, und Wolkenbildern ausgestattet. Das Ufer bildet einen sandigen Strand, begrenzt durch hügeliges Vorland. Und dann müssen wir gar noch den Hügel mit Ried uns umwachsen denken und es uns gefallen lassen, aus der durch Betrachtung einer feierlichen Abendlandschaft in uns erzeugten Ruhe durch wildschwärmendes Seegeflügel geschreckt zu werden. In eine nicht geringe Verlegenheit ersetzt uns der Dichter noch durch seinen Felsenstrom, den wir doch so gut zum Meere führen müssen, als den Quell des Einsiedlers.

Von einer klaren Gesamtanschauung kann also nicht wohl die Rede sein; die Wirkung des Geschilderten ist eine dunkle, unbestimmte und allgemeine Empfindung, die mit der Ruhe, welche eine geordnete, klare Darstellung hervorrufen würde, entschieden kontrastiert. Auffallend ist es noch, daß der Landschaft fast alle Staffage fehlt. Die Fischer und den Klausner sehen wir nicht, und das Seegeflügel paßt gar nicht zu den übrigen Bildern der Ruhe. Daß aber eine Landschaft ohne Menschen und Vieh nicht befriedigt, fühlte selbst der größte der Landschaftsmaler, Salvator Rosa, der, da er es nicht selbst verstand, sich die Staffage von einem andern Künstler in seine Bilder hineinmalen ließ. Das überaus formschöne Gedicht läßt uns ziemlich kalt, da es eben weiter nichts ist als Landschaftsmalerei in Reimen.

3. Form der Darstellung.

Obgleich Schiller in seiner Kritik der Matthissonschen Gedichte (XII. 398) die musikalische Wirkung des besprochenen Gedichtes nicht dem glücklichen Versbau zugeschrieben wissen will, so können wir sie doch nach dem Vorhergegangenen in nichts anderem finden. Das trochäische Versmaß paßt vortrefflich zu den Bildern der Ruhe, die der Dichter vorführt. Äußerst bezeichnend schmiegen sich in den beiden ersten Str. die kurzen Anfangsverse dem Gegenstande an, besonders in der 2. Str. In beiden Str. sind in den kurzen Versen umfassende Gegenstände, weite Scenen geschildert, während die längeren V. einzelne, minder ausgedehnte Gegenstände malen. Die rhythmische Pause, die bei

jedem Versschlusse eintritt, nötigt nun den Leser, die beiden ersten V. mit der Langsamkeit und dem Gewicht zu sprechen, die der Bedeutsamkeit des Gegenstandes angemessen sind, wogegen das Metrum selbst auch schon dazu einladet, die beiden letzten V. in mehr ununterbrochener Folge zu lesen. In geringerem Grade findet diese Angemessenheit der kurzen V. zu den darin gemalten Scenen bei den folgenden Str. statt, am wenigsten in Str. 4 u. 5, mehr wieder in den beiden letzten.

In der 5. und 6. Str. haben die beiden kurzen V. unreine Reime. In der 5. Str. ist dies um so störender, weil zu der Ungleichheit der Vokale auch noch Ungleichheit der Betonung sich gesellt. Außer durch den metrischen Wohllaut wird die musikalische Wirkung des Gedichtes durch den lieblichen Wechsel der Vokale in den hochbetonten Silben und die Sanftheit der einzelnen Konsonanten sowohl, als der Konsonanten-Verbindungen erreicht. Als Mangel fällt die Binnen-Assonanz in den beiden kurzen Versen der 3. Str. auf. In „Silbersand blinkt am Strand" findet nämlich nicht bloß ein Reim in den letzten, sondern auch eine Assonanz in den ersten Silben statt. Dasselbe ist in Str. 7 der Fall. Dies müßte entweder in allen Str. wiederkehren, oder gar nicht vorkommen.

2. Der Frühlingsabend.

Matthissons smtl. Wke. Wien, 1815. I. 56. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 134. Lüben, Auswahl. III. 33.

1. Komposition des Gedichtes.

Auch hier haben wir es nur mit einer Reihe ordnungslos aneinander geknüpfter Bilder zu thun: Der Tau am Halm, der Strom mit dem Spiegelbilde der Landschaft, der Felsenquell, der Blütenbaum, der Hain, der Abendstern am Saum der Purpurwolke, die grüne Wiese, das buschige Thal, der blumige Hügel, der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich, auf dem zum Überfluß noch Blüten schwimmen. Damit sind die drei ersten Str. gefüllt oder vielmehr überfüllt. Die beiden letzten enthalten Reflexionen des Dichters, die aber mit demselben Rechte an jedes andere Naturgemälde hätten angeknüpft werden können. Der Wesen Heer, der Lichtwurm und der Sonne Feuermeer stehen in gar keiner Verbindung zu dem Geschilderten, am wenigsten das erstere, da Matthisson auch hier die Landschaft ohne Staffage gelassen hat.

2. Grundgedanke.

„Ein Gott ist Schöpfer und Erhalter der Welt." Dieser Gedanke geht aber nicht, wie er's doch sollte, aus der Schilderung des Frühlingsabends ungesucht hervor, sondern ist derselben nur angeklebt.

3. Form der Darstellung.

Was wir darüber bei dem vorigen Gedichte im allgemeinen gesagt haben, findet auch hier seine Anwendung. Im besondern sei noch bemerkt, daß der Daktylus zu Anfang des 1. und 3. V. der 2. Str. und des 1. V. der 3. Str. mit den ihm folgenden Trochäen eine sehr gute Wirkung hervorbringt. Die metrische Grundlage bilden Jamben, abwechselnd 5- und 3-füßige mit männlichen Reimen. Die letzte Str. ist stilistisch mangelhaft. Wenn wir beide Sätze grammatisch genau nehmen, so geht das Entblättern des Baumes und das Vergehen des Sonnenballs dem Winken (Befehl) Gottes voran, während der Dichter doch offenbar das Gegenteil sagen will.

In keinem Gedichte Matthissons finden wir die Schwächen und die Vorzüge seiner Darstellungsweise — schlechte Komposition und metrischen Wohllaut — so ausgeprägt und so vereinigt, als in dem „Mondscheingemälde", das deshalb hier noch folgen mag.

3. Mondscheingemälde.

(Sämtl. Wke. I. 179 ff. Gedichte. Stuttgart, 1876. S. 83.)

1. Der Vollmond schwebt im Osten;
Am alten Geisterturm
Flimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylphe*)
Streift scheu in Lunens Glanz;
Im dunkeln Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.

2. Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weißer Duft.

3. Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
Zu Silberfunken stäubt.

4. Durch Fichten senkt der Schimmer
So bleich und schauerlich
Auf die ergrauten Trümmer
Der Wasserleitung sich:
Bestrahlt die düstern Eiben
Der kleinen Meierei,
Und hellt die bunten Scheiben
Der gotischen Abtei.

5. Wie sanft verschmilzt der blassen
Beleuchtung Zauberschein
Die ungeheuren Massen
Gezackter Felsenreih'n.
Dort, wo in milder Helle,
Von Immergrün umwebt,
Die Eremitenzelle
An grauer Klippe schwebt.

6. Der Elfen Heere schweifen
Durch Feld und Wiesenplan,
Es deuten Silberstreifen
Dem Schäfer ihre Bahn.
Er weiß am Purpurkreise,
Vom Wollenvieh verschmäht,
In welchem Blumengleise
Ihr Abendreih'n sich dreht.

7. Bald bergen, bald entfalten,
In lieblicher Magie,
Sich wechselnd die Gestalten
Der regen Phantasie.
Die zarten Blüten keimen,
O Mond, an deinem Licht,
Die sie, in Feeenträumen,
Um unsere Schläfe flicht.

---

*) Der Lindenschmetterling (Sphinx tiliae L.).

Leben und Charakteristik Matthissons.

Friedrich Matthisson war der Sohn eines Predigers in Hohendodeleben bei Magdeburg, wo er am 23. Januar 1761, einen Monat nach dem Tode seines Vaters geboren wurde. Unter beschränkten Verhältnissen und bei einem Unterrichte wie ihn die Dorfschule bieten konnte, wuchs der Knabe heran, bis im 10. Jahre sein Onkel, ein Prediger in Groß-Salza, seine Erziehung übernahm. Aber schon im folgenden Jahre starb der Onkel, und der zum zweitenmal verwaiste Knabe kam nun in das Haus seines Großvaters, der im Dorfe Krakau Prediger war. Mit unermüdlichem Eifer widmete dieser sich der wissenschaftlichen Ausbildung seines Enkels, während eine Tante desselben sich angelegen sein ließ, für seine Geschmacksbildung durch Lektüre der damaligen klassischen Litteratur Sorge zu tragen. Der unerbittliche Tod trennte auch dieses Verhältnis. Großvater und Tante starben bereits im Jahre 1773, und Matthisson bezog nun die berühmte Lehranstalt zu Klosterbergen bei Magdeburg, die den Grund zu seiner späteren Geistesrichtung legte. Als siebenzehnjähriger Jüngling kam er (1778) auf die Universität nach Halle, um in Gemeinschaft seines Freundes Rosenfeld Theologie zu studieren; doch gab er aus Gesundheitsrücksichten diesen Plan bald auf, widmete sich dem höhern Lehrfache und trieb mit Eifer naturwissenschaftliche und poetische Studien. 1780 verließ er die Universität, lebte einige Zeit in Coswig und nahm dann eine Stelle als Lehrer an dem berühmten Philanthropin in Dessau an. Die fortwährenden Streitigkeiten unter dem Lehrerpersonal dieser Anstalt, sowie der plötzliche Tod seines Freundes Rosenfeld verleideten ihm aber sein Amt so sehr, daß er im Jahre 1784 mit Freuden einem Rufe nach Altona als Erzieher der beiden Söhne der Gräfin Sievers folgte. Als solcher begleitete er die hoffnungsvollen Knaben nach dem Tode ihrer Mutter auf einer Reise nach Süddeutschland, wo er sich längere Zeit in Heidelberg und Mannheim aufhielt, ein Bändchen Gedichte herausgab und den Freundschaftsbund mit Karl Viktor von Bonstetten aus Bern schloß. Dieser, dem die Verwaltung der schönen Landvogtei Nyon am Genfersee übertragen worden war, machte Matthisson den Vorschlag, mit ihm nach der alten Burg Nyon zu ziehen und dort allein der Freundschaft und den Musen zu leben. Demgemäß löste Matthisson das bisherige abhängige Verhältnis und bezog im Oktober 1787 das freundlich angebotene Asyl am Genfersee. Zwei Jahre brachte er in sorgenfreier Unabhängigkeit zu, als ihn das Bedürfnis zu einer bestimmten Berufsthätigkeit bewog, das Amt eines Erziehers bei dem Sohne eines begüterten Lyoner Kaufmanns zu übernehmen, der während des Sommers auf einer Villa am Genfersee lebte. In diese

Zeit fällt sein Freundschaftsbündnis mit dem geistesverwandten Dichter von Salis, sowie seine merkwürdige Lebensrettung auf den Walliser Eisgebirgen, deren Schilderung wir, als eine Probe der Matthissonschen Prosa hier wörtlich folgen lassen:*)

„Die Reisegesellschaft stieg unweit Yvorne, einem Dorfe des Gouvernements von Aigle, zu Pferde. Anfangs war die Straße schön und wand sich zwischen Fichten und Cytisusbäumen, deren gelbe Blütentrauben herrlich gegen das schwärzliche Grün der Nadelhölzer abstachen, malerisch in sanften Krümmungen empor. Von Zeit zu Zeit erschienen durch Gebüschöffnungen einzelne Landschaften des Rhonethales und der wilden Schneegebirge von Wallis. Jetzt erreichten wir die Ruinen. So nennt man eine rauhe, von allen Hirten verwünschte Felsenstrecke, wo der Weg beinahe senkrecht wird und man ringsumher nur abgerissene, hoch über einander getürmte Steintrümmer erblickt. Kaum war diese Öde zurückgelegt, als reinere Lüfte uns den aromatischen Vanillegeruch des schwarzbraunen Satyriums von einer üppig blühenden Alpentrift entgegen hauchten. Mit sinkendem Tage langten wir in unserem Nachtquartier an. Dies war eine Sennhütte am Fuße zweier majestätischen Felsengipfel, von welchen der eine völlig die Form einer gedrückten Kuppel hat und la Tour de Mayenne genannt wird. Da die Zugänge zu diesem Gipfel als leicht und gefahrlos beschrieben werden, so beschloß ich am folgenden Morgen hinaufzuklimmen.

Glücklich wurde das Ziel meiner Wanderung erreicht. Anstatt nun auf dem nämlichen Wege wiederzurückzukehren, gab mir ein Dämon ein, die mir gänzlich unbekannte Ostseite des Berges zu umgehen und auf einem andern Pfade wieder zur Sennhütte hinabzusteigen. Gewiß wäre dieses unterblieben, wenn ich schon damals gewußt hätte, daß die Reihe von Felsenzacken, worüber ich hinweg mußte, auf der westlichen Seite senkrecht abgeschnitten, einen furchtbaren Abgrund bildete. Nach einem halbstündigen Wege, der mich zuerst in ein Thal und dann wieder bergan führte, befand ich mich vor einer Felsenwand von ansehnlicher Höhe, welche mit Hilfe der aus den Ritzen hervorgewachsenen Gesträuche ohne weitere Gefahr erklettert wurde. Nun folgte eine sanfte Abdachung, die mit der niedlichen Silene acaulis, wie mit einem Purpurteppich überdeckt war, und wo ich eine Zeitlang ausruhte. Es war gerade Mittag. Nach einer erquickenden Mahlzeit von Wein und Brot erstieg ich die Abdachung und richtete, weil jede Menschenspur verschwunden war, meinen Lauf nach der Sonne und der Felsenkuppe von Mayenne, welche der Senn-

---

*) Sämtl. Wke. III. 11, unter der Überschrift: „Die Felsenkuppe von Mayenne.“ 1790.

hütte, wo die Reisegesellschaft sich befand, gegen Osten lag. Selten war ich unfreundlicher überrascht, als durch die Wandlung der Scene, welche mir jetzt bevorstand. Kaum war der Gipfel der Höhe mir im Rücken, als eine Wüste sich aufthat, wo nur Schneeflächen, bald durch Schlünde, bald durch Felsenhörner unterbrochen, unabsehbar hingelagert waren, und wo alles vegetierende Leben wie an den Grenzen eines Chaos, zu ersterben schien. Da ich mit ganz frischen Kräften es kaum gewagt haben würde, durch diese schauderhaften Regionen des Winters zu dringen, so war ich jetzt, da ich schon zu ermatten anfing, umsomehr darauf bedacht, unverzüglich umzukehren und den alten Weg wieder aufzusuchen. Zurückgetrieben an die Felswand, ward ich mit Schaudern die unüberwindlichen Schwierigkeiten des Hinunterkletterns und einen Abgrund gewahr, der mir beim Hinansteigen kaum halb so beträchtlich vorkam.

Es ist auf Bergreisen, wie jeder Alpengänger weiß, häufig der Fall, daß man von einer Felswand, die mit Leichtigkeit erklimmt wurde, nicht wieder hinabsteigen kann, ohne sein Leben in die augenscheinlichste Gefahr zu setzen. Hier stellte sich die Unmöglichkeit ohne Verhüllung dar. Um nicht in den Abgrund zu stürzen, mußten die hervorspringenden Steine und Sträuche, die mir emporhalfen, genau wieder getroffen werden, und hierauf war anders nicht zu rechnen, als mit Augen in den Fußsohlen.

Zur Rechten und Linken versagten fürchterliche Klüfte mir jeden Ausgang; es blieb also kein anderes Rettungsmittel übrig, als die Schneewüste; sie allein mußte mein Schicksal entscheiden. Zum zweitenmal ward also die Anhöhe mit dem Purpurteppich erstiegen und nun die daran grenzende Winteröde betreten, wo der lockere Schnee das weitere Vordringen äußerst beschwerlich machte. Die Mühseligkeiten, mit denen ich von dort an zu kämpfen hatte, waren so groß, daß ein schwächerer Körper, als der meinige, unfehlbar darunter erlegen wäre. Öfters zwang die Notwendigkeit mich, in tiefe, halb mit Schnee angefüllte Schluchten hinabzugleiten, um auf der Gegenseite mit unsäglicher Mühe wieder empor zu klimmen, und dann waren nach langer und ununterbrochener Anstrengung manchmal kaum 5—6 Schritte für den Rückweg gewonnen. Die Schienbeine waren mir durch wiederholtes Fallen zwischen den locker liegenden und scharfkantigen Steintrümmern zuletzt geschunden, und die Hände blutrünstig vom beständigen Anklammern. Bald ließ die abspannende Lähmung der Muskeln mich keinen Schritt weiter vorwärts thun. Es war $^1/_2$4 Uhr.

Bis dahin hatte die Hoffnung, endlich einen Ausgang zu entdecken, mich noch treu begleitet; jetzt aber, da meine Kräfte mit jedem Atemzuge schwächer wurden, und die Wüste noch ebenso

weit verbreitet sich vor mir ausdehnte, als da ich sie zuerst betrat, fing ich an, den Tod als den einzigen Befreier aus diesem Labyrinthe zu betrachten. Ich trank den kleinen, sorgfältig aufgesparten Rest Wein und aß das einzige noch vorhandene Stück Brot, ebenso fest überzeugt, meine letzte Mahlzeit gehalten zu haben, wie die Heldenschar bei Thermopylä. Fast im nämlichen Moment, worin ich den Felsen, der mir zum Tische gedient hatte, zum Lager wählte, sank ich in einen tiefen Schlummer.

Nun hing das Leben des verirrten Wanderers nur noch an einem zarten Faden. Die Fortdauer meines Schlafes bis nach Sonnenuntergang war bei einer solchen Entkräftung mehr als scheinlich, und in diesem Falle ward ich unvermeidlich ein Opfer der Nachtfröste, die den kleinen See dieser Höhen am letzten Tage des Junius noch dick übereisten. Auf eine Menschenhand, mich der Erstarrung zu entreißen, war hier ebensowenig zu rechnen, als in den Wildnissen einer unbewohnten Insel. Ich werde das Ereigniß, dem ich meine Rettung danke, immer als eines der außerordentlichsten und providentiellsten meines Lebens betrachten. Dem ungefähren Vorbeifluge eines Raubvogels war es vorbehalten, mich den Freunden und der menschlichen Gesellschaft wiederzugeben. Dieser streifte mit so lautem Geschrei so dicht an mir hin, daß ich, trotz meines Totenschlummers, davon erwachte. Seiner Stimme nach, die mir noch ins Ohr drang, als er schon weit entfernt war, hielt ich ihn für einen Adler; und dieses gewann, durch die Versicherung mehrerer Gemsjäger, daß der Steinadler häufig in jenen Felseneinöden horste, nachher noch mehr Wahrscheinlichkeit. Mein traumähnlicher Zustand beim Erwachen war jeder genaueren Beobachtung ungünstig, und als ich mir selbst wiedergegeben wurde, schwebte der Vogel schon in verkleinernder Ferne.

Es war 6 Uhr, als ich erwachte. Durch den Schlummer neu gestärkt, beschloß ich nun, die Entdeckung eines Ausganges noch einmal zu versuchen. Etwa nach einem stündigen Fortarbeiten durch Schnee und Klüfte erschien mir plötzlich am Bette eines Waldstromes, das noch wasserleer und in den Vertiefungen mit Schnee gefüllt war, der Genius des Gebirges und rief mir zu: Betritt mit freudiger Zuversicht die Bahn, welche das Wasser aus dieser Wildnis in die Ebene leitet; sie wird auch dich hinab führen.

Diese Stimme erhob meinen immer tiefer sinkenden Mut auf einmal so mächtig, daß ich mit dem heiligsten Vertrauen die vorgeschriebene Bahn betrat, und mich langsam zwischen aufgetürmten Felsblöcken die bald sanfter, bald schroffer sich neigenden Krümmungen des Strombettes hinunterwand. Nun vernahm ich das Geläute der Herdenglocken und den Gesang der Hirten wieder. Nie drang eine süßere Musik in meine Seele, als diese rauhen

Töne, mit welchen der letzte Zweifel an meiner Rückkehr zu den Lebendigen daraus verschwand. Der hinter einem Fichtenwalde aufsteigende Rauch leitete nun meine Schritte, und gegen 8 Uhr kam ich bei einer Sennhütte an, die 2 Stunden von dem Standquartiere meiner Gesellschaft entfernt lag. Die Hirten schlossen einen Kreis um die Totenerscheinung und drückten über die entstellten Züge meines blassen Gesichtes ihr Entsetzen aus. Vierzehn Stunden hatte diese gefahrvolle Wanderung gedauert, und während dieser ganzen Periode der physischen Anstrengung und der moralischen Ermattung genoß ich nichts, als ein wenig Brot und Wein. Die braven Älpler befriedigten mit wahrhaft patriarchalischem Entgegenkommen jede Forderung meines hilfsbedürftigen Zustandes und schlugen mit edlem Unwillen mein dargebotenes Geldgeschenk aus. Bei der Bezeichnung des Weges, der mich zu ihnen herabführte, gerieten sie in ein lebhaftes Erstaunen und versicherten, daß die Gegend da oben wegen ihrer gefährlichen Abgründe weit berüchtigt sei und gewöhnlich erst im August, wiewohl nur selten, von den Gemsjägern durchstreift werde." —

Im J. 1794 riefen Matthisson Familienpflichten in das Vaterland zurück. Bald darauf erteilte ihm der Landgraf von Hessen-Homburg den Hofratscharakter. Noch in demselben Jahre trat er als Vorleser in die Dienste der Fürstin von Dessau, die er auf verschiedenen Reisen nach Italien und der Schweiz begleitete. Auf der Heimkehr vom Genfersee nach Dessau im J. 1809 erhielt er vom König von Württemberg das Ritterkreuz des Civilverdienstordens und das Adelsdiplom. Nach seiner Verheiratung im J. 1810 und dem bald darauf erfolgten Tode seiner fürstlichen Wohlthäterin (1811) eröffnete sich ihm (1812) in Stuttgart eine neue Laufbahn, wohin ihn der König von Württemberg als Geh. Legationsrat, Theaterintendant und Oberbibliothekar berief. Erst im J. 1828 nahm er seine Entlassung, ging 1829 nach Wörlitz und lebte dort als Privatmann bis an seinen Tod, der am 12. März 1831 erfolgte.

Seine Gedichte erschienen unter der lobenden Kritik Schillers, der die sanfte Schwermut und beschauliche Schwärmerei derselben, sowie des Dichters Kunst für Landschaftsmalerei und den Wohllaut seiner Verse rühmte. In wie weit die Matthissonschen Gedichte dieses Lobes würdig sind, haben wir an den mitgeteilten Proben gesehen. Die älteren lyrischen Gedichte haben größere Wahrheit des Gefühls als die späteren, in denen immer mehr eine gewisse Affektion in Abendrot, Nebelduft und Mondenschein hervortritt, die an Lessings Laokoon nicht gemessen werden darf. Dies Gekünstelte und Gesuchte zeigt sich auch in der Prosa.

Litteratur.

A. Matthissons Schriften.

Friedr. v. Matthissons smtl. Wke. 7 Bde. Wien, 1815—17.
Eine Ausgabe letzter Hand erschien 1825—29 in Zürich in 8 Bdn. 18 ℳ.
Matthissons Gedichte. Mannheim, 1787. Dann in e. Reihe v. Ausg. in Zürich, zuletzt (15. Aufl.) 1851. 2,50 ℳ. — Min.-Ausg. Leipzig, Reclam jun. 1869. 60 ₰, in Ph. Reclams „Universal-Bibliothek“ (Nr. 140), 20 ₰.
Matthissons litterar. Nachlaß, nebst e. Auswahl v. Briefen s. Frau. Herausgeg. v. F. P. Schoch. 4 Bde. Berlin, 1832. 8 ℳ.
E. Kelchner, Gedichte v. Matthisson. Mit Einleit. u. Anmerk. Lpzg., 1874. 1,20 ℳ.
Matthisson, Friedrich v., Gedichte. Vollst. Ausg. in 1 Bde. Stuttg., 1876. 3 ℳ.

B. Schriften über Matthisson.

H. Döring, Franz v. Matthissons Leben. Zürich, 1833. 2 ℳ. In der Ausg. letzter Hand bildet diese Schrift e. Supplementband.

LII. von Salis-Seewis.

1. Herbstlied.

(1782.)

Gedichte von Salis. Ausg. letzter Hand. Zürich, 1848. S. 1. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr 173. — Lüben, Auswahl III. 34.

1. Inhaltsangabe.

Die bunten Wälder und die gelben Stoppelfelder verkünden den Herbst. Die Bäume entblättern sich, Nebel breiten sich über das Gefilde, und der Wind weht kühl. Purpurfarbige Trauben schauen aus dem Weinlaube hervor, und gestreifte Pfirsiche reifen am Geländer. Hier sammelt eine Dirne Obst in ihr Körbchen, dort trägt eine andere Quitten in den Landhof. In den Weinbergen herrscht ein reges Leben unter den Winzern und Winzerinnen, welche den Tag mit einem Tanz beschließen.

2. Gliederung.

I. Schilderung des Herbstes. (Str. 1 u. 2.)
  A. Das Absterben der Natur. (1.)
  B. Die Früchte des Herbstes. (2.)
II. Die Beschäftigungen der Menschen im Herbste. (Str. 3—5.)
  A. Das Einsammeln des Obstes. (3.)
  B. Die Weinlese. (4. 5.)
    1. Der Jubel bei der Arbeit. (4.)
    2. Der Abendtanz. (5.)

3. Form der Darstellung.

Jede Str. besteht aus 6 dreifüßigen Trochäen, von denen der 3. u. 6. männliche Reime haben.

2. Winterlied.

(1785.)

Ebendaselbst. Zürich, 1848. S. 19. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 182.— Lüben, Auswahl. III. 34.

1. Komposition des Gedichtes.

In einer Reihe von Bildern wird eine Winterlandschaft vor uns entfaltet. Ein mit Schnee und Eis bedecktes Feld im mannigfaltigsten, durch die Brechung der Lichtstrahlen erzeugten Farbenwechsel bildet die Grundlage, auf der sich folgende Gruppen hervorheben: 1. Nacktes Dorngebüsch, dessen bereifte Zweige im Winde sich bewegen. Des „Dorngebüsches Garbe“ ist jedenfalls ein schlecht gewählter Ausdruck für nacktes Gesträuch; auch befremdet das Bewegen der Zweige, da der Dichter in Str. 1 ausdrücklich der stillen Luft erwähnt. 2. Ein Hain mit Laub- und Nadelholz, dessen Zweige entweder vom Schnee sich entkleiden, oder unter der Last desselben sich beugen. 3. Ein Wanderer auf gefrorenem Wege. 4. Ein beeistes Bächlein. 5. Ein Haus mit Eiszacken am Dache. 6. Eine eingefrorene Quelle. 7. Ein erstarrter Wasserfall. 8. Verschiedene Vögel vor einer Scheune und im Haine. 9. Ein Hügel mit weiter Aussicht.

Die Bilder sind gut gewählt, um die Eigentümlichkeiten des Winters zu veranschaulichen; auch ließen sie sich recht gut zu einem verständlichen Ganzen vereinigen, wenn die Anordnung der letzteren Gruppen eine bessere wäre. Bach, Quelle und Wasserfall stören die Einheit; auch bleibt es unklar, ob das Dach in Str. 5 der später erwähnten Scheune angehört. In diesem Falle hätte es dort unerwähnt bleiben müssen.

2. Form der Darstellung.

Der Jambus mit vorherrschend männlichen Reimen macht die Darstellung frisch und bewegt. Nur in der Mitte und zu Ende jeder Str. macht eine weibliche Endung einen Ruhepunkt notwendig, den, mit Ausnahme der letzten Strophe, auch der Inhalt fordert. Der Wohllaut wird oft durch unechte Reime gestört, so in Str. 1, V. 3 u. 6, Str. 4, V. 3 u. 6, Str. 6, V. 3 u. 6, Str. 7, V. 3 u. 6, 4 u. 5.

3. Das Grab.

(1783.)

Gedichte von Salis. Zürich, 1848. S. 37. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 138. — Lüben, Auswahl. III. 35.

1. Gedankengang.

Der Dichter führt uns das Grab vor und schildert es als düstere Stätte des Todes. Was dahinter liegt, ist unbekannt; alles Leben und alle Hoffnung schließt es aus. Die Freuden der Welt, die Klagen des Freundes, der Braut, der Waisen verhallen an seinem schauerlichen Rande. Dennoch ist es die Wohnung des Friedens und der einzige Ort, an dem des Menschen bewegtes Herz endlich Ruhe findet.

Das Ganze beruht zu sehr auf bloßer Hoffnungslosigkeit, als daß es befriedigend auf den Leser wirken könnte; denn dem Christen ist das hinter dem Grabe liegende Land kein unbekanntes. Die sich darin aussprechende Sehnsucht nach dem Tode ist eine unberechtigte, da sie keinen andern Beweggrund hat, als den, den Kämpfen der Welt überhoben zu sein.

5. Form der Darstellung.

Sie ist dem Inhalt trefflich angepaßt; dreifüßige Jamben mit abwechselnd weiblichen und männlichen Reimen.

Dieses Grablied erschien zuerst im Gött. Musenalmanach v. 1788.

Leben und Charakteristik Salis-Seewis'.

1. Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis, geboren den 26. Dez. 1762 zu Seewis (nach andern zu Bothmar bei Malans) in Graubündten, trat schon in seinem Jünglingsalter als Offizier in das Schweizer Garderegiment Salis-Samaden und lebte in Versailles in der Nähe des prunkenden Hofes. Gern verließ er seine rauschenden Umgebungen, da er, ein durchaus innerlicher Mensch, schon in früher Jugend mit Vorliebe die Einsamkeit aufsuchte und in der großartigen Alpenwelt seiner Heimat leben mochte. Je verdorbener das Leben in der Hofwelt war, um so mehr sehnte er sich nach Abgeschiedenheit, und in der Stille der Wälder sprach er seine Empfindungen in leichten Liedern, sehnsüchtigen Elegien und idealen Idyllen aus. Als die französische Revolution ausbrach, war er Augenzeuge der schrecklichen Greuelscenen. Er mußte mit seinem Regimente Frankreich durchziehen und war bald in Flandern, bald in Italien. Als im J. 1792 Savoyen von den Franzosen erobert wurde, befand er sich ebenfalls daselbst unter dem General Montesquieu. Nach Beendigung dieses Feldzugs kehrte er in sein Vaterland zurück. Schon früher hatte er Matthisson kennen gelernt, der ihn aufforderte, seine Gedichte zu sammeln, deren Herausgabe Matthisson selbst besorgte (Zürich, 1793). Salis lebte in seiner Heimat in ländlicher Zurückgezogenheit, bekleidete aber bis zu seinem Tode wichtige Ämter der Eidgenossenschaft. Er starb in Malans den 28. Jan. 1834.

2. Als Dichter zeichnete sich Salis durch größere Einfachheit und Wahrheit der Empfindung vor Matthison aus, dessen Manier indes nicht ohne Einfluß auf ihn blieb; denn die weiche und sentimentale Richtung seines Freundes zeigt sich unverkennbar, wenn auch tiefer und wahrer in seinen Gedichten. Die Hinweisung darin auf Grab und Tod, die Sehnsucht nach der teuren Heimat, sowie Form und Sprache lassen anderseits aber auch Höltys Vorbild erkennen, wie denn Voß schon 1789 an Miller schrieb: Salis scheint mir der auferstandene Hölty. Obgleich er in seinen land-

schaftlichen Gemälden mehr an menschliche Empfindungen anknüpft, indem er den Menschen in seiner Thätigkeit oder in seinem Verhältnis zur Natur erscheinen läßt (vergl. „An ein Thal“, „Bild des Lebens“), und die Erscheinungen der Natur ihm das Bild der Harmonie sind, die wir im Leben oft vermissen, so fehlt doch auch in seinen Naturschilderungen, in den aneinander gereihten Bildern nicht selten der innere und notwendige Zusammenhang. Daß Salis aber auch fern von weichlicher Sentimentalität in kräftigem Volkstone singen kann, zeigt sein Lied „Ermunterung“ (Ged., S. 11), und wie mächtig sein Herz von dem Gefühle für das Wahre und Gute ergriffen ist, spricht das Gedicht: „An die edlen Unterdrückten“ (Gedichte, S. 134) aus. — Die Sprache von Salis ist sanft und melodisch, aber nicht frei von rhythmischen Härten, und steht im Wohllaut des Verses hinter Matthissons Sprache zurück.

Litteratur.

Gedichte v. J. G. Salis. 1. Aufl. 1793. 12. verm. Aufl. letzter Hand. Zürich, 1869. 2,10 ℳ.
Röder, Der Dichter Joh. G. v. Salis-Seewis. Ein Lebensbild. Zürich, 1863. 90 ₰.
A. Frey, Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis. Frauenfeld, 1889. 5 ℳ.

LIII. Gottfried Seume.

Der Wilde.

Seumes smtl. Wke. Lpzg., 1853. VII. 72. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 99. — Lüben, Auswahl. III. 36.

1. Erläuterungen.

Die Huronen, eines der vielen nordamerikanischen Urvölker, welche durch die fortschreitende Civilisation von ihrem Grund und Boden verdrängt oder den Europäern unterthan wurden, bewohnten anfangs die Gegenden des Huronensees, mußten aber seit 1650 den mächtigen Irokesen und andern Nationen weichen und ließen sich nun am Erie- und Ontariosee nieder. Seitdem haben sie sich so vermindert, daß sie in allem wohl nur noch eine Anzahl von ungefähr 1600 Köpfen bilden. Nur ein Teil von ihnen wohnt noch unabhängig im Nordwestgebiete des Eriesees; die übrigen haben sich im Binnenlande niedergelassen und sind, mit Ausnahme weniger Familien, welche bereits Ackerbau treiben, ohne alle Civilisation.

Der erste, mehrfach zusammengesetzte Satz, Vers 1—6, ist unschön durch die eingeschachtelten Nebensätze.

V. 6. „— in Quebecks übereisten Wäldern.“
Die Gegend um Quebeck, der Hauptstadt des englischen Gouvernements Kanada, hat ein sehr rauhes Klima. Die Winter sind kälter als diejenigen im mittleren Norwegen.

29. „Pflanzer“ (Kolonist), ein Fremder, der sich in einer unbewohnten Gegend niedergelassen und angebaut hat.

88. „Und er schlief bis in die hohe Sonne“, bis die Sonne hoch am Himmel stand.

89. „wilde Zone“, die von Wilden bewohnte Gegend.

113. „— schlug sich seitwärts in die Büsche“, ging mit schneller Seitenbewegung ins Gebüsch.

2. Inhaltsangabe.

Ein ungebildeter Hurone bringt seine Jagdbeute nach der Stadt, verkauft sie um geringen Lohn und eilt dann seiner Hütte zu. Unterwegs von einem furchtbaren Gewitterregen überfallen, der ihn bis auf die Haut durchnäßt, eilt er nach einem Hause und bittet den Eigentümer desselben, einen fein gebildeten Europäer, um Obdach während des Unwetters. Dieser aber jagt den Flehenden unter Scheltworten und Drohungen von seiner Schwelle, und der Hurone eilt durch Schnee und Regen seiner Behausung zu, die er spät abends erreicht. Er trocknet sich am Feuer und erzählt den Seinen, was er gesehen und erlebt, während die Kinder ihn umschmeicheln und seine Jagdtasche durchsuchen.

Bald nach diesem Vorfalle verirrt sich jener Europäer auf der Jagd im Walde. Vergebens durchspäht und durchruft er den ganzen Tag lang die Wildnis; erst um Mitternacht erblickt er ein Licht, das ihn nach der höhlenartigen Wohnung eines Wilden führt. Auf seine unter Furcht und Hoffnung angebrachte Bitte um ein Nachtlager und um Weisung des richtigen Weges nötigt ihn der Unbekannte in die Hütte, bewirtet den Ausgehungerten und bereitet ihm eine gute Lagerstätte. Des andern Tags erweckt der bewaffnete Wilde seinen Gast, reicht ihm lächelnd den Morgentrank und geleitet ihn dann durch die Wildnis auf die rechte Straße. Schon will der Europäer höflich dankend sich entfernen, als der Wilde sich ihm durch Wort und Blick als denselben Mann zu erkennen giebt, den jener vor kurzem von seiner Schwelle jagte. Die Entschuldigungen des betroffenen Europäers durch eine von überlegenem Selbstgefühl zeugende Bemerkung erwidernd, verläßt der Hurone in Eile seinen Gast.

3. Gliederung.

I. Das Abenteuer des Huronen. (V. 1—47.)
- A. Der Verkauf der Jagdbeute. (1—13.)
- B. Die Heimkehr. (14—31.)
  1. Das Gewitter.
  2. Die Unbarmherzigkeit des Pflanzers.
- C. Die Ankunft bei den Seinen. (32—47.)

II. Das Abenteuer des Pflanzers. (V. 48—113.)
- A. Die Verirrung auf der Jagd. (48—59.)

B. Die Aufnahme in der Hütte des Huronen. (60—95.)
 1. Das Mahl.
 2. Das Nachtlager.
 3. Der Morgen.
C. Die Heimkehr. (96—113.)
 1. Die Zurechtweisung durch die Wildnis.
 2. Die Erkennung.

4. Grundgedanke.

Der von der Civilisation noch unberührte, aber die Tugenden der Menschlichkeit selbst gegen den Feind übende Wilde ist ein besserer Mensch als der fein gebildete, aber unmenschliche Europäer. In einer Anmerkung sagt der Dichter: „Diese Erzählung habe ich, als ich selbst in Amerika und in der dortigen Gegend war, als eine wahre Geschichte gehört. Sie interessierte mich durch ihre echte, reine primitive Menschengüte, die selten durch unsere höhere Kultur gewinnt." — Die Gegensätze zwischen natürlicher Bildung des Herzens bei rauher Außenseite und anerzogener äußerer Bildung bei verdorbenem Gemüt sind scharf in den beiden Charakteren des Wilden und des Pflanzers hervorgehoben und zeigen sich namentlich auch im Schluß: der Pflanzer, in der Gewalt des Beleidigten und getroffen von dem Bewußtsein seiner Schuld, stammelt verwirrt Entschuldigungen; der Hurone, im stolzen Selbstgefühl sittlicher Überlegenheit, überläßt großmütig den Beleidiger dem drückenden Gefühle seiner Schmach.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine poetische Erzählung in reimlosen fünffüßigen Trochäen mit lauter weiblichen Endungen, die dem Ganzen eine raschere Bewegung verleihen. Die Sprache ist abgemessen, bestimmt, kurz und der bittern Stimmung angemessen, die das Gedicht durchweht.

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Vergleiche den Pflanzer mit dem Wilden. 2. Charakteristik des Pflanzers — des Wilden. 3. Der Pflanzer schildert seinen Kindern die Wohnung des Wilden. (Siehe Seidel, Behandl. poet. Sprachstücke.)

Leben und Charakteristik Seumes.

1. Johann Gottfried Seume wurde am 29. Jan. 1763 zu Poserna bei Weißenfels geboren. Sein Vater war Bauer; er verlor infolge unverschuldeter Unglücksfälle Wohlstand und Leben. Nachdem es dem jungen Seume durch fremde Unterstützung gelungen war, sich in Borna und Leipzig die erforderliche Vorbildung zu erwerben, besuchte er die Universität Leipzig,

um Theologie zu studieren. Da er sich aber mit dem herrschenden Geiste der damaligen Theologie nicht befreunden konnte, so beschloß der erst 18jährige Jüngling, nach Paris zu gehen. Schon am 3. Abend seiner Reise fiel er hessischen Werbern in die Hände, von denen er nach Amerika geschleppt wurde, um in Kanada gegen die Verteidiger der Freiheit zu kämpfen. Der kühne Entschluß, zu den Nord-Amerikanern überzugehen, wurde durch den Frieden vereitelt, infolge dessen Seume 1783 wieder nach Europa zurückkehrte. Wir lassen ihn nun, um auch eine Probe von seiner Prosa zu geben, selbst reden:

„Unsere Hinfahrt dauerte, wie ich oben sagte, zwei und zwanzig Wochen, eine ungeheure Länge; den nämlichen Weg machten wir rückwärts in 23 Tagen; also machte ich eine der besten und eine der schlimmsten Fahrten mit. Heimwärts segelten wir, als flögen wir davon, und es gewährte ein eigenes, großes, kühnes Vergnügen, auf den ungeheuern Maschinen im Sturm dahergeschleudert zu werden. Es hatten sich eine große Menge Schiffe aller Arten und aller Nationen zuerst nach dem Frieden gesammelt, und wir liefen wohl über zweihundert zusammen in den Kanal ein, unter denen sich auch zwei amerikanische Fregatten mit der neuen, freien Staatenflagge befanden, für einen Alt-Engländer wohl das größte Herzeleid, seitdem die britischen Flotten die Meere besegelten. Die letzte Nacht gehört zu den furchtbarsten und schönsten, die ich auf dem Wasser erlebt habe. Es war ein gewaltiger Gewittersturm auf dem Kanale in der Gegend von Portsmouth. Die zusammengeengte Flotte, das Heulen des Sturmes, das Schlagen des Tauwerks, das Rollen des Donners, das Leuchten der Blitze, das grelle Aufhellen der glühenden Wogen und das augenblickliche Schließen zur schwärzesten Nacht, das Rufen und Schreien der Matrosen, das Geläute der Glocken, der ferne, dumpfe Hall der Signalschüsse, das Dröhnen und Krachen der Schiffsfugen und die Angst, daß wir vielleicht über Klippen stürzten, man denke sich die Wirkung des Ganzen auf die entzündete Einbildungskraft! Und mit dem sich heiternden Morgenhimmel waren wir wirklich in der Nähe der Kreideberge, die dem Lande den Namen Albion geben. Es war still und frisch und freundlich, wie nach einer Gewitternacht, und die Schiffe schaukelten nur noch unwillkürlich heftig auf der empörten See. Bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten war es mein gewöhnliches Vergnügen, mich im Raum unter die Öffnung zu setzen und in die Höhe an den Horizont hinaus zu sehen; da sah ich denn die Schiffe rechts und links oben auf den Wellen tanzen. Man denke die Winkel, welche die Schiffe oben auf der Woge machen mußten, damit dieses möglich war. Oft war die Täuschung so groß, daß man minutenlang glaubte, ein Schiff sei von den Wellen verschlungen, das plötzlich mit

Blitzesschnelle wieder auftauchte und ebenso wieder verschwand. Bei Deal lagen wir einige Zeit in den Dünen vor Anker, und da wurde uns dann wohl einzeln erlaubt, an das Land zu gehen; das ist also das Ganze meines Aufenthaltes in Alt-England und kaum der Erwähnung wert. Die Fahrt über die Nordsee war diesmal sehr stürmisch und langweilig, welches desto verdrießlicher war, da die Reise über den Ocean sehr schnell ging, und wir das übrige nur für einen Katzensprung hielten. Auf einmal befanden wir uns bei Cuxhafen und Ritzebüttel, vermutlich, weil wir nicht in die Weser einlaufen konnten. Nach einigen Tagen segelten wir wieder nach Bremerlee, wo wir Fahrzeuge wechselten und eben so wieder herauf bugsiert wurden, wie wir hinunter fuhren.

Hier schreckte uns die Besorgnis, daß wir bei Minden würden an die Preußen verkauft werden. Es wurde laut gesprochen, und der bekannte Seelenschacher machte die Sache nicht unwahrscheinlich. Serre also (ein Freund Seumes), ein gewisser Wurzner aus Gotha und meine Personalität hatten bei Elsfleth den löblichen Entschluß gefaßt, uns den Fesseln der schändlichen Dienstbarkeit zu entziehen. Einige Nächte lauerten wir ohne Erfolg auf Gelegenheit, denn die Büchsenschützen hatten ihre geladenen Läufe überall hin gerichtet. Aus Verdruß und Müdigkeit war ich auf meinem Habersack eingeschlafen, und als ich den Morgen erwachte, waren die beiden Hechte fort und hatten mich vermutlich mit Sicherheit nicht wecken können. Ich kratzte mich hinter den Ohren und sah ärgerlich nach dem Kahne, der sie in die Freiheit geführt hatte. In Bremen versuchte ich's indessen allein auf meine eigene Hand, und es gelang mir am hellen lichten Tage unter ziemlicher Gefahr. Die nächste Veranlassung war ein Gezänk mit dem Feldwebel über Brotlieferung, in welches sich der kommandierende Offizier etwas diktatorisch handgreiflich mischte. Das Gespenst der Preußen saß mir fest im Gehirn; ich hatte ganz gegen meine Gewohnheit ohne alle Absicht in einigen Gläsern Wein mich etwas warm getrunken und machte kurz und gut auf und davon, am Ufer hin, über die Brücke weg in die Altstadt hinein. Ein guter, alter, ehrlicher Spießbürger mochte mir doch wohl einige Verwirrung ansehen; er kam freundlich zu mir und fragte: „Freund! Ihr seid wohl ein hessischer Deserteur?“ Und wenn ich denn einer wäre? sagte ich; „da muß ich euch sagen, unser Magistrat hat Kartell*) mit dem Landgrafen. Und nun —“**)

---

*) Vertrag wegen Auslieferung der Gefangenen.

**) Der bekannte Schriftsteller Herm. Allmers aus Rechtenfleth an der Unterweser hat 1864 an der Stelle, wo Seume die Flucht gelang, des Dichters Brustbild in Bronze an einer Mauer anbringen lassen. Es trägt die Inschrift: „Johann Gottfried Seume, 1783 durch Bremer Bürger vor seinen Verfolgern gerettet.“

Damit bricht Seumes Selbstbiographie plötzlich ab. Sein Freund Clodius vollendete sie, und ihm entnehmen wir noch folgende Notizen.

Seume entkam seinen Verfolgern glücklich, wurde aber auf dem Heimwege von preußischen Werbern aufgegriffen und nach Emden gebracht, wo er endlich durch die Kaution, die ein Bürger für ihn leistete, seine Freiheit erlangte. Das Gespräch mit jenem Bürger ist charakteristisch für die offene, ehrliche Natur des Vielgeprüfen. „Warum, Seume," so redet ihn der Bürger an, „suchen Sie nicht Urlaub, um einmal nach Sachsen zu reisen?" — Ich würde ihn nicht erhalten. — „Sie werden ihn gewiß erhalten; bieten Sie nur eine Kaution." — Das kann ich nicht, denn ich habe nicht soviel Geld. — „Dann habe ich. Bieten Sie 80 Thaler; sprechen Sie morgen mit dem General." — Ich komme nicht wieder. — „Was geht das mich an? Machen Sie das, wie Sie wollen; 80 Thaler stehen parat." — Seume bat um den Urlaub, erhielt ihn und kam glücklich bei seiner glücklichen Mutter in Poserna an.

Nun ging er nach Leipzig, wurde daselbst 1792 Doktor der Philosophie und Hofmeister eines Grafen Igelström, der ihm 1793 eine russische Lieutenantsstelle verschaffte. Er erlebte in Warschau den furchtbaren Aufstand der Polen gegen die Russen, und war Zeuge von den Schreckensscenen und vou Polens Untergang. Diese Unterdrückung der Menschenrechte durchschnitt sein Herz, und die innige Bekanntschaft mit Klinger*) in Petersburg steigerte seine Verbitterung. Als mit dem Tode der Kaiserin Katharina ihm die Aussichten zur Beförderung abgeschnitten waren, kehrte er nach Leipzig zurück, wo er Vorlesungen hielt. Später folgte er der Einladung seines Freundes Göschen und übernahm in dessen Druckerei zu Grimma das Amt eines Korrektors. Von hier aus unternahm er seine Reisen, um nicht seinem einförmigen Geschäft nach und nach ganz zu unterliegen. Er machte eine Fußreise durch Italien und Sicilien, die er im Dezbr. 1801 antrat. Nach 9 Monaten kehrte er zurück, nachdem er fast 600 Meilen zurückgelegt hatte. Diese Reise hat er in seinem „Spaziergang nach Syrakus" (1803) erzählt. Eine ähnliche Fußreise unternahm er 1805 nach Petersburg, Moskau, durch Finnland und Schweden. Er beschrieb sie unter dem Titel: „Mein Sommer im Jahre 1805." Die Vorrede ist ein merkwürdiges Denkmal seines glühenden Eifers für Freiheit und Vaterland. Während der, in die nachfolgenden Jahre fallenden, für Deutschland so schmachvollen Ereignisse verbitterte sich seine Stimmung immer mehr. Er vereinte sein patriotisches Wort mit dem Fichtes zur Abwehr der französischen Tyrannen und starb welt- und schicksalsmüde am 13. Juni 1810 in Teplitz.

*) Einführung, Bd. II. S. 450 Anmerk.

2. Die Grundlage von Seumes Weltansicht bildet **Kants** Moralphilosophie; diese gestaltete sich aber in ihm zur stoischen Menschenverachtung, worin er Klingers Geistesverwandter wurde Seine patriotischen Poesieen, in denen er sich an die Klopstockische Schule und an Schiller anschloß, sind nicht sowohl von einer poetischen Natur eingegeben, als vielmehr hervorgegangen aus der kräftigen Gesinnung eines durch herbe Geschicke gebildeten Mannes. In seinen lyrischen Gedichten wird die lebendige Unmittelbarkeit von dem reflexiven Drange eines bittern Lebensernstes überwirkt.

Ludwig Storch sagt in einer Charakteristik Seumes: „Was hat er denn an sich, dieser schlichte Wandersmann, der einen großen Teil Europas am Knotenstock mit gesundem Herzen und Auge durchpilgerte, dieser moderne Diogenes, der arm und anspruchslos, geehrt und geliebt vom Throne bis zur Bauernhütte herab, mit festem Fuße und klarem Geiste, aber so frei von Selbstüberschätzung wie von lumpiger Bescheidenheit, aus dem vorigen Jahrhundert in das unsrige herüberschreitet und allen Erscheinungen, die sich ihm darbieten, gerecht, ein leuchtendes Vorbild unsres Volkes in hochsinnigem Streben und Wirken geworden ist? War er denn etwa ein großer Gelehrter? Mitnichten. War er ein großer Dichter? Ebenfalls nicht. Ein großer Forscher und Denker? Auch das nicht. Und doch lieben ihn die großen Gelehrten, Dichter und Denker, die ihn persönlich kannten, ebenso warm, wie der Bürger und Landmann, und noch heute, 52 Jahre nach seinem Tode, zählen Seumes Verehrer in unserm Volke in allen Ständen und Lebensaltern nach Millionen. Was war's endlich, was diesem Manne aus dem Volke eine so starke Folie gegeben, daß seine an und für sich fast unbedeutende Gestalt sich so plastisch und leuchtend hervorhebt vom dunkeln schmachvollen Hintergrunde seiner Zeit? Es ist die schlichte rechte Grundehrlichkeit und Rechtschaffenheit des Deutschtums, die deutsche Treue und Rechtschaffenheit, das specifisch deutsche Charaktertum, das in ihm zur konkreten Erscheinung gekommen ist; es ist der schlichte Menschenverstand, gepaart mit dem edlen Mannesmut, der ohne Furcht und Scheu sagt, was er als Recht und Wahrheit erkennt, und sein Leben und Streben nach dieser Erkenntnis einrichtet. (Gartenlaube 1863, Nr. 4.)

Storch und der Buchhändler **Keil** in Leipzig haben 1863 an dem neuen Hause, welches neuerdings an der Stätte erbaut worden ist, wo die arme, kleine, baufällige Hütte stand, in welcher Seume geboren wurde, eine Votivtafel anbringen lassen. Unter dem Geburts- und Sterbejahre des Dichters stehen die treffenden Worte:

Natur-, Menschen-, Vaterlandsfreund.
Raue Schale; edler Kern.

Litteratur.

A. Seumes Schriften.

Seumes smtl. Werke. 12 Bde. Lpzg., 1826. 13,50 ℳ. Ausg. in 1 Bde., herausgeg. v. Ad. Wagner. Lpzg., 1837. 9 ℳ. 6. Aufl. in 8 Bdn. 1863. 6,40 ℳ. — Volksausg. 1868. 4,80 ℳ.
Seumes Gedichte. Lpzg., 1843. 5,25 ℳ.

B. Schriften über Seume.

Der 1. Bd. v. Seumes Wkn. enthält eine von ihm selbst begonnene, von Clodius vollendete Biographie. (Lpzg., 1813.)
W. Buchner, Seume. Ein Lebensbild. Lahr, M. Schauenburg.

LIV. Krummacher.

1. Erdbeerliedchen.

Krummacher, Festbüchlein. Essen, 1819. III. 13. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 26. — Lüben, Auswahl. III. 39.

1. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Ein Mägdlein findet am Felsen ein vom Sturm und Regen losgerissenes Erdbeerpflänzchen und beschließt dasselbe in sein Gärtchen zu pflanzen und seiner zu pflegen.

2. Es entwurzelt das Pflänzchen, trägt es in den Garten und pflanzt es dort an einen geeigneten Ort.

3. Das Pflänzchen beginnt im Frühjahr zur Freude des Mägdleins zu blühen und trägt dann Früchte, welche das Mägdlein als eine Gabe des Dankes betrachtet.

2. Kürzeste Inhaltsangabe.

Ein Mägdlein verpflanzt ein Erdbeerpflänzchen aus der Wildnis in den Garten und wird für seine Sorgsamkeit durch das Gedeihen des Pflänzchens belohnt.

3. Grundgedanke.

Wohlthun bringt Segen.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist kein Lied, sondern eine Erzählung, die eine allgemeine Wahrheit versinnlicht, also eine Parabel. Es besteht aus 8 jambischen Versen, von denen das erste und letzte Paar vierfüßig, die von jenen eingeschlossenen aber dreifüßig sind. Jene haben männliche, diese weibliche, gepaarte Reime.

Anmerk. Eine eingehende Behandlung dieses Gedichtes für Mittelklassen findet der Lehrer in Kellners „Übungsstoffen" Eisleben, 1846.

2. Die sieben Kindlein.

Krummachers Parabeln. 9. Aufl. Essen, 1876. Nr. 76. S. 144. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 64. — Lüben, Auswahl. III. 39.

1. Inhaltsangabe.

Vater und Mutter erheben sich früh morgens von ihrem Lager und betrachten ihre noch schlummernden sieben Kindlein. Die Mutter spricht seufzend ihre Sorgen um die Ernährung derselben in der teuern Zeit aus; der Vater aber erkennt in ihrem blühenden Aussehen ein Zeugnis von Gottes unwandelbarer Treue. Beim Heraustreten aus der Kammer erblicken die Eltern die vierzehn Schuhe ihrer Kinder. Die Mutter weint über die große Zahl derselben, der Vater aber beruhigt sie durch die Bemerkung, daß, da für die Füße selbst gesorgt sei, sie der Hüllen wegen sich nicht zu ängstigen brauchten, auch das Vertrauen der Kinder zu den Eltern ein Fingerzeig sei, Gott dem Allmächtigen zu vertrauen. Der Aufgang der Sonne giebt ihm Veranlassung zu der Aufforderung, fröhlich wie sie den Tageslauf zu beginnen. Im Vertrauen auf Gott arbeiten sie, und ihr Wirken wird belohnt.

2. Die Wahrheit der Parabel.

Sie ist in dem letzten Satze ausgesprochen: „der Glaube (unerschütterliches Gottvertrauen) erhebt das Herz, und die Liebe (hier Gatten- und Elternliebe) gewährt Stärke.

3. Die Ähre und die Distel.

Krummachers Parabeln. 9. Aufl. Essen, 1876. Nr. 177. S. 348. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 139.

1. Inhaltsangabe.

Ein greiser Landmann geht mit seinem Enkel über das Feld und rühmt sich den Schnittern gegenüber im Scherz seines Alters und seiner langjährigen Thätigkeit. Mit einer ihm dargereichten Sense mäht er noch so rüstig das Korn zu Boden, daß die Schnitter darüber jubeln, und der Enkel ihn nach der Ursache eines so guten Alters fragt. Der Greis entgegnet, daß Gottvertrauen ihm frischen Mut bewahrt, Fleiß und Arbeitskraft ihm Leibesstärke und Gottes Segen verliehen, ein frommer und friedsamer Lebenswandel aber ihm Friede und Freudigkeit bereitet habe, und alles dies mit den Jahren durch Gottes Gnade noch in ihm befestigt worden sei. Schließlich fordert er den Jüngling zu einem gleichen Wandel auf und vergleicht das dadurch erreichte Alter mit einer vollen Garbe, die der Herr der Ernte freudig in die Scheune sammle.

2. Die Wahrheit der Parabel.

Vertrauen auf Gott, Treue und Fleiß im Beruf, Frömmigkeit und Friedfertigkeit sind die Grundlagen zur Erlangung eines frohen und rüstigen Alters.

4. Das Rotkehlchen.

Ebendaselbst, 1876. Nr. 43. S. 76. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 214. — Lüben, Auswahl. III. 40.

1. Inhaltsangabe.

Ein Landmann nimmt im strengen Winter ein zutrauliches Rotkehlchen in seine Wohnung auf, gewährt ihm den Winter über Nahrung und Schutz und giebt ihm beim Beginn des Frühlings seine Freiheit wieder. Im Vertrauen auf die Liebe des Landmanns und seiner Kinder kommt das Rotkehlchen im nächsten Winter wieder und bringt auch sein Weibchen mit zur großen Freude der Beschützer.

2. Grundgedanke.

„Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe!"

3. Aufgaben zu mündlicher, resp. schriftlicher Lösung.

1. Übertragung der Erzählung in eine andere Zeit-, in eine andere Redeform. 2. Ein Knabe erzählt über die Einkehr und den Aufenthalt des Rotkehlchens im Elternhause. 3. Er erzählt über den Abschied des Rotkehlchens vom Elterhause. 4. Das Rotkehlchen erzählt seinem Weibchen über den Aufenthalt beim Landmann. 5. Der Knabe erzählt über die Rückkehr des Rotkehlchens zum Elternhause.

5. Die kleine Wohlthäterin.

Krummachers Parabeln. 9. Aufl. Essen, 1876. Nr. 58. S. 110. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 216. — Lüben, Auswahl. III. 41.

1. Erläuterung.

Der Vater aber blickte die Mutter des Mägdleins an und sagte: „O du heilige Einfalt!" — Man unterscheidet eine Einfalt (Einfachheit) des Herzens und eine Einfalt des Kopfes oder Verstandes, welche synonym mit Dummheit und Albernheit ist und einen Mangel an Urteilskraft voraussetzt. Hier ist der Begriff in seiner ersteren Bedeutung zu nehmen, wo er Natürlichkeit des Herzens, Arglosigkeit, entgegen der schlauen Weltklugheit, bezeichnet. Hätte das wohlthätige Kind die Lebenserfahrung seiner Eltern gehabt, so würde es gewußt haben, daß nicht alle Kinder wohlthätig sind, nicht alle reichen Leute die armen verpflegen. Der Vater sagt: heilige Einfalt, weil die Worte des Kindes Zeugnis von seiner Unbekanntschaft mit dem Bösen geben. Er läßt das Kind in seinem Wahn, um das Glück seiner Unschuld nicht zu stören.

2. Die Wahrheit der Parabel.

Wenn jeder nach seinen Kräften wohlthut, so ist allen Armen geholfen. Beim Wohlthun soll man sich nicht durch Rücksichten

leiten lassen, sondern die Wohlthätigkeit um ihrer selbst willen üben. — Hindeuten auf das Scherflein der Witwe (Luk. 21.), sowie auf „das Almosen“ von Hagenbach (Leseb. IV).

6. Das bittere Blümchen.

Ebendaselbst, 1876. Nr. 16. S. 27. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 9.

1. Inhaltsangabe.

Auf einem Spaziergange mit ihrer Mutter findet Minna ein schönes Blümchen, an dessen Geruche sie sich erfreut. Farbe und Duft genügen ihr aber bald nicht mehr, sie will das Blümchen auch essen, findet sich jedoch durch den bittern Geschmack so getäuscht, daß sie es weinend der Mutter klagt und die Blumen verwünscht. Die Mutter entgegnet ihr, daß die Blümchen nach wie vor durch Gestalt, Farbe und Geruch erfreuten; zum Essen seien sie nicht bestimmt.

2. Die Wahrheit der Parabel.

Benutze die Gaben des Schöpfers nach ihrer Bestimmung. Im großen Haushalt der Natur ist allem Erschaffenen ein bestimmter Zweck vorgezeichnet; unsere Sache ist es, diesen erkennen zu lernen und gemäß seiner die Dinge zu benutzen.

7. Das Bäumchen.

Krummachers Parabeln. 9. Aufl. Essen, 1876. Nr. 119, S. 253. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 11.

1. Inhaltsangabe.

1. Ein Knabe sieht seinen Vater einen wilden Apfelbaum pflanzen und wundert sich darüber, weil das Äußere des Baumes nichts verspricht. Der Vater verweist ihn belehrend auf das Innere desselben und auf die Zukunft.

2. Als der Vater nach einiger Zeit einen Stab neben das Bäumchen pflanzt, glaubt der Knabe die Freiheit desselben dadurch beschränkt zu sehen. Der Vater aber erklärt ihm, daß diese scheinbare Beschränkung dem Bäumchen zu Liebe geschehe, da es des äußeren Schutzes bedürfe, und schlank und gerade aufwachsen müsse. Hierauf beschneidet er es, lockert den Boden ringsum und umgiebt es zum Schutze gegen das Vieh mit Dornen, damit die in ihm verborgene Lebenskraft wirken kann.

3. Im nächsten Frühjahr bemerkt der Knabe mit Schrecken, wie der Vater die Krone des Bäumchens abschneidet. Der Vater belächelt den Schreck des unwissenden Kindes, pfropft ein edles Reis auf den wilden Stamm und fügt belehrend hinzu, daß durch dieses Verfahren aus dem ursprünglich wilden Baume ein veredelter mit genießbarer Frucht erwachsen werde.

4. Im vorrückenden Frühling beginnen die Zweige und Äste

des Bäumchens zu blühen, und im Herbste neigen sie sich unter vielen goldgelben und rötlichen Äpfeln.

Als der Vater den Sohn nun um seine Meinung befragt, nennt dieser mit Freuden es ein liebes und dankbares Bäumchen; der Vater schenkt es ihm nun, da es jetzt seine Bestimmung erreicht hat.

2. Die Wahrheit der Parabel.

1. Urteile nicht nach dem äußern Schein; auch das Unansehnliche birgt oft Großes.

2. Verständige Beschränkung der Freiheit ist für den Unselbständigen und Schutzlosen eine Wohlthat.

3. Veredlung des Herzens (höhere Bildung) kann nur erzielt werden, wenn der natürliche Eigenwille gebrochen wird und sich einem höheren Willen unterordnet.

4. Ein gut angewandtes Jugendleben wird durch ein segenvolles Alter belohnt.

Kurz in ein Ganzes zusammengefaßt, versinnlicht uns also die Parabel folgende Wahrheit: Der Mensch kann seine Bestimmung als Mann nur erreichen, wenn er sich schon von der frühesten Kindheit an der Leitung eines Höheren unterwirft und freudig das auch ihm Unangenehme erduldet, wenn es nur zu seiner Läuterung und Veredelung beiträgt.

8. Die Schafschur.

Krummachers Parabeln. 9. Aufl. Essen, 1876. Nr. 65. S. 122. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 44. — Lüben, Auswahl. III. 41.

Die Wahrheit der Parabel.

Der allweise und allgütige Schöpfer hat überall in der Natur die Mittel zur Erhaltung aller seiner Geschöpfe niedergelegt.

9. Die Moosrose.

Ebendaselbst, 1876. Nr. 6. S. 11. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 52. — Lüben, Auswahl. III. 42.

Die Wahrheit der Parabel.

Sie ist in dem Schlußsatz enthalten (der im Lesebuch absichtlich weggelassen wurde): „Holde Lina, laß den Flitterputz und das flimmernde Gestein und folge dem Winke der mütterlichen Natur.“ Im höhern Sinne aufgefaßt, würde er vielleicht folgende Fassung erhalten müssen: Demut und Bescheidenheit zieren den Menschen, nicht aber Hochmut und Anmaßung.

10. Der Holunderstab.

Ebendaselbst, 1876. Nr. 15. S. 26. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 67. — Lüben, Auswahl. III. 42.

1. Inhaltsangabe.

Ein breiter Bach trennt Vater und Sohn auf ihrem Wege durch

das Feld. Um zu seinem Vater zu gelangen, versucht der Knabe mit einem Holunderstabe sich über den Bach zu schwingen; der Stab zerbricht jedoch, und der Knabe stürzt ins Wasser. Ein herbeieilender Hirt erhebt ein Geschrei; als aber der Knabe lachend ans Ufer schwimmt, tadelt der Hirt den Vater, daß er den Knaben neben anderen Dingen nicht auch gelehrt habe, nicht eher auf etwas zu vertrauen, bis er dessen Inneres erforscht. Der Vater begegnet dem Tadel durch die Bemerkung, daß ein scharfes Auge und eine geübte Kraft ausreiche, um vor Schaden zu bewahren und in der Versuchung aufrecht zu erhalten.

2. Die Wahrheiten der Parabel.

1. Vertraue niemandem, ehe du nicht sein Inneres erforscht hast.

2. Bei scharfen Sinnen und geübter Körperkraft wird es leicht, den Übeln zu begegnen, die ein zu großes Vertrauen auf andere oft herbeiführt.

11. Das Nelkenbeet.

Krummachers Parabeln. 9. Aufl. Essen, 1876. Nr. 26. S. 44. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 92. — Lüben, Auswahl. III. 43.

1. Inhaltsangabe.

Auf die Bitte ihres Sohnes Fritz giebt eine Mutter jedem ihrer 3 Kinder ein Beet voll knospender Nelken. Die Kinder warten voll Freude auf die Zeit der Blüte; dem kleinen Fritz währt sie jedoch zu lange, und nachdem er ungeduldig der allmählichen Entwickelung der Blumenblätter zugeschaut, öffnet er zuletzt die Knospen gewaltsam. Seine Freude dauert aber nur kurze Zeit; die Blumen verwelken schnell, und die Mutter ruft dem weinenden Knaben warnend zu, daß er an diesem Vorgange lernen möge, hinfort die Freuden des Lebens nicht durch eigene Schuld zu zerstören.

2. Wahrheiten der Parabel.

1. Alles hat seine Zeit.

2. Lerne jede Freude ruhig abwarten, wenn du sie wahrhaft genießen willst. Ein verfrühter, voreiliger Genuß hat nur Kummer in seinem Gefolge.

12. Das Angebinde.

Ebendaselbst, 1876. Nr. 136. S. 280. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 152. — Lüben, Auswahl. III. 43.

1. Inhaltsangabe.

Zum Geburtstage des Vaters flechten die drei jüngsten Kinder einen Kranz, den sie vor Tagesanbruch heimlich auf das Bett des Vaters legen, der sich stellt als ob er schliefe. Des Morgens tritt er mit dem Kranze in der Hand in die Stube und fragt nach den Englein, die ihn während des Schlafes bekränzt, worauf die Kin-

der ihn voll Freude umarmen. Ein von dem ältesten Sohne gesandtes Fäßchen mit Wein erhöht noch die Freude, und ein Gedicht des aus der Fremde heimkehrenden Sohnes rührt den Vater bis zu Thränen. Besorgt, daß der Vater ihr Geschenk nun weniger achten werde, entschuldigen sich die drei Kleinen wegen der geringen Gabe. Der Vater aber drückt sie alle drei an sein Herz mit der Versicherung, daß alle Geschenke ihm gleich lieb seien, da sie alle aus Liebe gegeben, und sein Vaterherz für alle schlage.

2. Die Wahrheit der Parabel.

Nicht die Größe der Gabe bestimmt ihren Wert, sondern die Gesinnung, mit welcher sie dargeboten wird.

13. Der Mann auf Karmel.

Krummachers Parabeln. 9. Aufl. Essen, 1876. Nr. 3. S. 5. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 153.

1. Erläuterungen.

Der Berg Karmel, ein ziemlich hohes Vorgebirge Palästinas, jetzt Karmain genannt, am Mittelmeere, auf der Südseite des Meerbusens von Ptolemais liegend. Das Gebirge ist fruchtbar und zeichnet sich durch viele Höhlen aus.

Das Land Mizraim ist Ägypten. Es erhielt seinen Namen von dem Stammvater der Bewohner, Mizraim, Hams Sohne, Noahs Enkel.

2. Inhaltsangabe.

In einem Dörfchen auf dem Gebirge Karmel lebt ein junger Mann, der vermöge seiner Kenntnis der Natur und des Menschenherzens sowohl als Arzt wie als geistlicher Tröster viel Segen stiftet und sich aller Liebe erwirbt. Da kommt eine Seuche in das Land, die so verheerend wirkt, daß der junge Arzt an seiner Kunst verzweifelt und für sein eigenes Leben fürchtet. Bei einem Gang in das Gebirge gerät er in Zweifel, ob er hier verweilen oder wieder zu den Kranken zurückkehren solle, und beschließt, der Natur die Entscheidung anheimzugeben. Einer prächtigen Blume, die er findet, entnimmt er die Deutung, daß der Mensch sich selber leben müsse, wie ja auch die Blume nur um ihrer selbst willen blühe. Darum will er auf Karmel bleiben. Diesen Vorsatz ändert ein Schmetterling, der die Blume umflattert und ihm die Weisung zu geben scheint, zu den Menschen zurückzukehren, um die Frucht seiner Weisheit in Lust und Freude zu genießen. Da erblickt er in dem Kelch der Blume eine tote Biene, lernt an ihrem Schicksal seine Thorheit erkennen und kehrt demütig zu seinen Kranken zurück.

3. Die Wahrheiten der Parabel.

1. Nur demütiges Gottvertrauen erhält im Leiden aufrecht.
2. Die Natur ist eine große Lehrerin, aber man muß ihre Sprache verstehen lernen.

3. Weder in einsiedlerischer Abgeschlossenheit, noch in den Genüssen eines geräuschvollen Lebens, sondern in treuer und demütiger Ausübung des erwählten Berufs soll der Mensch die Bestimmung und das Glück des Lebens suchen.

14. Tod und Schlaf.

Ebendaselbst, 1876. Nr. 21. S. 33. — Lüben, Auswahl. III. 44.

Bei Besprechung der unmittelbar verständlichen Dichtung, einer Nebenart der Parabel, von Herder Paramythie genannt, thut man wohl, sie mit der Paramythie von Herder „Nacht und Tag" (Auswahl II. S. 20), zu vergleichen und nachzulesen, was Einführung II. S. 51 ff. gesagt ist.

15. Trost.

Krummachers Festbüchlein. Essen, 1813. I. 153. — Lüben, Auswahl. III. 45.

Vergleiche dies Gedicht mit Geibels „Hoffnung". (Lüben u. N., Lesebuch VI. Nr. 140. — Auswahl III. 347.)

16. Das Alpenlied.

Krummacher, Festbüchlein. 3. Aufl. Essen, 1813. I. 144. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 54.

1. Gedankengang.

Der Dichter will durch eine Reihe von Beispielen den Gedanken versinnlichen, den er in den beiden ersten Versen ausspricht und der sich als Schlußvers jeder Str. durch das ganze Gedicht hindurchzieht: „Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt". Auch die abgeschiedene Alpenwelt giebt Zeugnis von der Allgegenwart eines allliebenden Gottes. Wir erkennen ihn in der Morgenröte, welche die Berge mit rosiger Glut überstrahlt, wie in den Blümchen, die er mit Tau erquickt (Str. 1.); wir fühlen seinen Odem in dem Wehen der frischen reinen Bergesluft (Str. 2). Seine Sonne befördert mit mildem Strahl das Gedeihen der Matten, scheint auf den blinkenden Gletscher (Str. 3) und erzeugt dort den Gießbach, den Born der kühnen Gemse, die auch in ihrer Felseinöde nicht verlassen ist (Str. 4). Die Kräuter des Gebirges sind ein herrliches Mahl für die friedlichen Herden (Str. 5), und der Hirt, der da sieht, wie Gott ihren Tisch gedeckt, ahnt vertrauensvoll, daß Gott auch ihm das Seine bescheren werde (Str. 6).

2. Form der Darstellung.

Das Gedicht besteht aus 6 Str. von je 6 jambischen Versen die aber ungleiche Länge haben. Während die 4 innern V. dreifüßig sind, hat der Anfangsvers nur 2, der Schlußvers aber 5 Füße. Hierdurch, sowie durch die gleichmäßige Wiederholung desselben Gedankens, den diese V. aussprechen, treten sie scharf aus dem Ganzen hervor, verleihen ihm den Charakter des Erhabenen

und halten die hervorgerufenen Empfindungen bis zum Schluß in der Seele des Lesenden fest. So spiegelt jede Str. einen Zug aus dem Leben in den Alpen und die Liebe des Schöpfers wieder.

Leben und Charakteristik Krummachers.

1. Adolf Friedrich Krummacher wurde am 13. Juli 1767 zu Tecklenburg in Westfalen geb., studierte 1786—89 in Lingen und Halle Theologie, lebte 1789 als Informator in Bremen, wurde 1790 Konrektor am Gymnasium in Hamm, 1793 Rektor des Gymnasiums in Mörs und 1800 Professor und Doktor der Theologie in Duisburg. Seinem Herzensdrange folgend, entschied er sich jedoch für den Beruf des praktischen Seelsorgers und übernahm 1807 die Stelle eines Landpfarrers zu Kettwig im Vorgwalde oberhalb der Ruhr in Westfalen. 1812 folgte er dem Rufe zu einem erweiterten Wirkungskreise nach Bernburg, wo er als Konsistorialrat, General-Superintendent und Oberprediger bis 1824 mit Segen wirkte. In diesem Jahre ging er nach Bremen als Prediger an der Ansgariikirche, welches Amt er im Juni 1843 niederlegte. 1844 verlor er seine Gattin, 1845 am 4. April entschlief er selbst.

2. Das Bibelstudium und die Lektüre der Dichter alter und neuer Zeit gaben seinem Geiste eine vorherrschend edle poetische Richtung, als deren schönstes Erzeugnis die im J. 1805 zuerst erschienenen Parabeln zu betrachten sind. In ihnen spricht sich das reine, echt kindliche Gemüt des Dichters, seine liebevolle Auffassung der Natur und des Menschenlebens in der einfachsten, aber edelsten Weise aus; überall wird in denselben das Bestreben Krummachers fühlbar, den menschlichen Sinn für die Sprache empfänglich zu machen, die mahnend, tröstend und belehrend uns aus der Natur entgegentönt, um den Geist von dem Gewöhnlichen und Niederen zum Höheren und Übersinnlichen emporzuleiten.

Litteratur.

A. Krummachers Schriften.

Die Kinderwelt. Ein Gedicht in 4 Gesängen. Essen, 1806. 1813. 3,50 M.
Parabeln. Essen, 1805. 9. Aufl. 1876. Mit d. Bildnis d. Verf. 4,50 M.
Festbüchlein. Essen. (I. Der Sonntag. 1808. 5. Aufl. 1828. 1,50 M. II. Das Christfest. 1808. 4. Aufl. 1846. 2,25 M. III. Das Neujahrsfest. 1821. 2. Aufl. 1832. 3 M.)
Das Wörtchen Und. Eine Geburtsfeier. Essen, 1812. 1,50 M.
Johannes, Drama. Lpzg. 1815. 4,50 M.
Das Täubchen. Düsselthal, 1826. 4. Aufl. 1859. 75 ₰.

B. Schriften über Krummacher.

A. W. Möller, Friedrich Adolf Krummacher u. seine Freunde. Briefe u. Lebensnachrichten. Bremen, 1849. 7,50 M.

LV. August Wilhelm von Schlegel.

1. Arion.

Schillers Musenalmanach für 1799. 278. — Smtl. Wke. Lpzg., 1846. I. 204. — Lüben, Auswahl III. 46.

1. Historische Grundlage.

Viele Schriftsteller des Altertums gedenken der Sage von Arion und seiner wunderbaren Rettung. Die Hauptquelle ist Herodot, der sie im 23. u. 24. Kap. des I. Buches seiner Geschichte mitteilt. Sie lautet übersetzt:

„Periander war ein Sohn des Kypselos; er herrschte aber über Korinth. Diesem, erzählen die Korinthier (und die Lesbier stimmen ihnen bei), sei in seinem Leben ein sehr großes Wunder begegnet; es sei nämlich Arion von Methymna auf einem Delphin bei Tänaros ans Land gesetzt worden, ein Zithersänger, der keinem der damals lebenden nachstand und zuerst unter den Menschen, von denen wir wissen, den Dithyrambus*) dichtete, benannte und in Korinth lehrte.**) Dieser Arion soll sich nach einem längeren Aufenthalt bei Periander nach Italien und Sicilien begeben und dort große Schätze erworben haben. Für seine Rückfahrt nach Korinth habe er sich nur korinthischen Schiffern anvertrauen wollen; diese jedoch hätten auf der See den Anschlag gemacht, den Arion über Bord zu werfen, seine Schätze aber zu behalten. Als jener dessen inne geworden, so habe er sie angefleht, ihnen seine Schätze preisgegeben und nur um sein Leben gebeten; allein unberührt durch sein Flehen, hätten ihm die Schiffer geboten, entweder sich selbst den Tod zu geben, wenn er ein Grab auf dem Lande begehre, oder sofort ins Meer zu springen. So aufs äußerste bedroht, habe Arion begehrt, sie möchten, wenn denn solches bei ihnen feststehe, ihm gestatten, sich in vollem Schmucke auf die Ruderbänke hinzustellen und einen Gesang anzustimmen; wenn er aber gesungen, versprach er, sich selbst umzubringen. Und jene seien (denn es habe sie die Lust angewandelt, den trefflichsten Sänger unter den Menschen zu hören) aus dem Hinterraum in die Mitte des Schiffes zurückgewichen. Er aber habe sich mit seinem ganzen Schmuck bekleidet, die Zither in der Hand, auf die Ruderbänke gestellt und die hohe Gesangesweise***) durchgesungen, und als die Weise zu Ende ging, sich selber, wie er war, mit dem vollen Schmuck ins Meer gestürzt. Und jene seien nach Korinth

*) Der Dithyrambus war ursprünglich eine Hymne, die dem Bacchus zu Ehren bei dessen Festen gesungen wurde. Aus ihm spricht eine Begeisterung, wie sie der Rausch erzeugt.

**) Oder vielmehr wahrscheinlich nur dem dithyrambischen Chorreigen eine kunstgemäßere Form und ihren Teilen besondere Titel gab.

***) Die hohe Weise, im Spondeen-Rhythmus und in hohem, scharfem Tone, hatte besonders den Charakter des Mutigen, Kriegerischen.

geschifft; ihn aber, sagt man, habe ein Delphin auf den Rücken genommen und nach Tänaros ans Land gebracht. Hier nun ans Ufer gestiegen, sei er in seinem Schmuck nach Korinth gegangen und habe nach seiner Ankunft den ganzen Vorfall erzählt. Periander aber, voller Unglauben, habe den Arion in Haft gehalten und ihn nirgendwohin entlassen, auf die Schiffer aber acht gehabt; und als sie nun angekommen, habe er sie zu sich beschieden und sich erkundigt, ob sie nichts von Arion zu sagen wüßten. Als jene nun erwidert, er sei wohlbehalten in Italien, und sie hätten ihn in gutem Befinden in Tarent zurückgelassen, da sei Arion vor sie hingetreten, ebenso, wie er über Bord gesprungen war; und da hätten sie, bestürzt und überführt, nicht länger leugnen können. — Dies also erzählen die Korinthier, wie auch die Lesbier; auch ist von Arion ein ehernes, nicht großes Weihgeschenk bei Tänaros, ein Mann auf einem Delphine."

2. Erläuterungen.

Str. 1. Arion von Methymna (auf der Insel Lesbos) lebte um 600 v. Chr., war ein gefeierter Dichter und Sänger und von keinem Griechen erreichter Zitherspieler. Sein Freund war der Tyrann Periander von Korinth, einer von den sieben Weisen Griechenlands.

4. Die Worte: „O Periander, eitle Sorgen!" spricht Arion mit Beziehung auf Perianders Warnung in Str. 2; er meint also hier Sorgen über sein eigenes Schicksal.

9. Der etwas schwach angedeutete Zusammenhang der Gedanken scheint folgender zu sein: Auf minder rohe und gewinnsüchtige Gemüter hätte Arions Bitte und Benehmen gewiß einen tiefen Eindruck gemacht; es hätte, wenn auch nicht die Zurücknahme ihres Entschlusses, doch Schamgefühl in ihnen erregen müssen. Allein die Gewinnsucht hatte sie gänzlich abgestumpft; und Schamgefühl war es auch nicht, was sie Arions Bitte gewähren ließ; sondern nur sein großer Sängerruf reizte sie. — Mit Recht hat man das Farblose und Uncharakteristische in der Sprache der Räuber (Str. 6 u. 7) getadelt; daß sie aber Empfänglichkeit für Musik und Gesang zeigen, darf an ihnen, als Griechen, nicht befremden.

„Und wollt ihr ruhig lauschen — tauschen", wollt ihr auf meine Bitte eingehen, wollt ihr mich ungestört mein Lied singen lassen, so erlaubt, daß ich vorher noch meine Kleider tausche; denn nur im Schmucke ergreift mich die dichterische Begeisterung.

10. „Talar", ein bis zu den Knöcheln reichendes weites Feier-, Amtskleid.

11. Das „Elfenbein", griechisch Plektron, mit dem man die Saiten rührte.

12. Der Gesang des Arion ist zwar seiner Lage nicht gerade unangemessen, doch fehlt es ihm an poetischer Kraft und Wirksam-

keit. Er hätte, auf Grundlage der Herodotschen Erzählung, eine begeisterte, die Macht der Töne feiernde Triumphhymne sein müssen.

„Gefährtin meiner Stimme", die Zither.

„Der Höllenhund", Cérberus, der sich auch dem Eintritt des Orpheus in die Unterwelt drohend widersetzte. Dies erinnert ihn eben an Orpheus, an den er schon bei den Worten: „die Macht den Töne rc." denkt. Wenn wir dies nicht annehmen, so erscheint die plötzliche Anrede an Orpheus in Str. 13, V. 3 auffallend.

„Dem dunkeln Strom entflohen", die ihr glücklich über den Styx gesetzt seid.

13. „meinen Freund", Periander.

„Eurydice", des Orpheus Gattin. Pluto gewährte dem Orpheus, der, um die gestorbene Gattin durch Gesang zurückzuerflehen, in die Unterwelt hinabgestiegen war, seinen Wunsch unter der Bedingung, daß er sich nach Eurydice nicht eher umsehen dürfe, bis er auf der Oberwelt angelangt sei. Er hatte diese fast erreicht, als er dem Drange der Sehnsucht nicht widerstehen konnte und das Gebot verletzte, und sogleich verschwand Eurydice und war dem Hades unwiederbringlich verfallen.

14. „Die Götter schauen aus der Höh'", sind Zeugen und Rächer eures Frevels.

„Nereïden", waren die 50 Töchter des greisen, weissagenden Meergottes Nereus. Sie werden dargestellt als Jungfrauen von schlanker Gestalt mit grünen oder blonden Haaren, schwarzen Augen, rosigen Armen und schönen Füßen, reitend auf Meerrossen und Delphinen.

16. „Ward stummen Fischen nur verliehn". Das „nur" hat eine unglückliche Stellung; es gehört zu „Gebrause" in V. 1.

17. „menschenliebend". Nach der Mythe schreibt sich die Liebe der Delphine zu den Menschen daher, daß Dionysos die Tyrrhener in Delphine verwandelte. Das Altertum ist reich an Erzählungen von Beweisen, welche Delphine von ihrer Zuneigung zu Menschen, besonders zu Kindern, gegeben. So trugen Delphine den Melikertes, den Sohn der Ino, nach Korinth. Der Knabe Jasos ritt spielend auf einem Delphine und verunglückte; das Tier betrauerte ihn, bis es selbst vor Gram starb. Daß ferner Delphine Sängerruhm zu schätzen wußten, bewiesen sie dadurch, daß sie abwechselnd die Leiche des von seinen Mördern ins Meer gestürzten Hesiodus mit Stolz zu der lokrischen Panegyris*) trugen.

18. „Das Wunder aufgestellt in Erz." In betreff des hier so unnötig erwähnten Weihgeschenks sagt Welcker:**) „Arion auf dem Delphin, wie er als von ihm selbst gestiftetes Weih-

*) Allgemeine festliche Volksversammlung.

**) „Der Delphin und der Hymnus des Arion und die Kraniche des Ibykos" im rheinischen Museum für Philologie. Jahrg. 1835.

geschenk schon zu Herodots Zeit in Tänaron gezeigt wurde, läßt an sich selbst sich wohl fassen als Denkmal glücklich überstandener Seereise, und daher ist öfter die ganze Sage, die Herodot so schön erzählt, von diesem Bilde hergeleitet worden."

19. „Galatēa" eine Nereïde (Meernymphe).

„heilig", zu göttlichem Dienste geheiligt.

20. „fuhr", hier in dem Sinne von zog, wanderte, ging. Vergl. Str. 26, V. 6.

22. „geborgt", allerdings ein etwas auffallender Ausdruck, aber gewiß nicht mit Beziehung auf die Unrechtmäßigkeit seiner Herrschaft gesagt. Man könnte auch diesen Satz als eine Frage auffassen.

„verstecken", du mußt dich hier im Palaste verborgen halten, damit der Ruf von deiner Rückkehr sich nicht verbreite.

23. Der Dativ „im Hafen" weist darauf hin, das „kommen" im Sinne von ankommen zu nehmen. Gut ist die Verbindung keineswegs.

„Mich kümmert seine Wiederkehr". Der Zusammenhang läßt erwarten: Mich macht es bekümmert, daß er noch nicht wiedergekehrt ist, also, mich bekümmert sein Ausbleiben.

25. „Es trifft sie". Das unbestimmte es (sein überraschendes glanzvolles Erscheinen, das Gefühl ihrer Schuld, das Unerklärliche des Vorfalls u. s. w.) ist hier von guter Wirkung.

26. Nicht Periander spricht hier, sondern Arion. Von Periander läßt sich nicht wohl erwarten, daß er die Raubmörder mit einer so gelinden Strafe abfertigen werde, einer Strafe, die beiläufig gesagt, nicht einmal realisiert werden konnte, da sich des Königs Herrschergebiet ja nicht über ganz Hellas erstreckte. Periander erschien zwar zuletzt im Zwiegespräche mit den Schiffern, allein durch die zwei vorletzten Strophen ist die Aufmerksamkeit des Lesers vorherrschend auf den Arion gelenkt, so daß man zunächst an diesen denken muß. Auch lassen sich die Worte: „Ich rufe nicht der Rache Geister", besser auf Arion beziehen. Die Worte: „Der Töne Meister, der Sänger steht in heil'ger Hut", wird man in Arions Munde nicht mehr auffallend finden, wenn man erwägt, wie sehr sein Selbstgefühl durch die wundervolle Rettung und die offenbar gewordene Macht seines Gesanges mußte gehoben wordensein.

„Mut", in dem altertümlichen, minder beschränkten Sinne für Gemüt, Herz, innern Sinn.

3. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

Str. 1. Der berühmte Sänger Arion schifft von Tarent aus mit vielen Schätzen gen Hellas.

2. Dorthin zieht ihn die Liebe zu Periander, dem Herrscher von Korinth, der ihn stets vom Wanderleben abzuziehen und brüderlich an sich zu fesseln suchte.

3. Arion zog jedoch die Freiheit des fahrenden Sängers vor, der Tausende erfreut und hohen Ruhm erwirbt.

4. Er steht am 2. Morgen seiner Reise bei günstigem Wetter auf dem Schiffe und gedenkt der ihn in Hellas erwartenden Freuden.

5. Wind und See bleiben günstig; aber die Schiffer, gelockt von seinen Schätzen, verschwören sich zu seinem Untergange.

6. Sie lassen ihm die Wahl, entweder sich auf dem Schiffe selbst den Tod zu geben, oder sich ins Meer zu werfen; er bietet ihnen dagegen Gold für sein Leben.

7. Sein Anerbieten wird aus Furcht vor Periander zurückgewiesen.

8. u. 9. Dagegen gewähren sie ihm die Bitte, vor seinem Tode noch ein Lied mit Begleitung der Zither und im Festschmuck singen zu dürfen.

10. u. 11. Arion hüllt sich in kostbare Gewänder, ergreift die Zither und tritt, von den Schiffern angestaunt, voll dichterischer Begeisterung auf den Rand des Schiffes.

12.—14. In seinem Gesange begrüßt er die Helden des Elysiums, gedenkt klagend des zurückgelassenen Freundes, der ihn an Orpheus erinnert, ermutigt sich durch den Hinblick auf die Götter, wendet sich zuletzt zürnend an die Mörder und stürzt sich dann, die Nereïden um Rettung anflehend, in die See.

15. Die Wogen bedecken ihn; unbemerkt von den fortziehenden Schiffern nimmt ihn ein Delphin auf den Rücken und trägt ihn ans Land.

16. u. 17. So rettet die Liebe des Delphins zur Musik, die sonst wohl das Tier in die Hände des Jägers lockt, jetzt den Dichter, der im Triumph die Leier hochhält und sanft von den Wellen umspült wird.

18. u. 19. Arion begrüßt dankerfüllt den Felsen, auf dem später das Wunder durch ein Denkmal verewigt wird, und scheidet mit Segenswünschen von dem Delphin.

20. Er erreicht freudig Korinth.

21. u. 22. Er erzählt Periander seine Schicksale, und dieser bittet ihn, sich versteckt zu halten, damit es ihm möglich werde, die Mörder zu entdecken.

23. Als diese in dem Hafen ankommen, werden sie zu Periander beschieden, der sie über Arion ausfragt. Auf ihre falsche Aussage tritt plötzlich Arion hervor.

24. u. 25. Seine Erscheinung macht auf die Mörder einen überwältigenden Eindruck, daß sie ihm zu Füßen sinken, ihn für einen Gott halten und sich verwünschen.

26. Arion verschmäht es, sich zu rächen und straft sie nur mit Verbannung.

4. Kürzeste Inhaltsangabe des ganzen Gedichtes.

Der berühmte Dichter Arion segelte mit vielen Schätzen versehen von Tarent nach Hellas, um seinen Freund Periander, den Herrscher von Korinth, zu besuchen. Unterwegs verschwören sich

die Schiffer, gelockt von den Schätzen, zu seinem Untergange, überlassen ihm jedoch die Wahl seines Todes. Er tritt festlich geschmückt auf den Rand des Schiffes, singt mit Begleitung der Zither sein letztes Lied und stürzt sich dann in die See. Ein von der Musik angelockter Delphin trägt ihn jedoch auf seinem Rücken ans Land, und Arion erreicht wohlbehalten Korinth. Bald darauf landen auch die Mörder, werden von Periander entdeckt, durch das Erscheinen Arions überführt und in die Verbannung geschickt.

5. Gliederung.

I. Arions Abreise von Tarent. (Str. 1—3.)
  A. Seine Bedeutung als Sänger.
  B. Sein Reichtum.
  C. Sein Verhältnis zu Periander. (2. u. 3.)
    1. Perianders wohlgemeinter Rat.
    2. Arions Liebe zum Wanderleben.

II. Arions Schicksale auf der Überfahrt nach Hellas. (Str. 4—19.)
  A. Günstige Fahrt. (4. 5.)
    1. Arions freudige Stimmung bei dem Gedanken an die Zukunft.
    2. Der Ausbruch der Verschwörung.
  B. Das Verbrechen. (6—14.)
    1. Die Verschwörung gegen Arions Leben. (6. 7.)
      a. Die Mörder überlassen Arion die Wahl des Todes.
      b. Arion bietet Gold für sein Leben.
      c. Die Mörder gehen nicht auf diesen Vorschlag ein.
    2. Die letzte Bitte Arions und deren Gewährung. (8. 9.)
    3. Arions Abschied vom Leben. (10—14.)
      a. Er schmückt sich festlich,
      b. schreitet zum Schiffsrande vor.
      c. Sein Gesang.
      d. Der Sprung in die See.
  C. Die wunderbare Rettung. (15—19.)
    1. Die Fahrt auf dem Delphin. (15.—17.)
    2. Hinblick auf die spätere Verewigung des Wunders. (18.)
    3. Arions Abschied vom Delphin. (19.)

III. Arion in Hellas. (Str. 20—26.)
  A. Seine Ankunft in Korinth. (20.)
  B. Mitteilung seiner Schicksale. (21.)
  C. Die Entdeckung der Mörder. (22—25.)
    1. Perianders Entschluß.
    2. Seine Unterredung mit den Mördern.
    3. Arions Erscheinung.
    4. Das Geständnis der Frevelthat.
  D. Die Strafe der Mörder. (26.)

6. Grundgedanke.

In der Geschichte des Arion ist offenbar die Wirkung der Töne auf die stummen, des Gesanges ungewohnten Bewohner der Meeresfluten dargestellt, und dies ist der eigentliche poetische Kern und Gehalt der ganzen Erzählung, den aber Schlegel hinter meisterhaften Schilderungen des Einzelnen versteckt hat. Wie unpoetisch er den Stoff aufgefaßt, zeigen namentlich Str. 6—18. Anstatt Arions Rettung durch den Delphin als ein durch die Macht der Töne bewirktes Wunder gelten zu lassen, zieht er durch Str. 16 die ganze Erscheinung in den Kreis natürlicher, wenngleich unerklärter Phänomene der Tierwelt. Man braucht den Gedanken nur des dichterischen Sprachschmuckes zu entkleiden, um das völlig Unpoetische desselben sogleich zu fühlen. Tieck hat dieselbe Sage bearbeitet, das poetische Element derselben aber besser hervorgehoben. Der Vergleichung halber ist dieselbe in der „Auswahl charakteristischer Dichtungen“ (III. 62) mitgeteilt.

7. Darstellungsweise.

Obwohl das Schlegelsche Gedicht zu den klassischen und musterhaften Romanzen gezählt wird, so ist es doch nichts mehr als eine treffliche poetische Erzählung. Hinsichtlich der Form und Sprache nimmt es einen vorzüglichen Rang unter den Erzeugnissen unserer Litteratur ein. Gleich die erste Str. giebt schon einen Vorgeschmack von dem unübertrefflichen Wohllaute, der in dem ganzen Gedichte herrscht. Man mag dasselbe mit Rücksicht auf die vollen Klänge oder auf den reizenden Wechsel der Vokale oder auf die Euphonie (Wohlklang) der Konsonanten oder auf die kräftigen, wechselvollen Reime betrachten, in jeder Hinsicht erscheint es gleich musterhaft und vollendet. Zum Wohlklange dieser Str., sowie überhaupt des ganzen Gedichtes, tragen nicht wenig die vollen Klänge der griechischen Namen bei, die auch in den unbetonten Silben kräftigere Vokale haben, als deutsche Wörter. Von besonderer Wirkung ist auch die L- und W-Allitteration zur Bezeichnung des linden Hauchs der Lüfte in Str. 4, V. 2, wogegen der ausschließliche Gebrauch des „i“ in den hochbetonten Silben des 3. V. der 8. Str. als ein Fehler gegen den übrigens so aufmerksam beobachteten Wohllaut erscheint. Bei der Schilderung des Arion in seinem Schmucke finden wir alle Kunstmittel angewendet — ob bewußt oder unbewußt, kann hier nicht in Frage kommen —, wodurch das Bild seiner Persönlichkeit vor unser geistiges Auge gerückt wird. Die wallenden Gewänder vergegenwärtigen uns die edle Gestalt, die Spangen, die Zither und das Elfenbein Arme und Hände in ihrer charakteristischen Haltung; V. 4 in Str. 11 zeigt den Sänger in kräftiger Beleuchtung, V. 5 schildert die Wirkung der Erscheinung

auf die Zuschauer, V. 6 stellt die Figur in Bewegung dar, V. 7 läßt sie auf einem einfachen Hintergrunde erscheinen.

Vergleiche: Viehoff, ausgew. Stücke. Emmerich, 1836. I. 133 ff.

8. Schriftliche Aufgaben.

1. Vergleichung des Gedichtes mit der Quelle. 2. Arion schildert seine Reise. 3. Charakter Arions. 4. Arion und der Sänger von Goethe.

2. Shakespeares „Julius Cäsar“.

Shakespeares dramat. Wke., übers. v. A. W. v. Schlegel u. L. Tieck, Neue Ausg. in 9 Bdn. Berlin, 1854. IV.

1. Stellung des Schlegelschen Shakespeare zur deutschen Litteratur.

Wie durch Voß' Übersetzung des Homer die altgriechischen Heldengedichte zum Eigentum des deutschen Volkes geworden sind, so hat Schlegel das unbestreitbare Verdienst, uns den britischen Tragöden mit allen seinen Eigenheiten wie einen der Unsern, in dem wir germanisches Fleisch und Blut mit uneigennütziger Freude begrüßen, nahe gerückt zu haben, so daß er nun in zahllosen Auflagen und Übersetzungen bei uns gelesen wird, und daß wir uns mit Recht gegen sein Vaterland rühmen, ihm sei erst seine volle Anerkennung bei uns zu teil geworden. Aber auch indirekt war die Einführung Shakespeares in Deutschland von bedeutendem Einflusse auf die Gestaltung unserer Litteratur. An seinen Dramen bildete sich Goethe zu dem heran, was er wurde; und wenn auch die übelverstandene Derbheit der Naturzeichnung des großen Briten, die ungeschminkte Darstellung des Menschlichen und der Gewalt der Leidenschaft in seinen Dramen viele zum Goetheschen Dichterkreise zählenden Dramatiker, wie namentlich Klinger und Lenz, zu Auswüchsen uud Ungeheuerlichkeiten verleitete, so haben wir doch auch von der Eigenschaft Shakespeares, seine Stücke nur für die Aufführung zu schreiben, den allgemeinen Vorteil gezogen, daß er dadurch der eigentliche Hersteller unserer Schauspielkunst geworden ist.

Diese bedeutende Stellung Shakespeares zur deutschen Litteratur scheint uns das nähere Eingehen auf wenigstens eines seiner Stücke zu rechtfertigen. Wir wählen dazu, der allgemein bekannten historischen Grundlage wegen, den „Julius Cäsar“.

2. Die Handlung der Tragödie nach ihrem Verlaufe durch die einzelnen Akte.

1. Akt. Der Dichter zeigt uns zuerst das römische Volk der damaligen Zeit in seinem eigensten Wesen. Wir sehen es in Haufen sich versammeln, um den Einzug Cäsars zu feiern, und werden Zeugen, wie es geduldig die ärgsten Schmähungen zweier

Tribunen hinnimmt, die ihm Wankelmut und Undank gegen Pompejus vorwerfen, dem sie vor kurzem noch gleiche Ehre erwiesen haben. Es sind eben nicht mehr selbstbewußte Bürger eines freien Staates, sondern Menschen, Individuen, die allein durch ihre wechselvollen Neigungen und keinerlei politische Idee geleitet werden. Doch auch die Tribunen sind selbst nichts weniger als Republikaner; nur Feinde Cäsars sind sie, Anhänger seines jetzt gestürzten Nebenbuhlers, die sich diesem willig unterwerfen würden und selbst von den Empfindungen beherrscht sind, die sie an dem Volke tadeln. Daß sie aller politischen Bedeutung entbehren, beweist die nächste Scene, in der Cäsar selbst auftritt. An der Spitze eines feierlichen Zuges, umgeben von vielen Großen, umdrängt vom Volke, seine Gattin ihm zur Seite, erscheint er wie ein Fürst, dessen Macht und Würde längst anerkannt sind, und dem öffentlich wenigstens niemand mehr entgegenzutreten wagen darf. Auch lassen seine Worte ahnen, daß er sich als Fürst fühlt. Nur von versteckten Feinden droht ihm noch Gefahr. Ein Wahrsager ruft ihm feierlich zu, er möge sich vor den Iden (der 13. Tag) des März in acht nehmen. Cäsar freilich schilt ihn einen Träumer und wendet ihm den Rücken; doch ist er nicht frei von dem Aberglauben seiner Zeit und fürchtet die Unabwendbarkeit des Schicksals, wenn er auch diese Furcht äußerlich nicht zeigt.

Der Zug zieht weiter, mit ihm das Volk, den Spielen beizuwohnen, die jetzt beginnen sollen. Nur Brutus und Cassius bleiben zurück. Ersterer hat schon einige Zeit sich von der Welt zurückgezogen und seine Freunde gemieden; jetzt gesteht er, als ihm Cassius sein Unrecht vorhält, er liege mit sich selbst im Kampfe und sei einem Widerstreite von Gedanken preisgegeben, die eine Mitteilung nicht zuließen. Cassius versichert ihm, daß er sich in einer ähnlichen Lage befinde, gesteht ihm aber offen, daß er über Entwürfen brüte, wie Rom von Cäsars Joche zu befreien sei. Für diese Brutus zu gewinnen, spricht er zunächst von der hohen Meinung, welche die besten Männer Roms von ihm hätten, und entwirft dann, gleichsam im Auftrage dieser, Brutus' eigenes Bild. Dieser, ein ehrliches Gemüt, das kein Mißtrauen kennt, glaubt denn auch, in Cassius' Worten einen höheren Ruf zu vernehmen, und als Cassius, infolge eines lauten Freudenrufs des Volkes, die Befürchtung ausspricht, das Volk wähle Cäsar zum König, versichert Brutus, daß er wohl Cäsar liebe, aber für das Wohl des Staates und seine eigene Ehre sein Leben einsetze. Dadurch mutiger geworden, tritt Cassius offener mit seinen Ansichten hervor, und wenn sich auch Brutus noch auf keine bestimmte Verabredung einläßt, so verheißt er ihm doch, zu gelegener Zeit so wichtige Dinge nochmals mit ihm zu besprechen, und stellt ihn zufrieden.

In diesem Augenblicke sieht er Cäsar samt seinem Zuge zurückkommen und erkennt sogleich, daß das dreimal wiederholte Jauchzen des Volkes doch nicht die Bedeutung gehabt haben könne, die er ihm beilegte Denn nicht nur tragen alle Freunde Cäsars den Stempel getäuschter Hoffnung auf ihrer Stirn, auch Cäsar selbst blickt finster. Er sieht Gefahr in dem Triumphgefühl, das sich in Cassius' Blicken spiegelt. Zudem liebt Cäsar Leute von leichtem, munterm Sinn, wie den Antonius, den er zu sich ruft, keine hagern, keine scharfen Beobachter, keine, die viel denken. Und alles das vereinigt Cassius, der außerdem auch weder Spiele, noch Musik liebt. Cäsar teilt Antonius den Eindruck jenes Blickes mit und fordert im Abgehen sein Urteil über Cassius.

Brutus und Cassius bleiben zurück, mit ihnen Casca, von dem sie den Grund des finstern Aussehens Cäsars erfahren: Antonius hat ihm nämlich dreimal nach einander vor dem Volk die Krone angeboten, und Cäsar hat sie abgelehnt; das ist's gewesen, was das Volk dreimal laut aufjauchzen machte, also das gerade Gegenteil von dem, was Brutus fürchtete. Nach der Schilderung Cascas hätte Cäsar große Lust gehabt, die Krone anzunehmen und sie nur abgelehnt, um durch den Schein der Demut das Volk dahin zu bringen, ihn zur Annahme zu zwingen. Casca geht seiner Wege, und Brutus folgt ihm, nachdem er nun schon bestimmter eine zweite Unterredung mit Cassius festgesetzt hat. Cassius bleibt allein und läßt im Selbstgespräche erkennen, daß der Beweggrund seines Handelns allein die Furcht vor Cäsar sei. Um sein Ziel zu erreichen, will er Brutus noch mehr in der schon gefaßten Meinung bestärken, daß Rom auf ihn als seinen Retter hoffe, und ihm deshalb noch diese Nacht Aufrufe ins Fenster werfen, die, alle von verschiedener Handschrift, dies eine Thema enthalten.

Die Nacht ist angebrochen, eine Nacht des Schreckens, denn alle Elemente sind in Aufruhr. Casca tritt auf, bewußtlos allen Schrecken hingegeben, während bald darauf Cassius, allen Elementen trotzend, zu ihm tritt und, jenes Furcht benutzend, ihm in Cäsar einen würdigeren Gegenstand für seine Phantasie zeigt. Casca wird für die Verschwörung gewonnen. Zu ihnen kommt, als Abgesandter der übrigen Verschworenen, Cinna. Sie wünschen, Cassius möge Brutus um jeden Preis zu ihnen herüberziehen, und er verheißt es, wenn nur Cinna dem Brutus die Aufrufe in die Hände spielen wolle, von denen wir ihn vorher sprechen hörten.

2. Akt. Wir treffen Brutus im Garten, wohin der innere Kampf, der allen Schlaf von seinem Bett verscheuchte, ihn getrieben hat. Sein ganzes Wesen trägt den Stempel höherer Weihe, eine Frucht eben jenes Kampfes. Er überlegt alles mit Klarheit vom Standpunkt des römischen Bürgers aus und kommt zu dem Entschluß, daß Cäsar fallen müsse. Eins jener Blätter des Cassius,

das sein Sklave Lucius versiegelt im Fenster gefunden, befestigt seinen Entschluß noch mehr, und so thut er den feierlichen Schwur, wie sein Ahnherr den Tarquinius vertrieb, so wolle er, was Rom verlange, streng erfüllen. Jetzt endlich ruhig geworden, empfängt er die Verschworenen, deren äußere Vermummung, selbst bei Nacht, ihm noch einmal die innere Häßlichkeit des Unternehmens vor die Seele führt, doch ohne ihn davon zurückzuschrecken. Den Eid, mit dem Cassius die Verschworenen binden will, verhindert Brutus unter Hinweis auf die Heiligkeit der Sache; ebenso ist er gegen den Vorschlag, den greisen Cicero mit ins Geheimnis zu ziehen, da dieser eifersüchtig auf seine Würde sei und niemals einer Sache Vorschub leisten werde, die er nicht selbst erdacht. Zum drittenmal tritt er gegen Cassius auf, als dieser auch den Tod des Antonius verlangt. Ihm ist der eine Mord schon hart genug, und Cassius muß sich dem Beschlusse fügen, daß Antonius nicht fallen solle. Es ist jetzt nur noch übrig, zu bewirken, daß Cäsar auch am heutigen Tage im Senat erscheine, wo ihn der Todesstoß erreichen soll. Decius Brutus übernimmt es, jedes Hindernis durch Schlangenkünste wegzuräumen und ihn dorthin zu bringen. Damit trennen sie sich, um zur 8. Stunde alle bei Cäsar wieder zusammenzutreffen.

Portia tritt zu Brutus, seine Gattin, eine Tochter jenes Cato, der nach dem letzten Siege Cäsars sich entleibte, um die Freiheit Roms nicht untergehen zu sehen. Sie hat den inneren Kampf ihres Mannes, seine Unruhe gesehen, hat zuletzt noch die Verschworenen bemerkt und muß den Schluß ziehen, daß irgend etwas Großes im Werke ist, das ihr verborgen bleiben soll. Da ihre Bitten Brutus nicht zum Reden bewegen, so schreitet sie zum Äußersten, um sein Vertrauen zu erzwingen, und bringt sich zum Beweise ihrer Festigkeit eine Wunde bei — auch eine That, die ganz den römischen Charakter trägt, und nur das weibliche Seitenstück zu der jetzt beschlossenen That ihres Mannes bildet. Dieser fühlt den Wert des edlen Weibes und verspricht ihr die Enthüllung des Geheimnisses.

Indessen ist der Morgen angebrochen und die Stunde nahe, in der die Verschworenen sich bei Cäsar treffen wollen. Ein Kranker tritt zu Brutus, von einem der Verschworenen gesandt, damit Brutus ihn für ihre Sache gewinne, und kaum hat dieser ihm nur angedeutet, daß ihm eine ehrenvolle That durch seine Krankheit vorenthalten werde, als er derselben auch schon absagt und, ohne, Brutus' Vorhaben zu kennen, sich ihm begeistert zur Verfügung stellt.

Die nächste Scene versetzt uns in das Haus des Cäsar. Die Schrecken der Nacht und ein Traum seiner Gattin bewegen ihn, nach den Priestern zu schicken, um aus ihren Opfern Beruhigung zu ziehen. Da tritt Calpurnia zu ihm und fleht ihn an, heute nicht vom Hause zu gehen. Er zweifelt zwar nicht an den Wunderzeichen, leugnet aber, daß, was sie künden, vermieden werden

könne. Er weist also die Bitten seiner Gattin ab und tröstet sich, daß ja durch jene Zeichen nicht weniger der Welt im allgemeinen Unglück verkündigt werde, als ihm. Da kommt die ungünstige Antwort der Priester, kein Herz im Opfertiere gefunden zu haben. Zwar giebt er den Unglückszeichen eine andere Deutung, doch die wiederholten Bitten seiner Gattin bringen ihn endlich zu dem Entschluß, nicht in den Senat zu gehen. Jetzt tritt Decius Brutus auf, ihn abzuholen, erkennt den wahren Grund von Cäsars letztem Entschluß, und weiß durch geschickte Benutzung seiner Schwächen ihn dahin zu bringen, trotz aller Vorbedeutungen in den Senat zu gehen, wohin ihn die nun auftretenden Verschworenen und sein Freund Antonius begleiten. Noch aber ist Rettung möglich, denn der Anschlag der Verschworenen ist verraten, und eben sehen wir einen Menschen, der Cäsar ihn enthüllen und ein Verzeichnis der Verschworenen überreichen will. Gleich darauf erscheint auch der Wahrsager, hoffend, Cäsar noch einmal sprechen zu können. Mit diesem trifft die edle Portia zusammen, die, seit sie im Besitz des schrecklichen Geheimnisses ist, unter dessen Bürde fast erliegt. Fast verrät sie das Geheimnis; doch ist sie auch auf dem Gipfel ihrer Angst, als sie den Wahrsager hat gehen sehen, um Cäsarn nochmals seine Warnung zuzurufen, noch immer Brutus Gattin, die mehr des Unternehmens ihres Gatten, als seiner selbst gedenkt — ein Gegenbild Calpurnias, die nur um Cäsars Leben sorgte.

3. Akt. Der 3. Akt zeigt Cäsar auf dem Wege zum Kapitol, umgeben von Senatoren und Verschworenen. Sein altes Selbstbewußtsein steht jetzt wieder unerschütterlich, und daß das Blatt, das ihm die Verschwörung enthüllt, nach Aussage des Überreichenden ihn selbst nahe angeht, ist ihm Grund genug, es nicht zu lesen. Gerade so bleibt auch die Mahnung des Wahrsagers ungehört, und Cäsar geht ins Kapitol, wo der Senat bereits versammelt ist. Diesen Augenblick benutzen die Verschworenen, um Antonius aus der Nähe Cäsars zu entfernen, worauf sie diesem folgen. Der Verabredung gemäß trägt Cinna Cäsar ein Gesuch vor; die Verschworenen sammeln sich in seiner Nähe, scheinbar, es zu unterstützen, und als Cäsar es verwirft, stößt ihm Casca den Dolch in den Nacken, und die andern folgen dem gegebenen Signal. Als auch Brutus seinen Arm erhebt, giebt Cäsar die Verteidigung auf und fällt, aus 23 Wunden blutend, am Fußgestell der Säule des Pompejus nieder. Ein allgemeiner Schrecken ist die erste Folge der That. Die Senatoren stäuben auseinander, Antonius flieht, und der Freiheitsruf vermag selbst das Volk nicht zum Stehen zu bewegen. Es zu beruhigen, wollen sich die Verschworenen eben auf den Markt begeben, als Antonius um frei Geleite für sich bitten läßt. Brutus bewilligt es, trotz der bangen Ahnungen des Cassius, und Antonius erscheint, klagt über der

Leiche Cäsars, vergißt aber doch nicht, Cäsars Mörder die ersten Heldengeister seiner Zeit zu nennen, und so den Schein zu wahren, als wolle er mit ihnen Hand in Hand gehen. Wieder von Schmerz hingerissen, springt er auf Cäsar über und ergießt sich in Ausbrüchen des edelsten Schmerzes, bis ihn Cassius ungeduldig mahnt, daß er nicht allein sei. In Brutus hat die ganze Scene das tiefste Mitleid erweckt; er hofft, Antonius zu überzeugen, daß die blutige That notwendig war, und willigt ohne Zaudern in seine Bitte, ihm zu gestatten, nach altem Brauch dem Leichnam auf dem Markte eine Leichenrede zu halten. Cassius' Warnungen bewirken nur, daß Brutus von Antonius fordert, ihn und die Seinen vor dem Volke nicht zu tadeln. Antonius geht auf die Bedingung ein, und die Verschworenen eilen nach dem Markte. Kaum aber ist Antonius allein, als sich sein Abscheu gegen sie offen zu Tage legt; er bittet es der Leiche Cäsars ab, daß er mit diesen „Schlächtern" freundlich that, und spricht eine Prophezeiung aus, die Italien und der ganzen Erde schreckliche Greuel verkündet. Einen Diener des Octavius Cäsar, der ihm meldet, daß sein Herr unterwegs sei, hält er zurück, damit derselbe dem Octavius zugleich die Wirkung seiner Leichenrede melden könne.

Die nächste Scene versetzt uns auf den Markt, wo Brutus, umdrängt vom Volk, soeben in Begriff steht, die Rednerbühne zu besteigen. In schmuckloser Rede will er sich rechtfertigen und beginnt damit, zu fordern, daß man an seine Ehre glaube. Dann hebt er seine Liebe zu Cäsar hervor, die er aber der Liebe zum Vaterlande unterordnet, appelliert an den Patriotismus des Volkes und schließt mit der Versicherung, daß er selbst jederzeit bereit sei, für das Vaterland zu sterben, falls dieses seinen Tod fordern sollte. Das Volk ist von seiner Rede durchaus befriedigt, so daß er genug zu thun hat, sie zurückzuhalten, damit sie des Antonius Rede hören, der eben mit Cäsars Leichnam anlangt. Kaum ist Brutus fort, so tritt Antonius vor das Volk, das eben erst jenem zugejauchzt. Ein Meister der Beredsamkeit, wendet er sich nicht, wie Brutus, an den Verstand, sondern an das Herz seiner Zuhörer, die selbst an Cäsar hingen, weckt also deren eigene Empfindungen, die Brutus mit der Schwere seiner Abstraktion niederdrückte. Schon als er nur andeutungsweise an die Verdienste Cäsars und sein Mitleid mit den Armen erinnert, hat er, obgleich er immer wieder die höchste Achtung für Brutus zu hegen versichert und wiederholt erklärt, er wolle dessen Worte nicht entkräften, ihren Eindruck doch schon aus den Herzen des Volkes verwischt und es auf den Standpunkt der Pietät für Cäsar zurückgeführt. Nun geht Antonius vorsichtig einen Schritt weiter, indem er das Volk zur Wut und Empörung zu entflammen versucht, was ihm um so mehr gelingt, als er erklärt, daß es ihm

ferne liege, sie gegen ehrenwerte Männer aufzureizen. Nun zeigt er ihnen auch noch Cäsars Testament, verweigert es aber zu lesen, weil die darin ausgesprochene Liebe Cäsars sie rasend machen würde. Schon aber rast das Volk, und nun ruft er es zu Cäsars Leiche, zeigt ihm seine Wunden und entzündet die Gemüter durch Hinweisung auf die Einzelheiten des Mordes bis zu einem Grade, daß sie selbst das Testament vergessen, dann aber, als Antonius es ihnen vorgelesen, fortstürmen, um Cäsars Leichnam zu verbrennen und mit den Fackeln die Häuser seiner Mörder anzuzünden. Antonius bleibt allein zurück, jetzt mit Römerruhe das Schicksal walten lassend. Da tritt der Diener des Octavius zu ihm, ihm meldend, dieser sei doch nach Rom gekommen und mit Lepidus in Cäsars Hause. Brutus und Cassius seien in eiliger Flucht aus Rom geritten. Antonius läßt sich zum Octavius führen.

Das Volk durchtobt indes die Straßen, nach den Verrätern suchend und jeden mordend, der verdächtig scheint. So trifft es auch auf einen Dichter, der das Unglück hat, den Namen eines der Verschworenen zu tragen und wegen dieses Namens hingemetzelt wird.

4. Akt. Er versetzt uns zu den 3 Männern, die sich verbündet haben, den Mord Cäsars für sich auszubeuten, zu Antonius, Octavius und Lepidus, die eben eine Ächtungsliste zu entwerfen beschäftigt sind. Sie sind in der völligsten Eintracht ihren Feinden gegenüber, obschon sie Lepidus nur dulden. Antonius schickt diesen fort, um Cäsars Testament zu holen, und eröffnet dann Octavius seine Ansicht über den Entfernten, den er geradezu sein Eigentum*) nennt. Zugleich erzählt er ihm, daß Brutus und Cassius Leute würben, und dringt auf schnelle Rüstung und Aufwendung aller Macht, worin ihm Octavius beistimmt.

Die 2. Scene führt uns in das Lager des Brutus nach Sardes in Klein-Asien. Wir hören, daß zwischen Brutus und Cassius Zwietracht ausgebrochen ist, die ernsterer Natur scheint. Zwar äußert Brutus gegen den Abgesandten des Cassius, er zweifle nicht an seinem Herrn; aber vor einem seiner eigenen Leute verzichtet er bereits auf ihn. Cassius kommt nun selbst, und wir erfahren die Ursache ihres Grolls. Einer von des Cassius' Leuten nämlich hat sich von den Sardiern bestechen lassen; Brutus hat ihn dafür hart getadelt und selbst des Cassius Verwendung nicht geachtet. Das ist's, was dieser gegen Brutus vorzubringen hat. Brutus weist ihn jedoch mit scharfen Worten ab, wirft sogar auch ihm dasselbe ehrverletzende Vergehen vor, wobei seine Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit im hellsten Lichte erscheint, und erinnert ihn an den großen Zweck der Ermordung Cäsars. Cassius läßt in seinem Jähzorn nach, und als Brutus ihm auch noch vorwirft, seine Bitte um eine Summe Goldes zur Löhnung der Truppen

*) In dem Sinn von willenlosem Werkzeug.

abgeschlagen zu haben, was Cassius als ein Mißverständnis bezeichnet, so wird dieser immer weicher; er ist innerlich vernichtet durch die Härte eines Mannes, den er liebt, und läßt seinen Gefühlen freien Lauf. Er entblößt seine Brust und bietet dem Brutus seinen Dolch dar, ein Herz zu nehmen, das mehr wert sei als Gold. Dadurch schmilzt auch die augenblickliche Verhärtung seines Freundes. Es erfolgt eine gründliche, beinahe rührende Versöhnung nach solchen persönlichen Beleidigungen, beschleunigt durch die Nachricht von dem gewaltsamen Ende der edlen Portia. Da treten andere zu ihnen mit Nachrichten aus Rom und von Octavius und Antonius, die gegen Philippi im Anzuge sind. Ihnen dahin entgegenzugehen, ist Brutus' Meinung, und Cassius giebt ihm nach, in Widerspruch mit seiner Überzeugung.

Die Krieger trennen sich; Brutus bleibt in seinem Zelte allein und ruft nach seinem Diener. Er erscheint. Brutus heißt ihn zwei andere rufen, die in seinem Zelte schlafen sollen, für den Fall, daß er noch Botschaft auszusenden haben sollte. Auch sie erscheinen und legen sich auf sein Geheiß zum Schlafen. Um nicht alle Lebenszeichen um sich schwinden zu sehen, bittet er den Diener, ihm eine Weile auf seiner Laute vorzuspielen. Dieser schläft bald vor Müdigkeit ein, und Brutus setzt sich zum Lesen. Da erscheint der Geist Cäsars. Erschreckt fährt er empor, spricht zu der Erscheinung, und diese nennt sich seinen bösen Engel und verkündigt ihm, daß er sie zu Philippi wieder sehen solle. Nachdem der Geist verschwunden, weckt Brutus die Schläfer und schickt zu Cassius, daß er mit seiner Macht vorausziehe.

5. Akt. Auf der Ebene vor Philippi spricht Octavius seine Freude aus, daß Brutus und Cassius die Höhe verlassen haben, und Antonius erklärt, daß sie dies nur gethan, um glauben zu machen, daß sie Mut hätten. Schon soll die Schlacht beginnen, als Brutus und Cassius erscheinen, und ein Gespräch zwischen den Feldherren beider Parteien sich entspinnt. Der Mord des Cäsar und Antonius' Leichenrede bilden bald das Thema, und für beides tritt in Brutus' und Antonius' Worten noch einmal das Versöhnende hervor. Sie trennen sich jedoch im Zorn, dem Schwerte die Entscheidung anheimgebend. Cassius ist von bangen Ahnungen erfüllt, die ihm den Untergang des Heeres verkünden. Dennoch bleibt er frischen Mutes; und entschlossen, jeglicher Gefahr die Stirn zu bieten, geht er, von Brutus feierlich Abschied zu nehmen, weil doch das Los des Menschen niemals sicher sei. Die Freunde nehmen Abschied, fest entschlossen, eine Niederlage nicht zu überleben.

Die Schlacht beginnt. Brutus treibt die Scharen des Octavius vor sich her, vergessend, daß dadurch die Einheit ihrer Operationen leiden könne, was leider bald geschieht. Cassius' Leute fliehen, bedrängt von Marc Antonius. Nach kurzem Er-

folge, den Cassius wieder erringt, meldet ihm ein Bote, daß Antonius in seinen Zelten sei, und da er von Anfang an geneigt, das Schlimmste anzunehmen, einen herannahenden Haufen Truppen für Feinde hält, so stürzt er sich in sein Schwert und stirbt mit den Worten: „Cäsar, du bist gerächt, und mit demselben Schwert, das dich getötet.“ Brutus hat indes die Macht des Octavius wirklich geschlagen, und wenn Antonius dafür auch den Cassius zurückwarf, so ist doch für die Gegner dadurch nur auf der andern Seite gewonnen, was auf der einen verloren worden war. Ja, Brutus war es, der den Haufen abgesandt hatte, den Cassius für Feinde hielt, und zwar sollte ihm derselbe in seinem Namen den Siegeskranz überbringen. Nun setzt Titinius, der Freund des Toten, diesem den Kranz auf die bleiche Stirn und giebt sich dann selbst den Tod. Da kommt Brutus, dem die Unglücksbotschaft überbracht worden ist. Der Geist des Cäsar ist ihm in der letzten Nacht nochmals erschienen und erscheint ihm jetzt in Cassius' und Titinius' Tode. Aber seine Thatkraft bricht nicht. Er stürzt sich aufs neue in die Schlacht. Die besten Streiter werden getötet oder gefangen, die letzte Möglichkeit des Sieges ist geschwunden. Da tritt mit einem armen Überrest von Freunden auf einem andern Punkt des Schlachtfeldes Brutus wieder schmerzzerrissen vor uns, vergeblich drei seiner Freunde bittend, ihm das Schwert zu halten, damit er sich hineinstürze. Als die Feinde nahen, heißt er seine Freunde gehen und findet endlich einen Sklaven, der ihm das Schwert zum Tode hält. Dieser meldet das Ende des Brutus dem Octavius, der seinen Feind dadurch ehrt, daß er alle seine Leute in seinen Dienst nimmt. Antonius aber ruft ihm die Worte nach: „Dies war der beste Römer unter allen; dies war ein Mann!“ Die beiden Rächer Cäsars also sind versöhnt, und damit auch sein eigener Geist besänftigt.

Über die Behandlung des historischen Stoffes und die Wahl des Titels sagt Otto Gildemeister in der Einleitung zu seiner Übersetzung des Julius Cäsar (s. William Shakespeares dramat. Werke, herausgeg. v. Fr. Bodenstedt, VII. 8., Lpzg., Brockhaus 1873):

„Es ist vielfach behauptet worden, daß der „Julius Cäsar“, so vortrefflich auch die einzelnen Scenen sein möchten, doch keine Tragödie im eigentlichen Sinne, kein geschlossenes, einheitliches Kunstwerk sei. Cäsars Tod, als die Hauptkatastrophe, falle in die Mitte des Stückes, mit dem 4. Akte beginne eine ganz neue Handlung, ein neues Interesse, so daß man im Grunde zwei Dramen statt eines vor sich habe. Diese meines Erachtens ganz verkehrte Auffassung ist vermutlich durch nichts so sehr als durch den Titel des Stückes veranlaßt worden. Man hat es als selbstverständlich betrachtet, daß derjenige, der dem Drama den Namen gebe, auch der Held des Dramas sei. Allein bei einiger Über-

legung kann man doch unmöglich annehmen, daß es Shakespeares Absicht gewesen sei, Cäsarn selbst, der nur in drei Scenen, und darunter in zweien von episodischem Charakter, auf die Bühne kommt, und der in der ersten Hälfte des Werks bereits verschwindet, zum Hauptträger der tragischen Handlungen zu machen. Nicht Cäsar, sondern Brutus ist der Held; aber dem Brutus seine wahre Höhe zu geben, durfte des Brutus Opfer kein Geringerer sein, als der glänzendste Mann der römischen Geschichte. An Cäsars Gestalt hat der Dichter nicht mehr Pinselstriche verwandt, als erforderlich war, um uns die ganze politische Wucht der Ermordung eines solchen Gewaltigen zu veranschaulichen und uns zugleich deutlich zu machen, daß Brutus im Cäsar nur die Tyrannei als Institution, nicht den menschlich hassenswerten Tyrannen verurteilte. Die geistige Größe Cäsars wird nur mit einigen wenigen, allerdings höchst eindrucksvollen Strichen geschildert, ganz anders als die sorgfältig und durch immer neue Züge charakterisierte Seelengeschichte des Brutus, die vom ersten bis zum Schlusse des 5. Akts den Mittelpunkt des Ganzen bildet, auf den alles andere sich bezieht, wie beispielsweise die kurze Scene, in welcher die drei Triumvirn kühl und gelassen um den Tod ihrer Freunde markten und die Welt unter sich verteilen, durch den Kontrast die unpraktische Hochherzigkeit des idealistischen Republikaners hervorhebt und dem Zuschauer den Gedanken nahe legt, daß es eben die reine, unselbstische, edle Natur des Helden ist, die ihn dem Untergange entgegenführt. Nun kann man allerdings fragen, wie denn Shakespeare dazu gekommen sei, das Stück anstatt „Brutus" „Julius Cäsar" zu nennen. Allein im Elisabetheischen Zeitalter machte man an die Titel der Bühnenwerke keineswegs den Anspruch, daß sie im richtigen Verhältnis zum Inhalt stehen sollten. Bekanntlich waren die atheniensischen und die römischen Dramatiker in dieser Beziehung noch sorgloser. Sehr häufig wurden ihre Stücke nach irgend einem ganz untergeordneten Umstande benannt. Die Shakespeareschen Lustspieltitel sind zum Teil ohne Rücksicht auf die Hauptsache gewählt; bei seinen Tragödien ist allerdings sonst immer der Name der Hauptperson maßgebend. Aber „Cymbeline" ist doch nur so genannt, weil der König die vornehmste, nicht die wichtigste Person im Stücke ist. Ähnlich verhält es sich mit „Julius Cäsar". Cäsar ist, wenn auch nicht der tragische Held, doch an Rang und Ruhm den andern weit überlegen; sein Tod zudem ist das hervorragendste äußere Ereignis im Stücke: sein Name ward also vorgezogen. Man muß auch bedenken, daß Shakespeare seinen Titel ja nicht für gebildete Leser, sondern für ein Theaterpublikum wählte. „The Tragedy of Julius Caesar" mußte doch besser ziehen, als wenn „The Tragedy of Brutus" auf dem Zettel gestanden hätte. Ich will übrigens durchaus nicht in Abrede stellen,

daß auch Cäsars Tod in dem Drama tragisch wirkt, und daß im Charakter Cäsars die Ursachen seines Untergangs hervortreten; aber gleichwohl bildet dies alles nur ein Glied in der Haupthandlung."

Hiernach tritt die Idee des Dramas in plastischer Schärfe hervor. Sie ist ausgesprochen in dem tragischen Geschick des Brutus, welcher bei dem innern Konflikt des sittlichen Menschen mit dem unbeugsamen Republikaner das individuelle Gefühl der politischen Ansicht zum Opfer bringt.

In Bezug auf den Wert der Schlegelschen Übersetzung sagt derselbe Autor: „Julius Cäsar" gehört bekanntlich zu den 17 Shakespeareschen Stücken, welche Schlegel übersetzt hat. Meines Erachtens ist „Julius Cäsar" Schlegels Meisterwerk, dem nur sein „Hamlet" und sein „Kaufmann von Venedig" unmittelbar folgen. Der größere Teil dieser Übersetzungen ist schlechthin unübertrefflich, und auch von dem verbleibenden Reste ist das meiste so vorzüglich, daß der Nachfolger nur mit äußerster Vorsicht daran ändern darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, dem deutschen Leser statt des vorhandenen Besseren ein schlechteres Neues zu bieten."

Zur näheren Besprechung wählen wir aus dem Drama

die 2. Scene des III. Aktes.

Shakespeares dramat. Wke. IV. 67. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 90. — Lüben, Auswahl. III. 51.

1. Erläuterungen.

Das „Forum", der Marktplatz.

Die „Rostra" (eigentlich Schnäbel), die Rednerbühne im alten Rom von den dort aufgestellten erbeuteten Schiffsschnäbeln so genannt.

„Ich that Cäsarn nichts, als was ihr dem Brutus thun würdet", wenn ich nämlich — so haben wir hier stillschweigend zu ergänzen — dieselben Herrschergelüste zeigen wollte.

Marc Anton wird „die Wohlthat seines (Cäsars) Sterbens, einen Platz im gemeinen Wesen, genießen". Eine der wohlthätigen Folgen des Todes Cäsars wird auch darin bestehen, daß Marc Anton wie jeder andere eine ihm angemessene öffentliche Stellung einnehmen wird.

V. 5. „Im Brutus krönt ihr Cäsars bess're Gaben", Brutus verdient die Krone, da er Cäsars edle Eigenschaften ohne dessen Schwächen besitzt.

31. „Das Gute wird mit ihnen oft begraben", man vergißt es leicht, wenn der Mensch nicht mehr lebend unter uns weilt.

50. „Das Lupercus-Fest", oder die Lupercalien, das Wolfsfest bei den alten Römern. Der Wolf, das nächtliche Raubtier, stand mit dem Gotte Mars, als dem Lichtgotte, in mythologischer Verbindung. Dem Mars gehörte der Anfang des Jahres, denn das

ältere Jahr begann mit dem nach ihm benannten Monate März, der das Licht wieder brachte. Darum feierte man die Lupercalien, bei denen Mars als der wolfabwehrende Gott erscheint, im Februar.

111. „Sie sind Verräter: ehrenwerte Männer!“ Die ehrenwerten Männer sind Verräter. Die Stelle ist nur verständlich, wenn die Worte „ehrenwerte Männer“ im Tone der bittersten Verachtung und des Spottes gesprochen werden.

172. „Nicht euer Herz zu stehlen, komm' ich, Freunde“, ich will durch meine Rede mir nicht eure Liebe erschleichen.

199. „Drachme“, eine Münze der alten Griechen und Juden, ungefähr 32 Pfennige.

2. Kürzeste Inhaltsangabe.

Nach Cäsars Tode weiß Brutus durch eine kurze Rede das Volk von der Notwendigkeit des Mordes zu überzeugen. Antonius benutzt hierauf die ihm erteilte Erlaubnis zum Halten einer Leichenrede dazu, das Volk gegen die Mörder Cäsars aufzuwiegeln, indem er ihnen das Abscheuliche des Mordes gegenüber den Verdiensten des Ermordeten eindringlich vorhält. Nach Erreichung seines Zweckes überläßt er das Weitere dem Schicksale.

3. Gliederung.

I. Brutus und das Volk. (V. 1—15 nach der Prosa.)
  - A. Das Verlangen der Bürger nach einer Rechtfertigung des Mordes.
  - B. Brutus' Rede.
  - C. Die Wirkung derselben.

II. Antonius und das Volk. (V. 15—215.)
  - A. Bemerkungen der Bürger über Antonius und Cäsar. (15—27.)
  - B. Antonius' Rede und ihre Wirkung. (28—215.)
    1. Erster Teil der Rede. (28—73.)
      - a. Beweis, daß Cäsar nicht herrschsüchtig war.
      - b. Günstige Aufnahme des Beweises seitens des Volkes.
    2. Zweiter Teil der Rede. (74—124.)
      - a. Hindeutung auf Cäsars Testament.
      - b. Verlangen des Volkes, es zu hören.
      - c. Wunsch des Redners, dem Volke Cäsars Leiche zeigen zu dürfen.
    3. Dritter Teil der Rede. (125—64.)
      - a. Schilderung des Mordes Cäsars vor dessen Leiche.
      - b. Vermehrte Aufregung der Bürger. Ruf nach Rache.
    4. Vierter Teil der Rede. (165—91.)
      - a. Berufung des Redners auf sein geringes Rednertalent gegenüber der rhetorischen Überlegenheit des Brutus.
      - b. Die Empörung des Volkes im Beginn.

5. Fünfter Teil der Rede. (192—215.)
a. Mitteilung des Testamentes.
b. Der Ausbruch der Empörung.

III. Antonius und der Diener. (V. 216—28.)

4. Charakteristik der handelnden Personen.

Brutus ist kein Mann des Volkes, so hoher Achtung er sich bei demselben auch erfreut, kein Redner, der es hinzureißen und zu begeistern wüßte. Vielmehr trägt die Form seiner Rede ganz den altrömischen Charakter, dessen Hauptzug in der Herrschaft des abstrakten Verstandes und der Ausschließung alles individuellen Lebens hervortritt. Das leitende Princip für Brutus war der Verstand. Dieser prägt sich deshalb auch in Sprache und Stil der Rede aus, die sich nur in allgemeinen Formen bewegt, streng logisch vorschreitet und dem Gemüt, der besonderen Empfindung des Individuums, keinen Einfluß auf den Stil gönnt. Von dieser Seite ist sie ein Meisterstück altrömischer Beredsamkeit, ja auch ihre Grundanschauung, der Tyrannenhaß, der Brutus zu der That trieb, ist römisch, wie die Berufung auf das politische Bewußtsein, auf die Würde des freien Römers. Trotzdem dürfen wir im Brutus nicht das Ideal eines alten Römers finden wollen. Sein Tyrannenhaß ist ein ganz abstrakter und läßt zu, daß er in dem Tyrannen noch den Menschen liebt, so daß der Haß in Wahrheit seinen Namen nicht verdient; ja Brutus mutet auch dem Volk dieselbe Trennung zwischen der Herrschaft Cäsars und seinem Wert als Mensch zu. Er weiß sich nicht als Organ des Volksgeistes zu erfassen, das diese That als eine objektiv notwendige vollbracht hätte. Er steht dem Volke vielmehr gegensätzlich gegenüber als ein Einzelner, und statt die objektive Notwendigkeit der That in scharfen Zügen darzustellen, beginnt er „seine Sache zu führen"; wie ein Privatmann vor dem Richter, beginnt er sich zu rechtfertigen, den Thäter, das bloße Werkzeug, das, wenn die That ihm in Wahrheit innere Notwendigkeit war, niemals einer Rechtfertigung bedurfte. Brutus täuscht sich über sich selbst, aber er meint es durch und durch ehrlich.

Antonius' Charakter steht in grellem Gegensatz zu dem des Brutus. Antonius hat sich nicht vom Leben abgewendet, wie Brutus, steht vielmehr mitten in demselben und hat darin Befriedigung gefunden; denn ihm kam es nie in den Sinn, sich nach dem Maßstab einer früheren Zeit zu richten, die für ihn ganz vergangen war. Ein echtes Kind der Zeit, war seine Entwickelung und Anschauungsweise mit ihr im Einklang, und das Schwinden des alten Römergeistes hatte ihm keinen Schmerz bereiten können, ja kaum war er darüber zum Bewußtsein gekommen; denn er schaute alles Große, dessen er bedurfte, teils in Cäsar an, dem er daher ohne innere Kämpfe das ganze Reich zu Füßen legen

konnte, teils wußte er sich selbst als dessen Träger, so daß er jeden Augenblick imstande war, nicht zerfallen mit der Welt, als ganzer Mensch in sie einzugreifen. Der Tod Cäsars drückt ihn zwar anfangs nieder, aber die Aussicht, durch eine Leichenrede den verlorenen Boden wieder zu gewinnen, giebt ihn dem Leben wieder. In dieser Rede, bei welcher ohne Zweifel sein Herz mitbeteiligt ist, wendet er sich ausschließlich an das Gefühl seiner Zuhörer, und er weiß mit einer Schlauheit ohnegleichen die ihn mit Mißtrauen betrachtenden Bürger allmählich auf seine Seite herüberzuziehen, ja durch berechnetes Zurückdrängen der Gefühlsergüsse diese so zu steigern, daß die Empörung als eine Notwendigkeit daraus erwachsen mußte. Während Brutus durch seine ungeschminkte Offenheit und Ehrlichkeit das Volk gewinnt, weiß Antonius durch scheinbare Anerkennung der Vorzüge seiner Gegner das Volk zu dem Glauben zu bewegen, daß er es ehrlich meine. Antonius kennt sich selbst, aber er täuscht das Volk über seinen wahren Absichten.

Die Bürger finden wir als Vertreter einer historischen Übergangsperiode zwischen der alten und neuen Zeit unstät hin und her schwanken. Der alte Römergeist ist entwichen; denn wenn sie auch Brutus zujauchzen, so gilt dies doch einzig nur seiner Person, an die sich gleich wieder die Idee von der Herrschaft des Einzelnen anknüpft („Er werde Cäsar"). Nur weniger Worte des Antonius, gerichtet an ihr Herz, bedarf es, um sie von Brutus abzuwenden, nur der Hervorhebung der edlen Eigenschaften des Cäsar und der beredten Schilderung des grauenvollen Mordes, um sie zur Rache gegen die Mörder zu entflammen. Ihre Bereitwilligkeit hierzu hat keine politischen Gründe, sondern ist allein Ausdruck später Dankbarkeit für erfahrene Wohlthaten.

5. Darstellungsweise.

Kein Dichter hat den dramatischen Stil so in seiner Gewalt, als Shakespeare. Stetig fortschreitend, ohne in lyrische Ergüsse oder abstrakte Reflexionen sich zu verlieren, dient alles bei ihm der Handlung. Jede einzelne Person spricht so, wie sie ihrem Charakter nach nicht anders sprechen kann, so daß Form und Inhalt unzertrennlich sind, ein Umstand, der eine Übersetzung Shaspeares zu einer sehr schwierigen Unternehmung macht. Vergleichen wir nur die Fassung der Reden des Brutus und Antonius. Dort, welche Kürze, Bestimmtheit, logische Schärfe und schmucklose Einfachheit; hier: welches berechnete Sichgehenlassen, scheinbar unabsichtliche Herbeiziehen von Nebenumständen, welche Glätte des Ausdrucks, welcher rhetorische Schwung! Selbst Geringfügiges, wie die Wortfolge in der Anrede, scheint nicht ohne Rücksichtnahme auf den darzustellenden Charakter gewählt zu sein. Brutus sagt: „Römer! Mitbürger! Freunde!" Antonius dagegen: „Mit-

bürger! **Freunde! Römer!**" Von besonderer stilistischer Schönheit sind die häufigen Bilder in Antonius' Rede. Wir führen deren nur einige an: „Mein Herz ist in dem Sarge hier beim Cäsar, und ich muß schweigen bis es mir zurückkommt." (V. 61 u. 62.) „Schaut her, wie ihm das Blut — unfreundlich klopfte." (V. 135—37.) „Die armen stummen Munde." (V. 182.) „Der eure Geister schürt' — würd' empören." (V. 195—97.) Und später: „Das Glück ist aufgeräumt — versagen." (V. 222 u. 23.)

6. Vortrag.

Nur ein genaues Verständnis des Charakters der handelnden Personen wird es möglich machen, den richtigen Ton beim Vortrag dieser schwierigen Scene zu treffen. Beschreiben läßt sich das nicht; denn was nützt es viel, zu wissen, daß Brutus kalt, ruhig und gemessen, Antonius herzlich, gewinnend, zuletzt unwiderstehlich ergreifend spricht, wenn man uns nicht zugleich die zarten Nüancen im Ton jedes einzelnen Satzes mit Worten bezeichnen kann. Ein gutes Vorlesen ist hier ganz besonders unerläßlich. Sollen wir Einzelnheiten erwähnen, so wäre es die Hervorhebung der Stellen in Antonius' Rede, die sich auf den Charakter der Verschworenen beziehen („Brutus ist ein ehrenwerter Mann"), sowie die allmähliche Steigerung von der größten Ruhe bis zu der heftigsten Erregung, dies „Hinreißen" in allen Teilen seiner Rede, ganz besonders im dritten V. 125—54.

Vergl. die Bearbeitung des Jul. Cäsar v. **Sievers.** Lpzg., 1851. Desgl.: Shakespeare. Von G. G. **Gervinus.** Lpzg., 1862, II. 283—311.

7. Schriftliche Aufgaben.

1. Die Redekünste des Antonius.
2. Anklagerede gegen die Mörder Cäsars im Geiste der alten Staatsredner. (Cicero, Demosthenes.)

Über Shakespeares Lebensumstände.

Bei der geringen Anerkennung, die Shakespeares Zeitgenossen dem Genius des großen Tragöden zollten, kann es nicht befremden, daß von seinen näheren Lebensumständen nur weniges und dies Wenige oft nur sagenhaft zur Kenntnis der Nachwelt kam. Das Folgende dürfte für unsern Zweck genügen.

William Shakespeare wurde nach allgemeiner Vermutung, gestützt auf die Inschrift seines Grabsteines: „Obiit anno Do. 1616, Aetatis 53, die 23. Ap."*), am 23. April 1564 zu Stratford am Avon, Henley Street, in Warwickshire geboren und nach der Notiz im dortigen Kirchenbuche: „1564, April 26 Guilelmus filius Johannes Shakspere" als Wilhelm, Sohn des John Shakespeare den 26. April getauft.

*) Freilich hatte er an seinem Todestage noch nicht das 53. Lebensjahr angetreten.

Sein Vater John Shakespeare, ein gelernter Handschuhmacher, war ein angesehener Grundbesitzer, dem verschiedene wichtige und einflußreiche Ehrenämter und Vertrauensposten, obwohl er nicht schreiben konnte, in Stratford nach und nach übertragen wurden.

Seine Mutter Mary, eine Frau aus vornehmer, altbegüterter Familie, war die Tochter von Robert Arden aus Snitterfield, 3 Meilen von Stratford.

Bei wachsender Ausdehnung seiner Landwirtschaft, scheint der Vater sein Handwerk niedergelegt und nebenbei Woll- und Kornhandel, sowie auch Schlächterei betrieben zu haben.

Nachdem der Knabe 7 Jahr alt und im Lesen schon bewandert war, schickte ihn sein Vater in die Freischule des Ortes, deren vornehmster Unterrichtsgegenstand in der lateinischen Sprache bestand. Im Alter von 12 Jahren scheint er die Schule aber schon verlassen zu haben, um dem Vater in dessen Geschäften zu helfen. Über seine Jugendzeit ist wenig bekannt. Nach den handschriftlichen Mitteilungen John Aubreys (1617—97) und einem Briefe Dewdalls vom 10. April 1693 soll er mit bei dem Schlächterhandwerk seines Vaters thätig gewesen sein und vor jedem geschlachteten Kalbe eine Rede in hohem Stile gehalten haben. Ersterer erzählt sogar noch, Shakespeare sei in seinen jüngeren Jahren Schulmeister auf dem Lande gewesen. (?)

Hat er aber wirklich schon in so frühem Alter die Schule verlassen, so muß er zu Hause, wie auch später zu London, seine Studien mit gründlichem Eifer fortgesetzt haben; denn die Höhe seiner Bildung und die Vertrautheit mit den römischen Dichtern, welche sich schon in seinen ersten bekannt gewordenen poetischen Kundgebungen offenbarte, wäre sonst unbegreiflich. Freilich wird ein Geist wie Shakespeare leichter und eindringlicher als gewöhnliche Menschen aus den gedruckten Büchern eines Baco, Hooker und Napier, aus dem Umgange mit dem gebildeten Essex, Drake, Raleigh, Howard, Southampton, Pembroke, Mountjoy, wie aus dem lebendigen Buche der Natur seine Kenntnisse sich zugeführt haben; trotzdem aber will die große und] tiefe Fülle lebendigen Wissens in der Jurisprudenz, Psychiatrie, in den Naturwissenschaften, in der Nautik, selbst seine Kenntnis der Bibel, die wir in seinen dramatischen Werken bewundern müssen, doch erworben sein. Alljährlich, öfter sogar zweimal im Jahre, kamen Schauspieler nach Stratford, die mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung im Rathause eine Reihe von Vorstellungen gaben, bei denen der William wohl selten gefehlt haben wird, wodurch die natürliche Neigung zu Poesie und Schauspielkunst schon früh Ziel und Richtung für Wollen und Können erhielt.

In seinem 19. Jahre, nach einmaligem Aufgebote am 28. Novbr. 1582, verheiratete er sich mit der 27jährigen Anna Hathaway, der nachgelassenen Tochter eines wohlhabenden Landmanns aus

dem benachbarten Dorfe Shottery. Da aber schon 1584 sein um 3 Kinder vermehrter Hausstand ihm schwere Verpflichtungen auferlegte und es mit den Vermögensverhältnissen des Vaters, vielleicht infolge verunglückter Ernten oder verfehlter Spekulationen, bedenklich abwärts gegangen war, so suchte der junge Ehemann in London, dem Mittelpunkte des Weltverkehrs, sich eine seinen Neigungen mehr zusagende unabhängige Existenz zu gründen, wobei jedenfalls sein als Schauspieler glänzender Landsmann James Burbadge, sowie dessen noch größerer Sohn Richard, ihm behilflich gewesen sind. Um welche Zeit diese Übersiedelung geschah, ist nicht genau zu ermitteln; mutmaßlich im J. 1586. Ob seine zur Rechenschaft gezogene Wilddieberei in dem Fulbroke-Parke des Sir Thomas Lucy bei Stratford auch, und vielleicht in erster Linie, ihn zu diesem Schritte veranlaßt hat, ist trotz bedenklicher Zeugnisse in den „lustigen Weibern“ und in „Heinrich IV.“ nicht erwiesen, wie auch sein 1601 gestorbener Vater nicht gänzlich verarmte, sondern im Besitze seiner Häuser in Henley Street geblieben ist. Wahrscheinlich schloß er in London sich gleich derselben Schauspielertruppe, den „Dienern des Lordkämmerers“ Grafen Leicester an, die im Jahre 1575 unter der Direktion des genialen James Burbadge ihre Bühne in dem aufgehobenen Kloster der Schwarzen Brüder, Blackfriars, aufschlug, die dann den Namen des Klosters annahm. Dieses und das im J. 1593—94 ebenfalls von Burbadge gegründete Globus-Theater nahmen unter allen öffentlichen Bühnen bald den ersten Rang ein, weil der größte Schauspieler seiner Zeit (Richard Burbadge) an der Spitze stand und der größte Dichter (Shakespeare) für sie schrieb.

Nach Ben Jonsons (geb. 1574, gest. 1637) Zeugnisse wurde schon 1587 ein Trauerspiel von Shakespeare (wahrscheinlich Titus Andronicus) mit großem Beifalle in London aufgeführt, und sowohl als Schauspieler wie als Dichter gelangte Shakespeare bald zu solchem Ansehen, daß er unmöglich lange, wenn überhaupt, nach seiner Ankunft in London in einer untergeordneten Stellung sich befunden haben kann.

Von Anbeginn seines Aufenthaltes in London scheint Shakespeare eines durchaus ehrbaren Lebenswandels sich befleißigt und keine Gemeinschaft mit den zechenden und ausschweifenden Theaterdichtern und Schauspielern gepflogen zu haben. Er lebte nicht wie jene, nur von der Hand in den Mund, sondern suchte sich durch geordneten Haushalt ein gesichertes Besitztum zu gründen, ohne welches es in England keine „Respektabilität“ gab noch giebt.

Als Shakespeare nach London kam, war der klassisch geschulte und mit dem Theater der Griechen und Römer wohl vertraute Marlowe unter den Bühnendichtern der gefeiertste. Dessen Einfluß auf Shakespeare zeigt sich in Sprache und Kolorit auf das deutlichste

im ersten Teile von Heinrich VI. und im Titus Andronicus, während die am Hofe der Elisabeth beliebte, aber geschraubte, zierliche und symbolische Prosasprache des um 10 Jahre älteren John Lilly, der ebenfalls klassische Studien gemacht, in Shakespeares Lustspielen nicht zu verkennen ist. (Vergl. William Shakespeare v. Bodenstedt 46—53.) Wenn aber seine ersten Dramen noch an Übertreibung und Kompositionsfehlern leiden, so ist davon später doch nichts mehr zu spüren.

„Die Ausbildung seines Geistes ging mit derjenigen seines Charakters Hand in Hand; nur die harmonische Entwickelung seiner Kräfte und Anlagen, verbunden mit der Energie eines festen Willens im Streben nach den höchsten Zielen befähigte ihn zu seinen gewaltigen Schöpfungen und bewahrte ihn vor der Haltlosigkeit und Zerfahrenheit, denen seine Vorläufer und Zeitgenossen, ein Marlowe und Greene, trotz aller Begabung und gelehrten Aneignung zum Opfer fielen."

Seinem Genie und seiner liebenswürdigen und gewinnenden Anspruchslosigkeit dankte er die Freundschaft hochgestellter Personen, des bedeutenden Sir Walther Raleigh und des glänzenden Grafen Southampton.

Letzterem widmete er seine in den J. 1593 u. 94 erschienenen Dichtungen: „Venus und Adonis und The Rape of Lucrece".

Vielleicht beziehen sich auch viele seiner glänzenden Freundschaftssonette, von denen schon 1590 etliche im Munde der Leute waren, auf den jungen Grafen.

Durch seine Sonette, die in den höfischen Kreisen so hochgerühmt und jahrelang nur handschriftlich verbreitet waren, und durch seine erzählenden Gedichte errang er seine hohe Stellung als Dichter, welche durch seine dramatischen Arbeiten nur befestigt werden konnte.

Daß Shakespeare entschieden aristokratische Neigungen hatte, geht nicht bloß aus vielen Stellen seiner Dramen hervor, sondern wird auch bestätigt durch den Eifer, mit welchem er seinen Vater antrieb, sich 1596 an das heraldische Amt um Bewilligung eines Wappens zu wenden, welches dieser denn auch, wegen der treuen Dienste eines Vorfahren Shakespeares für König Heinrich VII., nach manchen Verhandlungen und Schwierigkeiten im J. 1599 definitiv erhielt. Der Dichter durfte jetzt ein adeliges Wappen führen, mit Ritterhelm, Falken und Speer im goldenen Felde, und das kam seiner Stellung und seinem Ansehen wesentlich zugute. Shakespeare hielt aber auch darauf, seine Ehre vor jedem Makel zu bewahren.

Sein Landsmann Robert Greene, ein „akademischer" Dramenschreiber, dessen Stücke wegen ihrer leichten, poetischen und zierlichen Sprache auch beifällig aufgenommen wurden, und der sich mit Stolz auf seine „Universitätsfedern" auf den Titeln einiger seiner Bücher nannte: „Utriusque Academiae in Artibus Magister",

war neidisch auf Shakespeares wachsendes Ansehen, da dieser nicht bloß einen bessern Blankvers schrieb als er, sondern durch seine Dramen auch die Herzen des Publikums und der Schauspieler ihm abspenstig machte. Voll Haß und Wut nannte er gegen Marlowe und seine ehemaligen Genossen Shakespeare den aus einem obskuren Landstädtchen hergelaufenen Burschen ohne Titel und Schule, eine „emporgekommene Krähe, ein wahres Johannes-Faktotum“. Als ein gewisser Henry Chettle diese Ausfälle Greenes an die Öffentlichkeit brachte, stellte ihn Shakespeare darüber zur Rede. Kurz darauf, Dez. 1592, gab Chettle unserm Dichter vollständige öffentliche Genugthuung durch die Erklärung: „Was Shakespeare anbetrifft, so muß ich eingestehn, ihn nicht so geschont zu haben, wie ich jetzt wünschte gethan zu haben; ich bedaure das ebenso innig, als ob die ursprüngliche Schuld Greenes meine eigene Schuld wäre. Ich habe seitdem selbst gesehen, daß Shakespeare in seinem Benehmen ebenso gebildet ist, wie ausgezeichnet in seinem Berufe. Zudem haben mir verschiedene hochangesehene Männer über die Aufrichtigkeit seines Charakters berichtet, die ein Beweis seiner Ehrenhaftigkeit ist, wie seine geistvolle Anmut im Schreiben ein Zeugnis für seine Kunst.“

Francis Meres, ein zuverlässiger Geistlicher und vortrefflicher Gelehrter, sagt 1598 über Shakespeares Werke und seine Stellung zur Litteratur: „Shakespeare ist nach beiden Richtungen (d. h. sowohl in der Komödie wie in der Tragödie) der hervorragendste englische Bühnendichter.“ Nach solchen Zeugnissen darf es uns daher auch nicht Wunder nehmen, weshalb Elisabeth und ihr Nachfolger König Jakob an Shakespeares Dichtungen ein so hohes Interesse nahmen. Letzterer erließ wenige Monate nach seiner Thronbesteigung 1603 ein Patent, das die Shakespearesche Schauspielergesellschaft, welche das Prädikat „The kings Players“ führte, besonders königlich privilegierte, und Shakespeares Dramen vorzugsweise auch vor dem Könige aufgeführt wurden.

Um das J. 1598 hatte er neben dem Ruhme aber auch schon bedeutenden Grundbesitz in Stratford erworben, wohin er alljährlich eine Reise zu seiner Familie unternahm, deren häusliches Glück leider im J. 1596 durch den Tod seines 12jährigen Sohnes Hamnet schwer getrübt worden war.

So kaufte er im J. 1597 eins der größten und stattlichsten Häuser in Stratford, New Place, zu welchem bedeutende Wirtschaftsgebäude und umfangreiche Gärten gehörten. Daran schlossen sich in den folgenden Jahren andere ansehnliche Erwerbungen von Grundbesitz in und bei seiner Vaterstadt. 1602 erwarb er um die Summe von 380 Pfd. Sterl. (die heute 1900 Pfd. Sterl. entsprechen würden) weitere Grundbesitze, Ackerland und Gärten in und bei Stratford, womit die Absicht einer baldigen dauernden Rückkehr in die Heimat verbunden gewesen zu sein scheint.

Obwohl Shakespeare nach Aubreys Berichte selbst „außerordentlich gut" spielte und als seine beste mimische Leistung der Geist im Hamlet gerühmt wurde, so scheint doch seit dem J. 1603 seine schauspielerische Thätigkeit hinter seine dichterische immer mehr zurückgetreten zu sein.

„Er hatte die Bühne geadelt, sie aus ihrer frühern Mißachtung emporgehoben, seinen Ruhm über sie ausgestrahlt, ihr einen ewigen Inhalt und dadurch ein ewiges Leben gegeben."

Wahrscheinlich zog er sich auch nach dem 9. April 1604, wo sein Name zum letztenmal auf der Liste der „Schauspieler des Königs" steht, trotz der Gunst des Hofes und seines sich mehrenden Ruhms und Gewinns, nach Stratford zurück, um den Rest seiner Tage im Kreise der Seinen in völliger Unabhängigkeit zu verleben.*) Er führte von nun an als der wohlhabendste Gutsbesitzer das behäbige Leben eines Landedelmanns und beschäftigte sich eifrig mit der Verwaltung seines ausgedehnten Besitzes. Dabei unterhielt er auch einen freundlichen Verkehr mit den Herren in der Umgegend, die wegen seines muntern Witzes und seiner Liebenswürdigkeit in Freundschaft ihm zugethan waren, und schrieb in ländlicher Zurückgezogenheit für das Theater, welches die Wiege seines Ruhmes und Wohlstandes gewesen, von Zeit zu Zeit noch ein neues Stück. Seiner Eigentumsrechte an Blackfriars und das Globustheater scheint er aber sich entäußert zu haben, da derselben in seinem Testamente keine Erwähnung geschieht.

Im Juni 1607 vermählte er seine 24jährige Tochter Susanna mit John Hall, einem Arzte in Stratford und 1616, kurz vor seinem Tode, seine jüngste Tochter Judith, Zwillingsschwester des verstorbenen Hamnet, mit Thomas Quiney, einem Weinhändler in Stratford.

Mit dem Beginn des J. 1616 scheint er leidend gewesen zu sein, was ihn bewog, seinen letzten Willen aufzusetzen und sein Haus zu bestellen. Sein im Registraturamte des Erzbischofs von Canterbury in London aufbewahrtes, am 16. März ausgefertigtes Testament beginnt: „Im Namen Gottes, Amen! Ich William Shakespeare von Stratford am Avon in der Grafschaft Warwick, Gentleman, mache und ordne in, Gott sei es gedankt, vollkommener Gesundheit und Gedächtniskraft diesen meinen Letzten Willen und mein Testament in folgender Art und Weise. Vor allen empfehle ich meine Seele in die Hände Gottes, meines Schöpfers, in der Hoffnung und dem festen Glauben, durch das alleinige Verdienst Jesu Christi, meines Heilands, des ewigen Lebens teilhaftig zu werden, während mein Leib zum Staube zurückkehrt, woraus er entstanden."

Darauf folgten die einzelnen Bestimmungen.

Er starb am 23. April 1616 und wurde zwei Tage später in

*) Genée und Kreyßig verlegen seinen festen Sitz in Stratford in das J. 1613 oder allerspätestens 1614 und beziehen 1604 nur auf seinen Rücktritt von der Bühne als Schauspieler.

der heiligen Dreifaltigkeitskirche zu Stratford an der Nordseite des Chors beigesetzt. Die Grabstätte ist durch eine Steinplatte bezeichnet, die folgenden Vers enthält:

Um Jesu willen, Freund, laß du
Den hier verschloss'nen Staub in Ruh;
Gesegnet sei, wer schont den Stein,
Verflucht, wer störet mein Gebein.

Der Sage nach rührt diese Grabschrift vom Dichter selbst her. Seine Witwe überlebte ihn um 7 Jahre und liegt an seiner Seite begraben.

Die erste Gesamtausgabe der dramatischen Werke Shakespeares erschien in einem Foliobande im J. 1623 zu London. Die Herausgeber, zwei ehemalige Bühnengenossen Shakespeares, John Heminge und Henry Condell, widmeten sie dem „höchst edeln und unvergleichlichen Brüderpaare William Earl von Pembroke rc. rc. und Philipp Earl von Montgomery" rc. rc.

(Nach Friedrich Bodenstett, William Shakespeare. Leipzig, Brockhaus, und Rudolph Genée, Shakespeare. Hildburghausen.)

Im Jahre 1856 veröffentlichte eine Miß Delia Bacon in einer amerikanischen Zeitung einen Aufsatz, in welchem sie ihren großen Namensvetter, den Philosophen und Lordkanzler Francis Bacon, (geb. 1561, gest. 1626) als Dichter der unter Shakespeares Namen überlieferten Dramen proklamierte. Seit jener Zeit ist über diese Frage ein gewaltiger litterarischer Kampf entbrannt, der bis 1894 gegen 270 Bücher, Broschüren und Artikel hervorgerufen hat. Daß der „süße Schwan vom Avon" eine bloße vorgeschobene Strohpuppe für die Anonymität des Bacon von Verulam, nicht aber William Shakespeare der Verfasser der Shakespearischen Dramen gewesen ist, dieser Beweis ist aber noch zu erbringen. Einen historischen Überblick über diese Baconfrage findet man in „Gegenwart von Zolling Nr. 34 von 1894".

Leben und Charakteristik A. W. von Schlegels.

I.

August Wilhelm Schlegel wurde am 8. Sept. 1767 in Hannover geb., wo sein Vater, Johann Adolf, Konsistorialrat war. Durch trefflichen Schulunterricht in seiner Vaterstadt vorbereitet, ging der junge Schlegel auf die Universität zu Göttingen, um Theologie zu studieren; bald aber wandte er sich von derselben unter Heynes Leitung und unter dem Einflusse Bürgers zu sprachwissenschaftlichen und ästhetischen Studien. Früh zeigte sich in ihm die Unruhe eines ungebundenen, wanderlustigen Lebens. Nach Beendigung seiner Studien hielt er sich einige Jahre als Hauslehrer in Amsterdam auf, kehrte nach Deutschland zurück und ging in Jena (1796—1800) ganz auf die neuen Lebensregungen in Kunst und Wissenschaft ein. Er begann hier 1797 seine Über-

setzung des Shakespeare, bethätigte seine Teilnahme an den Horen durch mehrere gehaltreiche Aufsätze, sowie durch Stücke seiner Übersetzungen Dantes und Shakespeares, hielt außerdem Vorlesungen über die Theorie der Kunst und gab mit seinem Bruder Friedrich die Zeitschrift „Athenäum" 1798—1800 heraus, mit welcher sich beide an die Spitze der jungen Schriftsteller-Generation stellten und in dem kecken Ton der Xenien den Kampf eröffneten gegen die litterarische Mittelmäßigkeit und gegen die Plattheit des sich überhebenden gesunden Menschenverstandes. Im J. 1801 entsagte Schlegel seiner Professur, die er 1798 in Jena erhalten hatte, und ging nach Berlin, welches damals der Mittelpunkt für die neue litterarische Schule wurde. Er hielt hier 1802 Vorlesungen über Litteratur und Kunst, gab seinen „Jon", ein antikes Trauerspiel, heraus, eröffnete 1803 seine Übersetzungskunst mit dem spanischen Theater, namentlich mit Calderon, und zeigte seine universal-litterarische Thätigkeit in den „Blumensträußen der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie" (1803). Um einer unfreundlich beengenden Lage, in die er besonders durch seine Streitigkeiten mit Kotzebue und Merkel versetzt war, zu entgehen, brach er 1805 plötzlich seinen Aufenthalt in Berlin ab, ging mit der Frau von Staël auf Reisen und lebte bald in Coppet am Genfersee, bald in Italien, bald in Frankreich, oder wählte deutsche Städte zu seinen Aufenthaltsorten. In Wien erregte er besonders großes Aufsehen durch seine Vorlesungen, die er dort 1808 über dramatische Kunst und Litteratur hielt; diese Vorlesungen gab er 1809—11 in drei Teilen heraus. Als die begeisterten Freiheitskämpfe gegen Napoleon begannen, ward Schlegel in die großen Zeitereignisse mit hineingezogen; er trat 1813 als politischer Schriftsteller in französischer und deutscher Sprache auf, begleitete den damaligen Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, als Kabinettssekretär auf dem Feldzuge und verdankte ihm die Erneuerung seines Familienadels und die Ernennung zum schwedischen Legationsrat. Nach dem Sturze Napoleons kehrte er zur Frau von Staël zurück, und nach deren Tode (1817) studierte er zu Paris die indische Litteratur und erhielt 1818 einen Ruf als Professor an die Universität Bonn, wo er vorzüglich die Geschichte der schönen Künste alter und neuer Zeit vortrug und sich mit besonderem Eifer dem Studium der orientalischen Litteratur zuwandte. Er starb hier in hohem Alter am 12. Mai 1845.

II.

Schlegel war als produktiver Schriftsteller ohne eigentliche Genialität; es fehlte ihm die schöpferische Kraft, welche allein den Dichter bildet. Seine Poesieen bewegen sich mehr im Elemente geistreicher Reflexion, zeichnen sich aber überall durch eine reine,

durchsichtige Form aus. Die technisch-formale Seite der Sprache und des Rhythmus und Reims beherrschte er mit vollendeter Meisterschaft, und diese zeigte sich vorzüglich im Sonett, einer Dichtungsart, in welcher die Unmittelbarkeit des Empfindens übergeht zur Reflexion, zu einer sinnigen Betrachtung, die das Einzelne der Anschauung und Herzenserfahrung unter allgemeinere Gesichtspunkte zusammenfaßt.

Es war Schlegel im Bewußtsein seiner Herrschaft über die Sprache und ihre poetischen Mittel nicht ohne hohe Meinung von seinem Talente, so wie ihm auch im gewöhnlichen Leben eine übertriebene Eitelkeit in der Art seines äußerlichen Behabens eigen war. Der eigentliche Ruhm Schlegels beruht auf den ausgezeichneten Verdiensten, die er als Kritiker und Litteratur-Historiker hatte. Die großen Kunstideen, welche seit Winckelmann und Lessing durch Herder, Goethe und Schiller gewonnen waren, führte er in die kritische Auffassung der Litteratur hinüber. Hierzu kamen die philologischen Studien, welche seiner Kritik zur Grundlage dienten, und die damals, namentlich durch Wolf gefördert, tiefer eingingen auf die historischen Verhältnisse, auf den sachlichen Gehalt und die ästhetischen Bezüge der alten Klassiker. Auf Schlegels ungemeiner Fähigkeit, sich in Fremdes hineinzudenken und es sich anzueignen, beruht seine universal-litterarische Thätigkeit, und er wirkte durch seine kritische Auffassungsweise der poetischen Produktionen des Auslandes über Deutschland hinaus auf England, Italien und namentlich auf Frankreich ein. Der Standpunkt, den er in seinen ästhetischen Abhandlungen einnahm, ist bezeichnet durch den Ausdruck „Charakteristiken und Kritiken“, die er gemeinschaftlich mit seinem Bruder herausgab. In den „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur“ behandelt Schlegel mit Vorliebe das antike Drama, namentlich das griechische, und wendet dann im weitern Verlauf seine hauptsächliche Aufmerksamkeit dem Romantischen zu, besonders der spanischen und englischen Romantik. Die sprachliche Darstellung trägt das Gepräge der Klassicität und offenbart eine freie, von jedem Systemzwange unabhängige Geistesbewegung. Die außerordentliche Fähigkeit, Fremdes sich anzueignen, bewies Schlegel auch vorzüglich in seinen Übersetzungen. Er begann mit Shakespeare und ging dann zu den Dichtern des südlichen Europas über; er machte zuerst auf Dante aufmerksam, gab Proben von dem spanischen Theater und in den „Blumensträußen“ von der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie. Schlegel ließ, wie Gödeke richtig bemerkt, die Dichter so auftreten, wie sie wirklich waren, nicht wie das vermeinte Bedürfnis der Zeitgenossen sie forderte. Vor Schlegels Übersetzung des Shakespeare hatte in Deutschland noch niemand auch nur einmal versucht, dem englischen Dichter in alle seine

Eigentümlichkeiten zu folgen; seine Arbeit war eine Interlinearversion mit der vollen unabhängigen Freiheit des deutschen Sprachgeistes. Was Shakespeare in voller Unabhängigkeit geschaffen, schuf der von ihm völlig unabhängige Übersetzer mit der Kraft und Gewalt, der Anmut und Laune eines ursprünglichen Dichters nach. Die mühsamste Arbeit erschien wie freier Erguß und leichtes Spiel. Mit vollem Rechte nannte er sich den Schöpfer und das Bild der Regel. Und beides war er auch bei Dante und Calderon, von deren Wesen vor ihm noch keines deutschen Übersetzers Kunst eine Ahnung gehabt hatte. Seinem Vorgange haben wir den Vorzug zu verdanken, daß alle bedeutenden Dichterwerke der Welt sich jedem, der deutsch gelernt hat, in dieser einen Sprache, wie die Originale selbst erschließen oder erschließen werden, da alle Dichtungen alter und neuer Zeit, der Heimat wie der Fremde, nur dann für künstlerisch übersetzt gelten, wenn sie den Schlegelschen Grundsätzen mit Schlegels Takt und Glück entsprechend nachgeschaffen sind. Auch auf die Übertragungen aus dem klassischen Altertum wirkte Schlegels Beispiel zurück und wirkt der Stil seiner Übertragungen fortdauernd ein. Voß' formelle Auffassung, wie sehr sie auch die Kunst des Übersetzers gefördert hatte, konnte nicht mehr genügen, da sie bei aller äußeren Treue Stil und Charakter bis zur völligen Unkenntlichkeit verwischte, das Leichte und Einfache feierlich und tönend, das Tändelnde schwerfällig, den kecken Witz der Grazien wohl gar plump, grob und gemein machte.

Endlich machte sich Schlegel auch noch verdient um die orientalische Litteratur durch die Herausgabe der „Indischen Bibliothek". Durch diese vielseitige Thätigkeit übte er den nachhaltigsten Einfluß aus auf eine lebendigere Vermittlung der Litteratur mit dem Leben.

Litteratur.

A. Schlegels Werke.

Smtl. Wke., herausgeg. v. Böcking. 12 Bde. Lpzg., 1846 u. 47. 24 ℳ. (Inhalt: 1. Gedichte. 2. Rhythmische Gedichte. Ion. Epigramme. 3. u. 4. Übersetzungen aus dem Indischen, Griech., Latein., Italien., Span. u. Portugies., Engl. u. Französischen. 5. u. 6. Vorlesungen über dramatische Kunst u. Litteratur. 7. Vermischte und kritische Schriften. 8. Charakteristiken. 9. Malerei. Bildende Künste. Theater. 10.—12. Rezens.)

Schlegels Gedichte. Neue Auswahl. Berlin, 1844. 4,50 ℳ.

B. Schriften über Schlegel.

D. F. Strauß. Kleine Schriften biograph., litterar- u. kunstgeschichtl. Inhalts. Lpzg., 1862.

R. Haym, Die romantische Schule. Berlin, 1870.

M. Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare. Lpzg., 1877. 4 ℳ.

LVI. L. Tieck.

1. Vogelgesang.

Tiecks Gedichte. Dresden, 1821. II. 146. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 36. — Lüben, Auswahl. III. 60.

Dies kleine Gedicht, das keiner besonderen Erläuterung oder eingehenden Besprechung zu seinem Verständnis bedarf, drückt das leichte, freie, luftatmende Leben der Vogelwelt in melodischem Rhythmenwechsel aus. Seine Wirkung ist eine durchweg musikalische.

2. Nacht.

Ebendaselbst, 1821. I. 115. — Lüben, Auswahl. III. 60.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „In Windsgeräusch, in stiller Nacht". Der Widerspruch, der in diesen Bestimmungen des Verbs liegt, wird gehoben, wenn wir die Stille der Nacht auf das Tier- und Menschenleben beziehen.

„Durchwandl' ich Freud' und Leid'", verlebe ich gute und böse Tage.

2. Gedankengang.

Ein Gemälde der Nacht rollt der Dichter vor uns auf. Ringsum Stille, nur der Wind rauscht; am Himmel leuchten die Sterne. Ein einsamer Wanderer zieht seufzend und weinend seines Weges, seinen Kummer den Sternen klagend, die ihm unerreichbar scheinen und denen er doch so gerne vertraute. Plötzlich weckt ein Klingen und ein Aufleuchten der Nacht ihn aus seinen trüben Gedanken; er fühlt sich leichter, denn die Sterne haben ihn erhört und treten mit ihm in Verkehr. Sie enthüllen sich ihm als mitfühlende Wesen und bestärken ihn in seinem Vertrauen zu ihnen.

3. Grundgedanke.

Entkleiden wir das Gedicht seines symbolischen Gewandes, so zeigt sich uns die demselben zu Grunde liegende Idee in der tröstlichen Wahrheit, daß überall ein höherer Wille über dem Menschen waltet, dem wir vertrauensvoll unser Schicksal anheimstellen sollen.

4. Form der Darstellung.

Auch hier sind Form und Inhalt wie aus einem Guß. Die musikalische Wirkung des Gedichtes beruht auf dem glücklich gewählten Metrum. Nicht bloß der Längenwechsel der jambischen Verse, sondern namentlich die sehnsüchtig nachklingenden Trochäen des 11. V. und der darauf folgende lebendige daktylische Schlußvers passen vorzüglich zu der das Ganze durchziehenden schwermütigen Stimmung. Ganz besonders ist auch die Cäsur in den vierfüßigen Jamben der ersten Str. bei der musikalischen Wirkung des Gedichtes in Anschlag zu bringen.

3. Zuversicht.

Tiecks Gedichte. Dresden, 1821. I. 151. — Lüben, Auswahl. III. 61.

1. Gedankengang.

Der Dichter regt durch Betrachtung der Natur die Wanderlust

in sich selber an. Der Sonnenschein ladet zur Fahrt in das Freie ein; der lustig fortrauschende Strom, des Windes Wehen, der Lauf der Sterne und des Mondes fordern ihn auf, nicht bloß nach der Ferne sich zu sehnen, sondern selbst den Wanderstab in die Hand zu nehmen. Er ist überzeugt, sein Glück, wo es auch sei, zu finden; darum will er es, bei der Flüchtigkeit der Zeit, bald suchen, Sorgen und Bangigkeit verscheuchen und seinem Glücke vertrauen.

2. Grundgedanke.

Der Dichter spricht seinen festen Glauben aus, in der Ferne die heißen Wünsche seines Herzens befriedigt zu sehen.

4. Arion.

Tiecks Gedichte. Dresden, 1821. I. 151. — Lüben, Auswahl. III. 62.

Tiecks Auffassung der Sage ist poetischer, als Schlegels (s. oben). Das zeigt sich erstens darin, daß er dem Hymnus des Arion, den dieser in der Todesgefahr anstimmt, eine größere Bedeutung im Gedicht giebt, und zweitens durch Weglassung aller einleitenden und abschließenden Umstände, die nicht zur Erläuterung des Hauptgegenstandes unumgänglich nötig sind. Bei Tieck nimmt die Darstellung des Gesanges und seiner Wirkung auf die Meerbewohner über zwei Drittel des ganzen Gedichtes, bei Schlegel einen bei weitem geringeren Teil der Romanze ein.

Leben und Charakteristik Tiecks.

I.

Ludwig Tieck wurde am 31. Mai 1773 in Berlin, Roßstraße Nr. 1 geboren. Sein Vater war ein gebildeter Seilermeister, der es für seine Pflicht hielt, seinem Sohne eine tüchtige Bildung geben zu lassen. Nachdem er unter Gedike das Friedrich-Werdersche Gymnasium von 1782—92 besucht hatte, studierte er in Halle, Göttingen, Erlangen und von 1793—94 wieder in Göttingen, namentlich neuere Sprachen und die Litteratur der neueren Völker, meistens ohne äußere Anleitung. Schon als 17jähriger Jüngling fertigte er für den bekannten Buchhändler Fr. Nicolai Übersetzungen und auch eigene Arbeiten an. Schon in jener Zeit stellte er sich als Lebensaufgabe eine umfassende Arbeit über Shakespeare und die englische Bühne, ist jedoch nie damit zustande gekommen. Nach Beendigung seiner Studien lebte er eine Zeitlang in Hamburg, wo er mit der Familie des Predigers Alberti, eines Hauptgegners des Hauptpastors Goeze, bekannt wurde und sich 1798 mit einer Tochter des Hauses verheirathete, und seit 1797 in Berlin. Vom Herbst 1799 bis zum Juni 1800 lebte er in Jena in traulichem Verkehr mit den Brüdern Schlegel, mit Schelling, Fichte und Brentano; auch mit Novalis wurde er bekannt. Zu Schiller und Goethe gewann er kein Verhältnis, ob-

wohl letzterer ihn schätzte. Desto mehr liebte und verehrte ihn die romantische Jugend, für die er im Octavian das Höchste aufgestellt hatte, wozu sie es im poetischen Schaffen jemals gebracht hat. Hierauf lebte Tieck einige Jahre in Dresden und folgte dann dem Grafen Finkenstein auf sein Gut Ziebingen bei Frankfurt a. d. O. Im J. 1804 trat er mit seiner Schwester eine Reise nach Italien an, erkrankte aber in München so schwer, daß er erst im Sommer des folgenden Jahres weiter reisen konnte. In Rom studierte er mittel-hochdeutsche Dichtungen in den Heidelberger Handschriften des Vatikan. Als Ausbeute dieser Studien sind die Fragmente aus Roter und die Übersetzung des Frauendienstes von Ulrich von Liechtenstein anzusehen.*) 1806 kehrte Tieck nach Deutschland zurück, konnte jedoch hier keine seinen Wünschen entsprechende Anstellung erhalten. Später nahm er die Studien über Shakespeare wieder auf, und 1817 besuchte er für diese Zwecke London und auch Shakespeares Geburtsort Stratford. Nach der Rückkehr aus England ließ Tieck sich dauernd in Dresden nieder. Hier widmete er sich der Novellendichtung, wofür Goethe ihm Vorbild war. Er hat hierin Bedeutendes geleistet. Seit 1825 war er Dramaturg des Hoftheaters. In engerem Kreise pflegte er in dieser Zeit abends vorzulesen, meistens dramatische Dichtungen, die er durch charakteristische poetische Auffassung und Vielseitigkeit des Ausdrucks, je nach der Eigentümlichkeit der redenden Personen, wahrhaft belebte. Tieck hat sich hierdurch großen Ruf erworben, und viel zur Förderung des guten Vortrags beigetragen. Seine Stellung in Dresden war übrigens keine befriedigende, da er teils mit Nahrungssorgen zu kämpfen, teils viel von den Anmaßungen und Intriguen der Schauspieler zu leiden hatte. Im J. 1841 berief ihn der romantische König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach Berlin, um ihm ein sorgenfreies Alter zu gewähren. Er starb dort am 28. April 1853.

II.

Tieck war von Natur zum Dichter bestimmt; er besaß eine reiche und stets schaffende Phantasie, große Innigkeit des Gefühls und eine seltene Gewandtheit in der Darstellung, die ihn durch ihren musikalischen Wohllaut ganz zum lyrischen Dichter eignete, wie denn auch manche seiner früheren Lieder („Zuversicht“, „Herbstlied“, Frühlingsreise“) unbedingt zu den schönsten Erzeugnissen der Lyrik zu rechnen sind. Trotzdem hat er als Lyriker sich keine Stelle im Herzen des deutschen Volkes erringen können. Die romantische Schule entdeckte in seinen Poesieen Verwandtschaft mit ihren Ansichten und bemächtigte sich daher sofort des jungen talentvollen Dichters. Die Schlegel erklärten seine Werke für die

*) Vergl. Bd. I, S. 156 u. 176 der Einführung.

höchsten Blüten der Dichtung, zeigten daran, was ihre Schule zu leisten vermöge, und lenkten so die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Dichter. Seine Partei stellte ihn in ihrer Verblendung über Schiller und Goethe.

Tieck hat außer lyrischen Gedichten namentlich Erzählungen, Märchen, Novellen, Romane und dramatische Dichtungen geliefert.

Unbestritten ist sein Verdienst als Übersetzer. Die Übersetzung Shakespeares durch ihn und Schlegel steht noch heute als ein Meisterstück der Übersetzungskunst da. Auch verdanken wir ihm die beste Übertragung des „Don Quixote". Nicht minder groß und verdienstvoll ist seine Thätigkeit als Litterator für die Wiedereinführung der älteren deutschen Poesie. Er hat „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" (1803) neu bearbeitet und Ulrich von Liechtensteins „Frauendienst" (1812) in das jetzige Hochdeutsch übertragen; auch 1797 unter dem Namen Peter Lebrecht die vergessenen deutschen Volksbücher und Volksmärchen in neuer Bearbeitung erscheinen lassen. Endlich war Tieck berühmt als Vorleser. Er las am liebsten Shakespeare, Calderon, Holberg, aber auch ältere deutsche Stücke. Seine Stärke lag besonders im Komischen, wo er mit feiner Unterscheidung die einzelnen Charaktere vorzuführen und doch die Rolle des Lesers in ihren Grenzen zu halten wußte. Dadurch hat er vielen Genuß bereitet und manches Werk, das vom Theater ausgeschlossen war, im Bewußtsein des Volkes lebendig erhalten.

Tieck muß als der bedeutendste und verdienstvollste Dichter der romantischen Schule angesehen werden.

Litteratur.

A. Tiecks Werke.

L. Tiecks Schriften. 20 Bde. Berlin, 1828—46. 30 ℳ.
— gesammelte Novellen. Vollst. Ausg. 12 Bde. Berlin. 1852—53. 18 ℳ.
— nachgelassene Schriften. Auswahl u. Nachlese. Herausgeg. v. R. Köpke. 2. Bde. Lpzg., 1855. 2,40 ℳ.
— Gedichte. Berlin, 1841. 3 ℳ.

B. Schriften über Tieck.

R. Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen a. d. Leben d. Dichters nach d. mündl. u. schriftl. Mitteilungen. 2 Bde. Lpzg., 1855. 4 ℳ.
J. L. Hoffmann, Ludwig Tieck. Eine litterar-histor. Skizze. Nürnberg, 1856. 2 ℳ.
A. Sydow, Worte am Sarge L. Tiecks. Gesprochen am 1. Mai 1853. Berlin, 1853. 50 ₰.
R. Kaußler, Tieck u. d. deutsche Romantik. (In Mundts Freihafen, 1839. II. Heft 4.)
Frhr. von Friesen, L. Tieck, Erinnerungen a. d. J. 1825—42. 2. Bde. Wien, 1871.

LVII. Clemens Brentano.

1. Herr Gott, du sollst gelobet sein!

(1838.)

Cl. Brentanos ges. Schriften. Frankfurt a. M., 1852. I. 454. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 190. — Lüben, Auswahl. III. 64.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Der Vogel dir singt", der Vogel singt zu deinem Preise.

6. „Zu dir muß jedes ringen", sich erheben.

7. „Trägst du mit Mann und Maus", mit allem Lebenden. „Es ruft dein Odem: „Werde!" und bläst das Lichtlein aus." Wie durch ein Wort von dir die Erde entstand, so kann ein Hauch deines Mundes sie wieder vernichten.

2. Inhaltsangabe.

Alles Lebendige verdankt dir, Gott, sein Dasein und hängt von dir ab; darum wenden sich Mensch und Tier lobpreisend an dich: dir gilt der Gesang des Vogels, das Zischen der Schlange, und selbst der stummen Fische Dank vernimmst du und beschützest sie. Die unscheinbaren Mücken danken dir für ihr Dasein, und Sonne und Mond gehen zu deiner Ehre auf und unter; denn vor dir ist alles gleich groß. Alles wendet sich in der Not an dich, da du allein helfen kannst, durch den alles lebt, der die Erde schuf und sie wieder durch einen Hauch vernichten kann, und ohne den kein Sperling vom Dache, kein Haar vom Haupte fällt. Sei deshalb auch bei uns in der Gefahr!

3. Grundgedanke.

Gott, der Allmächtige, den alles Lebendige preist, sei unser Schutz in Gefahr. — Es wäre wohl möglich, daß dem Dichter der Spruch: „Rufe mich an in der Not" u. s. w. Ps. 50, 15, beim Entwerfen des Gedichtes vor Augen geschwebt hat.

4. Form der Darstellung.

Jede Str. besteht aus 2 Teilen, von denen der zweite, als prägnante Zusammenfassung des Grundgedankens bei jeder Str. regelmäßig wiederkehrt, und so die Gedanken des Lesers dauernd bei dem angeschlagenen Grundton erhält. Der 1. Teil besteht aus dreifüßigen Jamben mit abwechselnd weiblichen und männlichen Reimen. Der 2. Teil hat einen bewegteren Rhythmus: von zweifüßigen Jamben geht er zu Versen mit einem Jambus und Anapäst über und schließt mit vierfüßigen Jamben. Namentlich ist der jedesmalige Anfang: „Zu dir, zu dir" bezeichnend für den Inhalt des Gedichtes.

2. Die Gottesmauer.

(Im Februar 1816.)

Cl. Brentanos ges. Schriften. Frankfurt a. M., 1852. I. 238. — Lüben u. N., Leseb. V, Nr. 95. — Lüben, Auswahl. III. 65.

1. Vorbemerkung.

Der hier poetisch dargestellte Vorfall gehört der Zeit an, in welcher Dänemark, fest mit Frankreich verbündet, gegen Preußen und Rußland kriegte. Nach der Leipziger Schlacht wandte sich der Kronprinz von Schweden, während Davoust Hamburg plagte und die Dänen im Stiche ließ, mit Russen und Schweden gegen die Niederelbe. Die Dänen vermochten nicht zu widerstehen, und am 14. Jan. 1814 endigte der kurze Feldzug, in welchen Brentano seine Geschichte verlegt hat, mit dem Frieden zu Kiel, nach welchem Dänemark Norwegen an Schweden abtreten mußte. Dem Stoff zu unserm Gedichte liegt übrigens eine wahre Begebenheit zu Grunde, welche die Basler Sammlung von 1815 also erzählt:

Im Anfange des Jahres 1814 standen Schweden, Kosaken und die russisch-deutsche Legion nur eine Viertelmeile vor der Stadt Schleswig. Die Bewohner der Stadt hörten jeden Tag neue Schreckensnachricht von diesen feindlichen Haufen. Wie sollte es um die Mitternachtsstunde des 5. Januar gehen, wo der Waffenstillstand abgelaufen war? — Am Eingange der Stadt lag das Haus einer armen Frau, welche mit ihrer schon bejahrten Tochter und ihrem 20jährigen Enkelsohne zusammenwohnte. Diese aber betete aus ihrem Gesangbuche die Gesänge der Kirche in Not und Drangsal. Da kam sie bebend zu den Worten:

Eine Mauer um uns bau',
Daß dem Feinde davor grau'.

Ach, Großmutter, sagte der Enkel, es wäre wohl gut, wenn unser Herr Gott eine Mauer um uns bauen wollte; aber das ist doch nichts geredet! Ei wohl, sagte die Alte, er kann alles, er wird's wohl können. — Die Feinde zogen heran, man hörte ihr Geschrei durch die ganze Stadt; vor dem Hause der Großmutter aber blieb alles still, kein Feind kam ins Häuschen. Am andern Morgen, als sie sich vor die Thüre wagten, siehe, da finden sie die Straße nicht. So lang das Haus war, lag ein Berg von Schnee da wie eine Mauer; den hatte in der Nacht der Wind zusammengeweht. So war der Feind an der Schneemauer, die der Herr vor Mitternacht aufgebaut, vorüber gezogen. Die alte Witwe aber lobte und pries Gott. (Lauxmann, die Kernlieder unserer Kirche. S. 549 ff.)

Über das Ereignis zu Schleswig schreibt der Dichter selbst (Ges. Briefe Brentanos, Frankfurt, 1855, I. 184) von Berlin an den Geh. Rat von Ringseis im Febr. 1816: „Ich schreibe Dir hier ein Lied her, welches ein schönes Beispiel von Gebetserhörung in der neuen Zeit enthält und das vielen Leuten wohlgefällt, weswegen ich es immer abschreiben und singen muß. Das Faktum ist ganz getreu. Die „Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten“ enthielten es neulich, und Oberst Pfuel hat mir das wunderbare,

wilde Schneewetter — er war damals bei den Russen — an diesem Tage bestätigt . . . Das Lied ist nicht ganz geistlich. Du kannst, so es dir besser scheint, die 7. Strophe auslassen; ich sende es, wie es ist." (Str. 7 ist im Lesebuche auch weggeblieben.)

2. Erläuterungen.

Str. 1. „Drauß (draußen) bei Schleswig vor der Pforte", vor dem Thore.

„Weit vor allen, steht ein Häuslein ausgesetzt". Bezeichnung der vereinsamten Lage des Häusleins.

2. „Herr! in Deinen Schoß ich schütte alle meine Angst und Pein!" Ich begebe mich aller meiner Sorgen und überlasse sie dir, Herr, zur Abhilfe.

„Ihr Enkel, — neuster Zeit", d. h. einer Zeit, in welcher der vertrauensvolle Gottesglaube der frühern Zeit sehr häufig dem Selbstvertrauen weichen muß.

3. Das Lied, welches das Mütterlein andächtig betete, war jedenfalls eins der „Thränenlieder, zur Zeit der Verfolgung und Drangseligkeit frommer Christen" von Johannes Heermann (1585—1647): Treuer Wächter Israel, des sich freuet meine Seel ꝛc. Das 13 Strophen lange Lied erschien in Leipzig-Breslau 1630 in Heermanns Devoti Musica Cordis, Hauß- vnd Hertz-Musika, und war bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts in allen Gesangbüchern vorhanden. Die bezügliche 7. Strophe lautet:

Jesu, der du Jesus heißt,
Als ein Jesus Hilfe leist',
Hilf mit deiner starken Hand,
Menschenhilf' hat sich gewandt.
Eine Mauer um uns bau',
Daß dem Feinde dafür grau',
Und mit Zittern sie anschau'.

6. „Kosakenpulke". Kosaken sind Bewohner der südrussischen Steppen, vorzugsweise in den Gebieten des Don. Sie lebten früher in einer gewissen Unabhängigkeit, waren aber der Krone in Kriegsfällen zum Dienste verpflichtet. Sie bildeten dann die leichte Reiterei des Heeres, wozu ihr scharfes Gesicht und Gehör und ihre Kühnheit, sowie die Schnelligkeit und Ausdauer ihrer kleiner Steppenpferde sie besonders geeignet machte. Pulks nannte man ihre Vereinigung zu Truppenkörpern in Stärke von 500—3000 Mann und ihre Anführer „Hetmanns".

Seit der Reorganisation der russischen Armee unter Kaiser Nicolaus (1818) haben sie aber den vorwiegenden Charakter von irregulären Truppen („des Feindes wilder Horde") zum größten Teile verloren, indem sie in ihrer Ausbildung und Formation den Linientruppen mehr und mehr genähert worden sind. Etwa 140000 Mann sind, zu verschiedenen Corps vereinigt, beständig bei der Armee.

Das Kosakentum bildete sich aus der Druschina, dem Gefolge der Fürsten aus den Freien, die nicht am Grund und Boden hafteten. Die Druschina bestand aus einer alten und jungen Garde. Während der Tatarenkämpfe zogen die Unternehmendsten der jüngern Druschina in die südöstl. Gebiete, nannten sich nach den ersten tatarischen Grenzwächtern Kosaken und nahmen mit dem Namen auch die tatarische Ausrüstung, Kleidung und Kriegführung an.

3. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

Str. 1. Der Dichter macht uns mit dem Schauplatz des in dem Folgenden erzählten Vorfalls, sowie mit den nähern Umständen bekannt, unter welchen dieser stattfand.

2. Ein frommes Mütterchen wendet sich in frommem Gesange um Hilfe an Gott, während ihr Enkel zu diesem kein Vertrauen hat.

3. Das Mütterchen bittet singend Gott um eine Mauer zum Schutz gegen die Feinde, welche Bitte jedoch der Enkel verspottet.

4. Sie spricht ihr festes Vertrauen auf Gottes wunderbare Hilfe aus, und als das Kriegsgetöse herannaht, fährt sie in ihrem Singen fort.

5. Ringsum fällt der Feind verheerend in alle Hütten ein, nur das Haus des Mütterleins bleibt verschont. Der Enkel ist besorgt, daß das Lied die Feinde herbeiführen werde, aber diese ziehen vorüber, und das Lied tönt fort.

6. Abends läßt die Alte gegen den tobenden Wintersturm die Fensterladen schließen und singt dann fort. Neue Feindesscharen ziehen heran und nehmen die benachbarten Hütten ein.

7. Das Mütterchen singt die ganze Nacht fort. Morgens bittet sie den Enkel, nach dem Nachbar auszuschauen; der vor der Hütte haushoch aufgetürmte Schnee macht dies jedoch unmöglich.

8. Der Enkel, durch den Anblick der Schneemauer von seiner Zweifelsucht geheilt, wird ein frommer Mensch. — Angabe der Zeit des Vorfalls.

4. Kurzer Inhalt des Gedichtes.

In einem einsam gelegenenen Häuschen vor Schleswig, das dem ersten Andrange eines wilden Feindes bloßgestellt ist, bittet ein altes Mütterchen singend Gott um eine Schutzmauer. Ihr weltlich gesinnter Enkel verspottet sie deshalb, sie läßt sich aber in ihrem Vertrauen nicht wankend machen und singt fort: „Eine Mauer um uns baue!“ Nun bricht der Feind lärmend und tobend in den benachbarten Hütten ein. Der Enkel befürchtet, daß das Singen sie dem Feinde verraten werde, aber das Heer zieht den ganzen Tag vorüber, und die Alte singt fort. Sie singt noch immer, als bereits die Läden gegen den nächtlichen Sturm geschlossen worden sind und neue feindliche Scharen die übrigen Hütten besetzen. Erst des Morgens, als alles still geworden, beendet sie ihren Gesang

und fordert den Enkel auf, nach dem Nachbar auszuschauen. Als der Enkel die nach innen gehende Thür öffnet, erblickt er eine hohe Schneemauer, welche die Hütte den Blicken der Feinde entzogen hat. Er glaubt nun an die Allmacht Gottes und wird ein frommer Mensch. Dies geschah den 5. Jan. des J. 1814.

5. Grundgedanke.

Das ganze Gedicht ist eine schöne Rechtfertigung des Vertrauens auf Gott, das nicht durch bloßen Zufall, sondern durch die unmittelbar eingreifende Fügung Gottes belohnt wird. Die Idee des Gedichtes ließe sich kurz so ausdrücken: Gott erhört das vertrauende, glaubensvolle Gebet.

6. Die handelnden Personen.

Es sind deren zwei, ein altes Mütterchen mit ihrem Enkel. Brentano will offenbar in diesen beiden Personen das religiöse Leben einer vergangenen und der gegenwärtigen Zeit repräsentieren. Das Mütterchen ist in ihrem unerschütterlichen, frommen Glauben das Bild einer älteren Zeit, wo der Mensch sich vertrauensvoller gern an Gott anschmiegte, in ehrenhafter Gesinnung und Zuversicht in ihm die einzig wahre Stütze des Lebens erblickte. Der Enkel dagegen ist der Mensch „neuester Zeit“, dem so oft mit dem Glauben das Vertrauen, die Hoffnung und der wahre Wert des Lebens geraubt ist, der Zweifler, dem in der Stunde der Gefahr bangt.

7. Form der Darstellung.

Das Gedicht besteht aus regelmäßig gebauten Str. von je 10 vierfüßigen trochäischen V. mit abwechselnd weiblichen und männlichen Reimen. Die beiden Schlußverse jeder Str. bilden ein besonderes Glied derselben, das den Zweck hat, die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Hauptgegenstand hinzulenken und bei diesem festzuhalten. So zieht sich der gläubige Gesang des Mütterchens, wie in der Wirklichkeit durch die lange Winternacht, so hier in der poetischen Darstellung durch das ganze Gedicht. Die Sprache desselben ist einfach und ganz im Volkston gehalten, darum auch sinnlich malend, wo das Dargestellte dies erforderte, wie in Str. 4, wo der Dichter durch Nachahmung von Naturlauten und durch Anwendung der Alliteration (Rosse wiehern, Wagen rasseln), das Getümmel eines herannahenden Feindes anschaulich dargestellt hat.

8. Schriftliche Aufgaben.

1. Charakteristik der Großmutter, — des Enkels. 2. Wo Menschenhand zu kurz ist, da ist Gottes Hand noch lang genug. (Siehe Seidel, Behandlung poetischer Sprachstücke.)

Neben dem Brentanoschen Gedichte stehe hier zur Vergleichung noch eine poetische Bearbeitung desselben Stoffes von Fr. Rückert. Gedichte. Frankfurt, 1875, S. 208.

Die Gottesmauer.

1. O Mutter, wie stürmen die Flocken vom Himmel,
Es wird uns der Schnee noch begraben.
Und mehr noch als Flocken im Dorf ein Gewimmel
Von Reutern, die reiten und traben.
Hätten wir nur Brot im Haus,
Macht' ich mir so viel nicht draus,
Im Quartier ein paar Reuter zu haben.

2. Es nachtet, o Kind, und die Winde, sie wüten,
Geh, schließe die Thür und die Laden,
Gott wird vor dem Sturme der Nacht uns behüten
Und auch vor den Feinden in Gnaden.
Kind, ich bete, bete mit:
Wenn uns Gott der Herr vertritt,
So vermag uns der Feind nicht zu schaden.

3. O Mutter, was soll nun das Beten und Bitten?
Es kann vor den Reutern nicht helfen.
Horch, Mutter, die Reuter, sie kommen geritten,
O hört, wie die Hündelein belfen.
Geht zur Küch' und rüstet ihr,
Wenn sie kommen ins Quartier,
Euch so gut es will gehn zu behelfen.

4. Die Mutter sitzet und geht nicht vom Orte,
Der Keller ist leer und die Küche;
Sie hält sich am letzten, am einzigen Horte,
Sie betet beim Lämplein im Buche:
„Eine Mauer um uns bau',
Daß davor den Feinden grau'". —
Sie erlabt sich am tröstlichen Spruche.

5. O Mutter, den Reutern zu Rosse zu wehren,
Wer wird die Mauer uns bauen?
Sich lassen die Reuter, wohin sie begehren,
Vor Wällen und Mauern nicht grauen.
Kind, bedenk als guter Christ:
Gott kein Ding unmöglich ist,
Wenn der Mensch nicht verliert das Vertrauen.

6. Es betet die Mutter, es lachet der Knabe,
Er horcht an verschlossener Pforte;
Er höret die Reuter, sie reiten im Trabe,
Es rennen die Bauern im Orte.
Thüren krachen dort und hie.
Jetzt gewiß, jetzt kommen sie
Auch an unsre, der Mutter zum Torte.

7. Nichts kommt an die Thür, als des Windes Gebrause,
Ein Wehen und Weben und Wogen.
Die Reuter verteilet von Hause zu Hause,
Vor diesem vorübergezogen.
Stiller wird es dort und hier.
Alle, scheint's sind im Quartier,
Und wir sind um die Gäste betrogen.

8. Kind, möge dich Gott für den Frevel nicht strafen,
Daß Glaube dein Herz nicht bewohnet.
Mit Reue bitt ab ihm und lege dich schlafen;
Er hat mein Vertrauen belohnet.
Ei, der Vetter Schultheiß hat

Wohl, wie er schon manchmal that,
Aus besonderer Gunst uns verschonet.
9. Einschlummert der Knabe mit weniger Ruhe,
Die Mutter mit vollem Vertrauen.
Drauf ist er schon wiederum auf in der Fruhe,
Den Abzug der Reuter zu schauen.
Wie er auf das Thürlein zieht,
Sieht er, staunt, und staunt und sieht,
Daß der Himmel doch Mauern kann bauen.
10. Das hat nicht der Vetter, der Schultheiß, gerichtet;
Die Diener des Himmels, die Winde,
Sie haben im stillen die Mauern geschichtet,
Statt Steinen aus Flocken gelinde.
Ein' Mau'r ums Häuslein ganz
Steht gebaut aus schnee'gem Glanz,
Zum Beweis dem ungläubigen Kinde.
11. Da muß es der Mutter nun sagen der Knabe,
Er weckt sie vom Schlaf mit der Kunde.
Da hört er die Reuter, sie ziehen im Trabe,
Und möchte sie sehen zur Stunde.
Doch zur Straf' es ihm geschieht,
Daß er nicht die Reuter sieht,
Denn die Mauer sie steht in die Runde.
12. Da macht es die Mutter zur Strafe dem Knaben,
Den Weg durch die Mauer zu brechen.
Da muß er nun schaufeln, da muß er nun graben;
Und als er mit Hauen und Stechen
Durch ist, sind die Reuter fort,
Und die Nachbarn stehen am Ort,
Die sich über das Wunder besprechen.

Die Idee, daß Gott die Frommen in seinen unmittelbaren Schutz nehme, bildet in beiden Gedichten den Mittelpunkt; aber sie tritt in Rückerts Gedichte offenbar nicht so kräftig und wirksam hervor, vielleicht gerade, weil der Dichter zu sehr auf den Effekt hinarbeitete. Bei **Brentano** steht der Grundgedanke am Ende des Gedichtes in größter Klarheit da, ob er ihn gleich kaum ausspricht. Der schöne Sinn der frommen Sage wird in **Brentanos** Bearbeitung durch nichts gestört, während bei **Rückert** das Ende mit seiner satirisch-komischen Wendung unangenehm berührt und den wohlthätigen Eindruck der eigentlichen Erzählung beinahe ganz verwischt.

(Vergl.: **Kellner**, Vorbereitungen 2c. Erfurt, 1843.)

Leben und Charakteristik Brentanos.

I.

Clemens Brentano wurde am 8. Sept. 1778 zu Thal-Ehrenbreitstein im Hause seines Großvaters des Wirklichen Geh. Rats und Regierungskanzlers vom Kurfürsten von Trier Georg Michael Frank de la Roche geboren. Sein Vater Peter Anton, war von den Ufern des Comer-Seees nach Frankfurt a. M. übergesiedelt, wo er eines der geachtetsten und blühendsten Handels-

häuser gründete, seine Mutter, die schöne Maximiliane, eine Tochter der Schriftstellerin Sophie de la Roche, der Cousine Wielands. Er wurde wegen des Kinderreichtums der Brentanoschen Ehe bei der Schwester seiner Mutter in Coblenz erzogen und besuchte das dortige Gymnasium. Der Vater bestimmte ihn zum Kaufmann und gab ihn 1795 nach dem Tode der Mutter zu einem Geschäftsfreunde nach Langensalza in die Lehre.

Hier war der liebenswürdige Brentano in seinem papageigrünen Rocke der Bewunderte und Beneidete des ganzen Städtchens, weil er den artigen Käuferinnen die Rosinen und Mandeln seines Prinzipals Polex umsonst darreichte. Denn dafür einige schmutzige Groschen in Empfang zu nehmen, oder gar zu wechseln, das mochte sich mit seinem Zartgefühle nicht vertragen. Geschäftsbriefe in Versen sandte er an die Brennereien der goldenen Aue, und die Charakterköpfe der Langensalzaer Fuhrleute porträtierte er auf deren Frachtbriefe. Als man ein Spottgedicht auf die Prinzipalin bei ihm fand, wurde er nach Frankfurt zurückgeschickt.

Wegen dieser entschiedenen Abneigung gegen den Handelsstand gestattete ihm sein Vater, sich den Studien zu widmen. Nach des Vaters Tode (1797) ging er nach Jena, wo ihn das gesellig- und sittlich-freie Leben in den Kreisen der Romantiker anzog. Er selbst suchte die Romantik zu verwirklichen, und die Einflüsse des Aufklärungszeitalters, der Sturm- und Drangperiode, der Werther-Schwärmerei, verbunden mit der Liebe zum Mittelalter haben jedes Jahr seines späteren Lebens Beweise genug geliefert. Bedeutenden Einfluß übte Shakespeare auf ihn; aber er hat, wie fast alle Romantiker, nur die Auswüchse dieses Genius in sich aufgenommen. An Reichtum der Phantasie war er jenem verwandt; aber sein deutsches Gemüt wurde von der Excentricität trunkener Phantastik überwuchert und trug dieser entsprechende Früchte: Brentanos erstes Werk: „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter“ (1801) charakterisiert sich selbst als verwilderter Roman hinlänglich; in demselben giebt er über das Leben und Treiben der Romantiker unumwundene Aufschlüsse. Die sich darin offenbarende Verwilderung wird jedoch noch übertroffen durch die in dem Lustspiel „Ponce de Leon“, in welchem sich Witz und Gefühl, Ernst und heitere Laune in buntem Getümmel jagen und vermischen, ohne bestimmten Zwecken zu dienen oder eine Pointe erkennen zu lassen. Während seines Aufenthaltes in Düsseldorf 1802 schrieb er ein Singspiel „Die lustigen Musikanten“, in welchem er dem Bestreben der romantischen Schule Rechnung trägt, größere Mannigfaltigkeit in die bestehenden Reimformen zu bringen; hierin, wie in seiner Ballade „Loreley“, kommt das Lyrische seiner Muse zu reiner Gestaltung, während man in seinen übrigen Dichtungen nur durch einzelne wohlklingende Accorde daran erinnert

wird. Bis zum J. 1804 reiste er viel und hielt sich abwechselnd in Dresden, Jena, Marburg, Frankfurt, Wien und am Rhein auf. Als er sich endlich in Heidelberg für längere Zeit niederließ, verheiratete er sich (1805) mit der Dichterin Sophie Schubart, der geschiedenen Frau des Professors Mereau, welche er jedoch 1806 schon durch den Tod wieder verlor. Dort gab er (1806) mit Arnim, dem Gemahl seiner Schwester Elisabeth (Bettina), „Des Knaben Wunderhorn" heraus, eine Sammlung alter Volkslieder, welche den Anstoß zu der litterar-historischen Thätigkeit für unsere Volkspoesie gab, 1807 mit Görres die Geschichte des „Uhrmachers Bogs". In Frankfurt verlobte er sich mit einer Nichte des Bankiers Bethmann, Auguste Busmann, entfloh mit ihr nach Cassel und ließ sich dort trauen. Auf dem Wege zur Kirche hatte er entlaufen wollen, die entschlossene Braut hielt ihn jedoch fest. Das Leben, welches beide führten, gehört zu den wunderlichsten aus der Zeit der Romantiker; das äußere Auftreten der Frau und ihr innerlich wildes, launenhaftes, eigensinniges und leidenschaftliches Wesen wurde Brentano aber endlich so unerträglich, daß er in Landshut sie verließ und sich von ihr scheiden ließ. Sein ferneres Leben war ein sehr unstätes und ungeregeltes. Das katholische Christentum erschien ihm leer, tot und grau, teils wie eine politische Organisation, teils wie eine gräßliche Magie. Dennoch war für seine innere Zerrissenheit, für sein „vergebliches" Leben kein Heil, als in der Kirche. Nach langen Jahren besuchte er Weihnachten 1816 die Christmette und ging im Febr. 1817 wieder zum erstenmal zur Beichte.*) Durch den geistigen Verkehr mit Luise Hensel wurde sein ganzes Wesen geläutert und der Inhalt seiner Gedichte dieser Zeit vertieft. Daß er Weihnachten 1817 Spees Trutznachtigall mit einer Einleitung herausgab, ist zum großen Teil ihrem Einfluß zuzuschreiben. Er entsagte dem Verkehr mit Menschen und wählte bis 1824 Döbern im Münsterschen zu seinem Aufenthalte. Seit dem Tode seiner Freundin, Katharina Emmerich, der stigmatisierten „Heiligen" in Dülmen, lebte er von 1824 an abwechselnd in München, Regensburg und Frankfurt a. M., wo er indes mehr durch seinen Witz, als durch seine Frömmigkeit Aufsehen erregte, indem er, gleich einem Heine, sarkastisch und oft in gottloser Weise, seinen Glauben zersetzte. Er starb am 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg bei seinem Bruder, nachdem er unter dem Kreuze alle Irrsale seines Lebens bereut hatte.

---

*) Die Erneuerung seines Glaubens hat die irrige Annahme veranlaßt, als sei er erst 1817 katholisch geworden; er war es von Geburt an. Es haben der Umgang mit der reinen und durch Unschuld fesselnden Jungfrau Luise Hensel, (die er seinen Engel in der Wüste nennt) namentlich deren beide Lieder: „Abendgebet" u. „Beim Lesen der heil. Schrift" ihn zur Einkehr in sich selbst gezwungen.

II.

Brentano war mit einer üppig reichen, ausschweifenden Phantasie und inniger Gefühlstiefe begabt, und würde als Dichter wahrscheinlich etwas geleistet haben, wenn er die Gabe der Gestaltung und die nötige Beharrlichkeit besessen hätte. Die rasch in ihm entstehenden Vorstellungen verdrängten einander, ehe er imstande war, sie künstlerisch zu ordnen und darzustellen. Seine Produktionen wurden dadurch dunkel und unwillkürlich und sind so der treue Abdruck seines ganzen Wesens, wie der Schule, in deren Fesseln er sich begeben. Zur ästhetischen Durchbildung ist er nie gelangt. Zwar hat Shakespeare bedeutenden Einfluß auf ihn ausgeübt; aber er hat nur, wie fast alle Romantiker, mit Vorliebe die Auswüchse dieses Genius in sich aufgenommen: seine Witze und Gespenster waren seiner wilden Phantasie willkommen. Am besten gelangen ihm noch kleine, eng angelegte Sachen, obwohl ihm auch hierbei die ausschweifende Phantasie mitunter einen Streich spielt. Zu dramatischen Arbeiten fehlte ihm die Befähigung.

Er war, wie Varnhagen in der nicht immer gerechten Charakteristik des Dichters sagt, der Vagabond der romantischen Schule, ihr ungezogener Gamin, ein so undisciplinierttes Mitglied der Schule, daß er fortwährend in Verwarnung und Strafe verfiel. Wie oft wurden ihm von Fr. Schlegel, von Steffens, ja von Varnhagen selbst wegen seiner tollen Streiche und oft gehässigen Aufschneidereien Ohrfeigen und Prügel angedroht. Er hatte die gräßlichste Furcht und Angst vor jeder Thätlichkeit, ruhte aber nicht, bis er sie erlitten hatte. Mit unermüdlicher Steigerung regte er jeden Umgang, jedes Verhältnis auf, und nachdem er verführerisch durch Anteil, Scherz, Vertrauen und Neigung dies alles hervorgelockt, mißachtete und zerstörte er alles freventlich wieder, verletzte in willkürlicher Laune sich und andere schonungslos, und wenn die Folgen seiner Ungebühr dann hart ihn selber getroffen, erweckte er wieder neues Erstaunen und oft neue Teilnahme durch die Qualen und den Jammer, die er hierauf mit dichterischer Meisterschaft aus sich herausspann, doch immer lauernd bereit, das Erhabene und Rührende beim ersten Schimmer der Gefühllosigkeit durch Schalkheit und Tücke zu unterbrechen.

Litteratur.

Cl. **Brentanos** ges. Schriften. Herausgeg. v. Christ. Brentano. 9 Bde. Frankf., 1851—55. 27 ℳ. Inh.: 1. Geistliche Lieder. 2. Weltliche Gedichte. 3. Romanzen vom Rosenkranz. 4. Chronik eines fahrenden Schülers. Tagbuch der Ahnfrau. Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl. Die mehreren Wehmüller u. ungarischen Nationalgesichter. Die drei Nüsse. Leben der Katharina Emmerich. Bilder u. Gespräche aus Paris. Vermischte Aufsätze. Von d. Leben u. Sterben d. Grafen Gaston Phöbus v. Foix. 5. Godel, Hinckel u. Gackeleia. Die Rose. Fragment aus Godwi. Wunderbare Geschichte v. Bogs d. Uhrmacher. Der Philister vor, in u. nach der

Geschichte. Geschichte u. Ursprung des 1. Bärenhäuters. 6. Die Gründung Prags. 7. Ponce de Leon. Die lustigen Musikanten. Viktoria u. ihre Geschwister. Am Rhein! am Rhein! 8. u. 9. Ges. Briefe v. 1795—1842. Mit vorangehender Lebensbeschreibung des Dichters.

Cl. Brentanos Gedichte. In neuer Auswahl. 2. Aufl. Frankf., 1861. geb. 6 ℳ.

— — ausgew. Schriften in 2 Bdn., herausgeg. v. J. B. Diel. Freiburg i. Br., 1873. 7 ℳ.

L. A. v. Arnim u. Cl. Brentano. Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, ges. Mit e. Anhange v. Kinderliedern. 3 Bde. Heidelbg. 1808—19. 16,50 ℳ.

Clemens Arsten (Wilh. Hemsen), Clemens Brentano, Züge a. s. Bilde. In d. Blättern für litterar. Unterhaltung 1852, Nr. 48 u. 51. Ein gediegener Aufsatz.

S. J. Diel, Cl. Brentano. Ein Lebensbild nach gedruckten u. ungedruckten Quellen. Freiburg i. Br., 1877. 2 Bde. 9 ℳ.

Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano. Köln, 1778. 1,80 ℳ.

LVIII. Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis.

1. Lob des Bergbaues.

Novalis' Schriften. Herausgeg. v. L. Tieck u. Fr. Schlegel. Berlin, 1815. I. 91. Berlin, 1826. I. 63. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 18. — Lüben, Auswahl. III. 68.

1. Erläuterungen.

„Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen sein. Als Eigentum — allmählich zu befriedigen.“ Der ganze Satz erscheint ziemlich unklar, wenn man Natur in dem weitesten und gewöhnlichsten Sinne nimmt. Als solche kann sie nicht wohl der ausschließliche Besitz eines Einzigen sein und den Besitzer verderben. Der Verfasser will wahrscheinlich sagen, daß die Erwerbung von Grundbesitz, sofern sie aus herrschsüchtigen Absichten hervorgegangen, die Lust erzeugt, das Eigentum auf Kosten anderer möglichst zu mehren, daß sie Sorgen und wilde Leidenschaften erweckt, und den Besitzer endlich ins Verderben stürzt.

„vor Ort“, am Ende der Grube, wo gearbeitet wird.

„den edelsten Gang meines Herzens erschürft“, den besten Zug meines geistigen Wesens entdeckt. (Auf „Gänge schürfen“ heißt in der Bergmannssprache: Gruben anlegen, um edle Metalle zu entdecken.)

„Hier ist der Gang mächtig und gebrech“, die Ader des edeln Gesteines hat bedeutende Höhe und ist leicht zerbrechlich oder mürbe.

„die edelsten Geschicke“, alle zur Erzeugung der Erze tüchtigen Erd- und Steinarten.

Im Bergbau „veruneeldt“ sich ein Gang, wenn er weniger reichhaltig an Erz wird.

„Scharen“ sagt man im Bergbau von zwei Gängen, wenn

sie sich miteinander vereinigen und eine Strecke miteinander vereinigt fortlaufen.

Ein Gang „zerschlägt sich“, wenn er sich in mehrere Trümmer oder schmale Gänge teilt.

„indem er ihn (den Gang) bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet“, in bedeutender Höhe und gute Ausbeute gewährend entdeckt. (Höflich heißt in der Bergmannssprache so viel als gut.)

„Trum“ oder Trumm (ahd. das drum, thrum, dhrum, End-, Rest-, Bruchstück, von drëman, ab-, in Stücke teilen), in der Bergmannssprache: Teil eines Ganges oder Flötzes, das sich von seiner Hauptlagerstätte abgetrennt und ins Hangende oder Liegende derselben verlaufen hat.

2. Inhaltsangabe.

Ein alter Bergmann ergeht sich im Lobe des Bergbaues. Er findet es natürlich, daß der Segen Gottes auf ihm ruht, da er die bei ihm Beteiligten beglückt und veredelt. Der arme Bergmann begnügt sich damit, die Schätze der Erde zu Tage zu fördern. Sie gewähren ihm nur Freude durch ihre natürliche Schönheit und verlieren allen Zauber für ihn, sobald sie zu Waren geworden sind. Die Mühseligkeiten seines Berufs stählen Herz und Sinn und machen ihn empfänglicher für den Genuß der lichten Oberwelt, der leiblichen Erquickung, wie für die Freuden des Familienlebens.

Die Absonderung des Bergmanns von dem Getreibe der Welt macht ihn gegen diese nicht gleichgültig, aber er ist den Gefahren derselben weniger ausgesetzt und wird durch die Eigentümlichkeit seiner Arbeit genötigt, sich in Geduld, Aufmerksamkeit und Wachsamkeit zu üben. Durch äußere Dinge wenig abgezogen, hat er Zeit, ungestört an die Seinen zu denken, und sein Herz auf himmlische Dinge hinzulenken.

Nun preist der Alte den Erfinder des Bergbaues und vergleicht diesen selbst mit dem menschlichen Leben, indem er die Vorkommnisse bei der Arbeit des Bergmannes auf die Schicksale des Menschen anwendet und zu dem Schlusse gelangt, daß durch Eifer und Beständigkeit das Ziel erlangt werde.

Auf die Bemerkung seines Zuhörers, daß es den Bergleuten gewiß nicht an ermunternden Liedern fehle, entgegnet der Alte, daß Musik und Tanz die eigentlichen Freuden des Bergmannes seien, die ihm seine Arbeit erleichterten und die Einsamkeit verkürzten, und giebt zum Schluß ein Lied zum besten, in welchem das Los des Bergmannes, als des eigentlichen Herrn der Erde, gepriesen wird.

3. Gliederung.

I. Der prosaische Teil des Stückes.

A. Gottes Segen ruht auf dem Bergbau, weil er die Betreiber desselben beglückt und veredelt. (Abschn. 1—3.)

1. Der Bergmann findet in der Genügsamkeit sein Glück.
a. Er freut sich der natürlichen Schönheit der gewonnenen Schätze, ohne nach ihrem Besitze zu streben.
b. Die Mühseligkeiten seines Berufes kräftigen ihm Herz und Sinn.
c. Er genießt dankbar des kärglichen Lohnes.
d. Er ist empfänglicher für die Genüsse der Oberwelt und die Freuden des Familienlebens.
2. Das Geschäft des Bergmannes ist der Hinwendung der Gedanken auf das Geistige und Göttliche förderlich.
a. Das einsame Leben stumpft den Bergmann nicht gegen das Überirdische ab.
b. Es fördert seine Wißbegierde und Liebe zur Eintracht.
c. Es lehrt ihn die gegenseitige Unentbehrlichkeit der Menschen erkennen.
d. Es übt ihn in der Geduld und schützt ihn vor Zerstreuung seiner Gedanken.
e. Die mühselige und gefährliche Arbeit nötigt ihn zum Fleiß und zu beständiger Wachsamkeit.
f. Die Einsamkeit führt ihn zu Gott.

B. Der Bergbau ist ein Sinnbild des menschl. Lebens. (Abschn. 4.)
C. Die Musik ist die willkommene Begleiterin des Bergmannes.

II. Das Lied.
A. Der Bergmann ist der Herr der Erde; denn ihm erschließen sich die Geheimnisse der Tiefe, die uns verborgen bleiben. (Str. 1—8.)
B. Die zu Tage geförderten Schätze verlocken ihn nicht; er bleibt arm und glücklich. (9—11.)

4. Litterar-historische Bemerkungen.

Unser Musterstück ist ein Bruchstück des unvollendeten Romans „Heinrich von Ofterdingen", von dem Novalis selbst an Tieck schreibt: „Das Ganze soll eine Apotheose der Poesie sein. Heinrich von Ofterdingen wird im ersten Teil zum Dichter reif, und im zweiten als Dichter verklärt. Es ist ein erster Versuch in jeder Hinsicht, die erste Frucht der bei mir wiedererwachten Poesie." Als Kunstwerk muß man diesen Versuch mißlungen nennen; denn das Ganze ist zu einer märchenhaften Allegorie angelegt, der es an lebendiger Charakterzeichnung und einer Reihe kunstvoll verknüpfter Handlungen fehlt. Vielmehr drängt sich in die Aufregung der Gemütsbegeisterung der Verstand mit seinen Reflexionen über Poesie, Physik, über Bergbau, Handlung, über Geschichte und bürgerliches Leben. Die Grundanschauung bildet eine mystische, naturphilosophische Betrachtungsweise, welcher die ganze Welt durchsichtig wird, und die sich an dem verborgenen Brunnen des göttlichen, alles erfüllenden Lebens begeistert. Es werden Durchblicke in das

Geisterleben eröffnet, und in der Darstellung selbst weht oft etwas Geisterhaftes. Novalis wollte die Wirklichkeit mit einer höhern geistigen Welt durchdringen und die Dichtung auf alle Lebenszweige impfen; deshalb verband er die Poesie mit der Religion.

5. Schriftliche Aufgaben.

Der Beruf des Bergmannes.

2. Seligkeit in Jesu.

Novalis' Schriften. Herausgeg. v. L. Tieck u. Fr. Schlegel. Berlin, 1826. II. 21. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 141. — Lüben, Auswahl. III. 71.

1. Erläuterungen.

Str. 3. „Seines Herzens Flut" erinnert an das Gespräch des Herrn mit der Samariterin (Joh. 4), in welchem er das Evangelium mit einem Born lebendigen Wassers vergleicht, das in das ewige Leben fließt.

„Die mit sanftem Zwingen". Die versöhnende Liebe, welche des Evangeliums Grundlage bildet, hat zwingendere Gewalt als das starre Muß des Gesetzes.

4. „Selig wie ein Himmelsknabe, der der Jungfrau Schleier hält". Ein mystisches, katholisierendes Bild, es stellt die Jungfrau Maria in ihrer himmlischen Glorie dar, bedient von Himmelsknaben.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. In der Vereinigung mit Jesu kenne ich keine Leiden, sondern fühle mich glücklich und voll Andacht.

2. Ich folge allein dem Herrn, unbekümmert um den Wandel der andern.

3. Mit ihm vereinigt, schlafe ich fröhlich ein, durchdrungen von der beseligenden Macht seines Wortes und Wesens.

4. In ihm habe ich auch die Welt, bin selig wie ein Himmelsbewohner und fürchte mich nicht vor dem Irdischen.

5. Wo ich mit Jesu vereinigt bin, da ist mein Vaterland; was ich habe, ist ein Erbe von ihm; seine Jünger sind meine Brüder.

3. Grundgedanke.

In der Vereinigung mit Jesu finde ich die wahre Seligkeit. (Vergl. Ps. 73, 25 ff.)

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht gehört zu den geistlichen Liedern Novalis', in welchen er den vollendetsten Ausdruck für sein religiöses Gefühl fand und sich Glaubenstiefe mit Glaubensfreudigkeit verbindet, die auch im Unglück nicht verzagt, sondern von der Sehnsucht nach dem Überirdischen zu dem glaubensmutigen Ergreifen der Gegenwart übergeht. Das Versmaß des vorliegenden Gedichtes besteht aus drei-, vier- und fünffüßigen Trochäen.

Leben und Charakteristik Novalis'.

I.

Friedrich von Hardenberg, der sich nach einer Seitenlinie seines Geschlechts, die im 16. Jahrh. als de Novali vorkommt, Novalis nannte, wurde den 2. Mai 1772 zu Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld geboren, wo sein Vater ein größeres Gut besaß und Landwirtschaft betrieb. Er brachte den erblichen Todeskeim schon mit auf die Welt; seine Kränklichkeit und die fromm-religiöse Richtung seiner Erziehung, die ihm seine mild-ernsten, herrnhutischen Eltern gaben, waren von entschiedenem Einfluß auf seine Gemütsstimmung. Um 1786 trat der Vater in kursächsische Dienste und ward als Direktor der Salinen Artern, Kösen und Dürrenberg angestellt. 1787 kaufte er ein Haus und einen Garten in Weißenfels und siedelte mit der Familie dorthin über. Mit großem Eifer betrieb Friedrich seine Schulbildung, zuletzt ein Jahr auf dem Gymnasium zu Eisleben, und studierte von 1791 an in Jena, wo er Fichte und Schelling kennen lernte, und zu Leipzig und Wittenberg bis 1794 Philosophie und Jura, erwarb sich nebenbei aber auch seine Vorkenntnisse in der Mathematik und Chemie. Da der damalige preußische Minister von Hardenberg, ein Vetter des Vaters, sich bereit erklärte, Friedrich eine Anstellung in Preußen zu verschaffen, so veranlaßte der Vater seinen Sohn, statt nach Berlin, einstweilen zu seiner praktischen Ausbildung nach Tennstedt*) zu dem Kreisamtmann Just zu gehen, sich hier mit den sächsischen Rechts- und Landesverhältnissen vertraut zu machen und dann später nach Preußen zu gehen. Bald darauf, im Herbste 1794, lernte er auf dem Gute in dem nachbarlichen Grüningen Sophie von Kühn kennen, eine schlanke und zarte Gestalt, umgeben mit dem Zauber des Kindes und der Jungfrau zugleich, mit feinen edeln Zügen, wunderbar schönen, dunkeln Augen und einem Lockenköpfchen, „das nur über der holden Gestalt zu schweben schien", welche einen so bedeutenden Einfluß auf sein Leben auszuüben bestimmt war. Ihre Schönheit nahm den ganzen Sinn des werdenden Dichters gefangen; in dieser tadellos anmutigen Hülle glaubte er das Ideal zu finden, das er längst gesucht, und daß sie ihm so ganz unbefangen, fast ganz wie ein Kind entgegentrat, verlieh ihrer Schönheit das Unbewußte, Reizende. Er liebte sie auf den ersten Blick und bis zum letzten, wie einst Dante seine Beatrice liebte. Fast jede Woche ritt oder ging er auf mehrere Tage nach Grüningen hinüber; und Hardenberg bezeichnete den hier verlebten Frühling und Sommer des J. 1795 als die Blütezeit seines Lebens. Im Febr. 1796 kam er als Salinen-Auditeur nach Weißenfels, wo er zur Freude seines Vaters seinen Geschäften mit Ernst und Eifer oblag. Obgleich er noch keine feste Lebensstellung hatte und

*) Nicht nach Arnstadt, wie fast alle Litteraturgeschichten angeben.

seine Braut auch ohne Vermögen war, so willigte doch sein Vater in die Verlobung am 15. März 1796. Am 19. März 1797 traf ihn aber der harte Schlag, seine 15jährige Braut an den Folgen eines Lebergeschwürs durch den Tod zu verlieren. Er lebte ganz seinem Schmerze und frommer Todessehnsucht, denn Sophie war 3 Jahre der Mittelpunkt seiner Gedanken gewesen. Dazu starb am 14. April 1797 sein um 2 Jahre jüngerer Bruder Erasmus, der Jahre hindurch als ein treuer Freund der Vertraute seines Herzens gewesen war. Friedrich hoffte, ihm und Sophie bald zu folgen, das Fortleben seiner Geliebten und die Wiedervereinigung mit ihnen waren die ihn beherrschenden Gedanken. Er schrieb und arbeitete alle Morgen unermüdet, und es entstanden die meisten jener Aufsätze, die von Tieck unter dem Titel „Fragmente“ mitgeteilt sind. Ebenso hatte er eine Vorliebe für Lavaters und Zinzendorfs Schriften, für katholische Erbauungsbücher, selbst für Jakob Böhmes*) Werke gewonnen. Endlich rang sich aus dem tiefen Schmerze der Christ und Dichter los, geheilt und frei trat er von neuem in die Welt; denn es war ihm nach schweren Wehen klar geworden: „In und durch den Tod Jesu Christi ist der Tod für den Christen der Eingang zum Leben und zur Seligkeit geworden.“ Diese innere Umwandlung sprach er im Liede aus, frei von konfessioneller Beschränktheit und Färbung, in tiefster, liebender Hingabe an Christum. Im Dez. 1797 ging er nach Freiberg, um unter Werner Bergwerkskunde zu studieren. Hier verlobte er sich 1798 mit der Tochter des Berghauptmanns von Charpentier, deren sanftes und bescheidenes Wesen ihn in seiner Stimmung anzog und ihm Zutrauen einflößte. Im Sommer 1799 kehrte er nach Weißenfels zurück und wurde dem Direktorium der Saline als Assessor beigestellt. Im Herbste desselben Jahres war er bald auf längere, bald auf kürzere Zeit in Jena und erhielt an den beiden Schlegel und an L. Tieck Freunde und Geistesgenossen. Einen großen Teil des Winters von 1799—1800 verweilte er auf der Saline in Artern am Fuße des Kyffhäuser, wo er als ein aufmerksamer Beobachter und technisch thätiger Beamter sich die Hochachtung seines Vorgesetzten erwarb. Auch entstand hier ein großer Teil seines Romans „Heinrich von Ofterdingen“, dessen historischen Stoff er in der Bibliothek des Herrn von Funk zu Artern fand. Als er eben die Stelle eines Amtshauptmanns in Thüringen erhalten sollte, starb er im väterlichen Hause, den 25. März 1801, im 29. Lebensjahre, an

*) Jakob Böhme, geb. 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz, gest. 1624 zu Görlitz, war Schuhmacher, hatte aber durch unablässiges Nachdenken über religiöse Dinge sich in das Übersinnliche vertieft, daß er es später vorzog, durch Bücherschreiben sich seiner meistens sehr überspannten Ideen zu entladen u. die Welt über Gott, Offenbarung, Sünde, Schöpfung u. s. w. zu belehren. Die neueste Ausg. s. Schriften, besorgt v. Schiebler, erschien zu Leipzig 1832.

der Schwindsucht. Am Tage seines 100jährigen Geburtstages ist ihm an seinem Grabe in Weißenfels ein Denkmal errichtet worden.

II.

Novalis ist während seines kurzen und siechen Lebens nicht zur vollen Durchbildung seines Geistes gekommen, weshalb ihm Schillers Poesie als „gebildeter Überfluß" erschien, wie er in Goethe nur einen soliden und eleganten Fabrikanten poetischer Waren erkannte, der in seinen Werken ist, was der Engländer in seinen Waren, höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Undichterisch sind ihm gewöhnliche menschliche Dinge; nur das Mystische erscheint ihm poetisch. Vielleicht wäre er, nach Goethes Ausruf, der Imperator geworden, die poetische Litteratur zu beherrschen. In seinen schriftstellerischen Versuchen, die fast durchgängig nichts weiter als Fragmente geblieben sind, geht er von der Polemik gegen die Philanthropen und Aufklärer des 18. Jahrh. aus und fordert, daß ein christliches Volk eben ein christliches nicht bloß heißen, sondern (im Geiste eines Sailer, Overberg, Fürstenberg, Wessenberg) auch sein müßte, die Ausgleichung zwischen Glauben und Wissen demgemäß auch nur im Christentum gegeben sein könne. Von dieser Grundanschauung aus wollte er die Poesie zum christlichen Organ machen und durch die Poesie das Leben in Geschichte, Staat, Kirche und Kunst neu gestalten. Geeignet hierfür erschien ihm die katholische Kirche mit ihrer Liebe zur Kunst und ihren unveränderten Formen. Luthers Streben war ihm daher zuwider, wie die ganze Reformation mit dem von ihr hervorgerufenen Protestantismus. Das Ansehen, „die heilige Allgemeingültigkeit", welche die Bibel durch Luther erhielt, erschien ihm als die Einführung einer neuen Religion. Der heilige Geist, sagt er, sei mehr als die Bibel; er solle unser Lehrer des Christentums sein, nicht toter, irdischer, zweideutiger Buchstabe.

Novalis war eine christlich fromme, ernste und pflichttreue Persönlichkeit. Seine religiöse Überzeugung deckte sich aber nie mit der Lehre einer bestimmten Kirche. Zwar nennt die katholische ihn ihren Sohn, weil er einige Marienlieder gedichtet, und Friedrich Schlegel in Novalis' Aufsatz: „Europa oder die Christenheit" dessen katholisches Glaubensbekenntnis verkündet hat, obwohl er nichts weiter war als eine historische Studie, aus der Schlegel mit Absicht und Geschick die echt protestantisch-reformatorischen Sätze weggelassen hat:

„Er (der katholische Glaube) ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, unteilbarer Verbindung mit den beiden anderen Gestalten des Christentums wird er ewig diesen Erdboden beglücken. Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet, das alte Papsttum liegt im Grabe, und Rom ist zum zweitenmal eine Ruine gewor-

den. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen dauerhaften Kirche platzmachen?

Novalis ist nicht katholisch geworden, hat auch nie dergleichen Gedanken gehabt. Die Marienlieder hat er selbst auch nie als geistliche Lieder angesehen, sondern dieselben dem 2. Teile seines Heinrich von Ofterdingen einverleiben wollen. „Seit Sophiens Tode (schreibt sein Freund Just) war ihm der Glaube an Gott und Unsterblichkeit zum Bedürfnis. Zu diesem gesellte sich nachher der Glaube an Jesum, und nun erlaubte ihm seine Phantasie und sein ästhetischer Sinn einen andächtigen Seitenblick auf Maria", der mit dem Andenken an seine schöne, frühverklärte Braut zusammenfloß. Trotzdem war sein Verhältnis zu Gott ein durchaus evangelisches; er fühlte sich selig in einer freien, unmittelbar persönlichen, kindlichen Hingabe an Christus, seinen Heiland, und verschmähte alle kirchlichen Vermittelungen, freilich auch die der in jenen Tagen von ihrer Höhe gesunkenen evangelischen Kirche.

Das Ansehen, welches Novalis eine Zeitlang genossen hat und in ultramontanen Kreisen noch genießt, verdankt er hauptsächlich seinen Freunden, die alles von ihm Hinterlassene als Offenbarungen eines tiefen und umfassenden Geistes ansahen und deshalb veröffentlichten. Von dem Parteistandpunkte aus, den sie als Gründer der romantischen Schule einnahmen, kann das nicht verwundern. Jedenfalls muß er als der Vertreter der mystisch-religiösen Seite derselben angeführt werden.

Am reinsten spricht sich Novalis' Wesen und seine christliche, nicht kirchlich bedingte Richtung in seinen geistlichen Liedern aus, das Einzige, was er fertig und vollendet hinterlassen hat. Sie sind erwachsen auf dem Grunde herrnhutischer Frömmigkeit und unter dem Einflusse von Schleiermachers Reden über die Religion.

Litteratur.

Novalis' Schriften. Herausgeg. v. L. Tieck u. Fr. Schlegel. 2 Bde. Berlin, 1802. Inh.: I. Leben. Heinrich v. Ofterdingen. II. Hymnen an d. Nacht. Geistliche Lieder. Die Lehrlinge zu Sais. Fragmente verschied. Inhalts.
—. Herausgeg. v. L. Tieck u. Ed. v. Bülow. 3 Bde. Berlin, 1837—46. 4 ℳ.
Novalis' Gedichte. Berlin, 1857. In engl. Bd. m. Goldschn. 3 ℳ.
— —. Herausgeg. v. W. Beyschlag. Halle, 1869. 1 ℳ.
M. Raich, Novalis' Briefwechsel mit Friedrich u. August Wilhelm, Charlotte u. Karoline Schlegel. Mainz, Kirchheim.
Fortlage, Novalis. In den sechs philosophischen Vorträgen. Jena, 1869.
Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen d. Familienarchivs. Gotha, Perthes. 1883. 5,40 ℳ.
A. Schubart, Nov. Leben, Dichten u. Denken. Gütersloh, 1887. 5 ℳ.
Just Bing, Novalis. Eine biogr. Charakteristik. Hamburg, 1893. 4 ℳ.

LIX. M. von Schenkendorf.

1. Palmsonntag.

(1816.)

Schenkendorf, smtl. Gedichte. Berlin, 1837. 322. Gedichte. Berlin, 1863. 441. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 191. — Lüben, Auswahl. III. 72.

1. Erläuterungen.

Str. 4. Der Sinn dieser Str. ist folgender: Mit der herannahenden Feier der Leidenstage des Erlösers kommt zugleich der Frühling und zwar der Frühling in der Natur, wie der in den Herzen der Frommen. Wie das Wiedererwachen der Natur nach langem Winterschlafe wunderbar erscheint, so kann man wohl auch die durch das Nahen des Herrn bewirkte gläubige Erregung des Herzens ein Wunder nennen, ein süßes Wunder, weil die erregten Gefühle angenehm sind.

6. Die aus der Brust erblühenden „Palmen" oder „Himmelsmaien" sind die dem Erlöser entgegengebrachten gläubigen Gefühle der Liebe und des Dankes.

2. Gedankengang.

Der glaubensvolle, tief empfindende Dichter schildert die Gefühle, die der Sonntag, der die Leidenswoche des Herrn einleitet, in ihm erweckt. Es ist ein milder, warmer Frühlingstag; die Blätter der Bäume entfalten sich, die Veilchen duften. Eine zahlreiche Menschenmenge bewegt sich nach dem Dome zu, um das Wort von der Erlösung zu hören. Im Geiste des Dichters verwandelt sich der Kirchweg zum Leidenswege des Herrn, und er wünscht sehnsuchtsvoll, daß er für alle diese Bedeutung haben, daß ihn alle in diesem Sinne wandeln möchten. Er möchte gern versichert sein, daß alle es fühlten, wie mit dem Einzuge des Herrn zugleich neues Leben in die Natur und in die Herzen der Menschen strömt. Nun eröffnet sich seinem innern Auge das Bild von einer Kinderschar, die, grüne Zweige in den Händen tragend, den Altar umstehen, während Engel sich auf sie herabneigen, und er wünscht, daß auch aus seiner Brust Opfer der Liebe und des Dankes gleich grünen Palmen zum Empfange des Herrn emporsteigen möchten.

Der eigentliche Grundgedanke des Gedichtes liegt also in der Mahnung, sich würdig auf den Einzug des Herrn (in symbolischem Sinne) vorzubereiten.

3. Form der Darstellung.

Der Ernst und die Ruhe, welche in dem Gedichte liegen, erhalten ihren Ausdruck durch Anwendung des trochäischen Versmaßes. Die Verse sind vierfüßig, mit abwechselnd weiblichen und männlichen Reimen.

2. Sonntagsfrühe.

Schenkendorf, smtl. Gedichte. Berlin, 1837. 341. Gedichte. Berlin, 1863. 428. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 131. — Lüben, Auswahl. III. 73.

1. Gedankengang.

Die feierliche Stille eines Sonntagsmorgens erweckt in dem Dichter Gedanken höherer Weihe. Seine Seele erhebt sich glühend, gleich dem aufsteigenden Morgenrot, zu Gott. Er sieht das Volk zur Kirche wallen, hört das Geläut der Glocken und ist sich bewußt, daß er nicht daheim bleiben könnte, um Alltagswerke zu treiben. Er will da, wo Christi Worte ertönen, auch das Abendmahl feiern. Er nennt die Stunde eine selige, in welcher ihm das Evangelium des Herrn verkündigt wird; er fühlt, daß dieses ein neues geistiges Leben und erneuten Antrieb zur Ausübung frommer Liebeswerke in ihm schaffen, daß er aus dem geweihten Gotteshause einen reichen Schatz göttlicher Gedanken heimtragen und Gott dafür danken werde. Die ganze weite Erde und der darüber ausgespannte Himmel mit seinen Sternen erscheinen ihm wie ein heiliges Land. Im Gebet erhebt er sich zu seinem Heiland, ihn bittend, daß er ihm die Flamme heiliger Inbrunst brennend erhalten und alle Welt erkennen lassen möchte, daß er Jesum im Herzen trage.

2. Form der Darstellung.

Wie beim vorigen Gedicht.

3. Vergleichung mit dem „Palmsonntag“.

Nicht bloß die Form, auch der Inhalt beider Gedichte hat viel Verwandtes. In beiden herrscht dasselbe tiefe Gefühl religiöser Weihe vor, beide machen den Eindruck des Friedens und feierlicher Sabbathruhe auf uns, obwohl Nr. 2 in höherem Grade, da es stetiger bei dem Gedanken der Sonntagsfeier verweilt. In beiden Liedern zieht der Dichter die Betrachtung der Natur mit in den Bereich seiner religiösen Gedanken; dort ist es der aufsprossende Frühling, hier der beginnende Tag, die seine feierliche Stimmung erhöhen. Beide schließen mit dem Wunsche, Christo anzugehören. Dadurch, daß in Nr. 1 ein bestimmter kirchlicher Feiertag die Grundlage bildet, konzentriert es die Gedanken des Lesers mehr auf einen Punkt, während Nr. 2 Raum läßt, dem allgemeinen Gedanken noch einen besondern unterzubreiten. Nr. 2 ist jedenfalls künstlerisch abgerundeter, als Nr. 1, in welchem der Gedankengang nicht streng logisch vorschreitet.

Wegen der mannigfachen Anklänge an das Lied: das ist eine sel'ge Stunde, Jesu, da man dein gedenkt, von Ernst Gottlieb Woltersdorf (1725—1761) dem Gründer des Bunzlauer Waisenhauses, möchten wir vermuten, dasselbe habe ihm die Veranlassung zu seinem geistlichen Liede gegeben.

Zur Vergleichung setzen wir es hierher.

1. Das ist eine sel'ge Stunde,
Jesu, da man dein gedenkt,
Und das Herz von Herzensgrunde
Tief in deine Wunden senkt.
Wahrlich, nichts als Jesum kennen,
Jesum suchen, finden, nennen:
Das erfüllet unsre Zeit
Mit der höchsten Seligkeit.

2. Jesu, deine Gnadenquelle
Fließt so gern ins Herz hinein.
Deine Sonne scheinet helle,
Unser Glaubenslicht zu sein.
Und bei aller Segensfülle
Ist dein Wunsch und ernster Wille:
Daß man, weil dein Brünnlein voll,
Unaufhörlich schöpfen soll.

3. Nun, so laß auch diese Stunde
Dein Gedächtnis in uns sein!
In dem Herzen, in dem Munde
Leb' und herrsche du allein.
Laß uns deiner nie vergessen.
Wie Maria einst gesessen,
Da sie dir hat zugehört:
Mach' das Herz dir zugekehrt.

3. Unsere Muttersprache.

(1814.)

Schenkendorf, smtl. Gedichte. Berlin, 1837. 266. Gedichte. Berlin, 1863. 300. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 143. — Lüben, Auswahl. III. 73.

1. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Wir lieben die Muttersprache, weil in ihr uns das erste Wort der Liebe ertönte. Sie prägt sich uns auf immer ein.

2. Der notwendige Gebrauch einer fremden Sprache im Auslande stimmt uns trübe.

3. Entschluß des Dichters, die Muttersprache recht genau kennen zu lernen.

4. Wunsch, daß die Muttersprache nie untergehn, vielmehr durch Aufsuchung alter Lieder noch bereichert werden möchte.

5. Seine heiligsten Gefühle vermag der Dichter nur in der Muttersprache auszudrücken.

2. Gedankengang.

Mit begeisterten Worten preist der Dichter die Muttersprache. Sie erinnert ihn an das erste Wort der Liebe, das er aus der Mutter Mund vernahm, wie an den ersten schwachen Versuch eigener Rede. Beides ist ihm unvergeßlich. In der Fremde fühlt er sich verlassen, weil die Sprache ihm nicht vertraut klingt. Wie tief empfindet er dagegen die Schönheit der eigenen Sprache, in deren Reichtum er sich noch mehr vertiefen will. Es ist ihm dabei, als ob die Väter und Helden der Vorzeit ihm zuriefen, und er wünscht, daß ihre Stimmen nie verhallen, daß sie vielmehr aufs neue in heiligen Schriften aufgezeichnet werden möchten. Der Dichter verachtet nicht die Fremde und den Brauch anderer, denn überall ist ja Gott; aber er gesteht, daß er nur in der Muttersprache beten, seine heiligsten Gefühle kundgeben könne.

3. Form der Darstellung.

Kernig und gediegen, ernst und doch voll Begeisterung ist die Sprache, in der der Dichter seine Muttersprache besingt. Jede Str. besteht aus 6 vierfüßigen Trochäen, von denen der 3. u. 5. V. weibliche, alle übrigen männliche Endungen haben.

4. Schriftliche Aufgaben.

1. Das Glück der Sprache. Ein Vorzug vor den Tieren und taubstummen Menschen. 2. Worin besteht der hohe Wert der deutschen Sprache?

4. Soldaten-Morgenlied.

(1813.)

An Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Schenkendorf, smtl. Gedichte. Berlin, 1837. 126. Gedichte. Berlin, 1863. 182. — Morgenblatt für gebildete Leser. Jahrg. 1814. Nr. 303 v. 20. Dezbr. S. 1209. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 91. — Lüben, Auswahl. III. 76.

1. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Die Krieger werden aufgefordert, sich zu erheben, da die Pferde bereits munter seien und die Waffen im Morgenrot glänzen. Gedanken von Sieg und Tod.

2. Gläubiges Gebet um Sieg in der Schlacht.

3. 4. Ahnungsvoller Hinblick auf den sehnlichst erharrten Tag der Freiheit und dessen Feier, auf die Segnungen des Friedens und das erhebende Bewußtsein, ihn mit erkämpft zu haben.

2. Grundgedanke.

Der anbrechende Schlachtentag lenkt die Gedanken der Krieger auf den Anbruch des Tages der Freiheit.

3. Form der Darstellung.

Jede St. besteht aus 8 dreifüßigen Jamben mit abwechselnd weiblichen und männlichen Endungen. Kriegerische Begeisterung und unverfälschte Religiosität durchwehen das ganze schöne Gedicht, das oft und gern von den Kameraden des Dichters und zwar nach der Melodie: „Auf, auf zum fröhlichen Jagen!“ gesungen wurde.

Leben und Charakteristik Schenkendorfs.

I.

Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried von Schenkendorf wurde am 11. Dez. 1783 in Tilsit geboren. Seine Jugendjahre verlebte er auf dem Gute Lenkonischken bei Tilsit, das sein Vater nach dem Tode des Großvaters übernommen hatte; sie scheinen nicht zu den glücklichsten gehört zu haben, da er in seinen Gedichten nur selten auf sie zu sprechen kommt. Sein Vater, ehedem Lieutenant, war unruhig, heftig und rauh; nur am Kartentisch zeigte er sich gemütlich, war aber sonst schwer zugänglich. Er geizte nach dem Ruhm, ein vortrefflicher Landwirt zu sein und durch neue Einrichtungen die Erträge seines Besitzes zu erhöhen. Gewöhnlich aber war der vermeintliche Gewinn ein unnützer Kostenaufwand. Die adelstolze Mutter übertraf ihren Gatten noch an Wunderlichkeiten; den Tag über brachte sie im Bette zu und trat erst abends 5 Uhr aus der Verborgenheit hervor, um wieder um 5 Uhr morgens sich in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen. In der Stille des Gemaches las oder schrieb sie, und ließ sich nur ungern in ihrer geistigen Thätigkeit stören. Wer sie besuchen wollte, stellte sich abends ein. Beide Eltern forderten weit über die Jahre der Erziehung hinaus unweigerlichen Gehorsam, und die Kinder brachten ihn ehrerbietig dar, mochte auch nur zu oft Laune und Sonder-

barkeit aus den Bestimmungen vorblicken; das rechte Vertrauen zu den Eltern fehlte daher.

Den ersten Unterricht erhielten die Knaben durch Hauslehrer. Da man von Söhnen adeliger Familien wenig Kenntnisse verlangte, so konnten sie ebenso leicht Offiziere als Studenten werden. Ferdinand, wie unser Dichter im Hause genannt wurde, begab sich daher schon nach vollendetem 15. Jahre, 1798, auf die Universität Königsberg, wo er die studentische Freiheit um so freudiger genoß, als er vorher arge Beschränkung erfahren hatte, jedoch auch durch seinen Umgang zeigte, daß es ihm nicht bloß um den Genuß des Vergnügens zu thun war. Die Eltern waren mit der Führung ihres Sohnes nicht zufrieden, sahen ihm aber jahrelang nach. Plötzlich rissen sie ihn aber (1802) aus allen akademischen Verbindungen heraus und brachten ihn zu dem Prediger Hennig in Schmauch bei Pr. Holland. Die hier auf dem Lande verlebte Zeit gehört für ihn zu den traurigsten, da Hennig es ihn nachdrücklich fühlen ließ, daß er ihm mehr zur Besserung, als zur Ausbildung übergeben sei. In seinem Unmut nannte er Schmauch — Sibirien, obwohl es an sich sehr anmutig lag. Der Verstimmung, die das Leben im Hause ihm bereitete, entzog Schenkendorf sich, indem er am Wanderstabe das gesegnete Oberland durchstrich und fleißige Besuche abstattete bei dem Erzpriester Wedeke in Hermsdorf und bei dessen Patron, dem Burggrafen zu Dohna. Beide waren ebenso gebildete als fromme Männer.

Wenn auch in späterer Zeit die Erinnerung an den 2jährigen unfreiwilligen Aufenthalt ihn mit Ärger erfüllte, so verkannte er doch nicht den Segen, der ihm aus der Verbannung erwachsen war. Liebe, Vaterlandsgefühl und kirchliche Andacht weckten hier den Dichterfunken.

Im J. 1804 kehrte er nach Königsberg zurück, um Kameralia zu studieren. Neben seinen Fachwissenschaften trieb er auch noch Chemie und Botanik. Im Mai des J. 1805 beschloß er seine akademische Laufbahn. Ehe er das Examen bestehen konnte, war ein einjähriger Aufenthalt auf einem Amte erforderlich. Er wählte dazu das Amt Waldau. Sehr bald wurde er in der trefflichen Familie des Amtsrats Werner ein gern gesehener Gast. Seinen Dichtungen wurde besonders von der gebildeten Amtsrätin ein aufmerksames Ohr geliehen. Hier lernte er auch die Frau kennen, die nach langem Kampfe endlich die seinige wurde. Sehr eifrig las er hier Klopstock, Goethe und Schiller. Nachdem er den „Wallenstein“ gelesen, unterzeichnete er sich jetzt: Max von Schenkendorf.

Als Kammer-Referendarius lebte er anfangs in Königsberg im Hause seiner Großmutter, später in dem des Landhofmeisters von Auerswald, dessen Gemahlin sich durch Geist und Bildung auszeichnete. Im Herbst 1806 wurde Wedeke als Oberhofprediger

nach Königsberg berufen, wodurch sich der Kreis in der Familie Auerswald vorteilhaft erweiterte und neue Anregungen gewährte. Auch Professoren der Universität wurden vielfach eingeladen. Bei festlichen Gelegenheiten des Hauses war Schenkendorf als Anordner und Dichter thätig.

Ein ähnlicher Kreis von geistreichen Männern und Frauen fand sich im Hause des Kaufmanns Barckley zusammen, zu dem auch Schenkendorf bald Zutritt erhielt und die Seele desselben wurde. Alle hervorragenden Zeitereignisse wurden hier lebhaft und eingehend besprochen. In der Poesie nahm bald das Religiöse eine hervorragende Stelle ein. Theosophische Schriften, Jakob Böhme obenan, wurden mit immer neuem Vergnügen gelesen. Wie sehr Schenkendorf von diesem „Dunkelklar" ergriffen wurde, ersieht man daraus, daß er am heiligen Abend 1811 ein Lied an die heilige Jungfrau: „Maria, süße Königin" richtete. Das Publikum urteilte nicht sehr günstig über diese Zusammenkünfte.

Für Politik hatte Schenkendorf anfangs kein Interesse; dasselbe wurde aber mächtig erregt, als es ihm in dem Auerswaldschen Hause vergönnt war, dem Könige von Preußen und seiner trefflichen Gemahlin näher zu treten und namentlich das Walten der letzteren zu beobachten. Manch schönes Lied verdankt dieser Zeit seinen Ursprung.

Nicht minder anregend wirkte ein litterarisches Kränzchen, dem Schenkendorf in jener Zeit angehörte. Gedichte und andere Arbeiten, die in Zeitschriften abgedruckt werden sollten, fanden hier vorher die eingehendste Besprechung und Umgestaltung, so weit es nötig war.

Im Winter 1809 hatte Schenkendorf einen unangenehmen Vorfall mit dem General von K., der ein Pistolenduell zur Folge hatte, in dem er den Gebrauch der rechten Hand verlor und dadurch unfähig ward, im Kriege die Waffe zu führen.

Von 1812 an lebte Schenkendorf in Karlsruhe. Er folgte dorthin der ihm vorangegangenen Witwe des Kaufmanns Barckley. Am 12. Dez. 1812 wurde sie seine Gattin. Sie lebten überaus glücklich und gehörten einem Kreise trefflicher, gebildeter Menschen an, unter denen sich unter anderen auch Jung-Stilling befand, den Schenkendorf in etlichen Gedichten feierte.

Bist uns des ew'gen Vaters Bild,
Der nimmermehr veraltet.

Die Begeisterung d. J. 1813 ergriff den Dichter patriotischer Lieder so mächtig, daß er trotz seiner unbrauchbaren rechten Hand zu den Fahnen eilte. Am 8. Juni traf er in Schweidnitz ein und ward von Königsberger Freunden, die dem dort befindlichen Regimente angehörten, freudig begrüßt. Auch der als Dichter bekannte Baron Friedrich de la Motte Fouqué gehörte zu den Freiwilligen, obwohl seine Kränklichkeit ihn zum Kriegsdienst ebenso untauglich machte, wie Schenkendorf seine Hand. Aber sicher waren beide trotz ihrer

Gebrechlichkeit geeignet, durch ihre Begeisterung für Freiheit, und die Lieder, welche sie im Feldlager dichteten, die übrigen zum ausdauernden Kampfe zu ermutigen. Beide wohnten der Völkerschlacht bei Leipzig bei. Schenkendorf erhielt nach der Schlacht durch den Freiherrn von Stein in Frankfurt a. M. eine Stellung in der großartigen Verwaltungs-Kommission für die Kriegsheere, die ganz seinen Fähigkeiten und Wünschen entsprach, zumal er dadurch dem Kriegsgeräusch nahe blieb. In dieser Stellung trat er auch dem rühmlichst bekannten Bürgermeister Smidt aus Bremen näher, der ihn sehr schätzte und sich die Herausgabe seiner Gedichte (sie erschienen 1815 in Stuttgart bei Cotta) zur Gewissenssache machte.

Nach längerem Warten erhielt Schenkendorf in Koblenz eine Anstellung als Regierungsrat. Seinem richtigen Takte und seiner angeborenen Milde gelang es, die Bewohner der Rheinprovinz nach und nach für die preußische Regierung zu gewinnen. Er erwarb sich bald die allgemeine Achtung und stand mit den hervorragendsten Männern in freundschaftlichem Verkehr.

Schenkendorf wurde in dieser Zeit mehrfach von Brustkrankheiten heimgesucht. Der Besuch verschiedener Bäder blieb im ganzen erfolglos. Er starb am 11. Dez. 1817, an seinem Geburtstage, 34 Jahre alt.

Am 11. Dez. 1861 ist dem Dichter in Koblenz ein Denkmal gesetzt worden. Es besteht aus einer Bronzebüste. Auf dem schwarzbraunen Piedestal mit Schwert, Leier und Lorbeerkranz stehen die Worte:

Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Mächtig gesungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo es erklungen.

Diese Verse sind aus E. M. Arndts Lied: „Wer soll der Hüter sein?" jedoch etwas verändert.

II.

Eine genauere Bekanntschaft mit dem Leben Schenkendorfs läßt erkennen, daß er eine weiche, gemütliche, zur stillen Beschaulichkeit geneigte Natur war. Diese Geisteseigentümlichkeit war der Grund seiner Neigung zur Beschäftigung mit den Geheimnissen der christlichen Religion, zu seinem katholisierenden Protestantismus, zu seiner Vorliebe für mittelalterliche Bauten, Gemälde, Personen und Sitten, für die mystisch-schwärmerische Richtung der romantischen Schule. Aber obwohl er dieser angehört, so muß man doch zugeben, daß er eine größere Klarheit über die Gegenwart und über die Mittel, ihr aufzuhelfen, besaß, als die Häupter der Romantik. Für die Freiheit des Vaterlandes erglüht, war er jedes Opfers für dieselbe fähig. Deutschland sollte ein einiges Reich mit einem kaiserlichen Oberhaupt werden, um jedem Feinde kühn entgegentreten zu können.

Es kann das Herz nur eines,
Ein einiges nur sein,
Drum soll sich des Vereines
Auch jeder Deutsche freu'n.
Wenn wieder sich gestalten
Das alte Deutschland soll,
So sei es nicht zerspalten,
Nicht schmach- und wundenvoll. (Ged. S. 245.)

Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!
Säumst du? schläfst du? Auf, erwache!
Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demut und an Macht:
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
In der gottgesandten Flut,
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut. (Ged. S. 124. 172.)

Was die Welschen dem Deutschen Reiche früher entrissen haben, wie den Rhein, das sollte wieder erobert werden.

Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm aufs neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer. (Ged. S. 176.)

Schenkendorf erwarb sich als Freiheitssänger den Namen des Kaiserherolds und des Rheinhüters. Ersteren Namen legte ihm Rückert bei in dem Gedicht: „Die vier Namen", letzteren E. M. Arndt in dem Gedicht auf den Tod des Dichters: „Wer soll dein Hüter sein? Sprich, Vater Rhein!"

Schenkendorfs Freiheitslieder gehören zu den besten, die wir besitzen, und sie haben in jener Zeit sicher viel zur Belebung des wahren Patriotismus und des kriegerischen Muts beigetragen. Lieder, wie der „Landsturm: Die Feuer sind entglommen", (Lüben, Auswahl, III. 74), wie „Freiheit, die ich meine", „Das Lied vom Rhein: Es klingt ein heller Klang", „Frühlingsgruß an das Vaterland" (Lüben, Auswahl, III. 78), „Die deutschen Städte", das „Soldaten-Morgenlied: Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer aus der Ruh", haben im letzten glorreichen Kriege aufs neue ihre Kraft erwiesen und werden dies auch in Zukunft thun, da ihr Inhalt wahr und edel, ihre Form schön ist.

Noch höher vielleicht stehen die religiösen Gedichte Schenkendorfs, zu deren Anfertigung seine treffliche Gattin ihn ermunterte, um ihn von der ihn aufregenden Politik abzulenken. Sie sind der reinste Erguß seiner frommen Seele und sprechen sein gläubiges Gottvertrauen mit so herzlicher Innigkeit, mit einer so reinen, einfachen und doch echt poetischen Sprache aus, daß wir sie unbedingt zu den besten der Gattung rechnen dürfen.

Litteratur.

A. Schenkendorfs Werke.

Studien. Erstes Heft. Berlin. 1810. 2,50 M.
Gedichte. Stuttgart, 1815. 2,25 M.
Poetischer Nachlaß. Berlin, 1832. 3 M.
Smtl. Gedichte. Erste vollst. Ausg. Berlin, 1837. 6 M.
Gedichte. 3. Aufl. Mit einem Lebensabriß u. Erläuterungen herausg. v. Dr. A. Hagen. Stuttg., 1862. 2,10 M. 5. Aufl. 1878. 1,40 M.

B. Schriften über Schenkendorf.

Dr. A. Hagen, Professor in Königsberg, Max von Schenkendorfs Leben, Denken u. Dichten. Unter Mitteilungen aus s. schriftstellerischen Nachlaß dargestellt. Berlin, 1863. 3 M.
E. Heinrich, M. von Schenkendorf. Ein Sänger der Freiheitskriege. Hamburg, 1886. 1,50 M.

LX. Theodor Körner.

1. Körner an seinen Vater.

Wien, am 10. März 1813.

Körner, smtl. Werke. 4. Ausg. Berlin, 1853. IV. 273. — Lüben u. N., Leseb. V, Nr. 71. — Lüben, Auswahl. III. 80.

1. Erläuterungen.

Körner schrieb diesen Brief als Hoftheaterdichter, in einer angenehmen sorgenfreien Stellung. Er behandelte damals vorzugsweise patriotische Stoffe.

„Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — erkämpfen.“ Deutschland war unterjocht; die Kunst bedarf aber zu ihrer freien Entwickelung eines freien Vaterlandes; darum will Körner ein solches sich erkämpfen. Er hält sich nur erst dann für einen würdigen Jünger der Kunst, wenn er in dem Geiste seiner Lieder auch gehandelt hat.

„Jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann —“ Körner war mit einer edeln Jungfrau, der später erwähnten Toni Adamberger, verlobt.

„Dein bestochenes väterliches Herz.“ Bestechen heißt, durch Geschenke gewinnen, erkaufen (besonders zu einer unerlaubten Handlung). Körner nennt seines Vaters Herz ein bestochenes, weil es durch die bisherigen bedeutenden Leistungen des Sohnes so sehr für diesen eingenommen ist, daß es ihn zu der ruhmvollsten Laufbahn berechtigt glaubt.

„Er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig“, er hat die ihm von Gott verliehenen Geistesgaben noch zum Wohle der Menschheit anzuwenden. Anspielung auf Lukas 19.

„Eine große Zeit will große Herzen.“ Eine Zeit, in welcher große, bedeutungsvolle Thaten geschehen, verlangt auch Menschen, welche sich dem Drange der Zeit mit edler, erhabener Gesinnung hingeben.

„— und fühl' ich die Kraft in mir — entgegendrücken.“ Körner vergleicht den Kampf der Völker mit einer Meeresbrandung und fühlt die Kraft in sich, dem andringenden Feinde so unerschütterlich zu widerstehen, wie die Klippe den anstürmenden Wogen.

In dem folgenden Abschnitte hebt Körner die Gegensätze zwischen seiner bisherigen Beschäftigung und derjenigen, nach welcher er sich sehnt, hervor. Er will nicht mehr die Handlungen der Menschen bloß besingen, oder auf dem Theater in Scene setzen, sondern will selbst handeln und mitspielen auf dem Theater der Welt, wo die Geschicke der Menschen nicht bloß in Scheinbildern dargestellt werden.

„Kurier“, Eilbote in Staatsangelegenheiten.

„In der Kunst giebt es keine Anciennetè“, d. h. keine Folge nach dem Dienstalter, sondern allein nach der Würdigkeit.

2. Form der Darstellung.

Der Brief ist unmittelbar aus einem Dichterherzen herausgeschrieben, das warm für das geknechtete Vaterland schlägt und in Opferfreudigkeit aufglüht. Darum die hochpoetische, blühende bilderreiche Sprache, die sich selbst bei der Mitteilung rein äußerlicher Dinge geltend macht.

2. Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Frei-Corps.

Körner, smtl. Wke. 4. Ausg. Berlin, 1853. I. 65. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 92. — Lüben, Auswahl. III. 83.

1. Erläuterungen.

Die vom Major von Lützow errichtete Freischar, welcher Körner beitrat, wurde in der Kirche zu Rogau bei Zobten in Schlesien am 28. Mai 1813 feierlich eingesegnet. In Körners Briefen findet sich darüber folgende Stelle: „Nach Absingung des Liedes, das Ihr Freund zu der Gelegenheit gefertigt hatte, hielt der Prediger des Orts, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen, und zu siegen oder zu sterben für die gerechte Sache; wir schworen! — Darauf warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen. Der feierlich vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und: Ein' feste Burg ist unser Gott machte das Ende dieser herrlichen Feierlichkeit.“ (Smtl. Werke, IV. 285.)

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Entschluß, den heiligen Kampf durch wirkliche Weihe einzuleiten.

2. Gott, zu dessen Ehre der Kampf unternommen wird, verleiht auch allein den Sieg.

3. Die Knechtschaft wird der Freiheit weichen, darum mutig in den heiligen Kampf.

4. Gott, der uns zum Kampfe rief, wird uns auch zur Freiheit führen, und wäre es durch den Tod.

3. Grundgedanke.

Auf den Grundgedanken weist uns der Schlußvers jeder Str. hin, durch welchen die innere Einheit des Gedichtes auch äußerlich bemerkbar gemacht wird. Dem Herrn allein die Ehre! denn er mahnt uns zum Kampfe (1), hilft uns das Vaterland erretten (2), ist mit uns in der Schlacht (3) und führt uns zur Freiheit (4).

4. Form der Darstellung.

Jede Str. besteht aus 7 vier- und dreifüßigen Jamben mit abwechselnd weiblichen und männlichen Endungen. Die 4 ersten V. haben verschlungene, die beiden folgenden gepaarte Reime. Der letzte steht isoliert da, wodurch er als Träger des Grundgedankens nur um so bedeutungsvoller aus dem Ganzen herausspringt.

3. Lützows wilde Jagd.

Leipzig, den 24. April 1813, auf dem Schneckenberge.

Körner, smtl. Wke. 4. Ausg. Berlin, 1853. I. 90. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 70. — Lüben, Auswahl. III. 84.

1. Erläuterungen.

Die Freischar des Majors von Lützow wird in der Überschrift „Jagd" genannt, weil es der Beruf dieses Korps war, beständig Jagd auf die Franzosen zu machen, denselben nirgends Ruhe und Rast zu gönnen, sie wie das schädliche Wild zu vertreiben und zu vertilgen. (Hindeutung auf den „wilden Jäger" von Bürger.) Die nähere Bestimmung „wilde" bezieht sich auf die raschen, kühnen, ja verwegenen Unternehmungen, welche die Schar ausführte.

2. Gedankengang.

Das Gedicht führt uns in dramatischer Bewegung und Lebendigkeit in einer Reihe anschaulicher Scenen stufenweise das kriegerische Leben des Lützowschen Freicorps vor. Die 1. Str. zeigt uns in dem Brausen und dem Düster der Reihen, in dem Gellen der Hörner und der schwarzen Farbe der Ausrüstung eine Racheschar, eine Kriegerschar, deren Beruf und Entschluß es ist, die Schmach des Vaterlandes an dessen Feinden zu rächen. Die 2. Str. zeigt uns das Corps auf seinen raschen Streifzügen, im nächtlichen Hinterhalte, in seiner Freudigkeit, mit der es Angriffe auf den Feind unternimmt und glücklich ausführt. Wenn nun der ersten Scene das Düstere, Gellende, Schwarze eine eigentümliche Färbung

giebt, so erhält die in der 2. Str. dargestellte eine solche durch das Rasche und Unvermeidliche, das Heimliche und Versteckte und den freudigen Kampfesmut. Die 3. Str. zeigt uns das Corps, den Feind bis in dessen eigenes Land verfolgend. Die in ihr geschilderte Scene ist durch das Schnelle, Unaufhaltsame charakterisiert. In der 4. Str. sehen wir die wilde Reiterschar eine Schlacht schlagen. Das Heranbrausen der Reitergeschwader, das Zusammenschlagen der Schwerter charakterisiert diese Scene. Die 5. Str. macht uns zu Zeugen des Heldentodes der Gefallenen des Corps, die auf dem Schlachtfelde zwischen winselnden Feinden sterben. Die Scene dieser Str. erhält ihre eigentümliche Färbung durch die mannhafte Gefaßtheit und Ruhe, mit der die gefallenen Helden ihr Leben verröcheln, und sie wird durch das Winseln der gefallenen Feinde gehoben. Die 6. Str. zeigt uns den Sieg, Tod und dankbaren Nachruf und darin den Charakter der Scene.

Es liegt also in den einzelnen Scenen eine geschichtliche Folge: Aufbruch zur Rache; Aufsuchung des Feindes; Angriff und Besiegung desselben; Verfolgung desselben in dessen Lande; Entscheidungskampf daselbst; Bewahrung des Heldenmutes auch im Sterben und siegreicher Heldentod. In dieser geschichtlichen Folge der einzelnen Scenen liegt ihre innere Einheit, eine Einheit für die Anschauung; es ist aber auch für die Empfindung eine Einheit vorhanden. Diese spricht der Refrain jeder Str. aus, der dadurch ein einigendes Band um die Scenen legt.

3. Kurzgefaßter Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Lützows Freischar, ein Corps der Rache.
2. Der siegreiche Angriff aus dem nächtlichen Hinterhalte.
3. Verfolgung des Feindes auf dessen heimischen Boden.
4. Die Entscheidungsschlacht.
5. u. 6. Freudiger siegreicher Heldentod.

4. Der Inhalt im allgemeinen.

Das Gedicht malt das kriegerische Leben des Lützowschen Freicorps in einzelnen Scenen, und spricht in dem Refrain zu den einzelnen Strophen die Empfindung aus, welche den Hinblick des Vaterlandes auf die kühnen Unternehmungen und Thaten der Heldenschar begleitete. Diese Empfindung läßt sich in den Worten ausdrücken: „Das waren die tapferen Heldensöhne, die ihr Leben für die Freiheit des Vaterlandes hingaben.“

5. Form der Darstellung.

Das brausend Dahineilende, Hastige, Stürzende, das in dem behandelten Stoffe liegt, prägt sich auch in dem Metrum aus, in welchem der Anapäst vorherrscht. Jede Str. besteht aus 7 Versen, von denen der 1., 3., 4., 6. und 7. vier Hebungen und männliche Reime, der 2. u. 5. drei Hebungen und weibliche Reime haben. —

Das Gedicht ist von C. M. v. Weber in Musik gesetzt und für einen dreistimmigen Knabenchor bearbeitet in: Liedersammlung für Volks- und Mittelschulen von Röder u. Huth. B. Oberstufe. Nr. 25.

(Vergl. die Behandl. dieses Gedichtes v. Otto in s. „Lesebuch als Grundlage". 4. Aufl. 175.)

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Die Lützower, ein Corps der Rache. 2. Freudiger siegreicher Heldentod als ein Gemälde beschrieben. 3. Die einzelnen Akte als Gemälde beschrieben.

4. Schwertlied.

Körner, smtl. Wke. 4. Ausg. Berlin, 1853. I. 101. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 93. — Lüben, Auswahl. III. 85.

Körner schrieb dies, die feurigste Schlachtenlust atmende Gedicht wenige Stunden vor seinem Tode, kurz vor Beginn des Gefechtes bei Gadebusch. Das ruhige Leben mit seinen idyllischen Freuden, für das Körner sonst wohl schwärmerisch empfand, liegt hinter ihm; er ist nur noch Kämpfer in einer heiligen Sache. Die geliebte, in Wien zurückgelassene Braut ersetzt er durch eine andere, durch die rauhe Eisenbraut an seiner Linken, und diese ist es, mit der er die Stunden vor der Schlacht verplaudert. Sie werden dem getreuen Schwerte lang; denn die Schlacht ist ja die Hochzeitfeier mit dem Bräutigam, und Feindesblut weihet ihren Bund ein. Es klirrt vor Ungeduld in der Scheide, der Bräutigam vermag die Sehnsucht der Eisenbraut nach dem Hochzeitreihen nicht mehr zu beschwichtigen, er nimmt das Liebchen in den Arm, das nun im Strahl der Sonne hell erglänzt, fordert auch die Kameraden auf, ein Gleiches mit den ihrigen zu thun und die Braut nie zu verlassen, und stürzt mit wildem Schlachtenruf der blutigen Hochzeit entgegen.

H. Pröhle bezeichnet das „Schwertlied" als die Krone unter Körners Dichtungen. „Wie hell und kindlich-einfach ist der Gedanke, und wie klassisch ist er für diesmal durchgeführt, daß das Schwert des Kriegers Braut ist, und daß er in der Schlacht mit ihr seine Vermählung feiert. Dieser Gedanke und somit das Lied selbst spricht die ganze Tiefe des damaligen Soldatentums aus, wie es namentlich unter den Lützowern ausgeprägt war, mit seiner durch die Ideen eines großen Heldenopfers, in welchem man sich dem Vaterlande vermählen wollte, einer sinnlichen unmittelbaren Liebe beinahe nicht unähnlichen Vaterlandsliebe. Dabei hat das Ganze etwas Geisterhaftes, als sähen wir im hellen Mondenglanz die den schlichten Gedanken in größter Mannigfaltigkeit vorführenden Scenen vor unsern Augen vorüberschweben. Heldenmut spricht aus jedem Worte, und wo noch ein deutsches Schwert blinkt, wird das Schwertlied nicht vergessen werden." (Pröhle, Kriegsdichter des 7jährigen Krieges und der Freiheitskriege. Altona, 1863. 22.)

Daß in Bezug auf das Formelle das Gedicht manche Schwäche hat, kann nicht befremden, wenn wir die Art seiner Entstehung dabei im Auge haben. Es würde der Feile des Dichters nicht entgangen sein, wenn es diesem vergönnt gewesen wäre, länger zu leben. Auf die Härten im Metrum, das überwiegend aus dreifüßigen Jamben besteht, sowie auf einzelne Mängel im Ausdruck (z. B. Str. 10, V. 4) sah man bei dem begeisterten Schwanengesange des geliebten Kameraden nicht, und bald wurde er als Schlachtenruf allgemein gesungen. Die schönste Komposition lieferte Weber.

Leben und Charakteristik Körners.

I.

Karl Theodor Körner wurde am 23. Sept. 1791 zu Dresden geboren, wo sein Vater Appellationsrat war. Die Schwäche und Kränklichkeit des Knaben in den ersten Jahren machte viel Sorgfalt für seinen Körper nötig, so daß die Ausbildung seines Geistes nicht sehr gefördert wurde. Er zeichnete sich deshalb nicht durch frühzeitige Kenntnisse und Talente aus, hatte aber als Kind schon ein weiches Herz, verbunden mit Festigkeit des Willens, treue Anhänglichkeit an diejenigen, die seine Liebe gewonnen hatten, und eine leicht aufzuregende Einbildungskraft. Mit dem Gedeihen seines Körpers entwickelten sich seine geistigen Fähigkeiten. Er faßte schnell auf und zeigte besondere Neigung zur Geschichte, Naturkunde und Mathematik. Auffallend war sein fortdauernder Widerwille gegen das Französische, als er in den ältern und neuern Sprachen schon weitere Fortschritte gemacht hatte. Vielfältige gymnastische Übungen gaben dem Körper Stärke und Gewandtheit, und der Jüngling galt für einen raschen Tänzer, dreisten Reiter, tüchtigen Schwimmer und besonders für einen geschickten Fechter. Daneben hatte er viel Sinn für Musik und vor allem für die Dichtkunst, und das war kein Wunder, da Schiller und Goethe die Lieblingsdichter in dem elterlichen Hause, und Schillers Balladen wahrscheinlich die ersten Gedichte waren, die der Knabe zu lesen bekam.

Er verließ das elterliche Haus nicht vor Mitte des 17. Jahres. Unterricht erhielt er eine Zeitlang auf der Kreuzschule in Dresden, hauptsächlich aber durch ausgezeichnete Privatlehrer. Zu seinem Lebensberuf wählte Körner den Bergbau. Das Studium desselben nahm im Sommer 1808 zu Freiberg seinen Anfang, und der neue Bergstudent fand sich dort bald in einer sehr günstigen Lage. Der Bergrat Werner war ein Freund des Vaters und behandelte den Sohn mit vorzüglichem Wohlwollen. Unter den übrigen Lehrern hatte besonders Prof. Lampadius viel Güte für ihn. In den angesehensten Häusern fand er eine freundliche Aufnahme und unter seinen Altersgenossen viele Freunde. Der tägliche Genosse seiner Studien und Freuden war ein Jüngling voller Geist, Kraft und

Charakter, Namens Schneider, der aber durch widrige Schicksale zum Trübsinn geneigt war und bei seinem reizbaren Temperament sehr schonend behandelt werden mußte. Ein unglückliches Ereignis trennte diesen Bund. Schneider, ein verwegener Schlittschuhläufer, brach auf der Eisbahn durch und war aller Anstrengungen ungeachtet nicht zu retten. Der Anblick dieser Leiche und eines andern sterbenden Freundes machte auf Körner einen tiefen und bleibenden Eindruck. Anfangs trieb er das Praktische des Bergbaues mit großem Eifer und schilderte in seinen damaligen Gedichten mit glänzenden Farben das Bergmannsleben; nach und nach übten jedoch die bergmännischen Hilfswissenschaften, namentlich Mineralogie und Chemie, einen so mächtigen Reiz auf ihn, daß er der Praxis untreu ward.

Körners akademische Laufbahn in Freiberg endigte im Sommer 1810. Er begab sich nun zunächst nach Leipzig, um seine Studien fortzusetzen. Allein seine glühende Liebe zur Dichtkunst ließ ihn alles Ernstere vernachlässigen, und sein Gefühl für Freiheit und Ehre und die daraus entstandenen Unannehmlichkeiten nötigten ihn, bald darauf Leipzig wieder zu verlassen. Während dieser Zeit erschien die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Knospen“, welche entschiedenen Beifall fand. Kaum zu Ostern 1811 in Berlin angekommen, mußte sich Körner in Begleitung seiner Eltern Kränklichkeit halber nach Karlsbad begeben, und nach seiner Genesung hielt es sein Vater für wünschenswert, ihn seinen Aufenthalt in Wien nehmen zu lassen, wo er in dem königl. preuß. Minister und Gesandten, W. von Humboldt, sowie in Fr. Schlegel Freunde und Gönner fand.

Mit dem Aug. 1811, als der Zeit, wo Körner in Wien eintraf, begann für ihn eine entscheidende Periode. Er fand sich in einer neuen Welt voll frischen jugendlichen Lebens und fühlte sich in der glücklichsten Stimmung, zumal nach seiner Verlobung mit einer edeln Jungfrau, der Hofschauspielerin Toni Adamberger, (1817 verheiratet mit Josef Arneth, dem Direktor vom kaiserl.-königl. Münz- und Antiken-Kabinett, gestorben am 25. Dez. 1867.) Ungestört konnte er sich nunmehr dem inneren Triebe zur Poesie überlassen, und so entstanden nach und nach seine dramatischen Werke, die komischen Stücke: „Die Braut“, „Der grüne Domino“, „Der Nachtwächter“, „Der Vetter aus Bremen“, „Der Wachtmeister“ u. „Die Gouvernante“; die ernsten und tragischen Dramen: „Die Sühne“, „Toni“, „Zriny“, „Hedwig“, „Rosamunde“ u. „Joseph Heyderich“, u. die Opern u. Singspiele: „Das Fischermädchen“, „Der vierjährige Posten“ u. „Die Bergknappen“. Dies alles und außerdem noch manches Gedicht entstand in einem Zeitraume von höchstens 15 Monaten. Der Beifall, mit dem das Publikum seine dramatischen Erzeugnisse und namentlich den „Zriny“ auf-

genommen hatte, verschaffte ihm die Ernennung zum Hoftheaterdichter. Körner galt damals unter seinen Bekannten für einen Günstling des Glücks und war überall gern gesehen, wo geistreiche Persönlichkeiten zusammentraten, so auch in den gebildeten Cirkeln der rühmlichst bekannten Dichterin Karoline Pichler.

Dennoch genügte ihm dieser Wirkungskreis nicht. Sein Herz war groß und suchte Großes. Wehmutsvoll hatte er schon lange auf das unglückliche Deutschland gesehen, dessen alter Ruhm dahin war, und die Seufzer seines gefesselten Volkes schlugen tiefe Wunden in seine fühlende Brust. Da erscholl von Preußen her der Ruf zum Streite für die Freiheit, und der hochgesinnte Jüngling legte die Leier bei Seite und griff nach dem Schwerte. Er schrieb seinem Vater diesen Entschluß (s. d. Brief unter Nr. 1), verließ Wien am 15. März 1813 und trat am 19. März unter die Freischar Lützows, die wenige Tage darauf eingesegnet wurde (s. o. Nr. 2). Als Oberjäger kam er noch einmal nach Dresden, drückte noch einmal Vater und Mutter an sein mutiges Herz und schied dann — um sie in diesem Leben nicht wiederzusehen. Auf dieser ruhmvollen Bahn, in ernsten Geschäften des Krieges, an der Seite hochherziger Freunde und mitten im sturm- und drangvollen Leben blühte in seiner Brust die Immortelle der wahren Poesie auf. Begeistert sang er Lieder, die ewig begeistern werden. Sie atmen ein zartes, tiefes Gefühl, Kraft, Mut, glühenden Sinn für Freiheit, brennenden Haß gegen Tyrannei, Verachtung gegen feige Sklaverei und Verherrlichung aller höhern Empfindungen.

Die Unthätigkeit, zu welcher das Corps der Büchsenjäger nach der Schlacht bei Lützen sich verdammt sah, bewog unsern thatendurstigen Körner, zur Kavallerie überzugehen. Lützow ernannte ihn zu seinem Adjutanten. In einem Gefechte bei Kitzen wurde er stark verwundet und beinahe gefangen, doch rettete ihn seine List und die Hilfe einiger Kameraden. Nachdem der Waffenstillstand abgelaufen war, kämpfte er racheatmend gegen die Franzosen unter Davoust in mehreren Gefechten mit kühnem Mute. Der Major von Lützow bestimmte am 25. Aug. einen Teil der Reiterei seiner Freischar zu einem von ihm selbst im Rücken des Feindes auszuführenden Streifzuge. Man erreichte am Abend einen Ort, wo für die Franzosen eine Bewirtung bereitet war. Die Truppen machten Gebrauch davon, und nach ein paar Stunden Rast wurde der Marsch bis nach einem Walde unweit Rosenberg fortgesetzt, wo man im Versteck auf den Kundschafter wartete, der über die nähern Zugänge eines in der Entfernung von ein paar Stundes Weges befindlichen, schlecht bewahrten feindlichen Lagers, dessen Überfall beabsichtigt wurde, Nachricht bringen sollte. Mittlerweile gewahrten einige auf einer Anhöhe lauernde Kosaken um 7 Uhr morgens einen heranrückenden, von zwei Kompanieen Infanterie begleiteten

Transport von Munition und Lebensmitteln. Diesen aufzuheben, wurde sogleich beschlossen, und es gelang vollständig. Der Major von Lützow befehligte die Kosaken (100 Pferde), den Angriff in der Spitze zu machen, nahm eine halbe Eskadron, um dem Feinde in die Flanke zu fallen, und ließ die andere Hälfte, um den Rücken zu decken, geschlossen halten. Er selbst führte den Zug, der die Flanke angriff, und Körner war als Adjutant an seiner Seite. — Während der Nacht im Gehölze entstand Körners letztes Gedicht: Das Schwertlied. Am dämmernden Morgen des 26. Aug. hatte er es in sein Taschenbuch geschrieben und las es einem Freunde vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde.

Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin, nahe an dem Gehölz, welches eine halbe Stunde westlich von Rosenberg liegt, kam es zum Gefecht. Der Feind war zahlreicher, als man geglaubt hatte, aber nach einem kurzen Widerstande floh er, durch die Kosaken nicht zeitig genug aufgehalten, über eine schmale Ebene in das nahe vorliegende Gebüsch von Unterholz. Unter denen, die ihn am kühnsten verfolgten, war Körner, und hier fand er den schönen Tod, den er so oft geahnet und mit Begeisterung in seinen Liedern gepriesen hatte.

Die französischen Tirailleurs, welche schnell in dem niedrigen Gebüsch einen Hinterhalt gefunden hatten, sandten von da aus auf die verfolgenden Reiter eine große Menge Kugeln. Eine derselben traf Körner, nachdem sie zunächst durch den Hals seines Schimmels gegangen war, in den Unterleib, verletzte die Leber und das Rückgrat und benahm ihm sogleich Sprache und Bewußtsein. Seine Gesichtszüge blieben unverändert und zeigten keine Spur einer schmerzhaften Empfindung. Nichts war vernachlässigt worden, was seine Erhaltung noch hätte möglich machen können. Sorgfältig hatten ihn seine Freunde aufgehoben. Sanft wurde er in den nahen Hochwald getragen und einem geschickten Wundarzt übergeben; aber umsonst war alle menschliche Hilfe.

Körner wurde unter einer Eiche, nahe an einem Meilenstein auf dem Wege von Lübelow nach Dreikrug bei dem Dorfe Wöbbelin, das von Ludwigslust eine Meile entfernt ist, mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen und mit besonderen Zeichen der Achtung und Liebe von seinen tiefgerührten Waffenbrüdern begraben. Die Grabstätte ist jetzt mit einer Mauer eingefaßt, bepflanzt, mit einem in Eisen gegossenen Denkmal und seit dem 26. August 1879 mit einer bronzenen Porträtbüste geschmückt. Neben ihm ruhen die Seinen: Schwester, Tante, Vater und Mutter. Das Unvergänglichste aber bleiben seine Schriften, von denen sein Vater noch mehrere unter dem Titel: „Leier und Schwert" (21 kriegerische Gedichte), und Poetischer Nachlaß" nach Theodors Tode herausgegeben hat.

II.

Körner gehörte zu den leicht erregbaren, lebenslustigen, aber durchaus edlen Naturen. Für Poesie war er schon sehr früh empfänglich, was sich leicht aus dem Umstande erklärt, daß Schiller der vertraute Freund seines Vaters war. Körners Dichtungen lassen auch unschwer erkennen, daß er sich Schiller zum Vorbilde genommen hatte.

Zu dem Besten, was Körner geliefert hat, gehören seine Schlacht- und Freiheitsgesänge. Hierzu lieferte ihm die unmittelbare Bekämpfung des Feindes und seine eigene glühende Vaterlands- und Freiheitsliebe das Material; er schöpfte aus dem Leben und aus sich selbst und ist darum so wahr und ergreifend, so ganz ohne Phrase. Auch hat er in diesen Liedern in hohem Grade den rechten Ausdruck für seine Gefühle gefunden. „Seine patriotischen Lieder atmen die volle Frische des Jünglings, den reinsten Enthusiasmus, dem die große Zeit einen großen Inhalt giebt, ausgezeichnet durch glückliche Anfänge, schöne Melodien und einen halb lyrischen, halb rhetorischen Ton; nirgends ein Rückblick auf vergangene Zeiten, keine Weichheit, keine Träumerei; daher die hinreißende, zündende Kraft." Die Sammlung seiner patriotischen Lieder, welche sein Vater nach seinem Tode (1814) unter dem bezeichnenden Titel „Leier und Schwert" herausgab, haben Körners Dichterruf begründet und werden ihn auch ferner erhalten. Er war ein Sänger und ein Held, der seine in Liedern ausgesprochenen Gesinnungen mit dem Tode besiegelte.

Körners dramatische Arbeiten haben den Vorzug, bühnengerecht zu sein, sind aber nicht von bedeutendem innern Gehalt; die heitern sind einfach und besser herausgearbeitet, als die tragischen. Man darf bei diesen Dichtungen nicht vergessen, daß sie in einem Alter gearbeitet sind, in dem es dem Dichter noch an inneren Lebenserfahrungen fehlte, seine Bildung überhaupt noch lange nicht vollendet war. Sicher würde Körner Bedeutendes geleistet haben, hätte die feindliche Kugel ihn nicht so früh dahingerafft.

Charakterisierende Gedichte auf Körner lieferten Rückert („Körners Geist") und Brentano („Theodor Körner an Viktoria").

Litteratur.

A. Körners Schriften.

Th. Körners smtl. Wke. Im Auftr. d. Mutter d. Dichters herausgeg. v. K. Streckfuß. 4. rechtmäßige Gesamt-Ausg. in 4 Bdn. Berlin, 1853. 4,80 ℳ. Inh.: 1. Charakteristik u. Biographie. Leier u. Schwert. Nachtrag aus d. Dichters Nachlasse. Vermischte Gedichte. Nachtrag, Ungedrucktes. Jugendscherze. 2. Toni. Die Sühne. Zriny. Hedwig. 3. Rosamunde. Joseph Heyderich. Die Braut. Der grüne Domino. Der Nachtwächter. Der Vetter aus Bremen. Die Gouvernante. 4. Opern u. Singspiele. Erzählungen. Mündliche Erzähl., schriftl. bearb. v. Karoline Pichler. Briefe. Zugabe.

— —. Gesamt-Ausg. in 1 Bde. Berlin, 1861, 3 ℳ.

— —. 2 Bde. 4. Aufl. 16. Berlin, Grote. 1869. 1 ℳ.

— —. Ausgabe in 1 Bde. Leipzig, Reclam jun. 1869. 1 ℳ.

Sämtl. Werke. 2 Bde. Berlin, 1887. 2,25 ℳ.
R. Gottschall, Th. Körners Leier u. Schwert. Zriny. Rosamunde. Mit Einleitung. Leipzig, 1868. 1,20 ℳ.
Latendorf, Aus Th. Körners Nachlaß. Lieder u. Liebesgrüße an Antonie Adamberger. Lpzg. 1885. 3 ℳ.
Th. K. Tagebuch u. Kriegslieder aus d. J. 1813. Freiburg i. Br. 1893. 2 ℳ.

B. Schriften über Körner.

Fr. Brasch, Das Grab zu Wöbbelin oder Th. Körner u. d. Lützower. Schwerin, 1861. 2 ℳ.
Jul. Mühlfeld, Th. Körner. Ein deutsches Lebensbild. 2. Aufl. Anclam, Dietze. 1863. 2 ℳ.
F. W. Vogeler, Th. Körner. Eine Gedenkschrift zu dem 50jährigen Todestage. d. Dichters am 26. Aug. 1863. Berlin, 1863. 60 ₰.
Theodor Körners Leier u. Schwert. Nach ungedruckten Privatmitteilungen zweier Zeitgenossen Körners. Gartenlaube, 1863. Nr. 8.
A. Kohut, Th. Körner. Sein Leben u. s. Dichtungen. Berlin, 1891. 4 ℳ.
Theod. Körner. Zum 23. Sept. 1891. Leipzig, Brockhaus.
Fr. Frenzel, Th. Körner.

LXI. E. M. Arndt.

1. Morgengebet.

Gedichte. Berlin, 1860. 447. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 42, sehr verkürzt. — Lüben, Auswahl. III. 87.

Die Blumen und Bäume loben Gott durch ihre Pracht, die Vögel durch ihren Gesang, die Immen durch ihr Summen; und ich, „Gottes reiches Ebenbild“, sollte keine Stimme des Lobes in der Brust haben? Das ist der Grundgedanke des schmucklosen Gedichtes Die Schlußstrophe spricht die Bitte um einen tugendhaften Lebenswandel aus.

Der Inhalt erinnert an Grimmelshausens „Schall der Nacht“. S. I. 332.

2. Des Deutschen Vaterland.
(1813.)

Ebendaselbst, 1860. 233. — Lüben, Auswahl. III. 88.

1. Erläuterungen.

Str. 2. „Marsen Ried“. Unter den Marsen meint der Dichter wahrscheinlich nicht jenen an der Ems wohnenden niedersächsischen Volksstamm, der unter Armin seine deutsche Unabhängigkeit gegen Varus und Germanikus behauptete, sondern wohl die Ditmarsen, den sächsisch-friesischen Volksstamm im westlichen Holstein zwischen Eider, Elbe und dem Meere. „Ried“ („Rind“ ist nach Arndts brieflicher Erklärung ein Druckfehler) ist ein mit Schilfrohr und andern schilfartigen Gräsern bewachsenes Gelände, ein sumpfiges, auf Thon lagerndes Torfland, bewachsen mit Schilfrohr und Cypergrasgewächsen. (Vergl. S. 102.) Mit der Distribution soll an die unter dänischem Joche seufzenden deutschen

Provinzen Schleswig und Holstein gemahnt werden, die seit 1864 dem Reiche nun wieder einverleibt sind.

8. „welscher Tand“, fremdes, ausländisches, gehalt-, wertloses Treiben, namentlich in Mode und Sprache, gehalt- und wertlose Gegenstände, die namentlich von Nationen romanischer Abstammung zu uns gekommen sind, von mhd. der tant, leeres Geschwätz, gehaltloses Thun, Possen.

Im übrigen bedarf dieses herrliche patriotische Lied, das in Tausenden von Herzen vaterländischen Sinn geweckt und gestärkt, zu dem furchtbaren Befreiungskampfe alle deutschen Kräfte gesammelt und zusammengehalten hat und seit beinahe 70 Jahren von Männergesangvereinen und in Schulklassen mit höchster Begeisterung gesungen worden ist, der Erklärung nicht.

Gott sei Dank ist seit dem J. 1871 dieses Lied als Klagelied verstummt und die demütigende Frage nach dem gemeinsamen Vaterlande aus unserer Geschichte verschwunden. Die Deutschen haben die Frage mit dem Schwerte gelöst und vaterländische Dichter die Antwort also gegeben:

1. Was ist des Deutschen Vaterland?
Das war die traurig große Frage
Die einst der Dichter, zornentbrannt,
Gerichtet an vergangne Tage.

2. Und wie er's sang, das hohe Lied,
Von tiefem, reinstem Schmerz bezwungen,
Ist es hinaus nach Nord und Süd
Mit seinem ganzen Weh gedrungen.

3. Es klang am stillen, heimschen Herd,
Auf offnem Markte hallt' es wieder,
Es wurde Banner, wurde Schwert
Dem ganzen Volk das Lied der Lieder.

4. Begeistert sang es Deutschlands Sohn
Am ernsten, wie am heitern Feste,
Mit wuchtigem Posaunenton
Klopft' es an Hütten und Paläste.

5. Und überm Meer, im fernen Land,
Wo Deutsche sich die Hände reichen,
Da ward das Lied ein eisern Band,
Des gleichen Stammes Feuerzeichen.

6. Es war die Fahne schwarz-rot-gold
Ins Reich der Töne übertragen.
Wie sie, in freier Luft entrollt,
Hat es ins deutsche Herz geschlagen.

7. Der Traum der Seele ward zum Pfand,
Die Zukunft lag im heil'gen Sehnen.
Einst fällt der Trennung Scheidewand:
Das sprang lebendig aus den Tönen. —

8. Heil, dreimal Heil! das Morgenrot
Ist aus des Krieges Flamm' entglühet;
Wo reiche Ernten hielt der Tod,
Ist deutsches Leben neu erblühet.

9. Wir sind des Fragens endlich müd'
Nach unsrer deutschen Heimat Sitze,
Ob West, ob Ost, ob Nord, ob Süd,
Die Antwort gab des Schwertes Spitze.

10. Das ganze Deutschland soll es sein!
Das deutsche Reich, das neu geboren,
Reißt keine Macht entzwei! Beim Rhein,
Beim deutschen Rheine sei's geschworen.

A. Löwenstein.

J. Sturms Antwort lautet also:

1. Was ist des Deutschen Vaterland?
Wenn wir dies Lied gesungen,
So preßten wir aufs Herz die Hand,
Von Scham und Zorn durchdrungen.

2. Doch seit sich herrlich über Nacht
Als Gold erprobt aufs neue
Im Feuer sieggekrönter Schlacht
Die alte deutsche Treue:

3. Ertönt vom Rhein zum Nordseestrand
Das Lied von allen Zungen:
„Was ist des Deutschen Vaterland“
Stolz, wie es nie geklungen.

4. Denn Antwort auf die Frage schrieb,
Die Feinde zu zerschmettern,
Das deutsche Heer mit deutschem Hieb
In blutig roten Lettern.

2. Geschichtliches.

Arndt dichtete dieses Lied 1813 in Königsberg. Es erschien zuerst in den „deutschen Wehrliedern für das königlich preußische Freicorps" (erste Sammlung, Ostern 1813) und wurde am 17. April 1814 beim Dankfest für den Einzug in Paris von der Schauspielerin Frau Bethmann deklamiert. Als am 2. Tage des großen Kölner Gesangfestes im J. 1846 die Sänger auf der Fahrt ins Siebengebirge an Bonn vorbeikamen, sah man den alten Arndt in seinem Gartenhause stehen. Da erscholl von den zwei Dampfschiffen hundertstimmiger Jubelruf, und macht- und prachtvoll strömte hinüber dem edlen, greisen Sänger als Gruß und Preis sein Lied vom deutschen Vaterland. —

Indes ist in kühleren Tagen auch der Rückschlag nicht ausgeblieben. So hat 1846 Delbrück das Lied in einem besondern Schriftchen (das Volkslied „Was ist des Deutschen Vaterland?" Würdigung desselben, nebst Zuschrift an E. M. Arndt und Erwiderung von ihm. Bonn, 1846) hart angegriffen. Er tadelt die Fragestellung; was ist des Märkers, des Sachsen u. s. w. Vaterland? müssen sie lauten. Die Antwort „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt" findet er zu unbestimmt, allgemein, deutsch werde in allen Ländern Europas, ja in der Welt gesprochen; und anderseits: nach einem Lande, „wo Eide schwört der Druck der Hand, und wo Treue hell vom Auge blitzt und Liebe warm im Herzen sitzt" werde man überall vergebens suchen. Das Gedicht komme darauf hinaus: des Deutschen Vaterland ist ein Luftgebilde, ein Hirngespinst, ein Unding; wo die deutsche Ganzheit, von der die Schlußstrophe redet, zu finden sei, erfahre man nicht. Es sei unsre überschwengliche Einfältigkeit, die das Verfehlte der Form der löblichen Absicht zu gute halte. Er schließt, nachdem er eine Stelle aus Arndts vergleichender Völkergeschichte citiert, die den Deutschen Ungestalt, Dumpfheit, Dummheit, Schlottrigkeit, Trübsinn, Verworrenheit, Nebeligkeit zuschreibt, mit diesen Worten: „Sagt, liebe Deutsche, saget selbst: „Hat nicht euer lieber Arndt in diesen Worten den Nagel auf den Kopf getroffen? Ja wahrlich! von der euch angerühmten Dumpfheit, Schlottrigkeit, Verworrenheit, Nebeligkeit leget ihr, jahraus, jahrein, glänzendstes Zeugnis ab, so oft ihr bei festlichen Zusammenkünften im hundertstimmigen Chor kunstgeübter Kehlen, unter Flöten- und Saitengetön, unter Pauken- und Drommetenklang euren Leibgesang erschallen lasset, um, glühend von Vaterlandsliebe, weit und breit auszuposaunen, daß ihr kein Vaterland habt, nie ein Vaterland bekommen könnet, wenn es ist, was euer Wonnelied dafür ausgiebt." In einem Briefe an den Dichter bittet er ihn dann, „er solle ungesäumt heute lieber als morgen Hand an das Werk legen und an sämtliche Liedertafeln ein be-

wegliches Schreiben ergehen lassen, welches sie ermahne und verpflichte, das Lied, welches anfängt: Was ist des Deutschen Vaterland? als aller Volkslieder unvaterländischestes auf dem Verzeichnis ihrer Singstücke für immer zu streichen." Arndt antwortet dem Freunde auf den ersten Punkt: „Das Deutschland, welches der Inhalt des Liedes sein soll, ist klar hingestellt, der Leib des Gedichtes steht in voller Gestalt gezeichnet da, wie und in welchem Umfange seit Otto dem Großen, also seit neun Jahrhunderten, Deutschland in der Geschichte und im Volksgefühle gemeint war: alles deutsche Land von der Ostsee bis zu den Alpen, alle Rheinlande, alle Dünenlande, also ausgesprochen oder mit eingehüllt, das Elsaß und Belgien und die Niederlande mit einbegriffen. Dieses Land ist als Deutschland von mir genannt und gemeint, und dieses Deutschland, gerade in dieser Umgrenzung, ist im Volksgefühl, bis auf den heutigen Tag, nicht untergegangen." Auf den zweiten Vorwurf lautet die Entgegnung: „Die vorher aufgeführten einzelnen Landschaften und Völkerschaften bildeten den Leib des Vaterlandes; dieser 6. und der folgende 7. Vers bedeuten seinen Geist, bedeuten das geistige, das idealische Vaterland. In jedem Volke setzt sich im Laufe von Jahrhunderten und Jahrtausenden ein geistiges, ein idealisches Bild vom Vaterland an, ein unsichtbares und fast unzeitliches: ein geistiger Inhalt von Sitten, Gesetzen, Kunst, Wissenschaft, Religion, was in der Sprache als in dem feinsten und edelsten Bestandteil des Volkes verwahrt wird, in ihr seinen bleibendsten und gewaltigsten Ausdruck findet." Auf den dritten Punkt erwidert er: „Deutsche Treue und die Sprüche: Hand hält Hand und ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann, das soll ein Wort sein!" sind uralte Überlieferungen des Volkes und — ich glaube es wenigstens nach meiner Erfahrung — noch heute vorzugsweise deutsche Tugenden. Im Liede nun drückt es auf der einen Seite gleichsam eine Ermahnung und Anmutigung aus in der Weise, wie man sie in der Gesellschaft und in der Familie an Freunde und Kinder wohl auszusprechen pflegt, auf der anderen Seite eine tiefe geschichtliche Überzeugung." Mithin erklärte er, das Lied weder verrufen, noch widerrufen, noch niederrufen zu können und zu dürfen.

Komponiert ist es in Jena von dem Studenten der Theologie Johannes Cotta. Zum erstenmal und mit großem Beifall wurde es 1815 gesungen bei der Errichtung der allgemeinen Burschenschaft, und das Jahr darauf bei der Feier des Friedensfestes wiederholt. Für 3stimmigen Kinderchor ist diese Volksmelodie bearbeitet in: Röder u. Huth, Liedersammlung. B. Oberstufe, Nr. 22. Die andere Melodie von Gust. Reichardt ist späteren Ursprungs.

3. Das Lied vom Feldmarschall.

Gedichte. Berlin, 1860. 280. — Lüben u. N., Lesեb. V. Nr. 72. — Lüben, Auswahl. III. 90.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Husaren", nämlich die vom 5. preuß. Husaren-Reg.

2. „greisender Wein", alter Wein.

4. „Kehraus" heißt der letzte Tanz, nach welchem man nach Hause zurückkehrt; hier also die letzte Schlacht auf deutschem Grund und Boden.

5. „Bei Lützen", den 2. Mai 1813. — Unter „Welschen" sind hier nicht etwa Italiener, sondern überhaupt alle Feinde deutschen Wesens, namentlich Franzosen zu verstehen.

6. „An der Katzbach", den 26. Aug. 1813 — „Ohnehosen", franz. sansculottes, war während der ersten französischen Revolution der Spottname, den die aristokratische Partei der republikanischen beilegte (Freiheitsschwindler).

7. „Bei Wartburg", der Übergang über die Elbe bei Wartenburg, wo Bertrand am 3. Okt. 1813 einen großen Verlust erlitt.

9. „Übern Rhein". In der Nacht vom 31. Dec.—1. Jan. bewerkstelligte er den Rheinübergang bei Kaub und Koblenz.

2. Gedankengang.

Wir erhalten in diesem Gedichte ein Bild von dem alten Blücher, wie es nicht trefflicher gezeichnet werden konnte. Zunächst (in den beiden ersten Str.) beschäftigt den Dichter die äußere Erscheinung des Helden, den er gleich charakteristisch auftreten läßt. Die Trompeten blasen; die Husaren sprengen heraus und stellen sich in Schlachtordnung auf, und der Feldmarschall hält Musterung. Freudig sprengt er auf mutigem Rosse die Reihen entlang; in der Hand schwingt er den Säbel; seine Augen leuchten; sein weißes Haar wallt beim sausenden Ritt; er macht trotz seines Alters den Eindruck eines rüstigen Kriegsmannes; darum nennt ihn der Dichter den Verwalter des Schlachtfeldes. Nun gedenkt er der Thaten des Feldherrn, zuerst im allgemeinen (Str. 3 u. 4), dann im besondern (5—8). Blücher war es, der unter dem ärgsten Druck der Fremdherrschaft doch den Mut nicht sinken ließ und bei seinem Schwerte schwor, den Franzosen noch zu zeigen, was Deutsche vermöchten. Diesen Schwur hat er gehalten. Kaum erscholl der Ruf seines Königs, so stieg er wie ein Jüngling zu Pferde und jagte die Franzosen zum Lande hinaus. In 4 Schlachten erkämpfte er sich ewigen Nachruhm, bei Lützen, an der Katzbach, bei Wartenburg an der Elbe und bei Leipzig, wo er zum Feldmarschall ernannt wurde. Mit der letzten Str. kehrt nun das Lied wieder zum Anfang zurück. Begeistert ruft der Dichter dem dahinsprengenden Feldherrn zu, den Rhein zu überschreiten und den Feind in dessen eigenem Lande zu besiegen.

3. Kurze Inhaltsangabe.

Das Lied schildert die Persönlichkeit und die kriegerischen Thaten

des alten Blücher und fordert ihn auf, die Franzosen in ihrem eigenen Lande zu besiegen.

4. Gliederung.

I. Die Persönlichkeit Blüchers. (Str. 1 u. 2.)
II. Seine Kriegsthaten. (Str. 3—8.)
 A. Im allgemeinen. (3 u. 4.)
 B. Im besondern. (5—8.)
  1. Die Schlacht bei Lützen. (5.)
  2. Die Schlacht an der Katzbach. (6.)
  3. Der Übergang bei Wartenburg an der Elbe. (7.)
  4. Die Schlacht bei Leipzig. (8.)
III. Aufforderung zu einem Zuge nach Frankreich.

5. Die Form der Darstellung.

Derb und kernig, wie der Inhalt und wie die ganze Persönlichkeit des besungenen Helden ist auch die Form des Gedichtes. Die vierzeiligen Strophen mit gepaarten männlichen Reimen sind kunstlos und recht eigentlich für den Volksgesang gebaut, dem das Lied auch bald nach seiner Entstehung und wohl für alle Zeiten anheimfiel. Ein bestimmtes Versmaß waltet nicht vor; jeder Vers hat vier Hebungen. Es ist die sangbar gemachte alte Nibelungenstrophe.

6. Schriftliche Aufgaben.

Biographie und Charakteristik Blüchers.

4. Deutscher Trost.

Gedichte. Berlin, 1860. 247. — **Lüben u. N.,** Leseb. VI. Nr. 94. — **Lüben, Auswahl,** III. 91.

1. Gedankengang.

Zur Zeit der napoleonischen Zwingherrschaft in Deutschland, die eine allgemeine Niedergeschlagenheit hervorrief, war es namentlich Arndt, der durch seine Lieder die gesunkenen Geister erhob und den Aufschwung der Nation vorbereitete. In dem vorliegenden Liede wendet er sich tröstend an das verzagende, deutsche Herz und sucht es durch die Hinweisung auf den Ruf des Gewissens aufzurichten, das da befiehlt, recht zu thun und nichts zu fürchten. Das Gewissen lügt nicht, denn es ist göttlichen Ursprungs, ein Strahl des Himmelslichtes (Str. 1). Nicht auf gleißnerischen Lug und Trug, nicht auf List und Kunst, die dem Deutschen schlecht geraten, soll dieser sich verlassen (Str. 2); an ehrenfester Treue, unwandelbarer Liebe, an Einfalt, Demut und Redlichkeit soll er festhalten (Str. 3). Das gerade, offne Wort und der ehrliche Kampf mit Speer und Schwert vor dem Angesicht des Feindes stehen dem Deutschen wohl (Str. 4); Meuchelei und das Wohlgefallen an glänzender Sklaverei soll er den Welschen (den Franzosen) überlassen und dafür redlich, fromm, frei und treu

sein (Str. 5). Das deutsche Herz hat nicht nötig, zu verzagen, denn es stehen ihm vier Helden zur Seite; der nie zu unterdrückende deutsche Freiheitssinn, der fromme Glaube an die göttliche Vorsehung, die biedere, deutsche Gesinnung und die deutsche Tapferkeit (Str. 6). Diese Helden halten selbst in der größten Gefahr stand und verhelfen zum endlichen Siege (Str. 7); darum soll der Deutsche nicht verzagen, sondern der Stimme des Gewissens folgen, das den Tapfern nicht täuscht (St. 8).

2. Kurzgefaßter Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Verzage nicht, sondern folge der Stimme deines Gewissens!
2. Meide alles Falsche!
3. u. **4.** Halte fest an den Tugenden deiner Väter!
5. Überlaß Hinterlist und sklavische Gesinnung den Welschen!
6. Die vier deutschen Helden.
7. Sie verhelfen zum Siege.
8. Verzage nicht, sondern folge der Stimme des dich nicht täuschenden Gewissens.

3. Der Inhalt im allgemeinen.

Die Mahnung, der Stimme des Gewissens zu folgen, alles Falsche zu meiden und an alter deutscher Art und deutschem Wesen festzuhalten, ist der beste Trost für das in der Knechtschaft verzagende deutsche Herz.

4. Form der Darstellung.

Das Versmaß ist dem ernsten Inhalte angemessen gewählt. Es bewegt sich in vierfüßigen Trochäen mit gepaarten männlichen Reimen.

5. Vaterlandslied.

Gedichte. Berlin, 1860. 212. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 95. — Lüben, Auswahl. III. 92.

1. Erläuterungen.

Str. 2. „Und nimmer im Tyrannensold die Menschenschädel spalten". Anspielung auf die gezwungene Teilnahme vieler Deutschen an dem russischen Feldzuge von 1812.

3. „Dem Buben und dem Knecht die Acht!" Wer niedrige, sklavische Gesinnungen hegt, der sei von aller Gemeinschaft mit uns ausgeschlossen und dem Verderben geweiht.

2. Gedankengang.

Wir haben hier einen Schlachtgesang von hoher Begeisterung, voll Haß gegen alles Französische. Der Dichter beginnt mit der Versicherung, daß Gott es sei, der die Deutschen in den Kampf schicke. Er wollte keine Knechte, darum gab er uns Waffen, kühnen Mut und das freie Wort zur Bekämpfung unserer Unterdrücker (Str. 1). Das wollen wir festhalten und den Tyrannen nicht mehr dienen; wer aber dennoch für die schlechte Sache kämpft, der soll sterben und der errungenen Freiheit verlustig gehen (Str. 2.)

Dieser Gedanke begeistert den Dichter so, daß er unter feierlicher Anrufung des Vaterlandes schwört, jeden Verräter auf das schimpflichste zu bestrafen. Nun erst gedenkt er der nahenden Schlacht, welche die bisher erduldete Schmach der Knechtschaft so rächen soll, wie einst die Teutoburger Schlacht deutsche Schmach rächte (Str. 3). Mit lautem Kriegsruf fordert er alle Deutschen zum Kampf fürs Vaterland auf, zum Schwur, der Knechtschaft ein Ende zu machen (Str. 4). Alles soll in Kampfeslust erklingen; unter Trommel- und Flötenschall gehe es in die Schlacht, in welcher jeder sein Schwert mit dem Blute des Feindes röten soll. Rache am Feinde zu nehmen, das sei jetzt das große, das einzige Werk des Deutschen (Str. 5). Die Standarten und Fahnen sollen alle wehen, und jeder soll des Heldentodes eingedenk sein. Das Siegespanier flattere dem kühnen Reihen, dem wilden Kriegstanze voran, und entschlossen, zu siegen oder zu sterben, stürzen sie dem Feinde entgegen.

3. Kurzgefaßter Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Gott gab uns zur Bekämpfung der Feinde Waffen, Mut und die freie Rede.

2. Daran wollen wir festhalten und den vernichten, der für den Tyrannen kämpft.

3. Schwur, den Verräter zu ächten. Auszug zur Racheschlacht.

4. Schwur, vereinigt der Knechtschaft ein Ende zu machen und

5. den Feind zu vernichten.

6. Beginn der Schlacht. Entschluß, zu siegen oder zu sterben.

4. Der Inhalt im allgemeinen.

Das Gedicht enthält einen Aufruf an alle Deutsche, nicht mehr der Tyrannei zu dienen, sondern für die Freiheit des Vaterlandes Gut und Blut zu wagen.

5. Form der Darstellung.

Wir begegnen hier derselben festen, mannhaften Sprache, welche die beiden vorigen Gedichte so volkstümlich machte und auch das vorliegende in den Kreis der damals allgemein gesungenen Schlachtenlieder zog. Von besonderer Schönheit sind die Anfänge der 4., 5. und 6. Str. Jede Str. besteht aus 8 vier- und dreifüßigen Jamben mit verschlungenen weiblichen und männlichen Reimen.

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Woran erkennt man den wahren Freund des Vaterlandes?
2. Das deutsch-patriotische Lied.

6. Bundeslied.

Gedichte. Berlin, 1860. 294. — Lüben, Auswahl. III. 93.

In diesem Lob- und Dankliede nach Deutschlands Befreiung fordert der Dichter die starken deutschen Männer auf, Gott, dem

Vaterlande, der Freiheit, der deutschen Treue und dem deutschen Glauben die Ehre zu geben und diese Bundeszeichen als Deutschlands Trost und Hort stets hoch zu halten.

Die folgenden vier Stücke, Nr. 7—10, sind unmittelbar verständlich.

7. Weihnachtslied.

Lüben u. N., Lesեb. II. Nr. 225.

8. Von der Sünde und dem Unglück.

Arndts Schriften für und an seine lieben Deutschen. Lpzg., 1845. I. 262. — Lüben, Auswahl. III. 94.

9. Das preußische Volk im Jahre 1813.

Ebendaselbst, 1845. I. 335. — Lüben, Auswahl. III. 95.

10. Porträt des Freiherrn vom u. zum Stein.

Arndt, Erinnerungen aus d. äußeren Leben. Lpzg., 1840. 375. — Lüben, Auswahl. III. 97.

11. Der Holländer.

E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Lpzg., 1843. 358 ff. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 96.

1. Erläuterungen.

2. „— mit dem Eigenwillen eines Pedanten", d. h. eines einseitigen, an Kleinigkeiten haftenden Menschen. Dieses aus dem ital., der pedánte, aufgenommene Wort bezeichnete dort im 15. Jahrh. einen Erzieher oder Hofmeister; „pedantisch," einseitig, kleinlich, geschmacklos, schulsteif, schulfuchsartig.

4. „Erinnere dich der Geschichten von Albas Tagen." Die Grausamkeit dieses furchtbaren Mannes, durch den auch Egmont fiel (1568), erregte in Holland, Seeland und anderen Provinzen einen Aufstand, der einen fast 68jährigen, wechselvollen Kampf mit dem mächtigen Spanien zur Folge hatte und mit Anerkennung der Unabhängigkeit der vereinigten freien Niederlande endigte.

4. Barneveldt (Johann von Olden), geb. 1549, erwarb sich um die Befreiung der Niederlande große Verdienste, die ihm aber schlecht vergolten wurden. Als Generaladvokat der Provinz Holland schützte er diese gegen die geheimen Anschläge des Prinzen Moritz von Nassau, der dem republikanischen Prinzip entgegenarbeitete. Je höher die Niederlande Barneveldts Verdienst anerkannten, um so höher stieg die Erbitterung des Prinzen, der nun durch Religionsstreitigkeiten seine Zwecke zu erreichen suchte, da Barneveldt der verhaßten Sekte der Arminianer angehörte. Moritz's Ränke verdächtigten Barneveldt auf alle Weise und schwächten die Liebe des Volks zu ihm. Als nun im J. 1618 eine Kirchenversammlung zu Dortrecht zusammentrat, um die

Streitigkeiten innerhalb der calvinistischen Kirche zu schlichten, verurteilte die Synode die Arminianer mit der ungerechtesten Strafe, und Barneveldt ward von 26 Kommissarien zum Tode verdammt. Den 13. Mai 1619 bestieg er das Blutgerüst.

4. Johannes de Witt, Großpensionär von Holland, wurde 1625 zu Dortrecht geboren und zeichnete sich durch seinen unvertilgbaren Haß gegen das Haus Oranien aus, dessen Streben nach unumschränkter Herrschaft ihm nicht entging. Trotz seiner Gegenbemühungen kam die Wahl Wilhelms III. von Oranien zum Oberstatthalter zustande; die oranische Partei erhielt dadurch über die Republikaner das Übergewicht, und Witt verlor immer mehr und mehr an Einfluß. Als der Krieg von 1672 mit den Franzosen unglücklich ablief, so schrieb man dies den Verrätereien Witts zu, den man im Verdacht des Einverständnisses mit Frankreich hatte. Der Unwille des Volkes wandte sich, genährt durch die oranische Partei, immer lauter gegen Witt, und man beschuldigte sogar Witts Bruder, Cornelius, dem Prinzen nach dem Leben getrachtet zu haben. Wilhelm ließ diesen in Haag einkerkern, und als Witt sich dahin begab, um seinen Bruder zu sprechen, entstand plötzlich ein Volksaufstand; das Gefängnis wurde erbrochen und beide Brüder vom aufgereizten Pöbel ermordet (20 Aug. 1672). Alle Urteile der Zeitgenossen sprechen Witt einstimmig vom Verrate am Vaterlande frei.

5. Orthodoxie", Rechtgläubigkeit, Starrgläubigkeit.

(Vergl. „Ebbe u. Flut in Holland" v. Kohl, Leseb. V. Nr. 28.)

2. Kurzgefaßter Inhalt.

Der Anblick Hollands erregt die Bewunderung des Deutschen, noch mehr die Art und Geschichte der Bewohner Hollands, die ihr reiches Land sich eigentlich selbst schufen. Es ist schwer, den Holländer zu beschreiben. Der erste Eindruck, den er auf den Fremden macht, ist kein ihm günstiger. Er erscheint kalt, steif, förmlich, und wenn man auch nach längerer Betrachtung ein anderes Urteil gewinnt, so steckt doch immer noch etwas Unbeschreibliches in dem holländischen Wesen. Man muß die Holländer von innen heraus verstehen lernen. Ihre scheinbare Ruhe und sorglose Gelassenheit ist weiter nichts, als das Bewußtsein, ihr Land selbst geschaffen zu haben. In diesem Bewußtsein erfreut sich der Holländer seines dem Meere abgewonnenen Landes und sucht es auf alle Weise zu verschönern. So ruhig und behaglich er jedoch bei der Gestaltung seines häuslichen Lebens erscheint, so regsam, trotzig und willenskräftig ist er im Kampfe mit dem Meere. Der Eigenwille, der sich in jedem Holländer zeigt, wird nur hinter einer gewissen langweiligen Einförmigkeit versteckt, die auch die Sprache, wie das ganze Land an sich trägt. Zum Schutz gegen die Eintönig-

keit des Landes pflegt der Holländer das Nette, Reinliche, Saubere; daher seine leidenschaftliche Vorliebe für Blumen und die Malerei.

Der Holländer ist also dem Seelöwen vergleichbar, der unter einem ruhigen Äußern Mut und tiefe Leidenschaft verbirgt. Die Geschichte beweist dies genugsam. Im Kampf und in der Arbeit seiner Schöpfung hat sich sein Geist klar entwickelt; er haßt das Verstiegene und Verschwommene, Unbestimmte und Schwärmerische. Darum sind seine Gesetze bestimmt und klar, darum ist seine Religion die calvinistische, die sich von dem englischen Protestantismus nur durch den Mangel äußerlichen Glanzes unterscheidet. Darauf beruht überhaupt der Unterschied zwischen dem demokratischen Holländer und dem aristokratischen Engländer, die sonst beide den Sinn für das Klare und Bestimmte gemein haben.

3. Die Form der Darstellung.

Der Stil dieses Musterstückes zeichnet sich besonders durch die häufige Anwendung ziemlich umfänglicher Perioden aus, die jedoch der Klarheit und logischen Einheit des Ganzen keinen Abbruch thun.

Leben und Charakteristik Arndts.

I.

1. In den „Erinnerungen aus dem äußern Leben" erzählt Arndt selbst: „Am Schlusse des zweiten Weihnachtstages des Jahres nach der Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi 1769 habe ich zu Schoritz auf der Insel Rügen zuerst das Licht dieser Welt erblickt und zwar als ein Wohlgeborner, weil ich stark und gesund war, als ein Hochgeborner, weil mein Geburtshaus damals durch eine hohe, stattliche Treppe und durch Jugendlichkeit und Schönheit ein sehr ritterliches und hochadeliges Ansehen hatte.

Wie es nun auch um diese Geborenheiten stehen mag, die Wahrheit bekennend, muß ich aussagen, daß der Stamm, aus welchem ich entsprossen bin, unter anderem, niedrigem Menschengesträuche ganz tief unten an der Erde stund, und daß mein Vater kein vornehmerer Mann war, als der Vater des römischen Dichters Horaz, nämlich ein Freigelassener. Er war Verwalter der Schoritzer Güter, die aus einem halben Dutzend größerer und kleinerer Höfe und einigen Bauerndörfern bestunden. Später pachtete mein Vater für sich das Gut Dumsevitz, und auf diesem wuchsen wir in ländlicher Stille auf. Dumsevitz war ein häßlicher Hof, indessen waren doch hübsche Wiesen und Teiche umher, nebst zween sehr reichen Obstgärten, und in den Feldern Hügel, Büsche, Teiche, Hünengräber, alles in dem unordentlichen, aber romantischen Zustande eines sehr unvollkommenen und ursprünglichen Ackerbaues. Die Natur war, mit Goethe zu reden, gottlob! noch nicht reinlich gemacht, und ihre ungestörte Wildheit mit Vögeln, Fischen, Wild

und Herden desto lustiger; auch streiften wir, dem fröhlichen Jäger, dem Vater und seinen Hunden folgend, oft darüberhin. Es waren glückliche Jahre für uns, und es war uns ganz recht, daß wir wegen Mangels an einer Schule nicht zu frühe auf den Schulbänken sitzen mußten. Aber so ganz leer gingen wir doch nicht aus. Die Eltern hielten den Herbst und Winter, wo sie am meisten Muße hatten, Schule mit uns; Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, und die Mutter hielt die Leseübungen und machte unsere jungen, flatterhaften Geister durch Erzählungen und Märchen lebendig, die sie mit großer Anmut vorzutragen verstand. Auch die Bibel habe ich einigemal mit ihr durchgelesen, und das Gesangbuch mußte auch fleißig zur Hand genommen werden.

Frühling und Sommer gingen nicht ganz ohne Schule hin, indessen war die Schule unter den Gespielen in Feld und Wald und auf Wiesen und Heiden und unter Blumen und Vögeln wohl die beste. Doch ließ der Vater uns nicht immer bloß wild und wie aufs liebe Ungefähr herumlaufen, sondern wußte es meistens so einzurichten, daß wir bei dem Herumspringen und Herumspielen irgend etwas einzurichten oder zu bestellen hatten. Zuweilen hütete ich unsere Schweine und Kühe, und noch leuchten mir die ersehnten Abendröten, wo ich fröhlich meine Kuhherde in den Hof trieb und dann geschwind in der Dämmerung noch auf einen Apfel- oder Kirschbaum kletterte, wo ich süße Beute für mich wußte. Ich galt für einen treuen, gehorsamen und fleißigen Jungen, aber zugleich für einen ungestümen und trotzigen, für einen solchen, der gern seinen eigenen Weg ging.

Gegen das J. 1780 bezog mein Vater eine andere Pacht, etwa eine Meile von Stralsund, und nun wurden wir in eine ordentliche Schule gethan. In dieser Zeit war Deutschland zu neuem litterarischen und poetischen Dasein erwacht, und selbst die Ungelehrten, wie z. B. meine Eltern, nahmen daran teil: Lessing, Claudius, Bürger und Stolberg wurden von alt und jung mit Jubel begrüßt. Wir lasen und lernten Verse machen. Unsere Begeisterung für die Dichter, welche wir lasen, brachte einmal durch meine Schuld ein Trauerspiel hervor, welches der guten Mutter mehr als eine Thräne und uns allen manchen guten Braten gekostet hat. Hier ist die schwarze Geschichte.

Wir hatten uns in dem Baumgarten hart unter den Augen unserer Schulfenster, wo ein schöner, sonnenbeglänzter Rasenplatz war, ein Ding gleich einem pegnitzischen Blumengarten angelegt. Der Rasen war nämlich in viele kleine Duodezgärtchen geteilt, und die Mitte jeder Abteilung war mit einem Haufen bunter, am Meeresstrande aufgesammelter Steinchen belegt. Jedes einzelne Gärtchen trug den Namen eines Dichters: Gellert, Hagedorn, Uz, Lessing, Bürger, Stolberg, Hölty, Claudius, Overbeck u. s. w.; Goethes Großheit lag natürlich noch weit jenseits unseres Ge-

sichtkreises. Damit nun diese bunt ausgelegten und mit Rasen umlegten Gärtlein recht grünen möchten, mußte Wasser zum Begießen geschafft werden. Das fehlte in dem Baumgarten, auch war kein Brunnen oder Teich in der Nähe. Da machte ich, als der stärkste der Teilnehmer, mich ans Werk und beschloß, einen kleinen Teich zu graben, worin sich Wasser sammeln könne. Das ward in der That in den Feierstunden einiger Wochen vollbracht, und bald füllten auch ergiebige Regen meine Grube mit Wasser. Da begab sich, daß die jungen Geschwader von etwa 70—80 Gänsehäuptern, schon ziemlich erwachsen und wohl befiedert, eines Abends in den Baumgarten getrieben wurden, um in seinem wohl beschlossenen Bezirke die Nacht in sicherer Hut vor Hunden und Füchsen zu durchschlafen. Aber o weh! die armen Gänschen hatten nicht geschlafen, sondern Wasser gesucht und gefunden, waren in meine tiefe Grube gestürzt, welche keinen leichten Ausgang bot, und hatten sich übereinander schlagend und sterbend bis auf 4, 5, die man auf den Leichen der übrigen noch lebend fand, sämtlich erstickt.

Noch eines jugendlichen Spiels muß ich hier erwähnen, das, wie ich mich erinnere, von mir ausging, der eine besondere Freude an Geschichten und Märchen hatte, nämlich unser Geschichten-Erzählen oder Geschichten-Treiben, wie wir es nannten. Wir größeren Jungen waren nämlich übereingekommen, daß während der winterlichen Zeit, wo die Abende und Nächte sich bei den Hyperboräern fast zu sehr längen, die Langeweile durch Geschichten, welche jeder umsichtig in seiner Weise zu erzählen hätte, von uns gekürzt werden sollten. Dies ward denn auch mit großer Freude in lustige That verwandelt und während mehrerer Winter von uns fortgesetzt; denn die Lust daran war so mächtig, daß wir oft um 8 Uhr schon zu Bette eilten — denn im Bette, und zwar in einem dunklen Kämmerlein, ward Erzählung getrieben — damit die Geschichten recht lange genossen werden könnten. Hier suchte nun jeder, was er aus Erdkunde und Naturkunde Wundersames behalten oder vom lebendigen Munde anderer sich aufgelesen hatte, in neuer Gestaltung und Erfindung zusammen zu weben. Auch ward der Vertrag ebenso gewissenhaft gehalten, als er feierlich geschlossen war, und ich erinnere mich nicht, daß jemals nur eine beschwerliche Unterbrechung eingetreten, geschweige, daß dem Erzähler etwas Bitteres oder Unangenehmes eingewandt worden wäre. Wir hörten vielmehr immer mit der anständigsten Geduld zu. Ich für meinen Teil hatte mir einen fabelhaften Goldadler, den ich mit Mandeln und Rosinen und Feigen und Pomeranzen fütterte, vor einen luftigen Wagen gespannt, und er hat mich zu Magnetinseln und Diamantgruben, in die Höhle von Riesen und Zauberern und in die goldenen Paläste der Unterirdischen, ja durch die Mongolen-wüste Gobi bis unter die gefährlichen Flügel des Vogels Rock

getragen. Auch jene Kleinigkeit hing offenbar mit dem poetischen Einflusse jener Tage zusammen. Für uns hatte es wenigstens den Vorteil, daß wir zur rechten Zeit reden und erzählen lernten; für mich aber führte es die angenehme Beschwerde herbei, daß ich noch 5—6 Jahre später, wo ich im Kreise kinderbegabter Freunde erschien, meinen Goldadler satteln und anschirren mußte. So hatte sich der Ruf unseres Geschichtentreibens verbreitet.

Bei allen diesen kindischen und kindlichen Spielen und Entwickelungen des jungen Lebens hin und her, worin schon einzelne höhere und edlere Keime lagen, blieb der gewöhnliche Zustand doch in den Schranken des elterlichen Standes und Vermögens. Der rüstige, damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater mutete uns mit Recht die Übungen und Arbeiten zu, welche er hatte durchgehen müssen; er sah es überhaupt gern, wenn wir aus eigenem Triebe oder im wackern Wettkampfe uns Strengen und Härten auferlegten, die er eben nicht befohlen hatte. In der Erntezeit, wo viele Hände und diese oft recht geschwind gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne aus dem Bette getrieben und mußten oft lange vor der Schulstunde Ochsen und Rosse herbeitreiben oder herbeireiten, oft auch den ganzen Tag in diesen oder ähnlichen jugendlichen oder hirtlichen Geschäften ausharren. Waren junge Füllen zuzureiten oder Pferde durch die Teiche zu schwemmen, Bruder Karl, der nun wieder bei uns war, und den Kaufmann, wofür er bestimmt schien, wieder gegen den Landmann vertauscht hatte, und ich wurden darauf gesetzt, oft, wenn es ins Wasser ging, ganz nackt, der Vater mit der knallenden Peitsche hinter uns. Noch erinnert's mich, daß ich, als ich einmal ein unbändiges Tier splitterfasennackt durch einen Teich ritt, von diesem beim Herausspringen in Nesseln und Dornen abgeworfen ward, daß mir das Fell brannte. Zu solchen Abenteuern durfte nicht sauer gesehen werden. Baden im nahen Meere, Fischen in den vielen Teichen und in den Gräben und Bächen der überschwemmten Wiesen auf Karauschen, Krebse, Krabben, Hechte und Aale, Vogelstellen im Herbste in unserer trauten Lau,*) Schlittenfahrten und Schlittschuhlaufen — alles das verstund sich als die Regel eines tüchtigen Landlebens von selbst.

Wir hatten nun bis in den Anfang meines 17. Jahres so fort gelebt, wie es sich eben machte, und meine Eltern konnten wohl nicht daran denken, mich studieren zu lassen. Da kam es durch fremde Hülfe, daß ich plötzlich in die gelehrte Schule nach Stralsund verrückt ward. Mehrere Gönner, welche unbekannt bleiben wollten, hatten für diesen Zweck einen Zusammenschuß gethan, und im Hornung d. J. 1787 ward ich in die Sekunda jener Schule eingeführt und bekam bei dem Herrn Konrektor Furchau meine

*) der oder das Lau = Loh, Hain, buschiges Wäldchen.

Wohnung. Dies war ein Sprung! Der arme und blöde Landjunge erschien im schlechtesten Aufzuge unter vielen zum Teil zierlichen und nach ihrer Weise vornehmen Jünglingen der ersten Familien der pommerschen Hauptstadt. Ich trug einen grünen Rock von eigengemachtem Zeug, wenn es ein bißchen besser sein sollte, einen grauen plüschenen, aus einem alten Rocke meines Vaters zusammengenäht und von dem Landschneider etwas zu wulstig weit zugeschnitten; meine Stiefeln ungefähr in ähnlicher Art von dem Leisten des Meisters Silverstorp in Rambin. Man kann denken, mit welcher Gier die zierlichen Stadtpfauen über die so aufgeputzte Landkrähe herfuhren, und wie die Krähe sich anfangs zurückmachte. Indessen Not bricht Eisen, und da mich einige etwas unsanft anzutasten wagten, fühlte ich mein ungeduldiges Arndtsblut aufsieden, und bald lagen ein paar Bursche zusammengeknickt zu meinen Füßen. In dieser Beziehung hatte ich bald Ruhe, denn in der ganzen Klasse war etwa nur ein einziger, der mich allenfalls hätte bestehen können, mein nachheriger Schwager Asher; dieser aber ließ mich ungeheiet.*) Die Klasse war damals durch die lange Kränklichkeit des eben verstorbenen Subrektors Vorheck sehr vernachlässigt. Ich konnte mich darin bald mit den besten Schülern messen. Zwar verstund ich noch kein Wort Griechisch, aber in dieser Sprache sah es bei jedermänniglich damals schlecht in Sekunda aus. Nach des Subrektors Tode ward der Unterricht in dieser Klasse von den Lehrern der Prima mit bestritten und ging nur bruchweise fort, und mir blieb immer Zeit genug, durch Privatunterricht, den ich im Griechischen nahm, mit den übrigen, die alle nicht hoch stunden, in wenigen Monaten auf gleiche Höhe zu gelangen. Im Frühlinge langte denn der neue Subrektor, Herr Ruperti aus Hannover, an und erhob den Unterricht und die Zucht der Sekunda bald zu einer hohen Stufe. Ich habe in dieser Klasse zwei Jahre und in Prima ein Jahr zugebracht und für einen der fleißigeren und besseren Schüler gegolten, was bei allem dem nicht viel sagen will.

Während dieser Zeit ward ich von Freunden meiner Eltern, die nach Löbnitz gezogen waren, unterstützt und genoß Freitische. 1789 sollte ich nun zur Hochschule abgehen.

Nachdem ich eine Zeitlang bei meinen Eltern studiert hatte, bezog ich 1791 die Hochschule Greifswald und später (1793) Jena, wo ich mich auf Philosophie, Theologie und Geschichte verlegte. Die Ferienreisen machte ich nach meiner Weise immer zu Fuß, wie auch andere Flüge durch das liebe Vaterland, und zwar nicht bloß, um den Körper abzuhärten, sondern auch, um Land und Leute besser kennen zu lernen.

Von Jena kehrte ich wieder heim und war einige Jahre Hauslehrer. Ich war 28 Jahre alt, als mich eine große Sehnsucht

*) mundartlich, so viel als ungeschlagen, ungeschoren.

lockte, die Welt zu sehen. Mein Vater reichte mir die Mittel, ich verstund mich zu behelfen, und so ging es ganz leidlich, wenn auch nicht freiherrlich, doch zuweilen herrlich. So bin ich denn anderthalb Jahre in mancherlei Abenteuern, die nicht hierher gehören, zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff herumgepilgert, vom Frühlinge 1798 bis in den Herbst 1799, habe ein Vierteljahr in Wien gelebt und mir das Ungarland betrachtet; dann über die Alpen nach Italien. Dort hat mich in Toskana der wieder ausbrechende Krieg überrascht und mich geschwinder weggetrieben, als ich gedacht hätte; ich habe Rom, Neapel, Sizilien nicht zu sehen bekommen. Als die Kriegsflamme aufzulodern begann, war ich in Nizza, dann in Marseille, den ganzen Sommer in Paris; den Herbst bin ich über Brüssel, Köln, Frankfurt, Leipzig, Berlin langsam heimgezogen. Auch diesen Ausflug, wie so vieles in meinem Leben, was ich leider beklagen muß, habe ich mehr aus Instinkt, als für einen bewußten Zweck gethan. Ohne bestimmte Richtung und Ziel, ohne Vorbereitungen und Vorarbeiten für die Straßen, die ich durchlaufen wollte, bin ich fast zu leicht durch die Welt fortgeschlendert. Ich habe diese Reise fast wie Bruder Sorgenlos gemacht, fast als wäre ich ein hochgeborner Reichsfreiherr gewesen, die straffe Börse und den blanken Wechsel desselben abgerechnet. Indessen bin ich später gewahr geworden, daß in mir ein dunkles Ziel lag, das ich damals nicht gewahrte. Ich habe die Dinge, Menschen und Völker dieser Welt doch sehen und erkennen gelernt. Ich glaube aber nun, da mir die Augen über dem, was ich alles ersehen habe, oft übergehen wollen, es wäre ein Unglück, wenn ein Mensch sehen könnte, wann und wodurch ihm auf seinem Pilgerlaufe das Gesicht wächst.

Ich begab mich wieder in die Heimat und von da nach Greifswald, wo ich an der Hochschule angestellt wurde. Meine Gattin, die ich dort kennen lernte, sollte ich bald verlieren. An dieser kleinen Hochschule war ich 10 Jahre beschäftigt, von welchen ich ungefähr die Hälfte auf Reisen und in Schweden (1803) zugebracht, die 2. Hälfte gelehrt habe."

2. Soweit Arndt selbst. Er hatte sich schon immer als ein kerniger, biederer, redlicher Mann gezeigt, aber erst das schwere Joch, das über Deutschland kam, hat alle Treue, Kraft und Herrlichkeit seines Gemütes kund gethan und ihn dargestellt als einen Vorkämpfer in den Reihen hochgesinnter deutscher Männer, was er bis zum späten Greisenalter geblieben ist. Im J. 1807 erschien sein Buch: „Geist der Zeit", worin er des Vaterlandes Schmach und des Drängers, des Emporgekommenen Tyrannei mit glühenden, tief in die Seelen dringenden Worten schilderte. Sein Motto war: „Im Herzen Mut, Trotz unterm Hut, Am Schwerte Blut, Macht alles gut!" Er wurde eine Macht gegen Napoleon und mußte vor ihm nach Schweden fliehen. Aber auch gegen jedes

verjährte Unrecht im Vaterlande kämpfte der mutige Mann, wie in seiner „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“, weshalb er von mehreren Adeligen angeklagt wurde.

Aus Schweden kehrte er 1810 unter dem Namen eines Sprachmeisters Allmann nach Berlin zurück; denn sehnsüchtiges Heimweh nach dem deutschen Vaterlande und seiner tiefen, gemütlichen Sprache ließ ihn im fremden, wenn auch sprachverwandten Lande nicht glücklich sein. Er nahm seine Stelle in Greifswald noch in demselben Jahre wieder ein, aber beim Herannahen des großen Krieges, nachdem er mit vielen bedeutenden, für Deutschlands Befreiung begeisterten Männern in Gemeinschaft getreten war, floh er aufs neue und ging dann über Berlin, Schlesien, Böhmen, Mähren, Galizien, Volhynien, Kiew nach Smolensk, wo er einige Tage vor den Franzosen ankam. Im J. 1813 kam er zurück, und nun war er von ganzer Seele bemüht, durch Flugschriften und Gedichte voll Geist und Feuer, Mut und Kraft gegen die Unterdrücker zu steigern und den Sinn für Unabhängigkeit und Freiheit in allen preußischen und deutschen Herzen zu entflammen. Jetzt erschienen seine begeisterten Schriften: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“, „Soldatenkatechismus“, die weitverbreitete Flugschrift: „Über Landwehr und Landsturm“, und viele seiner herrlichen Volkslieder, welche ihn würdig den Vaterlandsdichtern anreihen.

Nach der Schlacht bei Leipzig setzte er unter Autorität der Zentralverwaltung mit Befreiung von Zensur seine schriftstellerischen Arbeiten fort, und der edle Minister Freiherr von Stein giebt ihm das ehrende Zeugnis: „Er hat sich in der Zeit, daß er mit mir in den angegebenen Verhältnissen stand, als einen gottesfürchtigen, das Vaterland liebenden, seine Befreiung vom fremden Joch eifrig-wünschenden und dazu durch Wort und Schrift nach Kräften wirkenden Mann gezeigt.“ Von 1815 an hielt sich Arndt in den Rheinlanden auf und gab 1815 u. 16 in Köln eine Zeitschrift, „Der Wächter“, heraus. Im J. 1817 nahm er in Bonn seinen Wohnsitz, verheiratete sich mit Schleiermachers jüngster Schwester und wurde 1818 an der neu errichteten Universität Bonn ordentlicher Professor der Geschichte. Da kam die traurige Zeit der Untersuchungen sogenannter demagogischer Umtriebe, wo die edelsten für des Vaterlandes Freiheit begeisterten Sänger und Menschen zu niedern Aufrührern gestempelt werden sollten. Was man damals gethan, um auch Arndt schuldig finden zu wollen, erzählt er uns in tiefem Unwillen in seinem „Notgedrungenen Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe“. Endlich wurde er zwar freigesprochen, blieb aber, wiewohl mit Beibehaltung seines Gehaltes, von seinem Amte suspendiert

und in den Ruhestand versetzt. Er siedelte sich nun bei Bonn an und bebaute seinen Weinberg. Hier hatte er 1834 das Unglück, seinen jüngsten Sohn beim Baden im Rhein zu verlieren.

Ein neues, zweites Leben ging ihm 1840 an mit dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms IV. Er erhielt wieder die Erlaubnis, thätig in sein Amt einzutreten, wurde für das folgende Jahr zum Rektor ernannt und erhielt 1842 wie schon vorher den Verdienstorden der bayerischen Krone, den roten Adlerorden. Er war freilich ein Greis geworden, aber er hat auch im Greisenalter noch mehr gethan, als viele Jünglinge. Als im J. 1848 des Volkes Stimme auch ihn ins deutsche Parlament nach Frankfurt rief, hat er hier die Wahrheit des Wortes bewiesen, welches er im Unwillen über seine Verhöre 1820 im J. 1847 aussprach, daß er nie Gewalt und Aufruhr und Beugung des Rechts gewollt. Ein tiefer Schmerz war es ihm, daß er als Abgesandter des Parlaments 1849 den Antrag der Kaiserkrone von Preußens Könige zurückgewiesen und den Wunsch vereitelt sah, von dessen Erfüllung ihm Deutschlands Einheit und Hoheit abzuhängen schien.

Arndt erfreute sich bis zu seinen letzten Lebenstagen der besten Gesundheit und war noch als Greis sehr rüstig. In seinem 90. Lebensjahre besorgte er noch eine Ausgabe seiner Gedichte. Sein 91. Geburtstag wurde durch Zuschriften, Geschenke und Feste von ganz Deutschland gefeiert. Die Beantwortung aller Glückwünsche regte ihn bei seinem Alter mehr auf, als ihm gut war. „Er ist buchstäblich in Blumen der Liebe und Verehrung erstickt," sagt Ölbermann in seiner Denkrede. Er starb am 29. Jan. 1860. Die rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität brachte den „schmerzlichen Verlust ihres ältesten Mitgliedes, des unerschütterlichen Kämpfers für deutsche Sprache, Sitte und Ehre, dessen Name gefeiert und geliebt ist, so weit die deutsche Zunge klingt", mit dem frommen Wunsche zur öffentlichen Kunde, daß „über seinem Grabe der Bau deutscher Einheit und Einigkeit, woran er in schlimmen, wie in guten Zeiten ganz unablässig gearbeitet, sich erheben möge".

II.

Arndts Verdienst um die Befreiung des Vaterlandes von der Herrschaft der Franzosen wird allgemein anerkannt. Alle seine zahlreichen Schriften und seine Gedichte sind auf diesen Zweck gerichtet. Sein „Geist der Zeit" ist nichts weiter, als eine begeisterte Rede gegen den Feind des Vaterlandes. Der Geist, welcher 1813—15 alle beseelte und zu großen Thaten führte, war vorzugsweise durch ihn angefacht worden und wurde durch jedes neue Lied, das er unter das Volk warf, fort und fort genährt. Sein aufflammender Zorn über die Franzosen macht sich darin oft in den stärksten Ausdrücken Luft; man glaubt Kanonendonner zu hören,

wenn man sie liest oder wenn große Chöre sie singen. Wie mächtig wirkt nicht sein „Was ist des Deutschen Vaterland?“ noch nach 70 Jahren bei jeder Gelegenheit, wo es ertönt.

Neben den trefflichen Kriegsgesängen hat Arndt auch manches schöne religiöse Lied gedichtet, wie Nr. 1 von Lübens Auswahl zeigt. Es spricht sich in denselben ein wahrhaft frommer, gottergebener Sinn aus, ein Sinn, den er allerwärts auch im Leben bekundet hat.

Es ist eine nicht hoch genug zu schätzende Wohlthat, wenn ein Volk von Zeit zu Zeit, besonders aber in bedrängten Zeiten, solche Männer erhält; denn sie führen es in seiner ganzen Gesittung und Bildung schnellen Schrittes weiter.

Seine Sprache und seinen kernhaften, volkstümlichen und männlich kräftigen Gedankenausdruck bildete er durch fleißiges Lesen in Luthers Bibel; denn 1855 bekannte er: „Vor allen andern deutschen Männern hat dieser große Unsterbliche (Luther) der Sprache den rechten Schritt und Klang zu deutschen Herzen gewiesen, und wenn mir hin und wieder gelungen ist, deutsch sprechen und manches singen zu können, so verdanke ich das am meisten von Kind auf geübter fleißiger Lesung der Luther-Bibel,“ und für seine weltlichen und geistlichen Lieder suchte er „in seines Martin Luthers Bibel und Liedern die rechten starken und einfältigen Muster“.

Ölbermann sagt in seiner „Denkrede auf Vater Arndt“: „Arndt, der ewige Mensch, ist noch lange nicht genug gefeiert worden, kann in Deutschland niemals genug gefeiert werden! Denn das Ewige an ihm war ein Ausfluß der Gottheit, von der das Sprichwort sagt, daß sie den Deutschen nie verlasse — und die Gottheit in ihren Offenbarungen zu feiern, ist ja das schöne Vorrecht des denkenden und fühlenden Menschen.

Ja, ich sage es, und ich sage es noch einmal: Arndt, der ewige Mensch, war ein voller Sonnenstrahl der Gottheit, die keinen Deutschen verläßt. Sie offenbarte sich dem Volke in ihm, sie redete aus ihm mit den zwei gewaltigen Worten deutscher Verheißung, welche also lauten:

Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen!
und
Das ganze Deutschland soll es sein!“

Die deutsche Nation hat dem Vaterlandsfreunde jetzt in dankbarer Erinnerung bei Bonn ein Denkmal errichtet. Möge es stets Antwort auf die Frage des Dichters geben:

Wer soll dein Hüter sein?
Sprich, Vater Rhein!

Schriftliche Aufgaben.

1. Die Kriegslyriker des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. 2. Arndt und Lessing.

Litteratur.

A. Arndts Schriften.

Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin, 1803. Anhang dazu, 1817.
Germanien u. Europa. Altona, 1803. 5 ℳ.
Fragmente über Menschenbildung. 2 Tle. 1805. 3. Tl. 1813. Altona. 11 ℳ.
Geist der Zeit. 1 Tl. 1807. 2. u. 3. Tl. 1813. 4. Tl. 1818. 4. Aufl. 1861. 4,50 ℳ.
Glocke der Stunde in drei Zügen. Königsberg, 1812. 1 ℳ.
Katechismus für christliche Soldaten. Berlin, 1813. 50 ₰.
Historisches Taschenbuch für 1813. Braunschw., 1814. 4,50 ℳ. — Für 1814. Königsberg. 3,50 ℳ.
An die Preußen. Königsberg, 1813. Ein Bog. Fol.
Was bedeutet Landsturm u. Landwehr? (ohne Ort) 1814. 40 ₰.
Zwei Worte über d. Entstehung u. Bestimmung d. deutsch. Legion. Leipzig, 1814. 50 ₰.
Entwurf d. Erziehung u. Unterweisung eines deutsch. Fürsten. Berlin, 1813. 1 ℳ.
Katechismus für deutsche Soldaten. Lpzg., 1814.
Katechismus für den deutschen Kriegs- u. Wehrmann. Breslau, 1813. 90 ₰.
Das preußische Volk u. Heer im J. 1813. Lpzg., 1814. 75 ₰.
Über Volkshaß u. über d. Gebrauch e. fremden Sprache. Lpzg., 1813. 1,25 ℳ.
Über d. Verhältnis Englands u. Frankreichs zu Europa. Lpzg., 1813. 1,75 ℳ.
Der Rhein, Deutschl. Strom, aber nicht Deutschl. Grenze. Lpzg., 1813. 1,50 ℳ.
Grundlinien einer deutsch. Kriegsordnung. Lpzg., 1813. 1 ℳ.
Phantasieen für ein künftiges Deutschland. Frankf., 1815.
Über künftige ständ. Verfassungen in Deutschland. Frankf., 1814. 1 ℳ.
Über Sitte, Mode u. Kleidertracht. Frankf., 1814. 1 ℳ.
Ansichten u. Aussichten der deutsch. Geschichte. 1. Tl. Lpzg., 1814. 7,50 ℳ.
Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht. Frankf., 1814. 50 ₰.
Noch ein Wort über die Franzosen u. über uns. Lpzg., 1814. 50 ₰.
Das Wort v. 1814 u. 1815 üb. d. Franzosen. Frankf., 1815. 1,25 ℳ.
Entwurf einer deutschen Gesellschaft. Frankf., 1814. 50 ₰.
Blick aus der Zeit in die Zeit. Lpzg., 1815. 4 ℳ.
Über den Bauernstand u. über s. Stellvertret. im Staate. Berlin, 1815. 1 ℳ.
Der Wächter. Eine Zeitschrift. 3 Bde. Köln, 1815—16. 15 ℳ.
Märchen u. Jugenderinnerungen. 2 Bde. Berlin, 1845. 11 ℳ.
Erinnerungen aus Schweden. Berlin, 1818. 5,50 ℳ.
Nebenstunden. 1. Tl. Lpzg., 1826. 6 M.
Christliches und Türkisches. Stuttg., 1828. 5,65 ℳ.
Die Frage über die Niederlande u. die Rheinlande. Lpzg., 1831. 1,15 ℳ.
Belgien u. was daran hängt. Lpzg., 1834. 1,50 ℳ.
Leben Aßmanns, Pastors in Vorpommern. Berlin, 1834. 3,50 ℳ.
Schwedische Geschichten. Lpzg., 1839. 9 ℳ.
Erinnerungen aus dem äußern Leben. Lpzg., 1840. (3. Aufl. 1842.) 3,75 ℳ.
Das Turnwesen. Lpzg., 1842. 1,20 ℳ.
Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Lpzg., 1843. 6,75 ℳ.
Schriften für u. an s. lieben Deutschen. Zum 1. Mal ges. und durch Neues vermehrt. 4 Tle. Lpzg., 1845 u. 55. 15 ℳ. (Enth. viele der kl. Schriften u. mehreres noch Ungedruckte.)
Rhein- u. Ahrwanderungen. Bonn, 1846. 3 ℳ.
Notgedrungener Bericht aus s. Leben u. aus u. mit Urkunden d. demagog. u. antidemagog. Umtriebe. 2 Tle. Lpzg., 1847. 9 ℳ.
Gedichte. Rostock, 1804. Frankf., 1818. 9 ℳ.
Der Storch u. seine Familie. Tragödie in 5 Aufz. Lpzg., 1804, 1816. (Kom. Tragödie aus der Tierwelt.)
Lieder für Deutsche. Lpzg., 1813.

Deutsche Wehrlieder. Frankf., 1814.
Kriegslieder der Deutschen. Frankf., 1814. 38 ₰.
Gedichte. Frankf., 1818. 2 Bde.
Gedichte. Lpzg., 1840. 1843. Berlin, 1860. Vollst. Sammlung. Mit d. Handschrift d. Dichters aus s. 90. Jahr. 4 ℳ.
Wanderungen u. Wandlungen mit d. Freiherrn v. Stein. Berlin, 3 Abdrck. 1870. 1,50 ℳ.
Eine vollständigere Aufzählung v. Arndts Schriften giebt Gödeke in seinem Grundriß z. Geschichte d. deutsch. Dichtung. III. 226 ff.
Spätes erblüht. Aufgef. Gedichte. Hrsgb. von A. von Freydorf. Lpzg. 1889. 2,40 ℳ.

Schriften über Arndt.

M. Habermann, in: Die Männer des Volks. Herausgeg. v. Duller. Frankf., 1847. 2. Heft.
E. Labes, E. M. Arndt. Ein Büchlein für d. deutsche Volk. Jena, 1860. 1 ℳ.
Vater Ernst Moritz Arndts Leben, Wirken u. Tod. Erinnerungsschrift. Für d. Volk u. s. Schulen. Lpzg., 1860. 20 ₰.
A. Wolters, E. M. Arndt, ein Zeuge für d. evangel. Glauben. Elberf., 1860. 50 ₰.
Wiesmann, Am Grabe Ernst Moritz Arndts. Bonn, 1860.
H. Ölbermann, Denkrede auf Vater Arndt. Separatabdruck aus der Monatsschr. d. allgem. german. Gesellschaft. Bonn, 1860. 40 ₰.
E. M. Arndt (aus dem 5. Bde. d. preuß. Jahrbücher). Berlin, 1860. 60 ₰.
P. J. Rheinhardt, Arndt-Album. Mannheim, 1860. 2,80 ℳ.
H. Rehbein u. R. Keil, E. M. Arndt, ein Buch für das deutsche Volk. I. E. M. Arndt, ein deutsch. Charakterbild. II. Arndts Gedichte. Lahr. 1861. 1,20 ℳ.
R. Haym, Preußische Jahrbücher. V Bd. Berlin, 1861
E. Langenberg, E. M. Arndt. Sein Leben u. s. Schriften. Mit e. Stahlst.: Arndts Denkmal in Bonn. Bonn, 1865. 4 ℳ.
D. Schenkel, E. M. Arndt, ein polit. u. religiöser deutscher Charakter. Elberf., 1866. 2,40 ℳ.
E. Langenberg, E. M. Arndts Briefe an eine Freundin. (Frau Charlotte von Kathen.) Berlin, 1878.

XLII. Joseph von Eichendorff.

1. Der frohe Wandersmann.

(1826.)

Gedichte. Berlin, 1843. I. 5. Berlin, 1864. I. 237. Gedichte. Berlin, 1857. 5. — Lüben u. L., Leseb. V. Nr. 129. — Lüben, Auswahl. III. 102.

1. Gedankengang.

Der Dichter betrachtet es als eine besondere Gunst Gottes, als Wandersmann die Welt durchschweifen und an den Wundern der Natur sich erfreuen zu können. Wer daheim liegen bleibt, wird nicht durch die Pracht des Morgenrots erquickt und kennt nur die Lasten und Sorgen des gemeinen Lebens. Wie ist dagegen alles voll Lust im Freien! Das fröhliche Leben in der Natur, das Rauschen des Baches, das Singen der Lerchen begeistet den Dichter selbst zu lautem Gesange, in welchem er vertrauensvoll sich dem anheimgiebt, der alles erschaffen hat und erhält.

2. Kurze Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Das Wandern ist eine besondere Gunst Gottes.
2. Der Träge kennt nur Sorgen und Not.
3. Das fröhliche Leben der Natur begeistert zum Gesange.
4. Gott, der Erhalter der Natur, sorgt auch für den Wanderer.

3. Der Inhalt im allgemeinen.

Der Dichter erfreut sich des Wanderlebens und stellt alles übrige Gott anheim.

4. Form der Darstellung.

Das Metrum ist einfach und, bis auf die Härten im letzten Verse, fließend und voll Wohllaut. Jede Str. besteht aus 4 vier- u. fünffüßigen Jamben mit verschlungenen weiblichen und männlichen Reimen. — Eine herrliche Komposition dieses Liedes lieferte Mendelssohn-Bartholdy. Die beste für den Volksgesang ist von Th. Fröhlich. S. Liedersamml. v. Röber u. Huth. Oberstufe Nr. 79.

2. Der Wächter.

1. Gedankengang

Smtl. Wke. I. Berlin, 1864. 585, mit der Überschrift: Der Weckruf Gedichte. Berlin, 1843. 363. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 130. — Lüben, Auswahl. III. 102.

Der Dichter führt uns in die nächtliche Einsamkeit einer Stadt. Alles ruht. Vergeblich sucht der Herr nach einem Wachenden; Thüren und Herzen sind ihm verschlossen. Wie einst zu den schlafenden Jüngern, spricht er trauervoll: „Niemand ist, der mit mir wacht." Die Menschen hören's nicht, wohl aber der Wald, und er antwortet mit feierlichem Rauschen. Durch die Waldeinsamkeit beginnt es aus weiter Ferne zu klingen; die Glocken verkünden den Morgen. Da erhebt der Dichter seinen Weckruf. Er verkündet den Schläfern in Hütten und Palästen, daß die Bergesgipfel bereits im Morgenrot glühen, und mahnt sie, nun aufzuwachen.

2. Kurzer Inhalt.

Der Dichter allein durchwacht in heiliger Waldeinsamkeit die Nacht und weckt beim beginnenden Tage die Schläfer.

3. Form der Darstellung.

Das Metrum ist dem erhaben-feierlichen Inhalte angemessen. Jede Str. besteht aus 8 vierfüßigen Trochäen. In der ersten Hälfte umschließen männliche Reime gepaarte weibliche, in der zweiten wechseln weibliche mit männlichen Reimen.

Leben und Charakteristik Eichendorffs.

I.

Joseph Freiherr von Eichendorff ist am 10. März 1788 auf dem väterlichen Gute Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien geboren. Den Jugendunterricht erhielt er durch einen Hauslehrer. Er faßte leicht auf und verband mit ausgezeichneten

Anlagen ausdauernden Fleiß. Früh schon entwickelte sich in ihm eine Neigung zur Poesie, die durch Lektüre von Reisebeschreibungen, Romanen und Volksbüchern genährt und durch das neue Testament christlich bestimmt wurde. In den Wipfeln hoher Bäume des schönen Gartens über der Oder, mit der Aussicht über das tiefgelegene weite Land, las er seine Bücher, bis der Hofmeister sie konfiszierte und durch Kinderschriften im Geschmacke der Aufklärungszeit ersetzte (Campes Kinderbibliothek), die Eichendorff leer und albern fand und gegen andere Bücher, besonders die Werke des schwärmerisch verehrten Wandsbecker Boten eintauschte. Besonders gern unternahm er mit seinem älteren Bruder Wilhelm Wanderungen in Wald und Gebirge, nach einsam gelegenen Jagdhäusern oder nach dem alten finstern, mit Erkern, Türmen und Schießscharten noch im mittelalterlichen Charakter geschonten Toster Schlosse, wo die Eltern auch mitunter ihren Sommeraufenthalt nahmen. Dabei übte er sich fleißig in allen ritterlichen Künsten; er ward ein fertiger Schwimmer, kecker Reiter, gewandter Tänzer und fröhlicher Jäger. Im Herbste 1801 kam er mit seinem Bruder auf das katholische Gymnasium zu Breslau und widmete sich hier mit besonderer Vorliebe dem Studium der griechischen Klassiker, vor allem des Homer, und zwar so eifrig, daß er im Winter von 1803—4 ganze Nächte im ungeheizten Zimmer mit diesem Studium verbrachte.

Nach Beendigung der Universitätsstudien in Halle und Heidelberg traten die Brüder Ostern 1808 eine Reise über Straßburg, durch Burgund, Lothringen und die Champagne nach Paris an, wo sie vorzugsweise die im Louvre angehäuften zusammengeraubten Kunstschätze studierten und auf der Bibliothek altdeutsche Handschriften für Görres' Schrift über die Volksbücher verglichen. Die Heimreise nahmen sie über Metz, Heidelberg, Nürnberg, Regensburg nach Wien, und trafen im Spätherbst 1808 wieder in Lubowitz ein. Hier verlebten sie die beiden folgenden Jahre und unterstützten den Vater bei der Bewirtschaftung seines Besitztums; doch fand Eichendorff Zeit und Muße genug, sich auch dichterisch zu beschäftigen. Im Herbste 1809 ging er mit seinem Bruder nach Berlin, wo er Arnim und Brentano fand, mit denen er in Heidelberg Freundschaft geschlossen hatte. Nach einem überstandenen gefährlichen Nervenfieber trafen beide Brüder im März 1810 wieder in der Heimat ein. Das ländliche Stillleben wollte beiden aber nicht genügen, die politische Schwüle lastete schwer auf ihnen, sie wünschten, dem Vaterlande unmittelbar dienstbar zu werden. Als Eichendorff nach den in Wien glänzend bestandenen Staatsprüfungen in österreichische Militärdienste treten wollte, traf ihn der Aufruf des Königs von Preußen vom 3. Febr. 1813. Er besann sich keinen Augenblick, dem heißersehnten Rufe Folge zu leisten, und verließ Wien, um sich in Breslau zum Kriegsdienste zu stellen.

Hier trat er als freiwilliger Jäger (im Lützowschen Corps) in die Reihen vaterländischer Streiter, zog nach Napoleons Rückkehr von Elba mit dem 2. schles. Landwehrregimente mit nach Frankreich und avancierte zum Offizier. Nach Beendigung des Krieges trat er in den Staatsdienst, wirkte von 1816—19 in Breslau als Referendar, wurde 1821 Regierungsrat in Danzig, 1824 Oberpräsidialrat und Mitglied der ostpreuß. Regierung in Königsberg und 1831 Regierungsrat und Hilfsarbeiter für katholisches Schulwesen beim Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten in Berlin. Hier pflegte er freundschaftlichen Umgang mit ausgezeichneten Männern, wie Savigny, Raumer, Chamisso, Hitzig, Franz Kugler und Mendelssohn-Bartholdy. 1845 trat er in den Ruhestand, lebte in Danzig, Berlin, Cöthen, Dresden und von 1850—55 wieder in Berlin, wohin ihn die größeren und bequemeren litterarischen Hilfsmittel zogen; doch verbrachte er die Sommerzeit gewöhnlich auf seinem Gute Sedlnitz im Kuhländchen in Mähren. Seit dem Tode seiner Frau (3. Dez. 1855) lebte er in Neiße bei einer dort verheirateten Tochter. Er starb dort auf dem Landhause St. Rochus am 26. Nov. 1857.

II.

Eichendorff ist eine durchaus lyrische Natur; bei einem tiefen innigen Gefühle ist der Kreis seiner poetischen Anschauungen nicht umfangreich. In frischester Lebenslust läßt er seine Naturlieder erschallen, besingt den Wald und die Waldlust, und über alles reizt ihn die Wanderlust, wie den Vogel, wenn sich unversehens sein enger Käfig aufthut. Der Drang über Berg und Thal ist sein eigentliches Element. Das grüne Schlesien gab ihm Gesundheit des Geistes, der katholische Glaube Inbrunst, sein Herz die Einfalt, die in einer nicht krankhaft überreizten Naturschwärmerei erklingt. Sein echt deutsches, gläubiges Herz vergißt im regsten und reichsten Leben der Fremde niemals die Heimat mit ihren schattigen Wäldern und Nachtigallenbüschen (siehe Auswahl III 102: O Thäler weit, o Höhen — 103: Wer hat dich, du schöner Wald). Eichendorff stimmte in den J. 1810, 13 u. 15 auch einige kräftige Kriegslieder an; in seinen Romanzen aber und in Novellen und Dramen verliert er sich leicht in lyrische Überspanntheit und Gestaltlosigkeit; es fehlt ihm die Kraft und Stärke einer lebenschaffenden, gestaltenbildenden Phantasie. In seinem schon 1811 vollendeten Roman „Ahnung und Gegenwart", den zuerst Fouqué 1815 eingeführt hat, ist das lyrische Element vorwaltend; Geist und Richtung der Zeit bildet das Grundthema. In dem dramatischen Märchen „Krieg den Philistern" (1823) tritt der romantische Humor der behaglichen Selbstgefälligkeit oberflächlicher Mittelmäßigkeit entgegen. Eichendorffs Ironie ist aber immer

gemütlich und nicht verwundend. In der Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ (1826) wird das lyrische Behagen als das höchste Lebensideal humoristisch gefeiert, und über das Ganze breitet sich in reicher Fülle der eigentümliche Duft der Romantik aus. Inniges Naturgefühl, poetischer Übermut, unbefangene Sorglosigkeit sind hier die Hauptelemente. In der historischen Tragödie „Ezelin von Romano“ (1828) hat Eichendorff sich Schillers Wallenstein zum Vorbild genommen. In der Novelle „Dichter und ihre Gesellen“ (1834) ist das Wandern und Ziehen ein Hauptthema; dichterische Naturen, Charaktere, voll von eigener Poesie oder den Phantasieen der Zeit, werden in verschiedenen Lebenslagen an uns vorübergeführt. Eichendorffs „Gedichte“ erschienen zuerst im J. 1837. In dieser Gedichtsammlung tritt uns die ganze Persönlichkeit des Dichters in ihrer Eigentümlichkeit entgegen. Die Sammlung besteht aus sieben Abteilungen; jede macht einen Cyklus in sich, und jeder Kreis setzt sich im andern fort. Eine sinnvolle Einheit mit der lebendigen Natur ist die Grundlage von Eichendorffs Poesie, herzlicher Mut und Güte bildet ihre Bewegung, Befriedigung im rein Wirklichen giebt ihr den Wortlaut, und das ringende Hinopfern dieser Befriedigung die religiöse Tiefe.

Litteratur.

Eichendorffs Wke. 4 Tle. Lpzg., 1843. (14 M.) Neue Ausg. 1864. 6 Tle. 16 M. (Inh.: 1. Biographie. Gedichte. 2. Romane: Ahnung u. Gegenwart. Dichter u. ihre Gesellen. 3. Novellen u. erzählende Gedichte: Aus d. Leben e. Taugenichts. Das Marmorbild. Viel Lärmen um nichts. Eine Meerfahrt. Das Schloß Dürande. Die Entführung. Die Glücksritter. Libertas u. ihr Freier. Julian. Robert u. Guiscard. Lucius. 4. Dramen: Krieg den Philistern. Meierbeths Glück u. Ende. Ezelin v. Romano. Der letzte Held v. Marienburg. Die Freier. 5. u. 6. Geistliche Schauspiele v. Don Pedro Calderon de la Barca.)
Meierbeths Glück u. Ende. (Satire.) Berlin, 1828. 1,15 M.
Ezelin von Romano. Königsberg, 1828. 4,50 M.
Der letzte Held von Marienburg. Königsberg, 1830. 2,50 M.
Die Freier. (Lustspiel.) Stuttgart, 1833. 1,15 M.
Graf Lucanor des Don Juan Manuel. Nach dem Alt-Spanischen. Berlin, 1840, 1843. 2,25 M.
Geistliche Schauspiele v. Calderon, übersetzt. Stuttgart, 1846.
Über die ethische u. religiöse Bedeutung d. neueren romant. Poesie in Deutschland. Lpzg., 1847. 3,60 M.
Gedichte. Berlin, 1837, 1843, 1851. 6 M.
Der deutsche Roman d. 18. Jahrh. in s. Verhältnis zum Christentum. Lpzg., 1851. 4,50 M.
Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands. 2 Tle. (2. Abdruck.) Paderborn, 1861. 4,50 M.
Julian. Lpzg., 1853. 2,50 M.
Robert u. Guiscard. Lpzg., 1855. 1,50 M.
Zur Geschichte des Dramas. Lpzg., 1854. 3,60 M.
Lucius. Lpzg., 1857. 1,50 M.
Keiter, H. J. v. Eichendorff. S. Leben u. s. Dichtgn. Köln, 1887. 1,80 M.

LXIII. Adalbert von Chamisso.

1. Die Schwalben.

A. v. Chamissos Wke. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 33. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 16.

Vorbemerkungen. In den Gedichten Chamissos bildet dies Lied Nr. 4 des Cyklus „Lebenslieder und Bilder". Die 3 letzten Str. lauten dort:

Also hab' ich, liebe Schwalben,
Unverdrossen euch belauscht,
Und ihr habt mit euren Rätseln
Wunderseltsam mich berauscht.
Jetzt erst, jetzt hat das Geheimnis,
Das ihr meintet, sich enthüllt,

Eure heimlich süße Hoffnung
Hat sich freudig auch erfüllt.
Sieh doch hin! die beiden Alten
Bringen ihnen Nahrung dar.
Giebt es Süßeres auf Erden,
Als ein solches Schwalbenpaar!

In unserem Lesebuche, wie in vielen anderen, sind diese Str. durch 3 andere ersetzt, deren Verständnis dem Kinde auf dieser Stufe näher liegt. Der Gedankengang wird dadurch ein einfacherer, die Reflexion am Schluß eine dem kindlichen Geiste natürlichere.

Gedankengang.

Es ist Frühling. Die Kinder kommen soeben mit ihrer Mutter von einem Spaziergang zurück, auf dem sie sich an dem Gesange der Lerchen erfreut haben. („Die Lerche" aus des Knaben Wunderhorn geht unserm Stücke voran.) Sie sind mit ihren Gedanken noch bei diesen lieben Tierchen und richten nun ihre Blicke auf das Schwalbennest am Hause. Köstliche Entdeckung! Die Schwalben habe Junge bekommen und füttern diese. Voller Freude machen sie die Mutter auf dieses wichtige Ereignis aufmerksam, und während sie dem Treiben der Schwalben zuschauen, teilt eines der Kinder seine Beobachtungen über das Leben des Schwalbenpaares seit dessen Heimkehr aus der Fremde mit. Stundenlang hat es heimlich vom Fenster aus dem wundervollen Nestbau zugeschaut, hat dann gesehen, wie die Schwalben das neue Haus bewohnt und mit klugen Augen gar verständig nach dem beobachtenden Kinde ausgeschaut haben. Es hat diesem geschienen, als ob sie gern sich mit ihm hätten unterhalten mögen, wenn ihnen nur nicht die Sprache gefehlt hätte. So haben sie ihr Haus, wie einen köstlichen Schatz, abwechselnd gehütet, und nun ist es mit der jungen Brut bevölkert, die ihre kleinen Köpfchen hervorstreckt, um die Nahrung zu empfangen, welche die Alten, eins ums andere, herbeischaffen. Diese Sorge der alten Vögel für ihre Jungen erinnert das Kind an die Pflege, die ihm seine Mutter angedeihen ließ, als es vor kurzem krank im Bette gelegen, und an die Liebe des Vaters, der dem kranken Kinde abends etwas mit heimbrachte. Auch die Schwalben empfinden Vater- und Mutterliebe; wer möchte daher so roh sein, ihr häusliches Glück mit mutwilliger Hand zu zerstören!

2. Das Familienfest.
(1827.)

A. v. Chamissos Wke. 2. Aufl. Lpzg., 1842. III. 144. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 138. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 196. — Lüben, Auswahl. III. 104.

1. Gedankengang.

Das Ganze ist ein harmloser Scherz ohne alle weiter versteckt liegende Tendenz. Ein Vater geht auf die Jagd, wo er bald ein Wild entdeckt und es erlegt. Ein Sperling ist's, den nun die Brüder jubelnd auf dem Schlitten nach Hause fahren. Die ungeheure Jagdbeute setzt das ganze Haus in Bewegung. Man kann sie unmöglich allein verzehren, es muß ein Fest veranstaltet werden. Sofort schüren die Töchter ein Feuer an, rupfen und sengen den Sperling, die Mutter brät und schmort ihn, und alles fällt aufs beste aus. Nun wird der köstliche Braten unter großen Umständen aufgetragen, und die fröhlichen Gäste stellen sich nach und nach in großer Anzahl ein. Sie setzen sich und der Schmaus beginnt. Ein solches Fest hat man nicht alle Tage, darum denken die Gäste sobald nicht ans Aufstehen und thun sich gütlich. Der ganze Sperling wird in aller Ruhe verzehrt und drei Fässer Bieres werden dazu getrunken.

2. Form der Darstellung.

Das Gedicht besteht aus 8 vierfüßigen Reimpaaren mit aus Jamben und Anapästen gemischtem Metrum. Das Überwiegen der letzteren giebt der Erzählung eine angemessene frische Färbung. Übrigens ist sie litauischen Ursprungs; Lewald übersetzte sie in der „deutschen Pandora“, und Chamisso gab ihr eine geschmeidigere Form.

3. Der Soldat.
(1832.)

(Nach dem Dänischen von Andersen.)

A. v. Chamissos Wke. Lpzg., 1842. III. 192. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 100. — Lüben, Auswahl. III. 105.

Diese volkstümliche, von Silcher komponierte Ballade ist von dem liebenswürdigen, am 4. Aug. 1875 in Kopenhagen verstorbenen dänischen Märchendichter Hans Christian Andersen gedichtet, und von Chamisso ins Deutsche übertragen worden.

Sie findet sich aber nicht bloß in Chamissos Werken, und in allen Kommersbüchern, Andersen hat sie auch, ohne den Übersetzer zu nennen, in die von ihm besorgte deutsche Ausgabe seiner gesammelten Werke aufgenommen.

Über die Entstehung des Gedichtes erzählt Andersen selbst folgendes.

„Was sich meiner Erinnerung besonders einprägte und durch später wiederholte Erzählungen darin fortwährend aufgefrischt wurde, war der Aufenthalt der Spanier in Fünen 1808. Zwar war ich damals nur drei Jahre alt (Andersen war am 2. April

1805 zu Odense auf Fünen geboren), ich entsinne mich aber noch deutlich der braunen fremden Menschen, die in den Straßen herum lärmten, und der Kanonen, die abgeschossen wurden; ich sah die Leute in einer halbverfallenen Kirche neben dem Hospitale auf Stroh schlafen; ein spanischer Soldat nahm mich eines Tages auf seinen Arm und drückte ein Silberbild, welches er auf seiner Brust trug, an meine Lippen. Ich erinnere mich, daß meine Mutter böse darüber wurde, denn es wäre etwas Katholisches, sagte sie; aber mir gefiel das Bild und der fremde Mann, welcher mit mir tanzte, mich küßte und weinte; er hatte sicher selbst Kinder daheim in Spanien. Ich sah einen seiner Kameraden zur Richtstätte führen; er hatte einen Franzosen ermordet. Viele Jahre später schrieb ich, hierdurch veranlaßt, mein kleines Gedicht „Der Soldat", welches Chamisso in das Deutsche übersetzt hat, und das später in das illustrierte Volksbuch „Soldatenlieder" aufgenommen worden ist." (Siehe Andersen, „Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung". Leipzig, 1848. S. 10.)

2. Schriftliche Aufgaben.

Vergleiche: Der Soldat von Chamisso mit Uhlands gutem Kamerad.

4. Das Riesenspielzeug.
(1831.)

A. v. Chamissos Wke. 2. Aufl. Lpzg., 1842. III. 308. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 298. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 115. — Lüben, Auswahl. III. 106.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „der Sage" ist hier nicht Genitiv, sondern Dativ; der Sinn ist: die Sage (als Person gedacht) kennt die Burg Niedeck sehr wohl. In der Geschichte wird die Burg nie erwähnt. Es ist weder eine historische Grundlage der Sage noch auch die Entstehung derselben nachweisbar. Vermutlich hat die Großartigkeit der Bergwelt des alten Wasigenwaldes einem altfranzösischen Poeten den Anstoß dazu gegeben, oder der Volksmund hat sie nach Einführung des Christentums gebildet. Eine kleine Burg Niedeck ist vorhanden gewesen; die Ruinen derselben in der Nähe der Oberförsterei Mutzig sind aber die unbedeutendsten im Elsaß. Die Eingangsthür ist so niedrig, daß ein hochgewachsener Mensch sich bücken muß, um hindurch zu gelangen. (Siehe „Illustrierte Jagdzeitung" und „Waidmann" Jahrg. 1891.)

9. „das ist kein Spielzeug nicht!" Eine verstärkte Negation (Verneinung), die in gewöhnlicher Prosa nicht erlaubt ist. In Gedichten findet man sie nicht selten angewendet.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Bemerkungen über den Schauplatz und die Hauptpersonen der mitzuteilenden Sage.

2. Das Riesenfräulein spielt vor dem Burgthor und steigt aus Neugierde zu dem Thal hinab.

3. Nachdem sie den Wald durchschritten, erreicht sie eine ihr fremde, angebaute, mit Wohnplätzen bedeckte Gegend.

4. Sie sieht zu ihren Füßen einen pflügenden Bauer.

5. Sie kramt den Bauer mit Pflug und Pferden in ihr Tüchlein, um alles als Spielzeug mit nach Hause zu nehmen.

6. Voller Freude verkündet sie dem Vater ihren Fund.

7. Der Alte, Wein am Tische trinkend, verlangt das Spielzeug zu sehen.

8. Sie stellt alles behutsam auf dem Tische auf und klatscht vor Vergnügen darüber in die Hände.

9. u. 10. Der Vater befiehlt ihr ernstlich, sogleich alles wieder dahin zu tragen, wo sie es hergenommen, da der Bauer kein Spielzeug sei, sondern die Riesen ernähren müsse.

11. Wiederholung der ersten Strophe.

3. Der Inhalt im allgemeinen.

Ein Riesenfräulein erblickt auf einem Spaziergange einen pflügenden Bauer und trägt ihn als Spielzeug mit Pflug und Pferden zur väterlichen Burg. Der Vater macht seine Tochter jedoch darauf aufmerksam, daß das Geschlecht der Riesen ohne die Bauern nicht bestehen könne, und befiehlt ihr, alles wieder an Ort und Stelle zu tragen.

4. Grundgedanke.

Die Sage lehrt uns, daß der geringe Arbeiter wesentlich notwendig ist für die angenehme Existenz der sogenannten Großen auf der Erde.

5. Form der Darstellung.

Die 4 Langzeilen jeder Str. bestehen aus sechsfüßigen Jamben, die nach dem 3. Fuße eine überzählige Silbe und nach dieser eine Diärese oder Incision haben. Man hat dieses Metrum die neuere Nibelungenstrophe genannt; die ältere hat nur in den ersten 3 Langzeilen 6 Hebungen; in der 2. Hälfte (Hemistichium) der 4. jedoch 4 Hebungen; die Senkungen sind nach Silbenzahl und Stellung ganz unregelmäßig abwechselnd, die vershalbierende Incision stets weiblich. — Wenn der ältere Nibelungenvers somit eine größere Freiheit und Mannigfaltigkeit der Bewegung zuläßt, so wird er von dem neueren an Wohlklang weit übertroffen, obschon bei ausgedehnter Anwendung des letzteren die ununterbrochene Regelmäßigkeit monoton wirken kann. In reiner Form ist er daher nur für kleinere epische Gedichte anwendbar. (Vergl. auch I. 34.)

Bewundernswert ist die sprachliche Gewandtheit, mit der Chamisso diese von den Gebrüdern Grimm erzählte Sage (s. Leseb. IV. Nr. 114) poetisch zu gestalten wußte. Eine nähere Vergleichung

wird erkennen lassen, daß sich der Dichter auf das genaueste an den überlieferten Stoff angeschlossen hat.

Vergl. auch: Die Riesenmaid von Niedeck, v. August Stöber. Gedichte. Mühlh., 1867. 173.

5. Die alte Waschfrau.
(1833.)

A. v. Chamissos Wke. Lpzg., 1842. III. 62. — Berlin, 1856. III. 61. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 94. — Lüben, Auswahl. III. 107.

1. Erläuterungen.

Str. 3. „Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut". Die einzige Mitgabe fürs Leben, welche die segnende Mutter den scheidenden Kindern erworben hat, sind Fleiß und Ordnungsliebe

6. „Am Kelch des Lebens mich zu laben". Wie ein Kelch ein erquickendes oder ein bitteres Getränk enthalten kann, so bietet das Leben Freud' und Leid. Der Weise nimmt beides aus der Hand des Schöpfers mit Ergebung und heiterm Mute, auf daß es ihn labe, d. h. stärke, ihm nütze, zur Vervollkommnung gereiche. In allen Lebenslagen hat sie es verstanden, sich die Lebensfreude, den heitern Sinn zu bewahren.

2. Gedankengang.

Der Dichter führt uns in den Kreis des gewöhnlichen Lebens. Ein Weib aus niederem Stande, eine sechsundsiebzigjährige Wäscherin, tritt vor unser geistiges Auge; und dieses Weib bestätigt die Erfahrung, daß Tugend oft genug eher in niedrigen Hütten, als in Prunkgemächern anzutreffen ist; denn sie hat die lange Zeit ihres Lebens bei saurer Arbeit in Ehr' und Zucht gelebt und ihren Beruf treu ausgefüllt (Str. 1). In den folgenden Strophen führt nun der Dichter alles das an, was uns das Weib verehrungswürdig macht. Zuerst ist es ihr im Leiden bewährter Mut. Sie hat dem Berufe des Weibes vollkommen entsprochen. Sie hat die Mühen und Sorgen der Kindererziehung getragen, den kranken Mann bis an seinen Tod gepflegt, und sich im Dulden und stillen Entsagen geübt. Wenig Freuden, außer denen, welche treue Pflichterfüllung gewährt, mögen ihr Leben versüßt haben (Str. 2). Heiteren Mutes sorgt sie **allein** für ihre Kinder; sie zieht sie in Zucht und Ehren auf, und wenn sie es nicht vermag, ihnen Güter dieser Welt auf ihre Lebensreise mitzugeben, so wiegt doch der Sinn für Fleiß und Ordnung, den sie ihnen einzuflößen verstand, und ihr mütterlicher Segen Geld und Gut reichlich auf. Sie hat ihre erwachsenen Kinder entlassen; allein steht sie in ihrem Alter da, aber der heitere Mut verläßt sie nicht (Str. 3). Nach wohlvollbrachtem Tagewerk sieht sie in ruhiger Erwartung ihrem Tode entgegen. Die geringen Ersparnisse verwendet sie zum Kauf

von Flachs, den sie in stiller Nacht zu seinem Garne spinnt, aus welchem ihr der Weber Leinwand bereitet. Nun gebraucht sie fleißig die Schere und Nadel, um sich mit eigener, sorgsamer Hand — ihr Sterbehemd zu nähen (Str. 4). Das ist jetzt ihr einziges Kleinod. Darum bewahrt sie's in ihrer Kiste am Ehrenplatz und legt es nur zum Kirchgang an, ein Charakterzug, der von ihrer echten Religiosität Zeugnis giebt (Str. 5).

Das ist die Frau, die noch als Greisin unverdrossen sich müht und plagt. Die Betrachtung ihres Lebens nötigt den Dichter zu einer Vergleichung desselben mit seinem eigenen und zu dem Geständnis, daß er viel von ihr lernen könne. (Str. 6). In der That ist die Frau in ihrem heiteren Dulden, in ihrer feierlich gefaßten Betrachtung des Todes eine größere Philosophin, als manche, deren Gelehrsamkeit weithin gerühmt wurde.

3. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

Jede Str. kann als ein besonderes Bild aufgefaßt werden. Die Überschriften dazu würden etwa folgende sein:

1. Die alte Waschfrau bei ihrer Arbeit.
2. Ihre Leiden im Ehestande.
3. Die Erziehung der Kinder während ihres Witwenstandes.
4. u. 5. Das Sterbehemd der Witwe.
6. Der Wunsch des Dichters.

4. Gliederung.

I. Einleitung. Persönlichkeit und Charakter der alten Waschfrau im allgemeinen. (Str. 1.)
II. Das Leben der alten Waschfrau im besondern. (Str. 2—5.)
  A. Ihre Jugend und ihr Ehestand. (2.)
  B. Ihr Witwenstand. (3—5.)
    1. Die Erziehung der Kinder. (3.)
    2. Ihre Vorbereitung auf den Tod. (4. 5.)
      a. Anfertigung des Sterbehemdes. (4.)
      b. Heilighaltung desselben. (5.)
III. Wunsch des Dichters. (Str. 6.)

5. Grundgedanke.

Ein jeder wirke in dem, durch die Verhältnisse ihm angewiesenen Lebens- und Geschäftskreise mit ganzer Seele und Kraft, mit stetem Gottvertrauen; dann verdient er Achtung und kann allem, selbst dem Tode, ruhig entgegensehen.

Voß schrieb in A. Öhlenschlägers Stammbuch: „Quod sis, esse velis, nihilque malis!“ (Was du auch seist, das wolle sein, und nichts wolle lieber!) — Schiller sagte einst bei Tische: „Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner

Art groß. Wie unendlich mehr Gutes würde geschehen und wie viel glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie auf diesen Standpunkt (der Einsicht) gekommen wären!" — Goethe sagt in „Werthers Leiden": „Ich sage dir, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt." (XIV. 17.)

6. Form der Darstellung.

Die Sprache des Gedichtes ist einfach und schlicht, die Form einfach, wie der Gegenstand selbst. Ein schlechter Reim findet sich Str. 5: „schätzt es" und „letztes". Grammatisch unrichtig ist die vierte Zeile in Str. 6; es müßte streng genommen heißen: „In meinen Grenzen und meinem Bereich."

7. Entstehung des Gedichtes.

„Die alte Waschfrau" (Namens Schulz) war auch die Waschfrau Chamissos, der durch das nur Wahrheit enthaltende Gedicht, welches er besonders drucken und dann cirkulieren ließ, die Aufmerksamkeit Berlins auf diese durch Sinn und That musterhafte Christin lenkte. Durch ein zweites Gedicht gab er Veranlassung, daß ihr von guten Menschen 450 ℳ zur Erleichterung der ihr noch übrigen Lebenstage zukamen. „Ein schönes Honorar für 30 Zeilen," schrieb der erfreute Dichter.

8. Schriftliche Aufgaben.

1. Die alte Waschfrau erzählt ihre Lebensgeschichte.
2. Charakter der Waschfrau.
3. Ein gutes Gewissen — ein sanftes Ruhekissen.
4. Wie schafft man sich einen heitern Lebensabend?

6. Die Sonne bringt es an den Tag.
(1827.)

A. v. Chamissos Wke. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 256. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 101. — Lüben, Auswahl. III. 108.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Zum Frühtrunk," um den Frühtrunk einzunehmen.

2. „zitternde Kringel," kleine Ringe, Kreise (vom altnord. kringla), durch den Widerschein der Flüssigkeit in der Schale oder Tasse gebildet.

6. „Da traf es mich einst gar sonderbar". Ein seltsamer Ausdruck für: Da kam ich einst in eine sonderbare Lage, in einen sonderbaren Fall.

7. Man könnte hier den Refrain noch als zur Anrede an den Juden gehörig betrachten, aber es ist besser, ihn hier, wie bei

Str. 3, als einen zur Selbstberuhigung eingestreuten Zwischengedanken anzusehen.

8. V. 4 deutet nur leise den bald beendigten Kampf an. Seine tödliche Verwundung, sein Hinstürzen wird übersprungen; wir finden ihn in der folgenden Str. schon zum Tode verwundet daliegen.

11. „Kam hier ins Land". Nach dem unten mitgeteilten Volksmärchen war dieses Land nicht seine Heimat: das „bin jetzt zu Haus" heißt also nur: ich habe mich jetzt hier häuslich niedergelassen.

13. V. 3. Der Dichter giebt nur das Ende der Unterredung mit der Gevatterin, woraus der Inhalt derselben sogleich vollkommen einleuchtet.

14. V. 3 u. **4** können als Fragen von zufällig herbeikommenden Zuschauern der Hinrichtungsscene und der Refrain (Kehrreim) als Antwort des Dichters oder eines über den Vorfall unterrichteten Zuschauers betrachtet werden.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Meister Nikolaus mit seiner Frau beim Frühtrunk.
2. Das Spiel der Sonne an der Wand und des Meisters Erblassen.
3. Vergebliches Forschen der Frau nach der Ursache.
4. Dringenderes fortgesetztes Forschen der Frau.
5. Der Meister giebt endlich nach.
6. Er erzählt von der Not, die er einst auf der Wanderschaft gehabt.
7. Sein Entschluß, einen Juden zu berauben.
8. Des Juden vergebliche Bitte und Versicherung seiner Armut.
9. Die Drohung des sterbenden Juden.
10. Der vollendete Raubmord.
11. Des Meisters Bitte um Verheimlichung des Mitgeteilten.
12. Seine Überzeugung von der Vergeblichkeit der Drohung des Juden.
13. Das ausgeplauderte Geheimnis.
14. Die Sühne.

3. Der Inhalt im allgemeinen.

Einen Handwerker, der mit seiner Frau beim Frühmahl sitzt, macht das Spielen der Sonnenstrahlen an der Wand erblassen. Dies, sowie einige achtlos hingeworfene Worte veranlassen die Frau, nach der Ursache der Gemütsbewegung ihres Mannes zu fragen, der ihr nach langem Quälen endlich erzählt, daß er vor langen Jahren auf der Wanderschaft einen armen Juden erschlagen und seiner geringen Barschaft beraubt habe, und daß dieser mit den Worten gestorben sei: die Sonne bringt es an den Tag. Trotz der Warnungen des Mannes teilt die Frau ihr Geheimnis andern mit, und der verjährte Mord wird durch die Hinrichtung des Mörders gerächt.

4. Gliederung.

I. Der Meister mit seiner Frau beim Frühtrunk. (Str. 1—12.)
  A. Das Spiel der Sonne und des Meisters Erblassen. (1 u. 2.)
  B. Wechselgespräch zwischen Mann und Frau. (3—5.)
    1. Vergebliches Fragen der Frau. (3.)
    2. Dringenderes Forschen. (4.)
    3. Endliche Gewährung ihrer Bitte. (5.)
  C. Die Erzählung. (6—11.)
    1. Die Not auf der Wanderschaft. (6.)
    2. Der Anfall. (7 u. 8.)
    3. Die Worte des sterbenden Juden. (9.)
    4. Der Raubmord. (10.)
    5. Der Verlauf der Wanderschaft. (11.)
  D. Des Meisters Bitte um Geheimhaltung des Erzählten. (11.)
  E. Seine letzten Gedanken b. Betrachten des Sonnenscheines. (12.)
II. Die Folgen des Gesprächs beim Frühtrunk. (13 u. 14.)
  A. Das ausgeplauderte Geheimnis. (13.)
  B. Der Mord wird gerächt. (14.)

5. Grundgedanke.

Er liegt klar in dem Refrain ausgesprochen: „Die Sonne bringt es an den Tag," und könnte auch mit dem Sprichworte wiedergegeben werden: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen."

6. Darstellungsweise.

Wir haben hier eine moderne Ballade, in der, wie in allen Chamissoschen Balladen, Kraft und Plastik der Darstellung sich mit frischem Kolorit und Schwung des maßvollen Ausdruckes vereinigen. Die Begebenheit tritt nicht in den Vordergrund, sie ist nur in markigen Zügen skizziert; ihr äußerer Gang ist nur sprungweise in kurzen Sätzen angedeutet und wird oft nur aus den Äußerungen der handelnden Personen klar. Die ganze Handlung löst sich in Empfindung auf; denn der angewandte Refrain erregt und trägt unsere Phantasie und Stimmung und legt das Gewicht auf die aus dem Eindruck der Begebenheit hervorgetriebenen Worte der handelnden Personen. Der Refrain ist besonders den altnordischen Balladen eigentümlich. Er kommt hier in dreierlei Bedeutung vor: 1. Er ruft die Hauptperson, die Hauptbegebenheit oder einen der Hauptumstände in der Erzählung ins Gedächtnis; 2. er bezeichnet bloß im allgemeinen eine poetische Gemütsstimmung auf eine andeutende Weise durch Sinnbilder und steht dann oft in gar keinem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Inhalte der Geschichte; 3. er drückt nicht nur aus, daß der Sänger im allgemeinen ein poetisches Gemüt hat, sondern bestimmter die besondere Gemütsstimmung, welche in dem Liede die vorherrschendste ist. In

Chamissos Ballade vereinigt der Kehrreim diese dreifache Bedeutung. — Durch die Anwendung von Ellipsen (Str. 3, V. 3: „Und er darauf"; Str. 8, V. 1: „Und er"), und mehr noch durch Auslassung von ganzen Zwischengedanken hat der Dichter der Ballade eine höchst energische Kürze gegeben und sich als einen Meister in der schweren stilistischen Kunst des Verschweigens bewiesen. Dies zeigt sich namentlich in der 13. und 14. Str. Ein paar produktive Bilder in der letzteren lassen die Phantasie alles Übrige selbst ergänzen. — Das Metrum ist einfach: vierfüßige Jamben mit männlichen, gepaarten Reimen.

7. Mythische Grundlage des Gedichtes.

Wahrscheinlich schöpfte der Dichter den Stoff zu dieser Ballade aus den von den Gebrüdern Grimm mitgeteilten Kinder- und Hausmärchen (Nr. 115):

„Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum. Nun konnt' er einmal keine Arbeit finden, und war die Armut bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Wege ein Jude; und da dachte er, der hätte viel Geld bei sich, und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los und sprach: Gieb mir dein Geld, oder ich schlag' dich tot! Da sagte der Jude: Schenkt mir doch das Leben, Geld hab' ich keines und nicht mehr als acht Heller. Der Schneider aber sprach: Du hast doch Geld, und das soll auch heraus! brauchte Gewalt und schlug ihn so lange, bis er nahe am Tode war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das Wort: Die klare Sonne wird es an den Tag bringen; und starb damit. Der Schneidergesell griff ihm in die Tasche und suchte nach Geld; aber er fand nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Busch und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit; der hatte eine schöne Tochter, in die verliebte er sich und heiratete sie und lebte in einer guten vergnügten Ehe. — Überlang, als sie schon zwei Kinder hatten, starb Schwiegervater und Schwiegermutter, und die Jungen hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tisch vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterschale ausgegossen hatte und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf und blinkte oben an der Wand so hin und her und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinauf und sprach: „Ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht! Die Frau sprach: Ei, lieber Mann, was ist denn das? Was meinst du damit? Er antwortete: Das darf ich dir nicht sagen. Sie aber sprach: Wenn du mich lieb hast, mußt du mir's sagen, — und gab ihm die allerbesten Worte, es soll's kein Mensch wieder erfahren und ließ ihm keine

Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen: Die klare Sonne wird's an den Tag bringen. Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen und hätt' an der Wand geblinket und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt. Danach bat er sie noch besonders, sie dürfte es niemand sagen, sonst käm' er um sein Leben. Das versprach sie auch. Als er aber zur Arbeit sich gesetzt hatte, ging sie zur Gevatterin und erzählte es der, wenn sie's keinem Menschen wieder sagen wollte. Ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor Gericht, und er ward hingerichtet. So brachte es doch die klare Sonne an den Tag."

In dieser Erzählung spricht sich eine Idee aus, die im Glauben aller Völker lebt, dieselbe Idee, die Äschylos in einem Fragmente so ausdrückt:

Du siehest Dike, schweigend, unsichtbar ist sie
Dem Menschen, schlaf' er, wandr' er oder sitz' in Ruh',
Doch folgt zur Seite schräg sie, auch wohl hinterdrein,
Und keine Nacht verhüllet Übelthäter je,
Und was du Arges möchtest thun, glaub', einer sieht's.

Wie mannigfaltig sich diese Idee ausgeprägt hat, ist schon in II. 540 bei Gelegenheit der Besprechung der „Kraniche des Ibykus" gezeigt worden.

8. Schriftliche Aufgaben.

1. Charakterschilderung des Meisters Nikolas.

2. Vergleiche Chamissos Gedicht mit Auerbachs Erzählung: Die Posaune des Gerichts. V. Nr. 100.

7. Der neue Diogenes.
(1828.)

A. v. Chamissos Wke. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 327. — Lüben u. N. Leseb. V. Nr. 103. — Lüben, Auswahl. III. 110.

1. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Eine große Menschenmenge erwartet in Amiens die siegreiche Heimkehr des Kaisers.

2. Mitten in dem Freudenrausch bleibt ein Steinmetz ruhig bei seiner Arbeit.

3. Der Kaiser bemerkt dies und läßt sich mit dem Arbeiter in ein Gespräch ein.

4. Der Kaiser erkennt in ihm einen alten, tapfern Soldaten und ist verwundert, ihn nicht mehr bei der Armee zu sehen. Der Steinmetz erklärt diesen Umstand durch seine gesetzlich geschehene Entlassung.

5. Der Kaiser bedauert diese und versichert den Steinmetz

seiner Gnade, der ihrer jedoch nicht begehrt, sondern in Genügsamkeit sein Brot selbst verdienen will.

2. Inhalt des ganzen Gedichtes.

Zu Amiens erwartet den siegreich heimkehrenden Kaiser Napoleon eine ungeheure Menschenmenge, die freudeberauscht den Nahenden begrüßt. Nur ein Steinmetz bleibt ruhig bei seiner Arbeit, als ginge ihn der Einzug des Kaisers nichts an. Dieser hat den rüstigen Mann bemerkt, reitet neugierig zu ihm hin und fragt nach seiner Beschäftigung, worauf der Arbeiter kurz antwortet und ihm dabei fest ins Gesicht schaut. Da erkennt Napoleon in ihm einen alten, verdienten Soldaten und fragt verwundert, warum er nicht mehr diene. Der Steinmetz entgegnet, daß er stets seine Schuldigkeit gethan und nach abgelaufener Dienstzeit entlassen worden sei. Um ihn für sich zu gewinnen, verspricht der Kaiser dem Steinmetz die Erfüllung seines kühnsten Wunsches; der genügsame Arbeiter aber begehrt nicht der Gnade des Mächtigen, sondern wünscht sein Brot durch seiner Hände Arbeit verdienen zu können. — Er wird von dem Dichter der neue Diogenes genannt, weil er dem Kaiser Napoleon gegenüber dieselben Gesinnungen offenbart, die einst der alte Diogenes dem Alexander gegenüber an den Tag legte.

3. Grundgedanke.

Er liegt in den Schlußworten des Arbeiters ausgesprochen: Ein selbsterworbenes Stück Brot ist mehr wert, als alle Genüsse der Welt, sofern wir sie der Gnade eines andern verdanken. Die Armut an sich ist kein Übel, wie der Reichtum an sich noch kein Glück ist; seine Bedeutung erhält beides erst durch die Gesinnung des Armen oder Reichen. Zschokke spricht sich über den Gegenstand in seiner „Prinzessin von Wolfenbüttel“ (Ges. Schriften, VII. 48) folgendermaßen aus:

„Armut ist das Element der großen Geister, die Mutter der Weisheit, die Erzieherin der Menschheit, die Erfinderin aller Kunst und Wissenschaft, die kühne Wegweiserin über Ozean und Gebirge, die Priesterin des besseren Lebens. Reichtum erschlafft Leib und Seele, lähmt den Flug des Geistes, erstickt und tötet ihn mit Sinnenlust, entartet Völker, zeugt unerhörte Krankheiten, unerhörte Begierden, unerhörte Laster. — Der Arme ist reich an Hoffnungen, an Entwürfen; sein Leben fliegt vorüber unter Gedanken und Ahnungen, die der Reiche nicht kennt. Ihm mangelt die Muße, sich selbst zu quälen. Jede Blume, jede Frucht, jeder freundliche Blick ist ihm ein neues Gut. Die karge, selbstverdiente Mahlzeit ist ihm eine Schwelgerei; der süße Schlaf mit goldenen Träumen erfüllt. Armut führt uns an die Brust der Natur zurück; Reichtum leitet uns zur Unnatur, zum Rangstreit, zur Unempfindlichkeit, zu weibischen Gelüsten. — Der Reiche fühlt nur, was er hat, der Arme aber, was er ist. Der von der vornehmen Welt

so geheißene „Bettelstolz“ ist oft der edelste und ehrwürdigste Stolz, den ein Sterblicher nähren kann. Es ist die richtige Würdigung des wahren und falschen Werts, der wesentlichen und zufälligen Güter — Verachtung toter Titel, bordierter und gefranzter Kittel eitler Gecken, gefüllter Kisten wohlgemästeter Dümmlinge und Hochschätzung der stillen Tugend, ohne Glanz — des Verdienstes ohne Prunken — der Weisheit ohne Charlatanerie.“

4. Form der Darstellung.

Eine poetische Erzählung, kurz und bestimmt gefaßt, namentlich was den Dialog betrifft, und in dem Versmaß der „alten Waschfrau“.

8. Das Schloß Boncourt.

(1827.)

A. v. Chamissos Wke. 4. Aufl. Berlin, 1856. III. 78. — Lüben u. N. Leseb. VI. Nr. 97. — Lüben, Auswahl. III. 111.

1. Erläuterungen.

Str. 4. „Die Sphinx“, nach der Mythe ein räuberisches Ungeheuer, halb Weib, halb Löwe, spielt namentlich in den altägyptischen Bauten eine Rolle und wird teils als Sinnbild der Fruchtbarkeit des Landes, teils als Symbol der Weisheit und der Geheimnisse der Natur angesehen. Von Ägypten her wurde es in Europa bekannt, und man bringt nun das Gebilde gern an Eingängen oder Brunnen an, wo es durch sein geheimnisvollsinniges Wesen bei ruhiger Stellung imponiert.

5. „Das alte Gewaffen“ für „die Waffen“. Chamisso wählt den ungewöhnlichen Ausdruck, um damit die Unzertrennlichkeit der betreffenden Waffenstücke, ihr Einssein, zu bezeichnen. Der Sammelname mit dem kräftigen Singular paßt hier vorzüglich.

2. Gedankengang.

Der greise Dichter träumt sich zurück in seine Kindheit, und längst vergessen geglaubte Bilder tauchen vor seiner Seele auf. Er sieht sein väterliches Schloß aus dem Walde hervorragen; er erkennt die Türme, die Zinnen, die steinerne Brücke, die zum Thor führt, und über diesem das Wappenschild mit seinen Löwen, die er wie alte Bekannte grüßt. Er eilt in den Burghof und verweilt hier bei all den Dingen, die in seiner Kindheit ihm das meiste Interesse gewährten: er sieht die rätselhafte Sphinx, den Feigenbaum, die Fensterreihe, hinter der er einst den Traum der Kindheit träumte, und eilt nun zu den Gräbern seiner Ahnen in der Burgkapelle, wo das alte Gewaffen am Pfeiler und die nie entzifferte Inschrift noch jetzt seine Aufmerksamkeit fesseln. — Aber dies Schloß steht nur noch vor seinem inneren Sinn; da, wo es sonst schimmernd sich erhob, zieht jetzt der Pflug seine Furchen. Und wahrlich, die Zeit, die es verschwinden ließ, war keine, die

dem Gemüte eines Dichters hätte Befriedigung gewähren können; schon als solche mußte sie ihm zuwider sein, wie vielmehr nicht noch, da sie ihn vertrieben von dem heimatlichen Herde und die Wohnung seiner Väter in Trümmer gelegt. Aber der Dichter steht erhaben über den Leidenschaften der Welt. Statt jener Zeit und den Zerstörern seines Jugendglücks zu fluchen, segnet er den heimatlichen Boden und den doppelt, der ihn besitzt. Ihm, dem man alles geraubt, was ihm auf Erden lieb und wert war, ihm, dem Dichter, bleibt noch das eine, die himmlische Poesie, und so greift er zum Wanderstab, um singend die Weiten der Erde zu durchschweifen.

3. Form der Darstellung.

Die Sprache des Gedichtes, in welcher er thränenfeuchten Auges sein Heimweh und seinen tiefen Schmerz um das verlorene Vaterhaus und Vaterland ausströmen läßt, ist, weil tief empfunden, einfach, schmucklos, klar, und der wahre Ausdruck eines leidenden Gemüts; das Metrum leicht und gefällig, und in vielen Volksliedern und volkstümlichen Gedichten, besonders seit Goethe, beliebt. In den Versen von 3 Hebungen mischen sich Jamben und Anapästen, und an jeder Stelle darf ein Anapäst stehen. Meistens sind nur der 2. u. 3. V. gereimt. Am willkürlichsten braucht Heine dies Versmaß und so häufig, daß man es sogar die Heinesche Strophe nannte.

4. Historisches.

Dieses schönste und berühmteste Chamissosche Gedicht, darin der 46 Jahre alte Dichter voll Sehnsucht, Wehmut und Rührung seiner trauten Heimat und der goldenen Tage der Kindheit im väterlichen Heim gedenkt, ist 1827 in deutscher, nicht in franz. Sprache gedichtet worden, wie Gustav Haller (Emil Barthel) in der 2. Beilage zu Nr. 195 der Halleschen Zeitung vom 22. August 1879 behauptet hat. (Siehe Fulda, Chamisso und seine Zeit. S. 259 ff.) Erst im J. 1829 übertrug er es ins Französische, wie sich auch in Chamissos Nachlaß ein Château Boncourt von Gaudys Hand, ohne Datum und Unterschrift findet.

Wer sich für diese Übersetzung interessiert, findet sie in der obengenannten Schrift von Fulda S. 263 u. 265.

5. Schriftliche Aufgaben.

Beschreibung des Schlosses Boncourt.

9. Die Kreuzschau.

(1833.)

A. v. Chamissos Wke. 4. Aufl. Berlin, 1856. IV. 32. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 98. — Lüben, Auswahl. III. 112.

1. Inhaltsangabe.

Ein Pilger, der gegen Abend die Höhe eines Gebirges erreicht hat, von wo aus er das Thal weit ausgespannt zu seinen Füßen

liegen sieht, streckt sich ermattet ins Gras, schläft ein und träumt. In himmlischer Majestät erscheint ihm Gott, an den er sich mit der Bitte wendet, sein allzuschweres Kreuz gegen ein seiner Kraft angemessenes zu tauschen. Kaum ist die Bitte gesprochen, so führt ihn ein Sturm nach oben mitten in eine weite Halle, in welcher ringsum zahllose Kreuze aufgestellt sind. Von einer Stimme aufgefordert, nun zu wählen, geht er prüfend von einem Kreuz zum andern, kann sich aber zu keiner Wahl entschließen, da das eine ihm zu groß, das andere zu schwer, ein drittes zu scharfkantig, kurz, keines ihm ganz passend erscheint. Es bleibt ihm nichts weiter übrig, als die Musterung nochmals vorzunehmen. Da bemerkt er ein früher übersehenes Kreuz, das zwar nicht ganz leicht ist, aber im Verhältnis zu seiner Kraft ihm das leichteste zu sein scheint. Um dieses Kreuz bittet er den Herrn. Aber bei genauer Betrachtung erkennt er in demselben sein eigenes, das er noch vor kurzem mit Murren getragen. Ruhig nimmt er es nun wieder auf und trägt es fortan mit Geduld.

2. Gliederung.

I. Des Pilgers Rast. (Str. 1—3.)
- A. Der Pilger auf der Höhe des Gebirges. (1.)
- B. Er legt sich zur Ruhe nieder. (2.)
- C. Er beginnt zu träumen. (3.)

II. Der Traum. (Str. 4—18.)
- A. Die Bitte. (4—7.)
  1. Die Erscheinung Gottes. (4.)
  2. Die Bitte selbst. (5—7.)
- B. Die Erfüllung der Bitte. (8—18.)
  1. Die Entrückung zur Kreuzeshalle. (8 u. 9.)
  2. Die Aufforderung zur Wahl. (10.)
  3. Die Wahl. (11—17.)
     - a. Die erste Musterung. (11—15.)
     - b. Die zweite Musterung. (15 u. 16.)
     - c. Die Entscheidung. (17.)
  4. Die Erkenntnis. (18.)

3. Grundgedanke.

Der Dichter veranschaulicht in dieser Parabel die Lehre, daß jeder mit dem ihm von Gott verliehenen Lose zufrieden sein soll, da Gottes Weisheit für jeden das Beste zu wählen versteht. Wenn es allen Unzufriedenen überlassen würde, ihr Los sich selbst zu wählen, sie würden sicher in nicht gar langer Zeit zu der Einsicht gelangen, daß ein jeder ein seiner Kraft angemessenes Kreuz zu tragen hat. Ein gottergebenes Herz murrt auch unter den schwersten Schlägen des Schicksals nicht, da es diese als ein göttliches Zuchtmittel betrachtet, das ihm zum Segen gereicht u. niemandem erspart wird.

Herder hat denselben Gedanken gedrängter dargestellt in

Die Bürde des Lebens.

„Wäget das Schicksal Leben und Tod? Wie, oder ereilet
Jeden ein blindes Los, wie es die Urne gebeut?"
Also fragt' ich und sah im Gesicht die goldne Wage
Unüberschaubar hoch sinken und steigen im Kampf.
Zitternd trat ich zur Urne. Da rief die Stimme des Schicksals:
„Ziehe das Los!" Ich zog bebend — mein eigenes Selbst.
Bürden lagen vor mir; ich prüfte die leichteste Bürde,
Und, o Wunder! ich sah, daß es die meinige war.
(Herders smtl. Wke. in 40 Bdn. Stuttgart, 1852. XIII. 51.)

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist in Terzinen geschrieben, einer italienischen Strophenform, die aus 3 fünffüßigen, jambischen Versen besteht. Jede Terzine ist mit der folgenden durch gekreuzten Reim verbunden, indem der mittlere Reim der voraufgehenden Str. den Anfangsreim der nachfolgenden bildet, also aba, bcb, cdc, ded u. s. w. Die Schlußstrophe hat zur Ergänzung des Reimes 4 Zeilen. Durch gleichmäßige, stetige und geschlossene Bewegung, denn der Stillstand wird durch den übergreifenden Reim stets wieder aufgehoben, eignet sich die Terzine ganz besonders für das Epos und zwar für das erhabene und heroische. Der italienische Dichter Dante (1265—1321) schrieb in dieser Form sein unsterbliches Heldengedicht „die göttliche Komödie". Chamisso bringt durch die Behandlung der Terzine, für die ihm eine besondere Vorliebe eigen ist, die schönste Wirkung hervor, indem er in dieser Form seiner Darstellung, selbst da, wo ihr Objekt in der heftigsten Bewegung auftritt, die höchste epische Ruhe zu erhalten weiß.

5. Schriftliche Aufgaben.

1. Vergl. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt, von Rückert (Tl. II), Blauveilchen von Förster (Tl. III), Zeus und das Pferd von Lessing (Tl. III), der Hirsch von Gleim (Tl. VI) und Die Kreuzschau von Chamisso miteinander! 2. Die Symbolik des Kreuzes auf Kirchen, Altären, Gräbern, am Wege, auf der Brust des Helden, als Schmuck am Halse, bei kirchlichen Handlungen. Das Leidens-, Gnaden-, Liebes-, Ehren-, Sieges-, Bundeszeichen.

10. Peter Schlemihls wundersame Geschichte.

A. v. Chamissos Wke. 4. Aufl. Berlin, 1856. IV. 239 ff.

1. Inhalt.

1. Peter Schlemihl*) langt zu Schiffe in einer Hafenstadt

*) Schlemihl ist ein jüdisches Wort u. bedeutet: Unglücklicher, Unstern, Pechvogel.

an und begiebt sich zu dem reichen Herrn Thomas John, um ein Empfehlungsschreiben abzugeben. Herr John ist in großer Gesellschaft im Park, empfängt dort unsern Helden, wie ein reicher Mann einen armen Teufel zu empfangen pflegt, und bittet ihn, im Garten bei der Gesellschaft zu bleiben. Schlemihl schleicht hinterher und wird Zeuge merkwürdiger Dinge. Ein Fräulein verwundet sich an einem Dorn, man ruft nach Pflaster, und ein stiller, ältlicher, unscheinbarer Mann holt sogleich aus seiner Rocktasche eine Brieftasche hervor, aus welcher er der Dame das Verlangte mit devoter Verbeugung darreicht. Das war an sich nichts Auffallendes; später jedoch langt er bei verschiedenen Gelegenheiten aus derselben Tasche noch ein Fernrohr, einen türkischen Teppich von 20 Schritt Länge und 10 Schritt Breite, ein Lustzelt von derselben Größe und 3 Reitpferde mit Sattel und Zeug hervor, ohne daß jemand von der Gesellschaft etwas Außerordentliches darin gefunden hätte. Dem Schlemihl wird jedoch so schauerlich hierbei, daß er sich unbemerkt davonschleicht. Aber dem Geheimnisvollen entrinnt er nicht. Als er einen Blick nach hinten wirft, sieht er ihn auf sich zukommen, und wird bald mit ihm in einen sonderbaren Handel verwickelt. Der wunderbare Mann äußert nämlich in der demütigsten Weise das Verlangen, den herrlichen Schatten Schlemihls zu besitzen. Vergebens bemüht sich dieser mit unendlicher Höflichkeit, dies Verlangen zurückzuweisen; der Fremde dringt aber so lange in ihn, bis sich der arme Schlemihl entschließt, gegen Überlassung von Fortunati Glückssäckel, den er als echt erprobt hat, seines Schatten zu entäußern. Sofort kniet der Geheimnisvolle nieder, löst den Schatten leise vom Grase ab, rollt ihn zusammen, steckt ihn ein und entfernt sich. Schlemihl steht nun, den Beutel in der Hand, aber ohne Schatten, besinnungslos da.

2. Im 2. Kapitel lassen wir den Dichter selbst reden. Schlemihl erzählt: „Ich kam endlich wieder zu Sinnen und eilte, diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zuging, hört' ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!" — Ich sah mich um; ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren." — „Danke, Mütterchen!" ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rat hin und trat unter die Bäume.

Am Thore mußte ich gleich wieder von der Schildwache hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?" und gleich wieder darauf von ein paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch

hat keinen Schatten!“ Das fing an, mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die Breitestraße, die ich zunächst durchkreuzen mußte und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckel'ger Schlingel, ich seh ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verriet mich mit großem Geschrei der sämtlichen litterarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu recensieren und mit Kot zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen.“ Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter sie und sprang in einen Mietswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen: daß, so viel Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichtum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden?

Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirtshause hielt; ich erschrak über die Vorstellung, nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin und befahl, vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen und verschloß mich darin, sobald ich konnte.

Was denkest Du, daß ich nun anfing? — O mein lieber Chamisso, selbst vor Dir es zu gestehen, macht mich erröten. Ich zog den unglücklichen Säckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wut, die, wie eine flackernde Feuersbrunst, sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold und streute es auf den Estrich, und schritt darüber hin und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich schloß meine Thüre nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von Dir; es ward mir, als stünde ich hinter der Glasthüre Deines kleinen Zimmers, und sähe Dich von da an Deinem Arbeitstische zwischen einem Skelett und einem Bunde

getrockneter Pflanzen sitzen; vor Dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeschlagen; auf Deinem Sofa lagen ein Band Goethe und der Zauberring; ich betrachtete Dich lange und jedes Ding in Deiner Stube, und dann Dich wieder; Du rührtest Dich aber nicht, Du holtest auch nicht Atem, Du warst tot.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu sein. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch; ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Überdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gesättiget; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben — ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen wollte — Nein. Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühsam und mit sauerm Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinett stand, zu schleppen und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl und erwartete, daß sich Leute im Hause zu regen anfingen. Ich ließ, sobald es möglich war, zu essen bringen und den Wirt zu mir kommen.

Ich besprach mit diesem Mann die künftige Einrichtung meines Hauses. Er empfahl mir für den nähern Dienst um meine Person einen gewissen **Bendel**, dessen treue und verständige Physiognomie mich gleich gewann. Derselbe war's, dessen Anhänglichkeit mich seither tröstend durch das Elend des Lebens begleitete, und mir mein düsteres Los ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenlosen Knechten, Schustern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein und kaufte besonders sehr viele Kostbarkeiten und Edelsteine, um nur etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu werden; es schien mir aber gar nicht, als könne der Haufen sich vermindern.

Ich schwebte indes über meinen Zustand in den ängstigendsten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür und ließ abends 40 Wachskerzen in meinem Saale anzünden, bevor ich aus dem Dunkel herauskam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beschloß, so viel Mut ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends spät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen und schlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hause. Erst auf einem entlegenen Platze trat ich aus dem Schatten der Häuser, in deren Schutz ich so weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor, gefaßt, mein Schicksal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erspare mir, lieber Freund, die schmerzliche Wiederholung alles dessen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeigten oft das

tiefste Mitleid, das ich ihnen einflößte; Äußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmütige Verachtung der Männer, besonders solcher dicken, wohlbeleibten, die selbst einen breiten Schatten warfen. Ein schönes, holdes Mädchen, die, wie es schien, ihre Eltern begleitete, indem diese nur bedächtig vor ihre Füße sahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; sie erschrak sichtbarlich, da sie meine Schattenlosigkeit bemerkte, verhüllte ihr schönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf sinken und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es nicht länger. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen und mit durchschnittenem Herzen zog ich mich schwankend ins Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häusern halten, um meine Schritte zu sichern, und erreichte langsam und spät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht schlaflos zu. Am andern Morgen war meine erste Sorge, nach dem Manne im grauen Rocke überall suchen zu lassen. Vielleicht sollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden, und wie glücklich! wenn ihn, wie mich, der thörichte Handel gereuen sollte. Ich ließ Bendel vor mich kommen, er schien Gewandtheit und Geschick zu besitzen — ich schilderte ihm genau den Mann, in dessen Besitz ein Schatz sich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual sei. Ich sagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn gesehen; beschrieb ihm alle, die zugegen gewesen, und fügte dieses Zeichen noch hinzu: er solle sich nach einem Dollondschen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkischen Teppich, nach einem Prachtlustzelt und endlich nach den schwarzen Reithengsten genau erkundigen, deren Geschichte, ohne zu bestimmen wie, mit der des rätselhaften Mannes zusammenhinge, welcher allen unbedeutend geschienen und dessen Erscheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerstört hatte.

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Last, wie ich sie nur zu tragen vermochte, und legte Edelsteine und Juwelen noch hinzu für einen größern Wert. „Bendel," sprach ich, „dieses ebnet viele Wege und macht vieles leicht, was unmöglich schien; sei nicht karg damit, wie ich es nicht bin, sondern geh und erfreue deinen Herrn mit Nachrichten, auf denen seine alleinige Hoffnung beruht."

Er ging. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, keiner von seinen Gästen, er hatte alle gesprochen, wußte sich nur entfernt an den Mann im grauen Rocke zu erinnern. Der neue Teleskop war da, und keiner wußte, wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt waren da noch auf demselben Hügel ausgebreitet und aufgeschlagen, die Knechte rühmten den Reichtum ihres Herrn, und keiner wußte, von wannen diese neuen Kostbarkeiten ihm zugekommen. Er selbst hatte sein Wohlgefallen daran, und kümmerte es ihn nicht, daß er nicht wisse, woher er sie habe; die Pferde hatten die jungen Herren, die sie geritten, in ihren Ställen, und sie priesen die Freigebigkeit des Herrn John,

der sie ihnen an jenem Tage geschenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendels, dessen rascher Eifer und verständige Führung, auch bei so fruchtlosem Erfolge, mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düster, mich allein zu lassen.

„Ich habe," hub er wieder an, „meinem Herrn Bericht abgestattet über die Angelegenheit, die ihm am wichtigsten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute früh jemand gegeben, welchem ich vor der Thür begegnete, da ich zu den Geschäften ausging, wo ich so unglücklich gewesen. Die eigenen Worte des Mannes waren: „„Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr sehen, da ich übers Meer gehe, und ein günstiger Wind mich soeben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben, ihn selber aufzusuchen und ihm ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geschäft vorzuschlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthänigst und versichern ihn meines Dankes."" Ich frug ihn, wer er wäre; er sagte aber, Sie kennten ihn schon."

„Wie sah der Mann aus?" rief ich voller Ahnung. Und Bendel beschrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für Zug, Wort für Wort, wie er getreu in seiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt, nach dem er sich erkundigt. —

„Unglücklicher!" schrie ich händeringend, „das war er ja selbst!" und fiel ihm es wie Schuppen von den Augen. — „Ja, er war es, war es wirklich!" rief er erschreckt aus, „und ich Verblendeter, Blödsinniger habe ihn nicht erkannt und meinen Herrn verraten!"

Er brach, heiß weinend, in die bittersten Vorwürfe gegen sich selber aus, und die Verzweiflung, in der er war, mußte mir selber Mitleid einflößen. Ich sprach ihm Trost ein, versicherte ihm wiederholt, ich setze keinen Zweifel in seine Treue und schickte ihn alsbald nach dem Hafen, um, wo möglich, die Spuren des seltsamen Mannes zu verfolgen. Aber an diesem selben Morgen waren sehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach andern Weltstrichen, alle nach andern Küsten bestimmt, und der graue Mann war spurlos wie ein Schatten verschwunden.

3. Schlemihl sinnt nun gramvoll auf ein Mittel zur Ersetzung seines Verlustes. Er will sich einen Schatten malen lassen; allein der herbeigerufene Maler weist den Antrag höhnisch zurück und verläßt Schlemihl in tiefem Kummer, der ihn dazu treibt, sein Geheimnis dem treuen Diener zu entdecken. Zwar ist Bendel erschrocken und bekümmert darüber, einem schattenlosen Herrn zu dienen, beteuert aber unter Thränen, ihn nie zu verlassen. Von nun an gestaltet sich das Schicksal für Schlemihl etwas besser, da er durch Bendels Umsicht und Vorsorge in den Stand gesetzt wird, wieder öffentlich zu erscheinen. Er gewinnt die Liebe jenes Fräuleins, das sich einst in der Gesellschaft des Herrn John

verwundet hatte. Diese Liebe stürzt ihn ins Verderben. Eines Abends geht er mit der Geliebten im Garten spazieren; der treue Bendel ist leider abwesend, und so tritt er achtlos aus einer dunkeln Allee auf einen hell vom Monde beleuchteten Platz. Sofort entdeckt Fanny den Mangel des Schattens und fällt in Ohnmacht. — Schlemihl entflieht, nimmt sogleich Postpferde, überläßt dem zurückbleibenden Bendel seine Angelegenheiten zu ordnen, und fährt mit einem seiner Leute, Rascal, nach einem einsam gelegenen, wenig besuchten Badeorte.

4. In einem benachbarten Städtchen will er sich häuslich niederlassen, weshalb er Bendel vorausschickt, um das Nötige vorzubereiten. Das verschwenderisch ausgestreute Gold und einige Bemerkungen Bendels bringen die Leute auf den Gedanken, daß es der König von Preußen sei, der inkognito ihre Stadt besuchen wolle. Demgemäß wird Schlemihl zu seinem nicht geringeren Erstaunen auf das großartigste empfangen. Musik, Glockengeläute, Kanonendonner ertönt. Den meisten Eindruck macht jedoch auf den Gefeierten eine der Jungfrauen, die in weißen Kleidern glückwünschend ihm sich nahen, und die er später unter dem Namen Minna als die Tochter eines Forstmeisters näher kennen lernt. Nach einiger Zeit erkennt zwar die Bewohnerschaft ihren Irrtum; Schlemihl muß es sich jedoch gefallen lassen, wenigstens als Graf Peter zu gelten. Als solcher erwirbt er nach und nach die Liebe Minnas und erklärt deren Vater, daß er den ersten künftigen Monats um die Hand der Tochter anhalten würde. Dieser erste ist nämlich der Tag, auf welchen der graue Mann seinen Besuch angekündigt hatte. Alles wird bis dahin vorbereitet. Der verhängnisvolle Tag erscheint endlich, doch Stunde und Stunde verrinnt, ohne daß sich der Graue sehen läßt.

5. Der nächste Tag beginnt mit einem für Schlemihl bedeutungsvollen Ereignis. Rascal, ein abgefeimter Bursche, ist hinter das Geheimnis seines Herrn gekommen, fordert trotzig seinen Abschied und verläßt auf die beleidigendste Weise das Zimmer. Mit schwerem Herzen macht sich Schlemihl auf den Weg zum Forstmeister, sein Wort zu lösen. Dieser empfängt ihn sehr aufgeregt mit einem beschriebenen Blatt in der Hand, und nur zu bald erfährt Schlemihl, daß Rascal ihn verraten, und sich selbst als Bräutigam eingeschmuggelt hat. Auf die bittern Vorwürfe des Forstmeisters und die Thränen der getäuschten Minna weiß Schlemihl zu seiner Entschuldigung nur so viel zu sagen, daß ihm einst ein ungeschlachter Mann so flämisch in seinen Schatten getreten, daß ein großes Loch entstanden sei; er habe ihn nur zum Ausbessern gegeben, da Gold viel vermöge, und erhalte ihn morgen wieder. Der Forstmeister entläßt ihn mit der bestimmtesten Erklärung, daß, wenn er binnen 3 Tagen nicht einen wohlangepaßten Schatten habe, Minna die

Frau eines andern würde. Schlemihl stürzt wie wahnsinnig von dannen durch Fluren und Wälder. Auf sonniger Heide fühlt er sich plötzlich angehalten und erblickt den Grauen, der nachweist, daß Schlemihl sich in Bezug auf das Zusammentreffen um einen Tag verrechnet habe, und ihm das Anerbieten macht, seinen Schatten ihm gegen Überweisung seiner Seele nach dem Tode wieder abtreten zu wollen. Schlemihl geht trotz aller Verlockungen nicht darauf ein, selbst dann nicht, als ihm der Graue seinen Schatten in der Sonne zeigt. Indem er diesem winkt, sich zu entfernen, kommt Bendel, der kaum sieht, was vorgeht, als er sich mit Gewalt des Schattens zu bemächtigen sucht. Mit seinem Kreuzdornknüttel fällt er über den Grauen her und verfolgt ihn über die Heide, während sein Herr einsam wie zuvor zurückbleibt.

6. Drei Tage verweilt er in der Wildnis; am 4. Tage bemerkt er plötzlich auf dem sonnigen Sande neben sich einen Menschenschatten und sucht ihn zu haschen. Der Schatten entflieht, Schlemihl in atemloser Flucht ihm nach. Da hält der Flüchtling; Schlemihl stürzt auf ihn los, kommt aber mit einem Unsichtbaren ins Handgemenge, der, zu Boden gestürzt, plötzlich sichtbar wird. Da erkennt Schlemihl, daß der Mann das unsichtbare Vogelnest, welches den, der es hält, nicht aber seinen Schatten, unsichtbar macht, erst getragen und jetzt weggeworfen haben muß. Bald entdeckt er den Schatten des unsichtbaren Nestes selbst, versichert sich des teuern Raubes und eilt unsichtbar und schattenlos hinweg nach dem Förstergarten. Dort gesellt sich abermals der graue Mann zu ihm, schwatzt ihm das Vogelnest ab und zeigt ihm unter Benutzung der unsichtbar machenden Tarnkappe die unglückliche Minna, wie sie, endlich den Bitten und Vorstellungen des Vaters nachgebend, Rascal zu heiraten verspricht. Als dieser jetzt herzutritt, fällt Minna in Ohnmacht, und der Graue benutzt diese Gelegenheit, um Schlemihl nochmals zur Unterzeichnung des Kontraktes aufzufordern.

7. Schon hat Schlemihl die in sein eigenes Blut getauchte Feder in der Hand, da rettet ihn eine Ohnmacht. Spät abends aus derselben erwachend, hört er Vorübergehende von der vollzogenen Verbindung zwischen Minna und Rascal reden. Nun hält ihn nichts mehr. Schnell streift er die Tarnkappe von seinem Haupte und entflieht; aber der Versucher verläßt ihn nicht, und fortwährend tönen Verschwörungen und höhnische Reden von Gold und Schatten sinnverwirrend in die Ohren des Flüchtlings. Erst als er nachts seine Wohnung erreicht hat, verläßt ihn der Graue. Schlemihl ist erfreut, den treuen Bendel zu finden, der ihm erzählt, daß während ihrer Abwesenheit der Pöbel auf Rascals Anstiften ihre Wohnung geplündert habe. Da beschließt Schlemihl, allein in die weite Welt zu wandern; unter vielen Thränen trennt er sich von Bendel und reitet noch in der Nacht von dannen.

8. Bald gesellt sich ein Fußgänger zu ihm, in welchem er beim Aufgang der Sonne den Mann im grauen Rocke erkennt. Dieser lächelt über Schlemihls Bestürzung und macht ihm den Vorschlag, ihm auf die Dauer ihrer Gesellschaft seinen Schatten zu leihen. Die Straße belebt sich mit Menschen, und darum nimmt Schlemihl den Vorschlag an. Bald trabt er mit dem erborgten Schatten von dannen, während der Graue unbekümmert nebenher geht. Er zu Fuß, Schlemihl zu Pferd, die Versuchung ist zu groß. Rasch macht er eine Schwenkung, um im Carriere zu entfliehen; aber der Schatten gleitet bei der plötzlichen Wendung vom Pferde, und beschämt kehrt Schlemihl zu dem Grauen zurück, der lächelnd den Schatten wieder zurechtsetzt. Sie reisen zusammen weiter, lagern dann vor einer Höhle, und wieder wendet der Versucher alle Überredungskünste an, um Schlemihl zu überzeugen, daß er als reicher Mann notwendig einen Schatten haben und darum den Kontrakt unterzeichnen müsse. Schlemihl bietet ihm vergebens den Glückssäckel für den Schatten und fragt ihn dann, ob er auch vom Herrn John eine Unterschrift gehabt habe. „Mit einem so guten Freund hab' ich's nicht nötig gehabt,“ entgegnet der Graue und zieht auf Schlemihls Frage, wo jener sei, die bleiche, entstellte Gestalt Thomas Johns bei den Haaren aus der Tasche hervor. Entsetzen ergreift den Schattenlosen; er wirft den klingenden Säckel in den Abgrund und treibt den Versucher unter Anrufung des Namens Gottes auf immer von dannen.

9. Ohne Schatten und ohne Geld ist Schlemihl dennoch heiter. Zufrieden mit sich, schläft er unter einem Baume ein, schneidet sich nach dem Erwachen einen Knotenstock ab und macht sich wieder auf den Weg. Einem Bauer, der ihn begleitet und auf einer sonnigen Stelle den Mangel des Schattens bemerkt, macht er weis, daß ihm während einer langen bösen Krankheit Haare, Nägel und Schatten ausgegangen seien. Der Bauer beklagt dies Leiden kopfschüttelnd, macht sich aber bei dem nächsten Querwege davon, und Schlemihl ist wieder allein. Mit dem Vorsatz, bei einem der nächsten Bergwerke in Arbeit zu treten, setzt er seine Reise fort. Einige Tage Regenwetter fördern diese bedeutend, nutzen aber auch die Stiefeln so ab, daß Schlemihl sich ein Paar andere kaufen muß, die zwar alt, aber noch gut und stark sind. Kaum hat er sie angezogen und ist etwa zweihundert Schritte, in Gedanken versunken, gegangen, als er mit Erstaunen sich in einem nordischen Tannenwalde sieht. Er dringt noch einige Schritte vor und kommt zu Schnee- und Eisfeldern; noch einige Schritte führen ihn an das Ufer des Eismeeres. Er läuft zurück und kommt plötzlich aus eisiger Kälte in die erstickendste Hitze unter Reisfelder. Er glaubt zu träumen, als er unsern zwei Chinesen sieht. Er sieht nach der Uhr. Vor noch nicht einer Viertelstunde hat er den

Marktflecken, wo er die Stiefeln kaufte, verlassen. Langsam und bedächtig geht er weiter, und Fluren, Auen, Gebirge, Steppen und Wüsten rollen an ihm vorüber. Es ist kein Zweifel: er hat Siebenmeilenstiefeln an den Füßen.

10. In stummer Andacht fällt er auf seine Kniee und vergießt Thränen des Dankes. Seine Zukunft steht plötzlich vor seinen Augen: er will als Wanderer die Natur erforschen. Zu seinem Aufenthaltsorte erwählt er eine der verborgensten Höhlen der thebaischen Wüste und durchschweift nun von hier aus in wenigen Stunden die ganze Erde; nur Neuholland und die Südseeinseln vermag er nicht zu erreichen. Ein Paar Pantoffeln dienen ihm, über die Stiefeln gezogen, als Hemmschuhe; Instrumente und Bücher, die er mit Elfenbein bezahlt, holt er sich aus London und Paris; der Tabak ersetzt ihm das mangelnde Glück und ein treuer Pudel die menschliche Gesellschaft. Zu dieser führt ihn jedoch ein Abenteuer nochmals zurück.

11. Als er einst auf Nordlands Küsten Flechten und Algen sammelt, tritt ihm unversehends ein Eisbär entgegen. In der Eile der Flucht kann er sich nur des einen Pantoffels entledigen und stürzt ins Meer. Mit Mühe sich ans Land rettend, rennt er zur lybischen Wüste. Der furchtbare Temperaturwechsel betäubt ihn aber so, daß er besinnungslos von Osten nach Westen umhertaumelt und endlich zu Boden stürzt. Beim Erwachen findet er sich in einem Hospitale, wo er von einem freundlichen Manne und einer schönen Frau in schwarzen Kleidern gepflegt wird. Aus einer Inschrift, sowie aus einem Gespräche jener beiden Personen erfährt er, daß diese Bendel und Minna sind. Ersterer hat aus dem Überreste des Goldes ein Hospitium gegründet und es zu Ehren seines ehemaligen Herrn das „Schlemihlium“ genannt; letztere ist Witwe, da Rascal durch einen unglücklichen Kriminal-Prozeß das Leben verlor. Beide fühlen sich glücklicher, als früher, und Schlemihl giebt sich deshalb nicht zu erkennen. Nur nach seiner Genesung läßt er einen Zettel zurück, aus dem die Geliebten erfahren, daß es dem geprüften Freund auch besser ergehe, als früher. Dann schlägt er den Weg nach der Thebais ein und kehrt zu der alten Lebensweise zurück.

2. Über die Entstehung und den Grundgedanken des Werkes.

Man hat sich viele Mühe gegeben, dem Grundgedanken dieses Märchens nachzuspüren; indessen ist es erwiesen, daß Chamisso gar keine bewußte Absicht dabei gehabt hat. Das Märchen entstand mit zwingender Notwendigkeit, wie jedes echt poetische Werk. Der Dichter schreibt darüber in einem Briefe an den Staatsrat Trinius in Petersburg vom 11. April 1829:

„Ich will mit meiner Poesie selten etwas; wenn eine Anekdote,

ein Wort, mich selbst im Leibe von der Seite der linken Pfote bewegt, denke ich, es muß andern auch so ergehen, und nun ringe ich mühsam mit der Sprache, bis es herauskommt. Wenn ich selber eine Absicht gehabt habe, glaube ich es dem Dinge nachher anzusehen; es wird dünn, es wird nicht Leben, und es ist, mein' ich, nur das Leben, was wieder Leben ergreifen kann. Machen Sie mich darum zu einer Nachtigall oder zu einem Kuckuck, kurz zu einem Singetier und zu keinem verständigen Menschen; — immerhin! — ich begehre es nicht besser. — — — Der Schlemihl ist auch so entstanden. Ich hatte auf einer Reise Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und mein ganzes bewegliches Gut verloren. Fouqué frug: ob ich nicht auch meinen Schatten verloren habe? und wir malten uns das Unglück aus Ein anderes Mal ward in einem Buche von Lafontaine (den Titel habe ich nicht erfahren) geblättert, wo ein sehr gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde, — ich meinte, wenn man dem Kerl ein gut Wort gäbe, so zöge er auch noch Pferde und Wagen aus der Tasche. — Nun war der Schlemihl fertig, und wie ich einmal auf dem Lande Langeweile und Muße genug hatte, fing ich an zu schreiben. — Mein Zweck war, Hitzigs Frau und Kinder, die ich als mein Publikum vorangestellt hatte, zu amüsieren, und so kam es denn, daß Sie und andere darüber gelacht haben." Im allgemeinen bezeichnet der Schatten das Wesenlose und Nichtige, auf das die Welt so großes Gewicht legt, aber er ist doch ein von der Natur oder vielmehr durch ein göttliches Naturgesetz dem Menschen zugewiesenes, ihm angeheftetes Gut. Ähnlich ist das Vaterland, die Heimat ein durch die Geburt dem Menschen zugekommenes, mit ihm verwachsenes Gut. Das Geld, das Gold ist kein solches; es ist ein zufälliges, ein erworbenes, künstlich angeeignetes Gut. Ein Naturgut nun, will Chamisso sagen, ist, so gering es auch in die Augen fällt, im Grunde betrachtet doch viel wichtiger, kostbarer, unentbehrlicher als ein zufälliges, erwerbbares Gut. „Daher ist es sicher, daß in dem Schlemihl sich Chamisso selbst gezeichnet hat. Er fand sich schattenlos, schon als er ins Leben, in die Welt und in die Gesellschaft eintrat. Vaterland, Familie, angeborener Besitz und Beruf — alles, was einen breiten, dichten Schatten auf die Lebensbahn des einzelnen wirft, war ihm versagt. Ein Franzose unter Deutschen, ein Katholik unter Protestanten, ein Flüchtling ohne Stand und Besitz unter den in selbstbegründeter und begrenzter Existenz Eingebürgerten, gleich von vornherein verdammt, nirgends fest zu haften auf dem betretenen Boden, nirgends sein Dasein in wahrhafter kompakter Erscheinung kund geben und geltend machen zu können. Andere, denen es ähnlich erging, wie ihm, nahmen es leichter damit; sie erborgten sich fremden Schatten, krochen unter,

wo es eben gehen wollte, oder täuschten die Welt und sich durch eine künstliche Nachbildung dessen, was sie in Wahrheit nicht besaßen. Chamisso blieb solchen hohlen, gleißenden und gleißnerischen Künsten fremd; er ließ das Leben und die Welt ihren Gang gehen; mit Siebenmeilenstiefeln schritt er über alle die kleinen, nach Licht und Schatten abgegrenzten Verhältnisse hinweg, ohne den eigenen Schatten zu vermissen, der doch im raschen Schreiten und Schweifen nirgends hätte haften können; oder er barg sich still in die Abgeschiedenheit und Einsamkeit der Natur, und lebte mit dieser und für diese lebenslang wie ein Kind, der menschlichen Gesellschaft in den Welthändeln fremd, nur von ferne, vom sichern Strande aus dem aufgeregten, öffentlichen Leben zuschauend, auch wohl ein Lied in dasselbe hinaus erklingen lassend." (Fulda.)

Leben und Charakteristik Chamissos.

I.

Adalbert von Chamisso,*) geb. den 30. Jan. 1781 auf dem Schlosse Boncourt, am Saume eines Waldes in der Nähe von Villers bei St. Menehould in der Champagne, war der Sohn des Grafen Louis Marie von Chamisso. In den Stürmen der französischen Revolution ward der Stammsitz Boncourt dem Boden gleich gemacht, und aus der Zerstörung von den vielen Schätzen, die das Schloß enthielt, nichts gerettet. Die flüchtige Familie wandte sich (1790) nach den Niederlanden, (1793 in Lüttich) und von da nach Deutschland und zwar (1795) nach Würzburg, 1796 nach Bayreuth, von wo aus der Vater um die Erlaubnis nachsuchte, sich in Berlin niederlassen zu dürfen, das überhaupt in jener Zeit vielen französischen Auswanderern zum Aufenthalte diente. Adalberts ältere Brüder, Hippolyt und Karl, waren dorthin schon vorausgegangen und übten die Kunst der Miniaturmalerei in solcher Vollkommenheit, daß sie von dem Ertrage ihrer Arbeiten ihre Familie ehrenvoll ernährten. Adalbert wurde 1796 Leibpage bei der Königin, die ihn auch unterrichten ließ. In seinem 17. Lebensjahre (1798) trat er in das Infanterie-Regiment von Götze, und nach 3 Jahren war er Lieutenant. Seine Familie war inzwischen wieder nach Frankreich gegangen, nachdem Napoleon, damals erster Konsul (1801), den französischen Ausgewanderten die Rückkehr in das Vaterland gestattet hatte.

Die ersten Jahre der soldatischen Laufbahn Chamissos wurden durch eifriges Studium der deutschen Sprache und Litteratur ausgefüllt. Mit Begeisterung las er Schillers philosophische Gedichte, studierte er Klopstock, Luthers Bibelübersetzung und den „tüchtigen

*) Sein eigentlicher Name war: Louis Charles Adelaïde de Chamisso de Boncourt.

Philosophen Kant;“ im reifern Alter schwärmte er mehr für Goethe. Mit eigentümlichem Sinn faßte er die Erscheinungen deutscher Poesie und Philosophie auf und eignete sich mehr und mehr deutsche Geistesbildung und deutschen Charakter an, so daß er für sein Fühlen und Denken in unserer Sprache den Ausdruck fand, wie in seiner Muttersprache. Gleichstrebende Freunde fand er an Varnhagen, mit dem er 1804—6 den sogenannten „roten Musenalmanach“ herausgab, an W. Neumann, Hitzig und Fouqué. Um das J. 1803 erschienen seine ersten dichterischen Versuche. Bald mußten sich die Freunde trennen, aber sie unterhielten einen lebhaften Briefwechsel, der uns noch aufbewahrt ist. 1805 verließ Chamisso Berlin, zog mit seinem Regimente nach Hameln und reiste nach der schimpflichen Übergabe dieser Festung an die Franzosen Ende 1806 nach Frankreich, wo seine Familie einen Teil ihrer verlorenen Besitzungen wieder bekommen hatte, fand aber leider Vater und Mutter nicht mehr am Leben. Schon im Herbste 1807 kehrte er nach Berlin zurück und widmete sich vorzüglich den Naturwissenschaften. Varnhagens Schwester Rosa Maria schildert den nunmehr Sechsundzwanzigjährigen in folgender Weise: „Chamisso trug eine elegante polnische Kurtka mit Schnüren besetzt, ging mit schwarzem, natürlich herabhängendem Haar, mit einer leichten Mütze, was ihm sehr wohl stand, und nebst einem kleinen Schnurbart, der seinem geistreichen Gesicht voll Ernst und Güte, seinen schön ansprechenden Augen voll Treue und Klugheit, einen eigentümlichen Ausdruck verlieh, so daß er als eine angenehme Erscheinung auffiel. Zugleich war er voll ritterlicher Höflichkeit und Galanterie, ein Erbteil seiner französischen Abkunft, die manchmal einen Anstrich von Steifheit hatte, weil sie nicht altritterlich war, sich im ganzen aber sehr gut in ihm machte, so daß man, sich in alte Zeit versetzend, ihn auch gern als einen Kavalier und ritterlichen Troubadour hätte denken mögen. . . . Er sprach das Deutsche zwar nicht ohne Anstoß, an sich war es jedoch vortrefflich und die Unterhaltung mit ihm immer angenehm und interessant. Ich mochte ihn am liebsten deutsch sprechen hören, obgleich sein Französisch auch vorzüglich war.“ Im J. 1808 nahm er seine Entlassung aus dem preuß. Militärdienste und wurde 1810 als Professor an das Lyceum nach Napoleonville in Frankreich berufen; er fand aber seine Erwartungen nicht befriedigt und begleitete 1811 Frau von Staël nach Genf und Coppet. Hier lernte er von dem Meister der Formen A. W. Schlegel auch deutsche Sonette und musterhafte Terzinen verfassen, für welche Dichtungsarten er dann später noch von Platen zu lernen versuchte, der überhaupt für das Formelle in Chamissos Dichtungen von Einfluß war. Von allen Dichtern regten am meisten ihn aber Uhland und Goethe an; des letzteren Werke begleiteten ihn sogar auf seiner Reise um die Welt.

1812 nach Berlin zurückgekehrt, legte er sich noch entschiedener auf das Naturstudium. Mit sich selbst zufriedener, trieb er als Schüler von 32 Jahren eifrig die Naturwissenschaften, insbesondere Medizin und Botanik. So war der „Professor“ ein Student geworden, das Leben hatte ihn gelehrt, daß alles Grübeln nichts nütze; darum wollte er durch Beobachtung und Erfahrung, Sammeln und Vergleichen sich den Wissenschaften nähern und eine praktische Thätigkeit üben. Arzt wollte er nun gerade nicht werden, sondern sich vorbereiten zu einer naturwissenschaftlichen Reise.

Als im J. 1813 der große Nationalkampf eintrat und das Volkstum die Losung des Tages ward, da empfand Chamisso es tief, daß ihm die Nationalität fehle, auf die er, als er sie hingab, kein Gewicht gelegt hatte. Obgleich er die innigste Teilnahme für Deutschlands Sache hegte, so konnte er doch die Schmach der aus Rußland zurückkehrenden Franzosen nicht verschmerzen. Es galt jetzt den Kampf gegen ein Volk, dem er durch Geburt und Familienbande angehörte. Voll innerer Mißstimmung rief er aus: „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins.“ In dieser drückenden Lage schrieb er im Spätjahr 1813 auf Fouqués Gute Neunhausen bei Rathenow und auf dem stillen Landgute Cunersdorf des Grafen Itzenplitz seinen „Peter Schlemihl“, um sich, wie er selbst sagte, zu zerstreuen nnd die Kinder seines Freudes Hitzig zu ergötzen.

Wie Chamisso den armen Schlemihl endlich durch große Reisen und durch Beschäftigung mit der Natur die Ruhe gewinnen läßt, so suchte er selbst in dem größeren Weltverkehr innere Beruhigung. Anfangs 1814 war er wieder in Berlin, um seine naturwissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Bei seinem Freunde Hitzig kam ihm zufällig ein Zeitungsblatt zu Gesichte, worin von einer nächst bevorstehenden Entdeckungsreise der Russen nach dem Nordpol die Rede war. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!“ rief er unmutig aus und stampfte dabei mit dem Fuße. Hitzig nahm ihm das Blatt aus der Hand, überflog den Artikel und fragte: „Ist es dein Ernst?“ — „Ja!“ — „So schaffe mir augenblicklich Zeugnisse über deine Studien und Befähigung zur Stelle. Wir wollen sehen, was sich thun läßt.“ Die Zeugnisse wurden erteilt, Hitzig hielt Wort, knüpfte für den Freund Unterhandlungen in Rußland an, und in kurzer Zeit ging ein Brief des Hauptmanns der russischen Flotte, von Krusenstern, im J. 1815, ein. Chamisso ward mit Wormskiold und Eschscholtz zum Naturforscher für die zu unternehmende Entdeckungsreise in die Südsee und um die Erde ernannt. Diese Fahrt machte er mit dem Kapitän Otto von Kotzebue, dem Sohne des Dichters, am Bord des Rurik. Viele Mühsale hatte er während derselben zu bestehen; zu der Entbehrung aller geistigen und körperlichen Pflege kam die schlechte Behandlung

von seiten des Kapitäns.*) Dennoch gab er sich mit der regsten Teilnahme allen Erscheinungen hin, in denen ihm Menschliches und Lebensfrisches entgegentrat. Der Naturzustand der Wilden entzückte ihn, und sein Dichterherz wurde für die Zustände und Gefühle der farbigen Naturkinder entflammt. Chamissos „Bemerkungen und Ansichten" auf dieser Reise enthalten die schätzbarsten Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Mit Heu und Kram — so nennt er seine gesammelten Pflanzen u. dgl. — kehrte er Ende Okt. 1818 über Stettin zurück. In Swinemünde schrieb er:

„Heimkehret fernher aus den fremden Landen
In seiner Seele tiefbewegt der Wanderer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Thränen,
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge."

Die Lehr- und Wanderjahre waren nun vorüber, es begannen die Meisterjahre. Hitzig u. a. fanden in ihm den gemütvollen, sinnigen Freund wieder, und der Weltumsegler erzählte ihnen von Sandwichinsulanern, von den Radackern und Kamtschadalen. Er erhielt 1819 in Berlin eine kleine Anstellung als Kustos der botanischen Sammlungen, verheiratete sich 1819 mit der in Hitzigs Hause aufgewachsenen Antonie Piaste, die er als Kind auf den Knieen gewiegt und ihr Geschichten erzählt hatte, wurde später Vorsteher der königlichen Herbarien und 1835 Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Wenn auch Chamisso früher einige Jugendgedichte versucht hatte, so ahnte er doch nicht, daß er ein deutscher Dichter werden könne. Erst in den zwanziger- und dreißiger Jahren entfaltete er sein poetisches Talent. Zuerst fügte er 1827 einer neuen Auflage seines Schlemihl einige Gedichte bei, und 1828 schreibt er an de la Foye: „Ich glaube fast, ich sei ein Dichter Deutschlands." Seine Lieder, Sonette und die poetische Erzählung „Salas y Gomez" (1829) fanden überall Anklang, sodaß er 1832 demselben Freunde schreiben konnte: „Das Volk singt meine Lieder, man singt sie in den Salons, die Komponisten reißen sich danach, die Jungen deklamieren sie in den Schulen, mein Porträt erscheint nach Goethe, Tieck und Schlegel als das vierte in der Reihe gleichzeitiger Dichter Deutschlands, und schöne jungen Damen drücken mir fromm die Hand oder schneiden mir Haarlocken ab." Allgemein bekannt sind die oben erläuterten u. a. Gedichte, wie z. B.:

*) Noch empfindlicher wurde er nach Vollendung dieser Romanzoffschen Expedition gekränkt, indem fahrlässiger Weise seine Arbeiten dem Werke über die Entdeckungsreise einverleibt wurden.

„Der rechte Barbier", „Tragische Geschichte", „Abdallah", „Hans im Glücke".

Die Julirevolution brachte ihn, den geborenen Franzosen, sehr in Bewegung; sie ergriff ihn freudig, indem er die Ansicht hatte, daß es „ein vergeblich Wagen sei, in das bewegte Rad der Zeit zu greifen". Im folgenden Jahre ward er von der Cholera geschüttelt, was den Grund zu seinem Kränkeln legte. Zwar gab er 1833 noch den Musenalmanach mit G. Schwab heraus, allein er fühlte sich körperlich und geistig ermattet. Seine Gattin, mit der er die glücklichste Ehe von der Welt geführt hatte, starb 1837, er selbst am 21. Aug. 1838, im ersten Stockwerke des Hauses in der Friedrichstraße Nr. 235, das er Ostern 1829 bezogen hatte.

II.

Chamisso hatte alles der Welt abgerungen, sich alles mühsam erobert, selbst eine neue Heimat, und es bildete sich in ihm, bei aller Milde und liebevollen Sanftmut, eine kraftvolle, biedere, wahre und ehrliche Natur aus; er erscheint als wunderbare Verkörperung der Durchdringung romanischer Anlage mit deutscher Bildung; er vereinigt in sich deutsche Klarheit und Schärfe des Gedankens, deutsche gemütvolle Innigkeit und deutschen Ernst mit französischer Feinheit und Eleganz, mit französischer Heiterkeit und französischem Witze. Die Ursprünglichkeit der Gesinnung in Haß und Liebe, in Rache und hingebender Treuherzigkeit ist der innerste Nerv seiner Poesie, welche, meistens in der Sphäre des wirklichen Lebens sich bewegend, Vorfälle und Begebenheiten darstellt und daher einen vorherrschend epischen Charakter hat. Alle Länder und Geschlechter der Erde haben dem Dichter lebendige Bilder zugeführt; überall hat er der Stimme der Natur gelauscht und ihre Töne wiedergegeben; überall begegnet uns das Ursprüngliche, das Starke, das Selbstgeschaute in seiner eigentümlichen Gestaltung und Urkraft. Auch die eigentlichen lyrischen Gedichte Chamissos haben eine epische Grundlage, indem bestimmte Personen als Träger der Empfindungen des Dichters erscheinen. Gleich am Anfange des dritten Bandes seiner Werke finden wir eine größere Reihe solcher Gedichte: „Frauenliebe und Leben" (1836), durch Schumanns seelenvolle Musik der deutschen Frauenwelt längst ins Herz gesungen, „Thränen", „Die Braut", „Frisch gesungen", „Die Blinde", „Lebenslieder und Bilder". In diesen und ähnlichen Gedichten tritt die zarte, innige, tiefe und feinfühlende Natur Chamissos am reinsten hervor. Sie sichern ihm in der deutschen Dichtung einen unvergänglichen Ehrenplatz. So ist vielleicht niemals der Mutterschmerz um ein verlorenes Kind in so herzergreifender Weise zum poetischen Lebensbilde gestaltet worden, als in dem Gedichte „Die Mutter und das Kind". Die schönen Züge seines edel und wahr empfindenden Gemüts finden wir, wenn er sich, wie im „Frühling",

seines jugendlichen Herzens erfreut, das er sich durch alle Stürme des Lebens hindurch bewahrte, oder wenn er fest an den Blüten der Gegenwart hält, von denen er für die Zukunft die schönsten Früchte vertrauensvoll hofft („Der alte Sänger"). Über den Charakter seiner Balladen und poetischen Erzählungen, woselbst Charaktere und Seelenzustände in psychologischer Wahrheit hervortreten, haben wir schon oben das Nötige bemerkt. Bei so viel dichterischer Größe, die stets den Nagel auf den Kopf trifft, war es kein Wunder, das Chamissos Tod die allgemeinste Teilnahme in ganz Deutschland erregte. Keiner hat ihn jedoch würdiger gefeiert als Franz Dingelstedt, mit dem wir sagen:

Ein Fremdling warst du unsrem deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als du ihm worden?

Litteratur.

Chamissos Wke. 5. Aufl. 6 Bde. Berlin, 1864. 9 ℳ. Inh.: 1. Reise um die Welt: Tagebuch. 2. Dieselbe; Bemerkungen u. Ansichten. 3. Gedichte. 4. Gedichte. Adalberts Fabel. Peter Schlemihl. 5. u. 6. Leben u. Briefe. Vermischtes in Prosa.
Neue Stereotyp-Ausg. Berlin, Weidmann. 4 Bde. 4 ℳ.
Gedichte. 23. Aufl. Berlin, 1886. 1,60 ℳ.
Poetische Wke. 2 Bde. Neue Ausg. Berlin, 1878. 2 ℳ.
Peter Schlemihls wunderbare Geschichte. Lpzg., 1869. 20 ₰.
— — Illustrierte Volks-Ausg. v. Hitzig. Hamburg, 1869. 40 ₰.
Fulda, Chamisso und seine Zeit. Lpzg., 1881. geb. 6 ℳ.

Die romantische Schule.

Rückblick auf die neun letzten Dichter.

Die dichterischen Produktionen Goethes und Schillers, die den Höhepunkt der deutschen Kunstpoesie darstellen, bildeten damals zu der Prosa der Wirklichkeit mehr als je einen schneidenden Kontrast. Im Schoße der Familie, in den bürgerlichen Bezügen, in dem Verhältnis zum Staat hatte das Leben seine frischen, blühenden Formen abgestreift und war untergegangen in einer engherzigen Beschränkung, in einem spießbürgerlichen Philistertum. Hierzu kam noch, daß die der Aufklärung entsprungenen Richtungen mehr oder weniger den Glauben an höhere Wahrheit erschüttert oder verfälscht hatten. Bei dieser Poesielosigkeit fanden daher alle verflachenden Tendenzen der Kunst und Wissenschaft desto größeren Anklang. In der poetischen Litteratur drängte sich teils eine mattherzige Sentimentalität hervor, teils suchte man den Anforderungen des flachen, alltäglichen Lebens zu genügen, wozu sich, wie in den Kotzebueschen Dramen,*) französische Frivolität gesellte, wodurch

*) In einer Parabase seiner „verhängnisvollen Gabel" (Wke. IV. 36.) sagt Platen, der Hauptgegner der Romantiker, von Kotzebue:

alle höhere Sittlichkeit, der Glaube an das Wahre, die Liebe für das Edle und Gute nur noch mehr untergraben werden mußte.

Hatten nun Goethe und Schiller auf die Verbindung des Idealen und Realen hingewirkt, schöne Wirklichkeit, sinnlich-natürliche Welt schön gestaltet, so machte die neue Dichtergeneration am Ende des vorigen Jahrhunderts es sich zur besonderen Aufgabe, die Einheit der Poesie mit dem Leben zu begreifen, zu verkünden und herzustellen. Goethe hatte in seinem „Wilhelm Meister" gezeigt, wie der Geist der Poesie in die Welt der Prosa eindringen und die socialen Bildungsstrebungen in der Idee wie in ihrem Mittel- und Schwerpunkte vereinigen sollte. An diesem Roman Goethes fand daher die neue Dichterschule ihren bestimmten Anknüpfungspunkt, indem sie, bei ihrem Streben, die Poesie in die Wirklichkeit einzusetzen, über die spießbürgerliche Beschränktheit hinauszukommen suchte und auf eine freiere Bildung in der Nation hinwirkte. Um die höhere, ideale Lebenseinheit zur Anschauung zu bringen, leitete sie zurück auf die Romantik des Mittelalters. Es faßte die neue Dichter-Generation die Romantik als die ewig fließende Quelle auf, aus der sich das alternde Leben verjüngen könne, und wollte jene poetische Welt aus der Vergangenheit in unsere Zeit herüberleuchten lassen. Diese romantische Welt sei groß gewesen, weil sie gelebt habe im Glauben, in der Liebe und im Vaterlandsgefühl, und durch sie müsse Kunst, Wissenschaft und Leben neu befruchtet werden. Die Poesie sollte den eigentlichen Mittel- und Vermittelungspunkt bilden, sie die Aufgabe haben, im engsten Bunde mit Religion und Philosophie vom innersten Mittelpunkte des Gemüts aus allschaffend und belebend das ganze Dasein zu umglänzen. Wie daher die Dichter der neuen Romantik aus der Gegenwart in eine schönere Vergangenheit flüchteten, in welcher noch der ganze Zauber der poetischen Anschauung ungehemmt über das gesamte Leben sich verbreitete, wie sie zurückleiteten in die heitern Gebilde der jugendlich spielenden Phantasie, in die alte Märchen- und Sagenwelt; ebenso zogen sie sich zurück in die Einsamkeit der Natur, drangen ein in ihre geheimnisvollen Tiefen und begrüßten in ihren Erscheinungen überall ein unabhängiges, sich selbst genügendes Leben, das seine Geheimnisse kund giebt.

Bei dem Streben nach dem Großen und Besten der Poesie suchte man im Auslande die obersten Muster und eröffnete die

---

„Er schmierte, wie man Stiefel schmiert, vergebt mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit, wie Calderon und Lope.*)
In Versen schrieb er selten zwar; dies konnte wenig stören:
Ihr seid ja Menschen, wollt ihr denn der Götter Sprache hören?
Er sprach wie ihr, euch war das recht; er nahm, um euch zu schonen,
Aus euerm eignen Kreise sich die fadesten Personen."

---

*) Zwei berühmte spanische Schauspieldichter.

bisher verborgenen Schätze nicht bloß der älteren romanischen, sondern auch der orientalischen Poesie. Indem man die National-litteratur auf ihre Höhe erheben wollte, drang man hindurch zur Universalität der Weltlitteratur. Die spanische und italienische Litteratur, sowohl in ihrem tieferen Gehalt, als auch mit ihren künstlichen Formen, wurden herangezogen, und vor allem ruhte der Blick auf Shakespeare, der als Muster universaler Weltpoesie in dem Brennpunkte seiner Genialität alle Bezüge des Lebens, der Geschichte, der Zeiten, Nationen und der Natur vereinte, sich dabei auf der Spitze der Ironie und des Humors bewegte und durch den Zauber seiner Phantasie die widersprechendsten Dinge, die entferntesten Punkte der Menschheit in einem Spiegel zu sammeln und zu zeigen wußte. Es wurde für die Romantiker, der prosaischen Zeit gegenüber, die Ironie ein Lebensprincip, die in Verbindung mit dem Humor sich in Gesinnung und Welt-anschauung der jungen Dichter auf eigentümliche Weise offenbarte. Sie galt zunächst der Verkehrtheit der Welt und sollte der Poesie den Weg ebnen und bahnen; sie steigerte sich aber bald zu einem willkürlichen Spiele der Phantasie, vor welcher alle Gestalten der Erscheinungswelt zerrinnen und nur das eigene Innere übrig bleibt mit seinen Traumgebilden. Der gediegene Gehalt der wahrhaften Wirklichkeit wurde verflüchtigt, und aus den zerstäubenden Wider-sprüchen des Lebens ging nicht eine harmonische Aussöhnung hervor, in der sich der wahrhafte Lebensgehalt siegreich erhält, sondern eine ermattende Sehnsucht nach einem unerreichbaren Jenseits. Es wollten die Romantiker neben dem Leben eine Welt von Poesie künstlich erschaffen, damit jenes von dieser durchdrungen werde; allein die gemeine Wirklichkeit und das Überschwengliche jener wunderbaren idealischen Welt schließen sich einander aus. Die neue Romantik bildete zu der damals sich breit machenden, an der gemeinen Wirklichkeit haftenden Alltagspoesie das andere, ebenfalls einseitige Extrem, indem sie teils keck über das wirkliche Leben hinausflog, oder dieses auf den Kopf stellte. Indem die Romantiker in kecker Selbstüberhebung sich von der Wirklichkeit und dem Leben mit seinen Forderungen abwandten, überließen sie sich ihren mysti-schen Ahnungen und traumhaften Phantasieen und achteten die Be-dingung echter Kunstbildung gering.

Bei solchen drangvollen Strebungen ging daher von der neuen Dichtergeneration kaum ein größeres Werk hervor, das in durch-gängiger Reinheit und poetischer Wahrheit den Anforderungen der Kunst vollkommen genügte. Dennoch bleibt den neuen Romantikern das Verdienst, unsere Nationallitteratur vor der Erschlaffung und dem Versinken in Gemeinheit bewahrt zu haben. Sie unterhielten sowohl durch ihre Kritik, als auch durch eigene Produktion eine frische Regsamkeit und einen höhern Aufschwung.

Die verschiedenen Elemente der neuen Romantik fanden ihre **produktive** Vertretung in **Tieck**, welcher, wie die beiden **Schlegel** für die **kritische**, so für die produktive Sphäre einen persönlichen Mittelpunkt bildete, in dem sich sämtliche Formen der romantischen Poesie konzentrierten. Mit philosophischem Freigeistertum beginnend, schlug er über in die religiöse Mystik, feierte und verherrlichte das katholische und ritterliche Mittelalter, führte mit den Waffen der Ironie und des Humors den Kampf gegen die Beschränktheit und die von aller Poesie entblößte kleinbürgerliche Nüchternheit der Verstandesaufklärung und ging dann zuletzt mit der Novelle näher ein auf die socialen Zustände der Gegenwart. Die Stellung der übrigen bedeutenderen Romantiker zu den Häuptern der Schule wollen wir durch folgende Übersicht anzudeuten versuchen.

I. Die **kritische** Seite d. Romantik: A. W. **Schlegel** (1767—1845), Fr. Schlegel (1772—1829).

II. Die **produktive** Seite d. Romantik: **Tieck** (1773—1853).

A. Die neue romantische Dichterschule nach ihren Hauptrichtungen.

1. Die **religiös-mystische** Richtung: **Novalis** (1772—1801), Wackenroder (1772—98), Zacharias Werner (1768—1823).

2. Die **fatalistische** Richtung (Schicksals-Tragödien): A. Müllner (1774—1829), Fr. Grillparzer (1790—1872), E. v. Houwald (1788—1845).

3. Die **patriotische** Richtung: H. v. Kleist (1777—1811), H. J. v. Collin (1772—1811), **Th. Körner**, M. von **Schenkendorf**, **E. M. Arndt**, F. A. v. Stägemann (1763—1840), **Fr. Rückert**, de la Motte Fouqué (1777—1843), **Uhland**, **G. Schwab**, **J. Kerner**.

4. Die **phantastische** Richtung: E. Th. A. Hoffmann (1776—1822), **Cl. Brentano**, Achim von Arnim (1781—1831), Bettina von Arnim (1785—1859).

B. Die an die romant. Tendenzen sich mehr oder weniger anschließenden Dichter: E. Schulze (1789—1817), **W. Müller**, **Chamisso**, **Eichendorff**, L. Schefer (1784—1862), A. Öhlenschläger (1779—1850), **H. Steffens** (1773—1845).

Litteratur.

Jos. Freihr. v. Eichendorff, Über d. ethische u. religiöse Bedeutung d. neueren romant. Poesie in Deutschl. Lpzg., 1847. 3,60 ℳ.

— — Geschichte der poetischen Litteratur in Deutschl. 2 Tle. Paderb., 1861.

Herm. Hettner, Die romant. Schule in ihrem innern Zusammenh. mit Goethe u. Schiller. Braunschw., 1850. 3 ℳ.

(**A. Tellkampf**), Phantasus. Eine Auswahl aus erzählenden Dichtungen d. Romantiker. Mit einl. Bemerk. über die romant. Schule. Hannover, 1853. 4,50 ℳ.

R. Haym, Die romant. Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des menschl. Geistes. Berlin, 1870. 12 ℳ.

Achter Zeitraum.

Von Goethes Tode (1832) bis zur Gegenwart.

LXIV. Alexander v. Humboldt.

1. Das Krokodil.

A. v. Humboldts Reise in d. Äquinoktial-Gegenden d. neuen Kontinents. In deutscher Bearbeit. v. H. Hauff. 4 Bde. Stuttg., 1860. IV. 210. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 14.

2. Der Zitteraal.

Ebendaselbst. II. 404. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 15. — Lüben, Auswahl. III. 114.

Vergleiche die Zeitschrift „Natur" von Müller. Halle, 1879. Nr. 6.

3. Der Kuhbaum.

Ebendaselbst. II. 328. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 104. — Lüben, Auswahl. III. 117.

4. Grenzländer der Steppen und Wüsten Süd-Amerikas.

A. v. Humboldt, Ansichten der Natur. Stuttg., 1859. I. 25. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 101. — Lüben, Auswahl. III. 119.

1. Erläuterungen.

Humboldt selbst giebt in seinen „Ansichten" über diesen Abschnitt wissenschaftliche Erläuterungen von hohem Interesse, die jedoch beim Gebrauch des Musterstückes im Sprachunterrichte unberücksichtigt bleiben müssen.

2. Inhaltsangabe.

Wie die afrikanische Wüste und die mongolische Steppe verschieden geartete Volksstämme, Barbaren von Kulturvölkern, scheiden, so auch trennen die südamerikanischen Ebenen europäische Halbkultur von einer furchtbaren Wildnis. Diese letztere schildert der Verfasser, indem er dabei auf den Boden, die Vegetation, das Tier- und Menschenleben Rücksicht nimmt und zugleich auf diejenigen ältern Völkerstämme hindeutet, deren einstiges Dasein uns ihre unvergänglichen Felsenbilder verraten. Wie aber die Tiere der Steppe stets feindlich gegeneinander wüten, so ist auch in dieser Wildnis ewig der Mensch gegen den Menschen gerüstet. Er selbst ist der Urheber des Unfriedens unter seinem Geschlecht;

das erkennt der Reisende sowohl, als auch der Geschichtsforscher. Wen darum inmitten dieser Kämpfe nach geistiger Ruhe verlangt, der versenke sich in das friedliche Leben der Natur.

3. Gliederung.

I. Einleitung.
   A. Afrikas Wüste } als Scheide verschiedenartiger
   B. Die mongolische Steppe } Völkerstämme.
II. Grenzländer der südamerikanischen Ebenen.
   A. Gegen Norden.
   B. Gegen Süden.
      1. Bodenbeschaffenheit und Vegetation.
      2. Die Tierwelt.
         a. Der Jaguar.
         b. Die Affen.
         c. Das Krokodil.
         d. Die Boaschlange.
      3. Die Menschenwelt.
         a. Ungebildete Nomadenvölker.
         b. Ackerbautreibende Völker von sanfteren Sitten.
         c. Untergegangene Kulturvölker.
         d. Der ewige Zwist der Völker.
III. Schluß.
   A. Auf jeder Stufe der Bildung bereitet sich der Mensch ein mühevolles Leben.
      1. Dies erkennt der Reisende,
      2. Der Geschichtsforscher.
   B. Geistige Ruhe findet der Mensch nur im Studium der Natur, vorzugsweise
      1. der Naturgeschichte und Physik,
      2. der Astronomie.

5. Die Fülle des Lebens in der Natur.

A. v. Humboldt, Ansichten der Natur. Stuttg., 1859. II. 3 ff. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 102. — Lüben, Auswahl. III. 121.

1. Erläuterungen.

Naturwissenschaftliche Erläuterungen giebt der Verfasser in dem Werke selbst.

2. Kürzeste Inhaltsangabe.

Die Fülle des Lebens in der Natur erzeugt die tiefsten Eindrücke. Überall, sowohl in horizontaler als in vertikaler Richtung, ist die Luft von Vögeln und Insekten, sowie von zahllosen, nur mit bewaffneten Augen erkennbaren Infusionstierchen und von Keimen künftiger Bildung belebt. Aber auch der Boden des Luftmeeres, gebildet aus trockener Erde und Wasser, zeigt überall

Leben. Tief im Innern, wie nahe am Polarkreise gedeihen noch Pflanzen; wenige Grade von den Polen, wie auf den Gletschern der Alpen leben Tiere, und der ganze Ocean ist von Leben erfüllt. Auch die Sumpfwasser bergen zahllose, wunderbar gestaltete Gewürme, und die Tiere selbst sind wieder von anderen Tieren bewohnt. Der Verfasser geht nun näher auf das Leben der Pflanzen ein. Man findet es, wenn auch in ungleicher Fülle, doch überall. Der nackte Fels des Nordens überzieht sich zuerst mit Flechten, aus denen sich in bestimmten Epochen Moose, Gräser, Kräuter, Sträucher und zuletzt Waldbäume entwickeln. Ähnlich entsteht die Vegetation des Südens.

3. Gliederung.

I. Die Fülle des Lebens in der Natur im allgemeinen.
- A. Das belebte Luftmeer.
  - 1. Das mit unbewaffneten Augen erkennbare Leben.
    - a. In horizontaler Richtung.
    - b. In vertikaler Richtung.
  - 2. Die mikroskopischen Geschöpfe.
- B. Der belebte Boden des Luftmeeres.
  - 1. Die belebte trockene Erde.
    - a. Die Flora.
      - aa. Im Erd-Innern.
      - bb. Am Polarkreise.
    - b. Das niedere Tierleben.
      - aa. Unfern der Pole.
      - bb. Auf den Gletschern der Alpen.
      - cc. Im Gestein.
  - 2. Der belebte Ocean.
  - 3. Die belebten Sumpfwasser.
- C. Das Leben im Innern der Tiere.

II. Die Fülle des Lebens in der Natur in Bezug auf die Pflanzen.
- A. Verbreitung der Pflanzen.
- B. Bildungsgeschichte derselben.
  - 1. Im Norden.
  - 2. In den Tropen.

6. Die Tropengewächse.

A. v. Humboldt, Ansichten d. Natur. Stuttg., 1859. II. 27 ff. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 103. — Lüben, Auswahl. III. 124.

1. Erläuterungen.

Wie das vorige Stück den Anfang, so bildet das vorliegende den Schluß des Aufsatzes über die Physiognomik der Gewächse. Zwischen beiden behandelt Humboldt das Hauptthema, indem er den eigentümlichen Charakter jener Zone, der hauptsächlich durch die Pflanzendecke bestimmt wird, nachweist, und dann die 16

Pflanzenformen aufzählt, welche hauptsächlich die Physiognomie der Natur bestimmen und welche vom Äquator gegen die Pole hin nach schon ergründeten Gesetzen ab- oder zunehmen. (Vergl. die Erläuter. Humboldts hierzu im II. Bde. d. Ansichten d. Natur.)

2. Der Inhalt im allgemeinen.

Der Verfasser spricht sich über den Genuß aus, welcher aus der natürlichen Gruppierung und dem Kontraste der verschiedenen Pflanzenformen entsteht, sowie über die Wichtigkeit des physiognomischen Studiums der Pflanzen für den Landschaftsmaler. Der Naturgenuß, welchen die nordischen Völker entbehren, wird ihnen durch die Ausbildung der Sprache und die Kunst des Dichters und Malers ersetzt.

3. Darstellungsweise.

Wir haben in diesem, wie in den übrigen, aus Humboldts Schriften, namentlich seinen „Ansichten der Natur“ aufgenommenen Stücken, ein Muster wissenschaftlich-ästhetischen Stiles. Humboldt war der erste, der es verstand, die Ergebnisse ernster Wissenschaft in schöner, vom Hauch der Poesie umwebter Form darzustellen und so auch dem gebildeten Laien zugänglich zu machen. Das Charakteristische seines Stils liegt namentlich in der häufigen und glücklichen Anwendung der Periode.

Leben und Charakteristik Humboldts.

I.

Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von Humboldt wurde am 14. Sept. 1769 zu Berlin geboren, erhielt jedoch seine Jugendbildung mit seinem zwei Jahre ältern Bruder Wilhelm auf dem väterlichen Gute Tegel an der Havel, unweit der Residenz. Der Vater, der im 7jährigen Kriege Major und nachher Kammerherr war, starb, als Humboldt noch nicht 10 Jahre alt war. Der erste Lehrer der beiden Knaben war J. H. Campe, der Verfasser des Robinson Crusoe. Einen wohlthätigen Einfluß auf die Richtung der Knaben übte neben Campe auch der mit dem Hause in freundschaftlichem Verkehr stehende Arzt Heim aus. Er war namentlich ein guter Kenner der Natur, besaß allerlei Sammlungen und kannte die besten Reisebeschreibungen. Die Sonntagsnachmittage widmete er fast regelmäßig den Knaben. Nach Campes Austritt wurde Kunth, der Vater des berühmten Botanikers, Informator. Er lebte mit den Knaben in Berlin, um sie hier von hervorragenden Lehrern unterrichten zu lassen. Den Unterricht in der Botanik erteilte Willdenow, ein Mann, der sich in diesem Fache einen Namen erworben hat.

Im Herbst 1787 begaben sich die beiden Brüder mit ihrem Erzieher auf die Universität zu Frankfurt a. d. O. Alexander

widmete sich den Kameralwissenschaften, trieb aber nebenbei auch Botanik und Archäologie; indes führte ihn schon der folgende Sommer 1788 nach Berlin zurück, wo er sich vorzugsweise mit der Technologie und dem Fabrikwesen praktisch bekannt machte, zum Teil auch sich ernsthafter mit der griechischen Sprache beschäftigte. Wilhelm war inzwischen mit dem Hofmeister nach Göttingen gegangen; im Frühjahr 1789 folgte ihm der Bruder auf ein Jahr. Für beide wurde der Aufenthalt daselbst in vielfacher Beziehung von Bedeutung, da sie bald in näheren Verkehr traten mit den berühmtesten Lehrern daselbst: mit dem Philologen Heyne, dem Orientalisten Michaelis, dem Kulturhistoriker Meiners, dem Physiker Lichtenberg, dem Naturhistoriker Blumenbach, dem Botaniker Murray, einem Schüler Linnés. Auch schloß Alexander hier den Freundschaftsbund mit Georg Forster. Bei einem Aufenthalte in Mainz trat er auch mit dem berühmten Anatomen Sömmering in fruchtreiche Verbindung. Aus Achtung und Liebe widmete ihm Humboldt später seine treffliche Schrift über die gereizte Muskel- und Nervenfaser.

Nach Beendigung der Göttinger Studien machte Humboldt mit G. Forster im Frühjahr 1790 jene berühmt gewordene Reise an den Niederrhein und nach England (II. 277), deren Frucht er in einer kleinen Schrift über die niederrheinischen Basalte, Forster in seinen „Ansichten" niederlegte. Der Anblick der See und der gewaltigen englischen Rhederei, so wie gewiß mehr noch die Mitteilungen und Reiseerinnerungen der Begleiter des großen Cook, Banks, Solander und Forster selbst machten eine schon früh gehegte Sehnsucht nach fernen Ländern gewaltig rege.

Um sich mit dem Kontorwesen näher bekannt zu machen und in den lebenden Sprachen zu üben, besuchte Humboldt nach der Rückkehr von England (Juli 1790) die damals berühmte Handelsakademie von Büsch und Ebeling in Hamburg, setzte jedoch auch seine naturwissenschaftlichen, namentlich seine botanischen Studien fort. Von dort begab er sich nach vorübergehendem Aufenthalt im mütterlichen Hause im Juni 1791 nach Freiberg auf die Bergakademie, um sich unter Werners Leitung mit dem Bergbau bekannt zu machen. Das schon früher angeknüpfte Verhältnis zu Leopold von Buch, dem größten Schüler Werners und größten Geognosten unseres Zeitalters, wurde hier fest gegründet. Eine Frucht seines achtmonatlichen Aufenthaltes im Erzgebirge ist eine 1793 erschienene „unterirdische Flora von Freiberg".

Nach der Rückkehr von einer Schweizerreise wurde Humboldt im März 1792 vom Minister von Heinitz als Assessor beim Berg- und Hüttenwesen in Berlin, bald darauf als Oberbergmeister der fränkischen Fürstentümer Ansbach-Bayreuth angestellt. Er blieb hier bis 1797 und entfaltete eine ebenso mannigfaltige

als erfolgreiche Wirksamkeit, die jedoch vielfach durch Reisen in bergmännischen und politischen Angelegenheiten der Regierung unterbrochen wurde.

Nach dem im November 1796 erfolgten Tode seiner Mutter faßte Humboldt den Entschluß zu einer großen wissenschaftlichen Reise nach den Tropenländern. Im März 1797 löste er seine dienstlichen Verhältnisse, verbrachte zunächst drei Monate in inniger Verbindung mit Goethe und Schiller in Jena, wo er auch unter Loder seine Kenntnisse in der Anatomie vervollständigte, und trat dann über Dresden, Prag und Wien eine zweite Reise nach Italien an, hauptsächlich in der Absicht, dort noch thätige Vulkane kennen zu lernen. Der kriegerische und revolutionäre Zustand dieses Landes beeinträchtigte jedoch das Unternehmen so sehr, daß Humboldt sich entschloß, mit Leopold von Buch den Winter hindurch in Salzburg und Berchtesgaden zu verleben. Beide beschäftigten sich hier vorzugsweise mit geognostischen und meteorologischen Arbeiten.

Nach dem Mißlingen verschiedener Reisepläne ging Humboldt Ende Oktober 1798 mit seinem geistesverwandten Freunde Aimé Bonpland (1773—1858), einem französischen Botaniker, nach Spanien. Durch Vermittlung des sächsischen Gesandten, Baron von Forell, am spanischen Hofe gelang es, daß Humboldt die Erlaubnis erhielt, alle spanischen Besitzungen Amerikas bereisen und unbehindert, ja unterstützt von den Behörden, mit seinen Instrumenten Beobachtungen anstellen und Sammlungen aller Art anlegen zu dürfen. Mitte Mai verließ Humboldt mit Bonpland Madrid, ging durch das nordwestliche Spanien nach Coruña, schiffte sich am 5. Juni 1799 ein und landete am 19. Juni im Hafen von St.-Cruz auf Teneriffa. Die Reisenden erstiegen den Pik und stellten mannigfache Beobachtungen an. Am 16. Juli betraten sie Amerikas Boden bei Cumaná. 18 Monate brachten sie auf einer Forschungsreise durch die Provinzen des jetzigen Freistaates Venezuela zu, gelangten im Februar 1800 nach Carácas und verließen bei Puerto-Cabello von neuem die Seeküste, um nach Süden gewendet über die merkwürdigen Grassteppen von Calabozo den Fluß Apure und durch diesen den Orinoco zu erreichen. Auf Indianerkähnen (ausgehöhlten Baumstämmen) drangen sie durch die Katarakten von Atures und Maypure bis zum südlichsten Grenzposten der Spanier, dem kaum 2 Breitengrade vom Äquator entfernten Fort San-Carlos am Rio Negro, durch den Tuanimi und die Wälder von Pimichin, wo die Kähne über Land geschoben werden mußten, vor, gelangten durch den Cassiquiare wiederum in den Orinoco, fuhren denselben bis Angostura hinab und erreichten Cumaná am Ende einer Reise, die, 375 geogr. Meilen lang, nur durch unbewohnte Wildnisse geführt, die erste auf astronomische Bestimmungen gegründete Kenntnis von der so lange bestrittenen

Gabelteilung des Orinoco geliefert hatte. Die Reisenden schifften sich nach Havaña ein, lebten dort einige Monate und eilten einen Südseehafen zu erreichen, als die falsche Nachricht sich verbreitete, Baudin,*) dem sie sich anzuschließen versprochen hatten, werde an der Westküste Südamerikas erscheinen. Von Batabano, einem südlichen Hafen der Insel Cuba, segelten sie im März 1801 nach Cartagena, um von da aus nach Panamá zu gehen; allein da die Jahreszeit die Ausführung dieses Planes hinderte, fuhren sie 54 Tage lang den Magdalenenstrom hinauf bis Honda, um von da aus das Plateau von Bogotá zu erreichen. Von Bogotá aus machten sie Streifzüge nach den merkwürdigsten Punkten der Umgegend. Im September 1801 ging trotz der Regenzeit die Reise nach Süden fort, indem sie über Ibague, die Cordillera de Quindiu, Cartago, Popayan, den Páramo de Almaguér und die große Hochebene von Los Pastos nach 4 Monaten am 6. Januar 1802 in Quito ankamen. Andere 5 Monate, vom 6. Januar bis 9. Juni 1802, vergingen den Reisenden unter den umfassendsten Untersuchungen in dem schönen Hochthale von Quito und in der Kette von mit ewigem Schnee bedeckten Vulkanen, die dasselbe umschließen. Von Umständen begünstigt, stiegen sie an mehreren derselben bis zu früher nicht erreichten Höhen. Auf dem Chimborasso gelangten sie am 23. Juni 1802 bis zur Höhe von 5950 m; eine tiefe Schlucht verhinderte die Erklimmung der noch 630 m höheren Spitze. Über den Andenpaß des Páramo del Assuáy, über Cuença und die Chinawälder von Loxa stiegen sie in das Thal des obern Amazonenflusses bei Jaen de Bracamoros hinab und erreichten über die Hochebene von Caramarca die Bergstadt Micuipama und den westlichen Abfall der Cordillera von Perú. Hier genossen sie auf dem Alto de Guangamarca zum erstenmale von einer Höhe von 3000 m herab den langersehnten Anblick des stillen Oceans. Sie gelangten bei Truxillo an die Küste und reisten durch die wasserarme Sandwüste von Niederperú bis Lima. Nachdem einer der Hauptzwecke der peruanischen Reise, die Beobachtung des Durchgangs des Merkur, erfüllt war, schifften sie sich Ende 1802 von Callao nach Guayaquil ein und landeten am Schlusse einer zweiten ermüdenden Fahrt in Acapulco am 23. März 1803. Über Tasco und Cuernaraca erreichten sie im April die Hauptstadt Mexikos, wo sie einige Monate verweilten und dann nach Norden gewendet Guanaxuato und Valladolid besuchten, die Provinz Mechaocán durchstreiften, nochmals der Küste des großen Oceans nahe, den Vulkan von Jorollo maßen und über Tolúca nach Mexiko zurückkehrten. Nachdem die Reisenden ihre Sammlungen geordnet, noch

*) Kapitän Baudin, unter dessen Leitung die große Weltumsegelung stattfinden sollte.

mancherlei Höhenmessungen vorgenommen, Havaña und Philadelphia besucht, verließ Humboldt den neuen Kontinent am 9. Juli in der Mündung des Delaware und landete am 3. Aug. 1804 in Bordeaux, reich an Naturaliensammlungen, noch reicher aber an Beobachtungen aus dem großen Gebiete der Naturwissenschaften, der Geographie, Statistik und Ethnographie.

Humboldt wählte Paris zu seinem Aufenthaltsort, da ihm dort zahlreiche wissenschaftliche Hilfsmittel zu Gebote standen und hervorragende, ihm bereits befreundete Naturforscher lebten. Nachdem er sich eingerichtet, begann er die Bearbeitung seines großen Reisewerkes und zwar mit Rücksicht auf seine Verhältnisse in französischer Sprache. Der Reisebericht ist nicht das Wesentlichste darin; das Werk enthält vielmehr eine große Reihe von gelehrten Abhandlungen und Monographieen über Gegenstände, die bis dahin nur mangelhaft oder garnicht bearbeitet worden waren. Die gelehrtesten Naturforscher, wie Cuvier, Latreille, Kunth, Klapproth, Vauquelin, Gay Lussac und Arago, unterstützten ihn dabei durch Untersuchungen und Übernahme einzelner Arbeiten. Das ganze Werk umfaßt 29 Bände in Folio, 12 Bände in Quart und 20 Bände in Oktav, so wie 1425 zum Teil farbige Kupfertafeln. Die „Ansichten der Natur" erschienen 1808 in deutscher Sprache. Die Wirkung dieses kleinen Buches war eine außerordentliche. Eine so malerische, plastische Darstellung war noch nicht versucht worden. Spätere Reisende haben sich diese Schrift zum Muster genommen und Ähnliches zu liefern versucht.

Von Paris aus besuchte Humboldt noch mehrmals Italien und England. 1827 siedelte er nach Berlin über. Im Winter 1827—28 hielt er Vorlesungen über den Kosmos (die physische Weltbeschreibung), die mit ganz ungewöhnlichem Beifall aufgenommen wurden.

Längst schon ging Humboldt mit dem Plane um, eine Reise in das Innere Asiens zu unternehmen; 1829 wurde derselbe zum Teil verwirklicht. Kaiser Nikolaus forderte ihn zu einer Reise nach dem nördlichen Asien auf, stattete die Expedition auf das großartigste aus und stellte Humboldt das Ziel und die Art der Reise völlig frei. Derselbe wählte sich den Zoologen Ehrenberg und den Mineralogen Rose zu Begleitern. Während der Zeit von 9 Monaten, nämlich vom April bis Dez. 1829, wurden die Gold- und Platinalagerstätten des Ural, die Steppen im Norden des kaspischen Meeres, die Gebirgsketten des Altai bis zur Westgrenze Chinas in allen Richtungen durchforscht. Der historische Bericht über diese Reise wurde von Rose verfaßt, während Humboldt zuerst in den Fragmenten über die Klimatologie und Geologie von Asien, so wie später in dem großen Werke Centralasien die Ergebnisse seiner Forschungen niederlegte. Die Ausbeute dieser Reise war ebenfalls sehr bedeutend.

Nach dieser Zeit wurde Humboldt vielfach zu politischen Sendungen verwandt. Erst im Greisenalter führte er den seit einem halben Jahrh. gehegten Plan aus, die Resultate der Forschungen, denen sein ganzes Leben gewidmet war, in einem größeren Werke in deutscher Sprache niederzulegen, in dem „Kosmos". Es ist eine physische Weltbeschreibung, in der die Gesamterscheinungen in ihrem Zusammenhange dargestellt sind. Keine Nation der Welt hat solch ein Werk aufzuweisen; aber alle gebildeten Völker haben es sich durch Übersetzungen angeeignet. Humboldt hat allen seinen Werken damit die Krone aufgesetzt. 1845 erschien der I., 1858 der II. Band.

Am 6. Mai 1859 starb Humboldt im 90. Jahre seines reichen und vielbewegten Lebens.

II.

Humboldt gehört zu den bedeutendsten und einflußreichsten Persönlichkeiten seines Jahrhunderts. Als Knabe schien er seinem Bruder Wilhelm in geistiger Beziehung nachzustehen, entwickelte sich aber bald bis zur höchsten Vollendung, deren ein Mensch fähig ist. Seine äußere Erscheinung war sehr einnehmend, seine Sprache gewandt, reich und edel, klassisch vollendet, in Schilderungen von bewundernswürdiger Fülle und Wärme und poetischer Schönheit; sein Forschertrieb so außerordentlich, daß er seinem Wesen wenigstens anfangs etwas Hastiges verlieh, sein Gedächtnis bis an sein Ende so scharf und treu, daß ihm sein ganzes Wissen stets gegenwärtig zu sein schien, sein Verstand durchdringend, daher er denn in allem, was er dachte, sprach oder schrieb, durch und durch klar war. Diese Eigenschaften erklären das umfassende Wissen dieses seltenen Mannes. Mit vollem Recht sagt daher Goethe (in den Gesprächen mit Eckermann): „Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt."

Humboldt hat sich das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst erworben, die bis zu seinem Eingreifen getrennt nebeneinander hergehenden Naturwissenschaften aus umfassenderen Gesichtspunkten zu vereinigen, das Zusammenwirken der natürlichen Kräfte zu zeigen und die Naturwissenschaften mit dem Gesamtleben und mit der Kultur der Menschheit zu verknüpfen. Dies specieller nachzuweisen, ist hier nicht der Ort; wir verweisen auf den „Kosmos" und auf die unten verzeichneten Schriften, welche sich diesen Zweck gesetzt haben.

Humboldts Ziele bezeichnete Ritter mit den Worten: „der außerordentliche Fortschritt, welchen das System der allgemeinen vergleichenden Erdkunde durch Humboldts eigene Arbeiten, wie durch

seine durch das ganze gebildete Europa angeregten, widerlegten oder angenommenen Ideen gewann, scheint im allgemeinen darin zu liegen, daß dieser Mann, gebildet durch den Geist des Altertums und im Besitz der mathematischen Methode — durch das Gebiet der Physik hinauf bis zur Astronomie, bis zur Geologie und von der dritten lebendigen Seite bis zur Physiologie — eben diese Methode in sich mit Bewußtsein als Maßstab für ihre Welt trug, — und daß er die Natur auch nach ihrer anderen, nicht meßbaren Seite in ihrem uns noch verborgenen, höheren organischen Leben, ja in ihrem welthistorischen Zusammenhange (wie kosmischer schon früher gefunden war) ahnte, ihren Wirkungen und den Denkmalen desselben auf ihren erhabensten Werkplätzen nachging und ihre Mitte, wie ihre Grenzen nach allen Seiten zu durchdringen suchte."

Zu diesen großen Verdiensten kommt noch, daß Humboldt mit sicherem Auge die Persönlichkeiten herauszufinden wußte und anzuregen verstand, welche geeignet erschienen, in diesem Sinne fortzuarbeiten. Hunderte hat er dazu ermuntert und teils aus eigenen Mitteln unterstützt, teils einflußreichen Personen empfohlen. Ja man kann sagen, daß die ganze gegenwärtige Naturforschung in Humboldts Art und Weise erfolgt, in der Art und Weise nämlich, daß man vorurteilsfrei an die allseitige Ermittlung der Thatsachen und Erscheinungen geht, und jedes auf diesem Wege gewonnene Resultat in Beziehung zur Gesamtnatur bringt und als Mittel zur Hebung der Menschheit verwendet.

In politischer und religiöser Beziehung nahm Humboldt einen durchaus freien Standpunkt ein, war daher nicht der Freund derer, die es auf Unfreiheit und Verdummung der Völker abgesehen haben. Sie haben es aber trotz aller Bemühungen nicht dahin bringen können, dem Humboldtschen Geiste des Fortschritts Einhalt zu thun; derselbe wirkt vielmehr noch heut ununterbrochen fort und greift von Jahr zu Jahr mehr und mehr um sich.

Zu allen diesen trefflichen Eigenschaften kommt noch, daß Humboldt als Mensch untadelhaft dastand. Es war ihm eine Freude, wie für klare Erkenntnis, so auch für das Wohl seiner Mitmenschen thätig zu sein.

Erinnern wir uns bei **Humboldt** seiner großen Zeitgenossen **Schiller** und **Goethe**, so werden wir mit Dank erfüllt gegen den Lenker der Völker, unter denen das deutsche als ein bevorzugtes erscheint.

Litteratur.

A. Humboldts Schriften.

Mineralog. Beobachtungen über einige Basalte am Rhein. Braunschw., 1790.

Florae Freibergensis prodromus. Berol., 1793.

Aphorismen aus der chemischen Physiologie d. Pflanzen, aus dem Lat. Lpzg., 1794. 2,25 ℳ.

Vorrat kleiner Anmerkungen. Lpzg., 1795.
Über die gereizten Muskel- u. Nervenfasern. 2 Bde. Berlin, 1797—99. 14,50 ℳ.
Über die unterirdischen Gasarten. Braunschw., 1799. 4 ℳ.
Voyage de Mr. Alex. de Humboldt et Mr. Aimé Bonpland. Paris et Tübingen. 1810—32. I.—VI. Sect.
Humboldts u. Bonplands Reisen nach den Wendekreisen in d. J. 1799—1804. Auszug v. Delamauthrie. Erfurt, 1806.
— — Reisen um die Welt. Vom Verfasser v. Cooks Reisen. 6 Bde. Hamburg, 1805—12. (Über d. Übersetzung spricht sich Humboldt in d. Bearbeit. s. Reisen v. Hauff ungünstig aus.)
Des Freih. A. v. Humboldt u. A. Bonplands Reise in d. Äquinoktialgegend d. neuen Kontinents, für d. reifere Jugend zu belehrender Unterhaltung bearb. v. G. A. Wimmer. (Bibliothek naturhistor. Reisen. 1.—4.) 4 Bde. Wien, 1830.
Taschenbuch d. neueren Entdeckungsreisen, für d. Jugend bearb. 2 Bde. Lpzg., 1831. (Skizzen nach Humboldt u. Bonpland.)
Jul. Löwenberg. A. v. Humboldts Reisen in Amerika und Asien. Eine Darstellung s. wichtigsten Forschungen. 2 Bde. Berlin. 2. Aufl. 1842—43 8 ℳ.
Herm. Kletke, A. v. Humboldts Reisen in Amerika u. Asien. 4 Bde. Berlin, 1855. 12 ℳ. Mehrfach neu aufgelegt.
A. v. Humboldts Reise in den Äquinoktial-Gegenden d. neuen Kontinents. In deut. Bearb. v. Herm. Hauff. Nach d. Anordnung u. unter Mitwirkung d. Verf. Einzige v. A. v. Humboldt anerkannte Ausg. in deut. Sprache. 4 Bde. Stuttg., 1859—61. 12 ℳ. (Von Humboldt mit e. Vorr. versehen. Auch in d. „Volksbibliothek" (Stuttg.) erschienen.
Ansichten der Natur. Tübingen, 1808. 2. Ausg. in 2 Bdn. 1826. 3. Aufl. in 2 Bdn. Stuttg., 1849. 8 ℳ. 1859 in d. Volksbibliothek.
Conspectus longitudinum et latitudinum geographicarum. Cassel, 1808.
Versuch über elektrische Fische. Erfurt, 1808. 50 ₰.
Tables hypsométriques. Tübingen, 1809.
Nivellement du Baromètre. Tübingen, 1809.
Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien. 5 Bde. Tübingen, 1809—14. 35,25 ℳ.
Reise nach d. Äquinoktialgegenden d. neuen Kontinents, in d. J. 1799—1804. 6 Bde. Tübingen, 1815—29. 50,50 ℳ.
De distributione geographica plantarum secundum coeli temperiem et altitudinem montium prolegomena. Paris, 1817.
Essai géognostique sur le gisement des roches dans les deux Hemisphères. Paris, 1823.
Geognostischer Versuch über d. Lagerung d. Gebirgsarten in d. beiden Erdhälften, deutsch bearb. v. K. Cäs. v. Leonhardt. Straßb., 1823.
Synopsis plantarum, quas in itinere ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt Al. de Humboldt et Am. Bonpland. Ed. C. S. Kunth. III Bde. Paris, 1822—24.
Über die Hauptursachen d. Temperaturverschiedenheit auf d. Erdkörper. Berlin, 1828. 1 ℳ.
Bericht (mit Lichtenstein, Link, Rudolph u. Weiß) über d. naturhistorischen Reisen d. Herren Ehrenberg u. Hemprich durch Ägypten in d. J. 1820—21. Berlin, 1827. 1 ℳ.
Rede, gehalten bei d. Eröffnung d. Versammlung deutscher Naturforscher in Berlin am 18. Sept. 1828. Berlin. 50 ₰.
Amtlicher Bericht über d. Versamml. deut. Naturforscher u. Ärzte zu Berlin im Sept. 1828. Erstattet v. A. v. Humboldt u. H. Lichtenstein. Berlin, 1829. 3 ℳ.
Fragmente einer Geologie u. Klimatologie Asiens. Aus dem Französischen v. Jul. Löwenberg. Berlin, 1832. 6,75 ℳ.

Reise (mit G. Ehrenberg u. G. Rose) nach d. Ural, d. Altai u. d. Kaspischen Meere, auf Befehl d. Kaisers v. Rußland im J. 1829 ausgef. 2 Bde. Berlin, 1837—42. 31,50 ℳ. (Enth. nur Roses mineralog.-geognost. Reise.)
Kritische Untersuchungen über d. histor. Entwickel. d. geogr. Kenntnisse v. d. Neuen Welt u. d. Fortschritte d. naut. Astronomie i. 15. u. 16. Jahrh. aus d. Franz. übers. v. J. L. Ideler. 3 Bde. Berlin, 1836—52. 9 ℳ.
L'Asie centrale. Recherches sur les chaines de montagnes et la climatologie comparée. 3 Vols. Paris, 1843.
Central-Asien. Untersuchungen über d. Gebirgsketten u. d. vergleichende Klimatologie. Aus d. Franz. v. W. Mahlmann. 2 Bde. Berlin, 1843-44. 20 ℳ.
Kosmos. Entwurf e. physischen Weltbeschreibung. 5 Bde. Stuttg., 1845, 1847, 1851, 1858, 1862. 54,40 ℳ. (Bd. 1—4 sind auch in der Volksbibliothek (Stuttg., 1860) erschienen. 8,40 ℳ.
Kleinere Schriften. 1. Bd. Stuttg., 1853. 7,50 ℳ.
Umrisse von Vulkanen aus d. Cordilleren von Quito u. Mexiko. Ein Beitrag zur Physiognomik d. Natur (12 Kupfert. u. e. Bl. Text). Stuttg., 1853. 4,50 ℳ.
A. v. Humboldts Briefw. u. Gespräche mit e. jungen Freunde. Berlin, 1861. 2,50 ℳ.
Humboldts Briefe an Varnhagen s. unter d. Schriftsteller.
Briefw. A. v. Humboldts mit Heinrich Berghaus aus den J. 1825—58. 3 Tle. Lpzg., 1863. 21,60 ℳ.
Briefe v. A. v. Humboldt an d. Freiherrn v. Bunsen. Lpzg., 1869.
Im Ural u. Altai. Briefw. zw. A. v. Humboldt u. Graf v. Cancrin aus d. J. 1827—32. Lpzg., 1869. 4 ℳ.
Briefe A. v. Humboldts an seinen Bruder Wilhelm. Herausgeg. von d. Familie v. Humboldt in Ottmachau. Stuttg., 1880.

B. Schriften über Humboldt und seine Werke.

H. Klenke, A. v. Humboldt. Ein biogr. Denkmal. Lpzg., 1851. 4. Aufl. 1859. 6. ill. Ausg., vielf. erweit. u. umgearb. v. Prof. H. Th. Kühne. 1870. 5 ℳ.
A. v. Humboldt. Kassel, 1853, 1855. 1,50 ℳ.
Blätter der Erinnerung an A. v. Humboldt. Berlin, 1860. 2,40 ℳ.
Hornay, A. v. Humboldt. Sein Leben u. Wollen. Für Volk u. Wissenschaft. Nach Originalien. Hamburg, 1860. 1,50 ℳ.
C. F. Ph. v. Martius, Denkrede auf A. v. Humboldt. München, 1860. 1,20 ℳ.
R. Haym, Preuß. Jahrbücher. II. Berlin, 1858.
W. C. Wittwer. A. v. Humboldt. Sein wissenschaftl. Leben u. Wirken d. Freunden d. Naturwissensch. dargest. Lpzg., 1860. 7,50 ℳ.
Briefe über A. v. Humboldts Kosmos. Ein Komment. zu d. Wke. für gebildete Laien. Herausgeg. v. d. Prof. Cotta, Schaller, Wittwer u. Girard. 4 Bde. Lpzg., 1848—60. 39 ℳ.
Bruhns, A. v. Humboldt. Eine wissenschaftl. Biographie. 3 Bde. Lpzg., 1872. 30 ℳ.
H. Rau, A. v. Humboldt. Berlin, 1878. 3. Aufl. 4 ℳ.

LXV. Henrik (Heinrich) Steffens.

1. Charakter der norwegischen Gebirge.

Die Familien Walseth und Leith. (1826—27.) Breslau, 1837. I. 42. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 105.

Eine prächtige, poetische Schilderung einer großartigen Gebirgswelt, die keiner weitern Besprechung bedarf.

2. Der Wasserfall.

Die vier Norweger. (1827—28.) Breslau, 1837. — 1. Novelle. 165—76. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 106. — Lüben, Auswahl. III. 132.

Erläuterungen.

„Pygmäen-Waldung“ = zwerghafte Waldung.

„— und nur dem einsamen, müßigen Wanderer ist es vergönnt, ihn in kurzen Augenblicken zu bewundern.“ Steffens bemerkt hierzu: „Wirklich hat der berühmte Physiker Hanstein erst auf einer Sommerreise im Jahre 1821 diesen Wassersturz (Böringfossen, gebildet aus den beiden Flüssen Byorei und Leiro) so gut wie zuerst entdeckt.“

Weitere Erläuterungen bietet der geographische Unterricht, in welchem das Musterstück vorzugsweise zu benutzen sein wird.

Leben und Charakteristik Steffens'.

Wie der in Frankreich geborene Chamisso, so ist auch der Norweger Henrik (Heinrich) Steffens bei uns ganz heimisch geworden. Er wurde den 2. Mai 1773 zu Stavanger im südwestlichen Norwegen geboren, wo sich sein Vater, Distriktschirurg in Odstheerred, zur Errichtung eines Krankenhauses aufhielt. Im Jahre 1779 kam sein Vater nach Helsingör, wo der junge Steffens die gelehrte Schule besuchte. Er wurde wegen seines lebendigen religiösen Gefühls und seiner Rednergabe, die er früh zeigte, zum Theologen bestimmt; aber schon damals ward er von inniger Liebe zur Erforschung der Natur beseelt. Als sein Vater 1785 nach Roeskilde und 1787 nach Kopenhagen versetzt wurde, wußte sich der junge Steffens durch Privatfleiß in seinen Kenntnissen der Natur zu fördern. Epoche in seinem Leben machte Büffon, durch welchen er für die Naturwissenschaften gänzlich gewonnen wurde. Er studierte 1790 in Kopenhagen, ließ sich 1794 von der Gesellschaft für Naturforscher prüfen, machte Reisen durch Norwegen, kam auch nach Deutschland und begab sich 1796 nach Kiel, wo er Vorlesungen über die Naturgeschichte hielt. Als aber der Hang zur Spekulation in ihm erwachte, und Spinozas Philosophie ihn mit sich selbst in Zwiespalt gesetzt hatte, da trieb ihn geistige Unruhe und wissenschaftliche Sehnsucht nach Deutschland, um in deutscher Philosophie und Poesie für sein heißes Streben Befriedigung zu finden. Er ging nach Jena, wo er durch Schelling die bedeutsamsten Anregungen für seine naturphilosophische Richtung erhielt. Durch den Mineralogen und Geologen Werner wurde er in Freiberg in die Tiefen der Erdbildungen eingeführt; er schrieb hier seine „Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde“. 1802 kehrte er nach Kopenhagen zurück, wo seine Vorlesungen allgemeine Teilnahme

erregten. Er sollte aber bald durch Gegner seine Thätigkeit gelähmt sehen, und gern folgte er daher 1804 einem Rufe zu einer Professur nach Halle. Hier machte die unglückliche Jenaer Schlacht seiner Wirksamkeit ein Ende; noch vor dem Ausbruch des Krieges ließ er die „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft“ drucken und gab sich enthusiastisch und thätig eingreifend der großen naturphilosophischen Bewegung hin. Zwischen den beiden neuen Richtungen der Naturphilosophie und Romantik, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts herüber- und hinüberschwankten, führte er eine bestimmtere Vermittlung herbei und war bestrebt, die naturphilosophische Spekulation in die Fülle positiver Naturkenntnisse hinüberzuleiten.

Steffens hatte nun in Deutschland eine neue Heimat gewonnen, und nahm von ganzer Seele an allem teil, was die Männer der That im stillen zur Befreiung von dem Druck einer fremden Herrschaft vorbereiteten. Im Herbst 1811 ging er als Professor nach Breslau, wo er durch seine Vorträge die höchsten Erfolge erlangte. Mit dem lebendigsten Eifer nahm er an dem Enthusiasmus des Volks teil, als die Stunde der Befreiung erschien. Mit begeisternden Anreden wandte er sich an die Jugend, trat selbst in die Reihen der Freiwilligen und kämpfte mit bis zur Einnahme von Paris, worauf er seinen Abschied und das eiserne Kreuz erhielt. Als er nach Beendigung des Kriegs seiner eigentümlichen Thätigkeit wiedergegeben war, geriet er gleich in den ersten Jahren des Friedens, den leidenschaftlichen Eiferern des Deutschtums gegenüber, in Streitigkeiten über das Turnwesen. Von der Partei, der er selbst angehört, die er selbst mit hervorgerufen hatte, mit bitterm Haß verfolgt und als Verräter an einer heiligen Sache gescholten, sah er sich auf sich selbst und in die innere Welt seiner Gedanken gewiesen, und als ein Mann der Zukunft blickte er über allen leidenschaftlichen Parteieifer hinweg; seinem dichterischen, in die Ferne schweifenden Geist dünkte die Einsamkeit der Männer der That eine Last. Doch fühlte er bei dre freien Weite seiner begeisterten Hoffnung die Notwendigkeit eines zusammenhaltenden Mittelpunkts; der fromme Glaube seiner Kindheit kam ihm zu Hilfe, und beseelt von dem Gedanken eines innigen Anschlusses an eine bestimmte Kirche, trat er in Verbindung mit dem Professor Scheibel, der sich infolge der seit 1817 in Preußen begonnenen Unionsversuche als entschiedener Gegner jeglicher Kirchenvereinigung zeigte. Aber auch hier erlebte Steffens dasselbe, was ihm schon früher widerfahren war. Die notwendige Einseitigkeit seiner neuen Freunde stand seiner Idee von einer frei sich entwickelnden, in freier Entwickelung zur Vollendung bestimmten Kirche entgegen. Er schied auch hier aus und zog sich nochmals in seine eigentümliche Welt zurück. Die reiche

Entwickelungsfähigkeit seines Geistes, in dem sich Kunst, Natur, Religion und Geschichte zu den fruchtbarsten und vielseitigsten Beziehungen umfaßten, offenbarte sich in zwei gehaltvollen Schriften, „Die gegenwärtige Zeit, und wie sie geworden" (1819) und „Die Karikatur des Heiligen" (1819, 21); sie waren die freisinnigsten Thaten seines schriftstellerischen Lebens. Im Jahre 1821 erschien auch seine „Anthropologie", welche als die bedeutendste Schrift aus seiner Naturphilosophie hervorging.

Es wurde ihm indes immer mehr Bedürfnis, teils in dichterischen Darstellungen, teils in unmittelbaren Selbstbekenntnissen die beziehungsreichen Verhältnisse seiner Persönlichkeit zur Zeit darzulegen. Seit 1827 erschienen seine Novellen, zuerst „Die Familie Walseth und Leith", in welcher die geistigen und litterarischen Bewegungen des 18. Jahrh. die Grundlagen bilden; es ist eine poetische Anthropologie des vorigen Jahrh. In den „vier Norwegern" bildet die neueste Zeit, wie sie sich seit dem Ende des 18. Jahrh. in den bedeutsamsten Verhältnissen entwickelt hat, den Mittelpunkt. Die „vier Norweger" stellen die eigene Entwickelungsgeschichte des Verfassers in verschiedenen Persönlichkeiten dar, hauptsächlich seine Beteiligung an den Bestrebungen der Naturphilosophie und Romantik. Auch in „Malcolm" (1831), wo das nordische Heldentum mit moderner Bildung versetzt erscheint, tritt die Persönlichkeit des Dichters nicht ganz in den Hintergrund. Mit besonderer Vorliebe weilt Steffens in seinen poetischen Anschauungen bei dem skandinavischen Norden; die wissenschaftliche Befriedigung hat ihn zum Deutschen gemacht, aber die Sehnsucht nach den Felsen und Buchten seiner Heimat verließ ihn nie, und sie führte zu den lebensvollen Bildern von den Landschaften Norwegens, die an Reiz des Gegenstandes und Lebhaftigkeit der Anschauung wahre Musterschilderungen sind.

Im Jahre 1832 wurde Steffens als Professor nach Berlin berufen, nachdem er schon früher dem damaligen Kronprinzen von Preußen in Breslau persönlich bekannt geworden war. Es wurde für ihn eine Professur in Berlin ganz neu begründet; doch die Blüte seiner Wirksamkeit hatte Steffens in Breslau gehabt, und er vermochte in seiner neuen Stellung keine besondere Macht mehr über die strebenden Geister zu gewinnen. Seine Novelle „Die Revolution" (1837) läßt das reaktionäre Bestreben auf bestimmte Weise hervortreten, und bei der heftigen Opposition gegen die Richtungen der Gegenwart ist das Leidenschaftliche vorherrschend. Es wußte sich aber Steffens aus den drohenden Verwickelungen der Zeit und den Wirrnissen der Gegenwart immer wieder aufzurichten an der Hoffnung auf eine schönere Zukunft, und daß diese sich in der Gestaltung des politischen und kirchlichen Lebens verwirklichen werde, war ihm nicht zweifelhaft, sie ging

aus seiner religiösen Glaubenszuversicht hervor, die ihn auch im Alter noch immer jung erhielt. In seinen letzten Jahren, seit 1840, verfaßte er die Schrift: „Was ich erlebte“, in welcher er die reichen innern Erfahrungen seines Geistes in Wissenschaft und Leben mit liebenswürdiger Redseligkeit, geistreicher Darstellung und stark hervortretender Subjektivität vor Augen legt. Nicht lange vor seinem Tode schickte er den letzten Band dieser seiner Denkwürdigkeiten zum Drucke ab, und er äußerte, daß, nachdem er auch diese Aufgabe nun vollführt habe, er nicht mehr wisse, was er noch im Leben beginnen solle. Er starb den 13. Febr. 1845.

Steffens hat mit der glutvollsten Empfindung und mit großer Energie des Gedankens auf phantasiereiche Weise das Leben zu umfassen getrachtet. Er nimmt eine ihm eigentümliche Stellung in der Litteratur ein; er ist ein Philosoph, der Poet, und ein Poet, der Philosoph ist; allein während er, auf philosophischem Gebiete in die Poesie hinübergreifend, dem Gedanken Abbruch thut, hat er in der Poesie wieder nur Geltung seiner philosophischen Gedanken wegen. Er führte die romantischen Tendenzen in die Wissenschaft hinüber und wollte die Wissenschaft zur Dichtung und diese zu jener umbilden. Steffens eigentliche Bedeutung liegt in seiner mächtigen Persönlichkeit. Seine wissenschaftlichen und schriftstellerischen Leistungen sind weit hinter dem zurückgeblieben, was er selbst war. In diesen Beziehungen hat er mehr anregend und bahnbrechend als aufbauend, mehr divinatorisch als konstruktiv gewirkt. Er war eine Natur voll Geist und Feuer, von unverwüstlicher Jugendlichkeit und daher von außergewöhnlichem Einfluß auf die Gemüter der Jugend, die er durch seine sprudelnden Ideen und seine flammende Beredsamkeit um so mehr in Bewegung zu setzen verstand, als er selbst in beständiger geistiger Bewegung war. Tief und nachhaltig war dieser Einfluß, denn Steffens wurde in all seinem Thun und Wirken von einer hohen religiösen Begeisterung getragen.

Litteratur.

A. Steffens' Schriften.

Novellen. Ges.-Ausg. 16 Bdchn. Breslau, 1837—38. 32 ℳ.
Die Revolution. Eine Novelle. 2 Bde. Breslau, 1837. 12 ℳ.
Christliche Religionsphilosophie. 2 Tle. Breslau, 1839.
Was ich erlebte. Aus d. Erinnerung niedergeschrieben. 10 Bde. Breslau, 1840—44. 47 ℳ.
Verschiedene wissenschaftliche Schriften.

B. Schriften über Steffens.

H. Gelzer, Zur Erinnerung an H. Steffens. 4 Gedächtnisreden, gehalten am Tage s. Bestattung am 18. Febr. 1845. Breslau, 1845. 50 ₰.
A. Helfferich, H. Steffens u. d. Wissenschaft d. Gegenwart. Einleit. zu d. Vorles. üb. Universitätsstudien, geh. a. d. Univers. z. Berlin. Berlin, 1845. 50 ₰.
Henrik Steffens. Ein Lebensbild von R. Petersen. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Gotha, 1884. 6 ℳ.

LXVI. Karl Ritter.

Die Katakomben der Thebais in Oberägypten.

K. Ritter, Die Erdkunde. 2. Aufl. Berlin, 1822. I. 744. — Lüben u. N. Leseb. VI. Nr. 107.

1. Erläuterungen.

„Arkaden“, Bogenhallen, Bogengewölbe.

„Anachoreten“, Mönche, die nicht in Gemeinschaft, sondern einzeln und abgesondert in Einöden wohnten.

„Totenpompa“, das Gepränge bei Bestattung der Toten.

„Cönobiten“. So hießen, im Gegensatz zu den Anachoreten, diejenigen Mönche des Orients im 4. Jahrh., welche sich in Gebäuden (coenobia), in Städten oder auf dem Lande, zu regelmäßigen Verbindungen vereinigten. Ritter wendet, irrig, diesen Namen auch auf die Anachoreten (Einsiedler) an.

„Belzoni“, ein römischer Mönch, berühmt durch Entdeckung und Untersuchung ägyptischer Altertümer (Pyramiden, Königsgräber 2c.), geb. zu Padua 1778, gest. auf dem Wege nach Benin zu Gato in Westafrika 1823.

„Hypogäen“, unterirdische Gemächer, Katakomben.

„Metamorphosen“, Verwandlungen, Umgestaltungen.

2. Die Gliederung Europas im Süden.

K. Ritter, Europa. Berlin, 1863. 270. — Lüben, Auswahl. III. 137.

Dieses Stück kennzeichnet ihn deutlich als Meister der vergleichenden historischen Erdkunde.

Leben und Charakteristik Ritters.

Karl Ritter, geb. am 7. Aug. 1779 in Quedlinburg, erhielt zu Schnepfenthal seine Erziehung. Er studierte 1797 u. 98 in Halle und bildete sich unter Niemeyers Leitung zum Pädagogen aus. Er wurde hierauf Erzieher im Bethmannschen Hause zu Frankfurt a. M. und faßte hier schon den Plan zu seinem großen geographischen Werke. Er begleitete seine Zöglinge (worunter der spätere preußische Kultusminister Bethmann-Hollweg) auf die Akademie nach Genf und später auf Reisen nach Frankreich, der Schweiz und Italien und endlich auf die Universität Göttingen, blieb auch dort noch von 1814—19, um die Universitätsbibliothek zu benutzen. Im J. 1819 wurde er Lehrer der Geschichte am Gymnasium zu Frankfurt a. M., erhielt aber schon 1820 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Geographie an die Universität Berlin. Später wurde er auch Lehrer an den höhern Militärunterrichtsanstalten daselbst, Mitglied der Prüfungskommission und der Akademie und Studiendirektor der königl. Kadettenanstalten und starb am 28. Sept. 1859.

Durch seine litterarischen Arbeiten, die sich vorzüglich in seinem Hauptwerke, „Die Erdkunde in ihrem Verhältnis zur

Natur und Geschichte", konzentrieren, eröffnete er für die Behandlung der Geographie eine neue Bahn und schuf die vergleichende Erdkunde. Indem er die geographischen Analogien auf fruchtbringende Weise zu verfolgen wußte und sie in ihrem Zusammenhange erfaßte, außerdem die Wechselbeziehung zwischen Natur und Mensch, zwischen Geographie und Geschichte überall erforschte, legte er den Grund zu einer Wissenschaft der Geographie, und gab den Impuls zu einer vollständigen Umgestaltung der geographischen Lehrbücher. In der Auffassungs- und Behandlungsweise fand er in A. v. Humboldt sein Vorbild, und es zeichnen sich seine litterarischen Arbeiten wie auch seine Lehrvorträge sowohl durch gründliche Forschung und geistvolle Auffassung, als auch durch lichtvolle Klarheit der Darstellung aus. Seine „Erdkunde" ist ein Werk, welches dem deutschen Volke zum ewigen Ruhm gereichen wird.

Recht treffend hat Ritters Verdienste hervorgehoben J. S. Gerster in seiner wissenschaftlichen Beilage zum Programme der Berner Kantonsschule, Bern, Dalp, 1869. Er sagt: „Humboldt ist der Begründer der vergleichenden physikalischen Erdkunde, Ritter aber der vergleichenden historischen. Einen noch universelleren Standpunkt als Humboldt einnehmend, überschaut er alle Errungenschaften und bringt sie in ein wissenschaftliches Gesamtsystem, das er mit den höchsten Wahrheiten beseelt. Seit Strabo bis auf unser Jahrhundert war niemand denselben so nahe getreten. Sie lauten: Die Erde ist die Grundlage, das Substrat der Natur, sie ist die Heimat oder die Wiege der Völker, der Wohnplatz des Menschengeschlechts. Daher ist sie, extensiv gedacht, auch ein Schauplatz aller Wirkungen der Naturkräfte und Naturgesetze in ihrer großen Mannigfaltigkeit. Sie ist aber auch der Schauplatz aller menschlichen Wirksamkeit, — das große Erziehungshaus des Menschen; sie ist ein Schauplatz göttlicher Offenbarung. Dieser höheren Bestimmung entspricht ihre Organisation. Die Erforschung der Verhältnisse dieser höheren Organisation, ihrer Gesetze und Erscheinungen muß einen wesentlichen Teil unserer geographischen Wissenschaft ausmachen. Nimmt die Geographie erst Rücksicht auf die höhere Organisation des Planeten, betrachtet sie ihn nicht mehr als einen bloßen, leblosen Apparat einer unorganisierten Natur, oder wie Herodot sich ausdrückt, als eine auf der Drehbank abgedrechselte Erdscheibe, sondern als einen wahrhaft und recht eigentümlich organisierten, sich fortentwickelnden Naturkörper, dann gewinnt sie dadurch erst selbst ihre Einheit, wird erst durch dieses, ihr lebendiges Princip, zu einem Ganzen. Ja, dadurch erst wird sie auch einer systematischen Darstellung und Entwickelung ihres großen Systems fähig; dann erst wird sie zu einer bildenden Wissenschaft für den menschlichen Geist, ja zu einem notwendigen Gliede im System der Wissenschaften. Sie wird der Philosophie selbst als eines

ihrer wesentlichen Gebiete vindiziert und in den Kreis der höchsten Betrachtung gezogen, aus dem sie bisher verbannt schien; sie wird eine philosophische Disciplin, selbst ein Zweig der Philosophie."

Interessant ist auch Gersters Vergleichung der Humboldtschen mit den Ritterschen Bestrebungen. „Ausgangs- und Zielpunkte beider Forscher begegnen sich in der Vollbegründung der Wissenschaft, freilich auf verschiedenen Wegen der Forschung und des Studiums. Humboldt führten Reisen zur vergleichenden physikalischen Betrachtung der Erdräume — Ritter ging mit diesen Anschauungen auf Reisen zur Begründung der vergleichenden historischen Erdkunde. Humboldt stieg von der Betrachtung der Natur im einzelnen zu der im Erd- und Weltganzen, zur Physik des Kosmos, zum Gesetz nach Maß und Zahl. Ritter hält sich auch an Maß und Zahl, auch ihm war die Mathematik der Erde ein Wesentliches; auch er sucht das Gesetz in der Vielartigkeit, aber nicht wie der Naturforscher in den physischen Erscheinungen, sondern auch in den Ergebnissen der Geschichte; er betrachtet die ganze Erde als das Wohnhaus der Menschen und zeigt in allen ihren Teilen Zweck und Ziel. Humboldt berührt die menschliche Innenwelt immer wieder mit dem Zauberstabe der Natur — Ritter weist unaufhörlich auf das Walten der Geschichte. Humboldt geht von der Anschauung zum Begriff, von der Analyse zur Synthese — Ritter geht gerade den entgegengesetzten Weg, vom allgemeinen zum besondern, von der Synthese zur Analyse. Humboldt folgt einer sachlich wissenschaftlichen Tendenz — Ritter einer ethischen, religiösen, Humboldt ist der Aristoteles der Erdkunde, Ritter ihr Plato."

Litteratur.

A. Ritters Schriften.

Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur u. zur Geschichte d. Menschen, oder allg. vergl. Geographie. 2. Aufl. 1.—19. Tl. Berlin, 1822—59. 266,50 M.
Einleitung zur allgemeinen vergl. Geographie. Berlin, 1852. 3 M.
Allgemeine Erdkunde. Vorlesungen, an d. Universität Berlin gehalten. Herausgeg. v. H. A. Daniel. Berlin, 1862. 3,50 M.
Europa. Vorlesungen, an d. Universität Berlin gehalten. Herausgeg. v. H. A. Daniel. Berlin, 1863. 5,50 M.

B. Schriften über Ritter.

Bögekamp, K. Ritter. Eine kurze Charakteristik s. Wirkens. Berlin, 1860. 60 ₰.
R. Haym, Preußische Jahrbücher. V. Bd. Berlin, 1861.
G. Kramer, K. Ritter. Ein Lebensbild nach s. handschriftl. Nachlaß. I. Tl. 1863. 7 M.

LXVII. Friedrich von Raumer.

1. Hinrichtung Konradins von Schwaben.

Fr. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. Lpzg., 1841. IV. 574 ff. Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 58. — Lüben, Auswahl. III. 148.

2. Legende von der heiligen Lanze in Antiochien.

Ebendaselbst, 1840. I. Beilage 2, 580 ff. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 90.

3. Friedrichs II. Persönlichkeit, Hofstaat und Lebensweise.

Ebendaselbst. III. 423. — Lüben, Auswahl. III. 141.

Die nötigen Erläuterungen bietet der Geschichtsunterricht, in welchem diese Stücke vorzugsweise zu benutzen sind.

Leben und Charakteristik Raumers.

I.

Friedrich Ludwig Georg von Raumer wurde am 14. Mai 1781 in Wörlitz bei Dessau geboren und war der älteste Sohn des um die Landwirtschaft in Anhalt höchst verdienten Kammerdirektors Georg Friedrich von Raumer. Seinen ersten Unterricht genoß er im elterlichen Hause, und unter Leitung der Mutter, einer ernsten und religiösen Frau, lernte er lesen, zuerst in der Fibel, dann in einem Kochbuche und zuletzt in der Dessauischen Gesetzsammlung. Noch im zarten Alter kam er nach Berlin in das Joachimsthalsche Gymnasium, welches den lerneifrigen Jüngling schon im 16. Jahre mit Auszeichnung zur Universität entlassen konnte. In Halle und Göttingen studierte er die Rechte und die Kameralwissenschaft. Im Jahre 1801 wurde er Referendar bei der kurmärk. Kammer, im nächsten Jahre Assessor und stand von 1806—8 einem Departement der Domänenkammer zu Wusterhausen bei Berlin vor, erhielt 1809 eine Ratsstelle bei der Regierung in Potsdam und kam dann 1810 unter Hardenberg, der den fähigen Kopf erkannte und in seine Nähe zog, um die Steinschen Reformpläne verwirklichen zu können, in die Abteilung für die Staatsschulden im Ministerium, deren Chef der gelehrte, aber unpraktische Geh. Staatsrath Niebuhr war. Seine Sehnsucht inmitten einer glänzenden politischen Laufbahn ging aber dahin, nicht dem Staatsleben, sondern der Wissenschaft sich zu widmen, und so trat er als Geh. Regierungsrat Ende 1811 aus dem Staatsdienst und wurde Professor an der Universität zu Breslau. Nachdem er von hier aus 1815 eine Reise nach Venedig gemacht hatte, unternahm er 1816 mit königlicher Unterstützung eine größere durch Deutschland, die Schweiz und Italien, und sammelte auf derselben, namentlich auch in Dresden, wie in Neapel, Stoff zu seinem großen historischen Werke. Hierauf wurde er 1819 als Professor der Staatswissenschaft nach Berlin berufen, wo er aber vorzugsweise nur geschichtliche Vorträge hielt. Nach mehreren bedeutenden staatswissenschaftlichen und geschichtlichen Schriften erschien 1823—25 sein großes, bedeutendes Werk: „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“, was allein ihm eine Hauptstelle unter den Geschichtsschreibern Deutschlands bleibend gesichert hat. Überall zeigt sich darin neben gründlicher und tiefer Forschung die reife und gediegene Ansicht des staatskundigen Mannes und selbständigen Beurteilers, wie wissen-

schaftliche Darstellung und Schönheit des Ausdrucks bekunden, daß es auch in stilistischer Hinsicht zu den Hauptwerken deutscher Litteratur und Wissenschaft zu zählen ist.

Raumers Hohenstaufen erwuchsen aus dem Interessenkreise der romantischen Schule, welche dem Altertume unseres eigenen Volkes sich wieder zuwandte und Forschungen über dasselbe nach allen Seiten hin belebte. Zugleich mit seiner Freundschaft mit Achim von Arnim und Tieck wuchs dieser Plan in ihm auf. Als er noch Referendarius in Berlin war, und zuerst in ihm der Gedanke sich feststellte, als Geschichtsschreiber auf seine Nation zu wirken, fand er in sich „wie durch Inspiration“ die Neigung für die Hohenstaufengeschichte entschieden, zu welcher ihn 1806 Johannes von Müller ermutigte. Und in der That begegneten sich in diesem Stoffe die Macht der mittelalterlichen deutschen Zeiten über die damaligen romantischen Kreise und der hochentwickelte Sinn für Stoffe, welche einer Dichtung gleich zu wirken im stande wären.

„Wie nahe“, schreibt er Tieck, „der Dichter und Historiker bei der größten Verschiedenheit stehen, wird mir immer deutlicher; und mit der historischen Kunst hat es mehr auf sich, als mit vielen Dingen, welche das Wort Kunst hinter sich aufladen. Meine ersten Bücher gehen mehr episch vorwärts; das von Heinrich VI. und Philipp ist dagegen ganz dramatisch geworden; auch sehe ich, daß dasselbe bei Friedrich II. vorwalten wird. Ich will und darf dies Naturgemäße nicht verkümmern oder wegkünsteln. Giebt es einen größern Dialog als den zwischen Kaiser und Papst?“ Seine Phantasie war erfüllt von den großen Gestalten und Begebenheiten jener mächtigsten Epoche unserer Geschichte; es war ein unmittelbares Bedürfnis in ihm, dies Bild zur Darstellung zu bringen. Wenn er schrieb, erfüllte er sich mit dem Eindrucke der Form der größten Historiker, noch lieber mit dem Homerischen Epos; er forschte, um darzustellen. Hierauf beruhte der große Eindruck, welchen alsdann sein Werk bei dem großen Publikum hervorbrachte, und hieraus erklärt sich zugleich anderseits das nicht minder gerechte Bedenken, welches seine Art, die Quellen zu nutzen, bei den mit Quellen Vertrauten hervorrief, da er, nach seinem eigenen Zeugnisse, seiner Feder freien Lauf ließ, und das ruhige Bessern und kühle Berichtigen erst nachher folgte.

Nach Vollendung dieses großen Werkes wendete Raumer seine Thätigkeit mehr dem lebendigen Verkehr zu, und wurde in manche Parteistreitigkeiten verwickelt, in welchen er sich immer frei und unabhängig bewährt hat, wie viel auch von den verschiedensten Richtungen aus gegen ihn gekämpft worden ist. Seine Schrift: „Über die preußische Städteordnung“ (1828) erfreute sich der Anerkennung des Schöpfers dieser Städteordnung, des Staatsministers von Stein, und so konnte er um so ruhiger

auf die gewichtigsten Einwendungen gegen dieselbe hinblicken. Vorzüglich wegen dieser Schrift wurde auch Raumer zum Stadtverordneten Berlins erwählt. Zwei Reisen nach Paris und dem Süden Frankreichs gaben ihm genaue Kenntnis des französischen Staats- und Bürgerlebens, der Wissenschaft aber seine „Briefe aus Paris“ (1831), worin er die Julirevolution, welche er in Paris miterlebte, vorausgesagt hat, was dem erfahrenen Staatsmanne bei der Beobachtung der Schritte des Polignacschen Ministeriums freilich nicht schwer werden konnte. Eine andere Frucht dieser Reise sind die „Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts“ (1831), wozu ihm vornehmlich die Gesandtschaftsberichte, welche er in Paris benutzen durfte, reichen Stoff gaben. Diese Berichte kamen aber auch einem dritten Werke zu gut, welches der Hauptgegenstand seiner Forschungen war, nämlich der „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts“, von welcher 8 Bände erschienen sind, welche manche geschichtliche Dunkelheiten in ein neues Licht setzen und in gewandter Auffassung und Schilderung der Begebenheiten sich den „Hohenstaufen“ würdig zur Seite stellen. Um historisches Wissen in weitesten Kreisen lebendig zu machen, gab Raumer von 1830—69 das „historische Taschenbuch“ heraus, worin 1831 seine „Geschichte von Polens Untergange“ zuerst gedruckt wurde, welche ihrer Freimütigkeit wegen manchem Preußen verletzend erschien. — Vom Obercensurkollegium, dessen Mitglied er war, nahm er 1831 seine Entlassung, weil er die strengen Ansichten desselben nicht teilen konnte. Späterhin machte Raumer noch Reisen nach England (1835), nach Italien (1839) und nach Amerika (1843), welchen wir die Werke: „England im Jahre 1835“, „Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchiv“, „Italien“ und „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ verdanken. — Raumers Lobrede auf Friedrich d. Gr. in der Akademie der Wissenschaften, welche wegen der liberalen Gesinnungen vielfachen Anstoß gab, ließ ihn das Sekretariat dieser Gesellschaft niederlegen. Im Jahre 1848 wurde er mit zum deutschen Parlamente in Frankfurt erwählt und von diesem als sein Gesandter nach Paris gesendet, wo er, öffentlich wenig anerkannt, mehr der Wissenschaft lebte. Nach seiner Rückkehr aus Paris war er fortwährend in seiner Stellung als ordentlicher Professor an der Universität zu Berlin thätig. Obwohl er als solcher 1853 sich emeritieren ließ, stellte er seine Vorlesungen doch nicht gänzlich ein, und wirkte außerdem noch durch Stiftung des wissenschaftlichen Vereins, welcher die Belehrung der Gebildeten durch populärwissenschaftliche Vorlesungen bezweckt, wie durch Begründung der segensreich wirkenden Berliner Volksbibliotheken.

Erst nach seinem 90. Geburtstage zeigte er am 21. Juni seinen akademischen Zuhörern den Schluß seiner Vorlesungen durch ein Schreiben am schwarzen Brette an. Er starb ohne vorhergegangene Krankheit den 13. Juni 1873.

II.

Raumer war ein vielseitiger, beweglicher Geist, beseelt von großem Wissensdurst, und in allen Wissensgebieten, in Philosophie, Litteratur und Naturwissenschaften mehr oder weniger heimisch. In allen seinen Stellungen als Archivforscher, Historiker, Reisender und Diplomat suchte er durch maßvolles Urteil jedem das Seine abzuwägen, bewahrte aber dabei seine feste Männlichkeit, und opferte nie seine politischen Gesinnungen irgend welcher nach oben beliebten Richtung, was er in seiner 1847 zu Ehren Friedrichs des Großen gehaltenen akademischen Rede bewies, in welcher er freimütig die naturgemäße Politik des preußischen Staates dem Treiben jener Tage gegenüberstellte. Obgleich er ein Anhänger der romantischen Schule war, und vielfach die Ansichten eines Tieck und Steffens teilte, so trübte das doch nicht seinen offenen Blick für die Bedürfnisse der Zeit und für das politische Leben freier Nationen.

Litteratur.

Vorlesungen über d. alte Geschichte. 3. Aufl. 2 Bde. Lpzg. 12 M.
Geschichte der Hohenstaufen u. ihrer Zeit. 6 Bde. m. Kpfrn., Karten u. Plänen. 3. Aufl. Lpzg., 1857, 1858. (Das Hauptwk., Bd. 1—4, umfaßt die Geschichte v. 1095—1268, Bd. 5 u. 6 aber Beiträge zu d. Altertümern d. 12. u. 13. Jahrh.) 18 M. 5. Aufl. 1881.
Briefe aus Paris u. Frankreich i. J. 1830. 2 Bde. Lpzg., 1831. 9 M.
Briefe aus Paris zur Erläuterung d. Geschichte d. 16. u. 17. Jahrh. 2 Bde. Lpzg., 1831. 13,50 M.
Geschichte Europas seit d. Ende d. 15. Jahrh. 1.—8. Bd. Lpzg., 1832—50. 73,30 M.
Historisches Taschenbuch seit 1830, worin 1831 „Polens Untergang". Jeder Jahrg. 7,50 M.
England im J. 1835. 2 Bde. Lpzg., 1836. 2. Aufl., verm. um e. Bd.: „England im J. 1841". Ebd., 1842. 18 M.
Beiträge zur neueren Geschichte aus d. britischen Museum u. Reichsarchive. 5 Tle. Lpzg., 1836—39. 35 M. (1. Die Königinnen Elisabeth u. Maria Stuart. 7,50 M. 2. König Friedrich II. u. s. Zeit. 7,50 M. 3.—5. Europa vom Ende d. 7jähr. bis z. Ende d. amerik. Krieges. 20 M.
Italien. Beiträge zur Kenntnis d. Landes. 2 Bde. Lpzg., 1840. 12 M.
Die Verein. Staaten von Nordamerika. 2 Bde. Lpzg., 1845. 15 M.
Lebenserinnerungen u. Briefwechsel. 2 Bde. Lpzg., 1861. 10,50 M.

LXVIII. Karl August Varnhagen von Ense.

Der Tod Schwerins.

Varnhagen v. Ense, Leben d. Feldmarsch. Grafen v. Schwerin. Berlin, 1841. 211. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 108. — Lüben, Auswahl. III. 151.

Die Bemerkungen zu den beiden vorigen Stücken gelten auch dem vorliegenden.

Leben und Charakteristik Varnhagens.

Karl August Varnhagen von Ense, geb. am 21. Februar 1785 zu Düsseldorf, wo sein Vater pfalzbayrischer Medizinalrat war, kam frühzeitig nach Hamburg, wo er auch nach des Vaters Tode seine Erziehung fand. Er studierte 1800 in Berlin Medizin, dann Litteratur und Philosophie. Im Verein mit Chamisso, Neumann, Theremin u. a. gab er den Musenalmanach für 1804 heraus. Im Herbst dieses Jahres kehrte Varnhagen nach Hamburg zurück, wo er bis zum Frühling 1806 blieb und dann mit seinem Freunde W. Neumann nach Halle ging, von wo ihn jedoch der Krieg bald vertrieb. Wir sehen ihn sodann seine philosophischen und litterarischen Studien in Berlin und Tübingen seit 1808 fortsetzen. Als der österreichische Krieg ausgebrochen war, ging er von Tübingen auf großen Umwegen zur österreichischen Armee und wurde hier nach der Schlacht bei Aspern zum Offizier befördert. Bei Wagram wurde er verwundet und hierauf nach Wien gebracht. Erst im Herbst traf er bei seinem Regiment in Ungarn ein, kam dann mit dem Obersten, nachherigem General Prinzen Bentheim, in ein näheres Verhältnis und begleitete ihn als Adjutant auf Reisen, auch 1810 an den Hof Napoleons. Hierbei versäumte er auch das Litterarische nicht. Später wurde er in Prag mit dem Minister von Stein bekannt und kam auch mit Justus von Gruner in nähere Verbindung. Im J. 1812, als die Österreicher am Feldzuge gegen Rußland teilnahmen, verließ Varnhagen die österreichischen Dienste und hoffte in Berlin in den Civildienst zu treten; nach den Ereignissen in Rußland aber nahm er 1813, mit Vorbehalt seines preußischen Dienstverhältnisses, russische Dienste als Hauptmann, ging mit General Tettenborn nach Hamburg und begleitete ihn als Adjutant auf seinem Zuge nach Paris. Hier empfing er von Preußen den Ruf in den diplomatischen Dienst, verheiratete sich 1814 in Berlin mit der an Geist und Bildung höchst ausgezeichneten, obschon viel älteren Rahel, geb. Levin Marcus, und folgte dann dem Staatskanzler von Hardenberg zum Kongreß nach Wien, wo er in jenes Auftrag die Schrift: „Deutsche Ansicht der Vereinigung Sachsens mit Preußen. Deutschland, 1814," ohne seinen Namen herausgab. Nach dem Wiederausbruch des Krieges im J. 1815 folgte er dem Staatskanzler nach Paris und bekleidete nachher von 1816—19 die Stelle eines Ministerresidenten in Karlsruhe. Da aber seine freisinnige Haltung weder dort, noch in Berlin gefiel, und er deshalb 1819 in gleicher Eigenschaft bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika beglaubigt werden sollte, zog er sich ins Privatleben zurück. Seit jener Zeit lebte er ohne öffentliche Anstellung mit dem Titel eines Geh. Legationsrates in Berlin und führte hier im Verein mit seiner geistreichen Gattin

ein glückliches und heiteres Leben, das leider nur zu früh für ihn durch ihren Tod (1833) unterbrochen wurde. Er starb am 10. Okt. 1858 eines schmerzlosen Todes durch den Schlagfluß.

In Varnhagens schriftstellerischer Thätigkeit treten außer der kritischen zwei Hauptrichtungen hervor, die geschichtliche in seinen Biographieen und eine tagesgeschichtliche in seinen Bildnissen von Zeitgenossen und in den Denkwürdigkeiten aus seinem eigenen Leben. Auf dem Gebiete der Biographie übertraf er alle seine Vorgänger sowohl durch die künsterische Behandlung des Stils, als auch durch die universelle Weltansicht, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß er zu großen Wert auf das Kleine und Nebensächliche legt. Seine beiden Hauptwerke sind die „Biographischen Denkmale“ und „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften“; hier bewährt er seine Kunst in der Darstellung von Persönlichkeiten und alles dessen, was den Charakter des Biographischen erhält. Der universelle Standpunkt, von welchem Varnhagen in die idealen Lebensrichtungen, in Philosophie, Kunst und Geschichte eingedrungen ist, sowie seine Welterfahrung befähigt ihn zu der vielseitigen Auffassung und Beurteilung der einzelnen Persönlichkeiten, wie anderseits sein künstlerischer Sinn zu stilistischer Abrundung und innerer Vollendung seiner Biographieen, und da er von dem Mittelpunkte der darzustellenden Charaktere aus sein Lebensbild allseitig zu entfalten weiß, so gewähren seine biographischen Charakteristiken ein Interesse, das nicht sowohl durch das Stoffartige, als vielmehr durch die künstlerische Behandlung vermittelt ist.

In den letzten Jahren seines Lebens war er sehr beflissen, in den diplomatischen Kreisen, mit denen er in Berührung geblieben war, nach Anekdötchen und Skandalgeschichten umher zu horchen und tagebuchartig aufzuzeichen. Seine Urteile sind scharf, ja rücksichtslos, lassen aber auch seinen eigenen Charakter nicht immer im besten Lichte erscheinen. Seine Nichte Ludmilla Assing hat diese Tagebücher nach seinem Tode herausgegeben.

Litteratur.

Biograph. Denkmale. 5 Tle. 2. Aufl. Berlin, 1845. 20,50 ℳ. 3. Aufl Lpzg., 1872—74. 10 Tle. 45 ℳ. (1. Graf zu Lippe. Graf v. d. Schulenburg. Theodor v. Korsika. Freih. v. Derfflinger. 2. Fürst Leopold v. Anhalt-Dessau. General Freih. v. Seydlitz. 3. Fürst Blücher v. Wahlstadt. 4. Fleming. Canitz. Besser. Königin Charlotte v. Preußen. 5. Graf v. Zinzendorf. 6. General v. Winterfeldt. Feldmarschall v. Schwerin. 7. Feldmarschall Keith. Hans v. Held. 8. Bülow v. Dennewitz. 9. u. 10. Denkwürdigkeiten des Philosophen u. Arztes Benjamin Erhard.)

Leben des Generals Freiherrn v. Seydlitz. Ebd., 1834. 3,50 ℳ.

Leben d. Generals v. Winterfeldt. Ebd., 1836. 4 ℳ.

Leben d. Königin Sophie Charlotte. Ebd., 1837. 4 ℳ.

Leben d. Feldmarschalls Grafen v. Schwerin. Ebd., 1841. 4 ℳ.

Leben d. Feldmarschalls v. Keith. Ebd., 1844. 4,50 ℳ.

Leben d. Generals Grafen Bülow v. Dennewitz. Berlin, 1853. 6 ℳ.

Denkwürdigkeiten u. vermischte Schriften. 2. Aufl. 7 Bde. Lpzg., 1844. 44 M. (In dieser enthalten die ersten 3 Bde. d. Denkwürdigkeiten d. eigenen Lebens. 3. Aufl. 6 Tle. 24 M.)
Briefe v. A. v. Humboldt. An Varnhagen v. Ense a. d. J. 1827—58. Nebst Auszügen a. Varnhagens Tagebüch., u. Briefen v. Varnhagen u. anderen an Humboldt. Lpzg., 1860. 9 M. (In e. J. 5 Aufln.)
Briefe an e. Freundin (Amalie Bölte). Aus d. J. 1844—54. Hamburg, 1860. 4,50 M.
Tagebücher. Aus d. Nachlaß d. Verf. 6 Bde. Lpzg., 1861—62. 54 M.
Blätter aus d. preußischen Geschichte v. Varnhagen v. Ense. 5 Bde. Lpzg., 1868—69. 45 M.
Briefw. zw. Varnhagen u. Rahel. In 6 Bdn. Bd. 1—4. Lpzg., 1874—75. 24 M.
Biograph. Porträts. Aus d. Nachlasse d. Verf. Lpzg., 1871. 6 M.

LXIX. Jakob und Wilhelm Grimm.

1. Die Sternthaler.

Brüder Grimm, Kinder- u. Hausmärchen. Göttingen, 1857. II. Nr. 153. Kl. Ausg. 10. Aufl. 1858. Nr. 50. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 86. — Lüben, Auswahl. III. 154.

1. Erläuterungen.

Das „Leibchen“ ist ein weibliches Kleidungsstück, eine ärmellose, enganschließende, unter dem Kleide getragene Brustbekleidung.

2. Inhaltsangabe.

Das Märchen erzählt von einem elternlosen, armen, aber frommen Mädchen, welches im Vertrauen auf Gott ins Feld und in den Wald ging, auf dem Wege nacheinander von einem hungernden Manne und frierenden Kindern um Brot und Kleider angesprochen wurde, alles bis aufs Hemd hingab und dafür durch blanke Thaler, in die sich herabfallende Sterne verwandelten, und durch ein Hemd vom feinsten Linnen belohnt wurde.

3. Gliederung.

I. Schilderung des Mädchens. Es ist:
  1. elternlos,
  2. arm; denn es hat:
     a. kein Kämmerchen zum Wohnen,
     b. kein Bett zum Schlafen,
     c. nur die Kleider, die es auf dem Leibe trägt,
     d. nur ein geschenkt erhaltenes Stückchen Brot.
  3. gut und fromm,
  4. vertraut auf Gott.

II. Beweise seiner Frömmigkeit.
  1. Es giebt dem armen Manne sein ganzes Brot.
  2. Es giebt frierenden Kindern alle seine Kleider.

III. Lohn der Barmherzigkeit.
  1. Blanke Thaler.
  2. Ein feines Hemd.

4. Grundgedanke.

„Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl.“ Ebr. 13, 16.

2. Das Hirtenbüblein.

Brüder Grimm, Kinder- u. Hausmärchen. Göttingen, 1857. II. Nr. 152. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 105. — Lüben, Auswahl. III. 155.

1. Inhaltsangabe.

Es wird erzählt, daß ein König ein durch seine weisen Antworten berühmtes Hirtenbüblein kommen ließ, ihm 3 schwierige Fragen vorlegte und nach befriedigender Beantwortung derselben es wie sein eigenes Kind hielt.

2. Die Personen des Märchens.

a. Der König läßt ein durch seine weisen Antworten berühmtes Hirtenbüblein rufen. Hieraus könnte man schließen, es sei ihm ernstlich darum zu thun, seine Wißbegierde zu befriedigen, durch das Büblein selbst weise zu werden. Das ist aber nicht der Fall; denn er legt dem Büblein alberne und vorwitzige Fragen vor, deren Beantwortung ohne allen Nutzen ist, ohnehin auch übermenschliches Wissen voraussetzt.

b. Das Büblein giebt dem Könige durch seine Antworten in feiner Weise zu verstehen, daß er Übermenschliches verlange und erweist sich dadurch als sehr verständig.

3 Grundgedanke.

Weisheit kommt zu Ehren.

4. Litterarhistorische Bemerkungen.

Den Verfassern wurde das Märchen in Bayern erzählt. Ähnliche Fragen finden sich in dem altdeutschen Gedichte Strickers vom Pfaffen Amis. Vergl. Kurz, Geschichte d. deut. Litteratur, I. 432. Im Eulenspiegel kommen Kap. 21 dieselben Fragen und Antworten vor. Verwandt damit ist die altenglische Ballade vom König John und dem Abt von Canterbury, die Bürger zu seinem Abt von St. Gallen benutzte. S. II. Tl. d. Einführung, 166.

3. Frau Holle.

Ebendaselbst, 1856. I. Nr. 24. Kl. Ausg. 10. Aufl. Berlin, 1858. Nr. 15. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 234. — Lüben, Auswahl. III. 156.

1. Die Personen des Märchens.

a. Die Mutter ist parteiisch und behandelt die Stieftochter hart und unbarmherzig.

b. Die Stieftochter ist sehr fleißig, gefällig und dienstfertig. Die harte Behandlung der Mutter hat sie mit Angst erfüllt, aber die Liebe zu derselben hat sie sich doch erhalten, was sie durch ihre Sehnsucht nach dem elterlichen Hause beweist.

c. Die rechte Tochter ist nicht bloß häßlich und faul, sondern auch ungefällig und nachlässig im übernommenen Dienste. Um

reich zu werden, sucht sie zu täuschen, verschmäht also nicht, unerlaubte Mittel anzuwenden.

2. Grundgedanke.

Gefälligkeit und Diensttreue werden belohnt, Ungefälligkeit und Nachlässigkeit bestraft.

3. Litterarhistorische Bemerkungen.

Die Verfasser fanden das Märchen in Hessen und Westfalen. In anderen Gegenden wird es mehr oder weniger abweichend erzählt, auch mit andern Märchen verbunden, wie z. B. in der Schwabengegend, in Hessen und im Paderbornschen mit der Erzählung von Hänsel und Gretel. Vergl. Grimm, Kinder- u. Hausmärchen, III. Nr. 24.

4. Dornröschen.

Brüder Grimm, Kinder- u. Hausmärchen. I. Nr. 50. Kl. Ausg. 10. Aufl. Berlin, 1858. Nr. 24. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 53.

1. Gliederung.

1. Die Erfüllung des Wunsches.
2. Die zum Freudenfeste geladenen Gäste.
3. Die Wundergaben der weisen Frauen.
4. Ausspruch der nicht geladenen weisen Frau.
5. Versuche des Königs, die Erfüllung dieses Ausspruchs zu verhüten.
6. Erfüllung des Ausspruchs.
7. Vergebliche Versuche, den Zauber zu lösen.
8. Lösung des Zaubers.

Litterarhistorische Bemerkung.

„Aus Hessen. Die Jungfrau, die in dem mit einem Dornenwall umgebenen Schloß schläft, bis sie der rechte Königssohn erlöst, vor dem die Dornen weichen, ist die schlafende Brunhild nach der altnordischen Sage, die ein Flammenwall umgiebt, den auch Sigurd allein nur durchdringen kann. Die Spindel, woran sie sich sticht und wovon sie entschläft, ist der Schlafdorn, womit Othin die Brunhild sticht.“ Grimm, Kinder- und Hausmärchen, III. 87.

5. Strohhalm, Kohle und Bohne.

Ebendaselbst. I. Nr. 18. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 66.

Litterarhistorische Bemerkung.

Die Verfasser erhielten das Märchen in Kassel erzählt, fanden es jedoch auch kurz in einem lateinischen Werke von 1648.

6. Sneewittchen.

Ebendaselbst. I. Nr. 53. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 102. — Lüben, Auswahl III. 158.

1. Erläuterungen.

„mutterseligallein“, „mutterallein“, ganz allein, von allen Menschen, selbst von der seligen Mutter (Mutter selig)

[verstorben] verlassen, mhd. muoter eine. „Mutterseele“ bedeutet in der gemeinen Sprechart Mensch. Man sagt daher: es ist keine Mutterseele da = kein Mensch, niemand. Daraus mag nun das Umstandswort „mutterseelenallein“ entstanden sein, was später in „mutterseligallein“ verderbt wurde. Andere halten diesen Ausdruck für eine sprachliche Falschbildung, wie die Redensart: Schäfchen ins Trockene bringen, während es doch bedeutet das Schiffchen (Schepken) ins Trockene bringen. Das Wort habe nichts mit Seele zu thun, sondern mit Sälde = Behausung, Wohnung. Eine Muttersälde ist ein sog. Ausnahmshäuschen für die Mutter, in welches sich dieselbe nach dem Tode ihres Mannes zurückziehen muß, da eins ihrer Kinder das Gut oder den Hof übernommen hat. Eine solche Muttersälde auf dem Lande ist ein Ort trostloser Verlassenheit, da lieblose Kinder in Eigennutz sich oft nicht mehr um die betagten, ihnen zu lange lebenden Eltern bekümmern. Könnte mutterseelenallein aber auch nicht korrumpiert sein aus mhd. muoter-sellen (nicht sêlen)-aleine? was da bedeutet: ganz ohne Begleitung, ganz ohne Gefährten? oder aus: moi tout seul, dem man, wie dies öfter geschieht, gleich die deutsche Übersetzung angehängt hat: moi tout seul allein? oder ist mutterseelenallein eine Korruption aus: mit der Seele allein, wie die Redensart: Er hält Maulaffen feil? (Vergl. Bd. III. 66.)

„Dälle“, Delle oder Telle, eine nur flache Vertiefung, das ahd. Diminutiv talili, telili, Thälchen, mhd. tallîn, von tal, zwischen Anhöhen liegende Tiefe, Thal, Schlucht.

2. Gliederung.

I. Der Wunsch einer Königin.
II. Die zweite Gemahlin des Königs.
III. Sneewittchens Schönheit.
IV. Neid der Königin.
   1. Er läßt ihr keine Ruhe.
   2. Er bringt sie zu dem Entschluß, Sneewittchen töten zu lassen.
V. Der Jäger.
   1. Er hat Mitleid mit Sneewittchen.
   2. Er täuscht die Königin.
VI. Sneewittchen im großen Walde.
   1. Sie läuft bis zum Abend darin umher.
   2. Sie findet ein Zwergenhäuschen, tritt in dasselbe und erquickt sich darin.
VII. Zurückkunft der Zwerge.
   1. Sie bemerken die Veränderungen, welche Sneewittchen verursacht hat.
   2. Sie finden und bewundern Sneewittchen.
   3. Sie nehmen Sneewittchen in ihren Dienst.

VIII. Die Königin.
1. Sie erhält durch ihren Spiegel Kunde von Sneewittchen.
2. Ihre Rachepläne.
a. Der Schnürriemen.
b. Der vergiftete Kamm.
c. Der vergiftete Apfel.
IX. Sneewittchen im gläsernen Sarge.
1. Trauer der Zwerge und der Tiere um Sneewittchen.
2. Ankunft des Königssohnes.
3. Sneewittchen wird wieder lebendig.
X. Die Hochzeit.
1. Der Neid der alten Königin.
2. Ihre Bestrafung.

Litterarhistorische Bemerkungen.

Dies Märchen ist weit verbreitet, wird jedoch mit mancherlei Abweichungen erzählt. Der plattdeutsche Name Sneewittchen für Schneeweißchen wird jedoch selbst in den Gegenden beibehalten, wo die hochdeutsche Sprache herrschend ist.

Merkwürdig ist der Einklang mit einer nordischen, fast schon geschichtlichen Sage. Nach derselben stirbt Snäfridr, die schönste Frau, Haralds Gemahlin. Ihr Antlitz veränderte sich nicht im geringsten, und sie war noch eben so rot, als da sie lebendig war. Der König saß bei der Leiche und dachte, sie würde wieder ins Leben zurückkehren. So saß er 3 Jahre. (Haralds Sage, Kap. 25.)

Die Strafe des Tot-Tanzens kommt auch in einer dänischen Volkssage vor.

7. Der alte Hofhund Sultan.

Brüder Grimm, Kinder- u. Hausmärchen. Göttingen, 1857. I. Nr. 48. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 129.

Grundgedanke.

In der Diensttreue dürfen wir uns durch nichts beirren lassen.

8. Der Wolf und der Mensch.

Ebendaselbst. I. Nr. 72. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 130.

Die Verfasser erhielten das Märchen aus dem Paderbornschen. In Bayern wird dasselbe folgendermaßen erzählt.

„Der Wolf prahlt da dem Fuchse vor, er fürchte sich vor nichts in der Welt und wolle einen Menschen samt dem Pferde auffressen. Der Fuchs, um den Wolf, den er doch heimlich fürchtet, zu demütigen, will es nicht glauben, bis er es mit den Augen gesehen. Sie verstecken sich im Walde am Wege, zwei kleine und schmächtige Menschen scheinen dem Fuchs zur Probe zu gering, endlich kommt ein Husar daher mit einem mächtigen Säbel an der Seite. „Das ist der rechte," spricht der Fuchs, „an den mußt du dich machen." Der Wolf, um Wort zu halten, springt hervor

und greift den Reiter an; aber dieser zieht vom Leder,*) haut scharf und zerfetzt den Wolf erbärmlich, so daß dieser mit Mühe zum Fuchs zurückkommt. „Nun," spricht der Fuchs, „wie hat der Reiter geschmeckt?" „Ach," antwortete der Wolf mit schwacher Stimme, „ich hätte ihn wohl aufgefressen, aber er hatte hinten eine blanke Zunge, die zog er hervor, und hat mich damit so fürchterlich geleckt, daß ich nicht zum Fressen kommen konnte."

9. Der Bergmönch im Harz.

J. u. W. Grimm, Deutsche Sagen. Berlin, 1816—18. I. Nr. 3. 2. Aufl. 1865. I. 4. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 113.

Erklärung.

Der Bergbau wird auf vielerlei Art betrieben, als Tagbau, Stollen- und Streckebau und als Schachtbau.

Liegt das Gestein, welches man abhauen will, nicht tief unter der Oberfläche der Erde, wie das z. B. bei Schiefer-, Kalk- und Sandsteinbrüchen oft der Fall ist, so wird zu Tage gebaut. Man räumt in solchem Falle nur das obere, deckende Erdreich ab und sprengt dann das Gestein mit eisernen Keilen, oder auch durch Pulver. Wenn die Mineralien, wie das in der Regel der Fall zu sein pflegt, tief in der Erde liegen, so wendet man die anderen Bauarten an und treibt, je nach der Lage des Gesteins, wagerechte oder senkrechte Gänge ein. Ein wagerechter Gang heißt Stollen, ein senkrechter Schacht. Gänge, welche seitlich vom Stollen abführen, nennt man Strecken. Der Raum einer Strecke, in der der Bergmann das brauchbare Gestein abschlägt oder absprengt und für das Hinausfördern zurichtet, heißt das Ort. In den Schacht führen Leitern, Fahrten genannt. Steigt der Bergmann zur Arbeit in den Schacht, so nennt er das anfahren, im umgekehrten Falle zu Tage fahren. Da es im Innern der Erde stockfinster ist, so nimmt er eine Laterne, Geleuchte oder Grubenlicht genannt, mit. Das Handwerkszeug des Bergmanns heißt Gezäh, die Zeit, während welcher er in der Erde arbeitet, Schicht; sie dauert in der Regel nicht über 6—8 Stunden. Der nächste Aufseher über die gewöhnlichen Bergleute führt den Namen Steiger.

10. Das Riesenspielzeug.

Ebendas., 1816—18. I. Nr. 17. 2. Aufl. 1865. I. 21. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 114.

Chamisso hat diese Sage in Verse gebracht. Vergl. S. 229.

11. Brot und Salz segnet Gott.

Ebendas., 1816—18. II. Nr. 566. 2. Aufl. 1865. II. 316. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 140.

---

*) Das Seitengewehr aus seiner ledernen Scheide ziehen.

Grundgedanke.

Achte keine Gottesgabe gering.

12. Frau Hütt in Tirol.

Ebendas., 1816—18. I. 233. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 87.

Grundgedanke.

Auf den Mißbrauch des Brotes, als des Hauptnahrungsmittels des Volkes, folgt schwere Strafe des Himmels.

Märchen und Sagen.

Das Märchen nimmt seinen Stoff meistens aus alten Volkssagen, in denen sich der Glaube an zauberische Mächte erhalten hat, und berichtet, wie Wesen, die mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet sind — Feeen, Gnomen, Kobolde, Riesen, Zwerge, Zauberer u. dgl. — je nach ihrer Gemütsart, entweder wohlwollend und hilfreich, oder böswillig und schadenfroh in das Leben und die Geschicke der Menschen eingreifen. Oft schafft sich jedoch das Märchen auch in dem freien Spiele der Phantasie Dinge und Begebenheiten, welche der natürlichen Ordnung der Dinge ganz fremd sind. Das Märchen will zunächst nur der Phantasie ein ergötzliches Spiel bereiten; es fordert darum, daß die Begebenheiten nur mit der Phantasie aufgefaßt werden, und daß der urteilende Verstand sich dabei seiner Rechte gewissermaßen begebe: selbst Kinder bescheiden sich, wenn ihnen ein klassisches Märchen erzählt wird, sogleich, daß es nicht soll mit dem Verstande aufgefaßt werden, sondern nur ein Spiel der Phantasie ist; darum wird ihr Wahrheitsgefühl, so zart es sonst ist, nicht verletzt.

Im Mittelalter galt Mär soviel als Geschichte. Eine Märe dichten, hieß so viel, als eine Geschichte schreiben. Das Wort war nicht weiblich, sondern sächlich, wie es bei dem neuhochdeutschen Worte Märchen noch der Fall ist. Im Sinne von Geschichte gebraucht Luther das Wort in seinem schönen Kirchenliede:

„Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mär.
Der guten Mär bring' ich so viel,
Davon ich singen und sagen will."

Auch das Nibelungenlied beginnt mit den Worten:

„Uns ist in alten Mären
Wunders viel gesagt."

In neuerer Zeit ist der Beibegriff der Erdichtung unverkennbar in den Vordergrund getreten.

Sage bedeutet ursprünglich nichts weiter als Aussage, das was gesagt, erzählt wird, dann: mündlich in der Zeitfolge ohne Kenntnis des Urhebers fortgepflanzte Begebenheit. Da nun sowohl diese Begebenheit selbst eine erdichtete sein kann, als auch in der mündlichen

Fortpflanzung sich leicht Erdichtung beimischt, so bezeichnet Sage so viel als mündlich in der Zeitfolge fortgepflanzte erdichtete Erzählung.

In der Zeit, wo die Brüder Grimm die Volksmärchen und Sagen zu sammeln begannen — 1811 —, standen diese Dichtungen in argem Mißkredit; man erklärte dieselben für alberne Geschichten, durch welche die Kinder zu Aberglauben und Gespensterfurcht verleitet würden. An ihre Stelle sollten die matten, oft wahrhaft kindischen Erzählungen von guten Kindern treten, um die Sittlichkeit zu fördern. Die Brüder Grimm ließen sich durch solche Anschauungen nicht irre machen; ihrem Scharfblick war es nicht entgangen, daß die Märchen als Ausläufer der alten Heldenlieder anzusehen seien, die unser Volk in frühester Zeit gesungen und bis ins Mittelalter hinab fortentwickelt hat. Gegenwärtig erkennt man den Zauber, der in dem Märchen liegt, an und erfreut die Kinder gern mit diesen duftigen Blumen der Volkspoesie.

Die schönsten Märchen haben die Brüder Grimm nach der Vorrede zu ihrem Märchenbuch sich von einer Bäuerin, der Frau Viehmann, in dem Dorfe Niederzwehren bei Kassel erzählen lassen. Der volksmäßige Ton derselben ist durchweg von ihnen beibehalten worden; aber sie haben dieselben dennoch künstlerisch gestaltet und ihnen einen wunderbaren Reiz verliehen.

13. Schiller und Goethe.

Jakob Grimm, Rede auf Schiller: Gehalten in d. feierl. Sitzung d. Akademie d. Wissenschaften am 10. Nov. 1859. 4. Abdr. Berlin, 1871. S. 5—12. Lüben, Auswahl III. 165.

Dieses Bruchstück wird bei einer im Unterricht anzustellenden Vergleichung zwischen Schiller und Goethe benutzt werden können. Die Rede gehört zu den vorzüglichsten, welche bei der Schillerfeier gehalten worden sind.

Leben und Charakteristik der Brüder Grimm.

I.

1. Der ältere von den beiden, Jakob Grimm, wurde am 4. Jan. 1785 zu Hanau geboren und in Steinau im obern Kinzigthale, wohin sein Vater 1791 als Amtmann versetzt worden war, erzogen. Letzterer war ein durch Arbeitsliebe, Ordnung und durch eine mit Milde gepaarte Strenge ausgezeichneter Geschäftsmann, wurde der Familie jedoch schon nach wenigen Jahren (1796) durch den Tod entrissen. Die Mutter galt als Muster einer echten Frau. Grimms erste häusliche Erziehung war einfach, bezweckte aber Gediegenheit des Charakters. Nach einem sehr dürftigen Unterricht bei einem Lehrer in Steinau kam er mit seinem Bruder Wilhelm 1798 auf das Lyceum nach Kassel. Bei ausgezeichneten Anlagen, die geregelter Fleiß unterstützte, brachte er es dahin, daß er bereits 1802 die Universität Marburg beziehen konnte. Mehr

aus Vorliebe für den Beruf seines Vaters, als aus innerem Drange, entschied er sich für die Rechtswissenschaft. Die Dürftigkeit, in welcher er seine Universitätsjahre verleben mußte, spornte ihn zu Fleiß und Arbeit, bewahrte ihn vor mancher Zerstreuung und flößte ihm jenen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes, gegenüber dem, was anderen Stand und Reichtum gewähren, aufrecht erhält. Auf sich selbst gewiesen, arbeitete er sich mit eigener Kraft hinauf und brach sich eine eigentümliche Bahn, abweichend von der gebahnten Heerstraße, auf welcher der Reichtum und der Überfluß zu wandeln pflegen. In Marburg fesselten ihn Wachlers Vorlesungen und Litteratur, vor allem aber die Vorträge Savignys, dessen geistige Richtung auf Grimms Leben und Studium entschiedenen Einfluß übte. Als Savigny 1804 eine wissenschaftliche Reise nach Paris angetreten hatte, ließ er im folgenden Jahre seinen talentvollen Schüler nachkommen, um seinen Beistand bei litterarischen Arbeiten zu benutzen. Bis zum September blieb Grimm in Paris und begab sich dann über Marburg, von wo er seinen Bruder Wilhelm mitnahm, nach Kassel, in der Absicht, sich um ein Amt zu bewerben. Mit vieler Mühe erlangte er einen untergeordneten Accessistenposten beim Sekretariat des Kriegskollegiums, mit einem Gehalte von 100 Thlrn., wofür er eine Masse der geistlosesten und beschwerlichsten Arbeiten zu verrichten hatte. Noch vor Ablauf des Jahres 1806 nahm er seine Entlassung, blieb länger als ein Jahr ohne Anstellung und erhielt endlich 1808, auf Empfehlung des berühmten Geschichtsschreibers Johannes von Müller, das Bibliothekariat des Königs von Westfalen, zu dem später (1809) noch die Stelle eines Auditors im Staatsrate kam.

Die viele freie Zeit, die ihm seine amtlichen Geschäfte ließen, verwendete Grimm nur auf das Studium der altdeutschen Poesie und Sprache, wofür ihn besonders Savigny begeistert hatte, und das maßgebend ward für sein ganzes Leben. Die ersten Resultate seines Fleißes legte er in der Schrift „Über den altdeutschen Meistersang“ (1811) nieder, und bald folgte der erste Band der „Kinder- und Hausmärchen“ (1812), die sogleich die ungeteilteste Anerkennung erhielten und in mehrere Sprachen übersetzt wurden. Später erschienen „Die altdeutschen Wälder“ (1813—16) und „Die beiden ältesten Gedichte: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbrunner Gebet“ (1813), Werke, die, im Verein mit seinem Bruder gearbeitet, von den sorgfältigsteu nnd tiefsten Studien deutscher Vergangenheit Kunde geben.

Nach der Rückkehr des alten Kurfürsten in sein Land wurde Grimm zum Legationssekretär des hessischen Gesandten Grafen Keller ernannt und begab sich mit diesem 1814 in das Haupt-

quartier der Alliierten. Auch auf den Reisen über Schlachtfelder und unter dem Drange diplomatischer Geschäfte schlief die Liebe zu litterarischen Forschungen ebensowenig als ein Jahr später in Wien, wo er dem Kongresse beiwohnte. Namentlich begann er damals seine Studien der slavischen Sprachen. Nachdem er den Antrag, als hessischer Gesandtschaftssekretär nach Frankfurt an den Bundestag zu gehen, abgelehnt, wurde er im Jahre 1816 zum zweiten Bibliothekar an der Bibliothek zu Kassel ernannt, in welcher sein Bruder bereits als Sekretär angestellt war. Den langgehegten Wunsch, in geräuschloser Stille, mitten unter den geistigen Schätzen der Vergangenheit, sich den liebgewonnenen Studien des deutschen Altertums hinzugeben, sah er nun erfüllt. Schon vorher waren „Der arme Heinrich“ von Hartmann von Aue und „Lieder der alten Edda“ erschienen, jetzt folgten „Deutsche Sagen“ (1816—18), „Irische Elfenmärchen“ (1826), mit trefflichen Einleitungen, — und zwei der wichtigsten Arbeiten Grimms, welche in der deutschen Altertumswissenschaft Epoche machten, „Die deutsche Grammatik“ (1818 ꝛc.) und „Deutsche Rechtsaltertümer“ (1828), fallen ebenfalls in jene Zeit.

Aus Liebe zur gewohnten Heimat lehnte Grimm mehrere ehrenvolle Berufungen ab, und nur die offenbarste Zurücksetzung, die er im eigenen Vaterlande erfahren mußte, bewog ihn endlich 1829, einen Ruf nach Göttingen als Professor und Bibliothekar anzunehmen. Noch rüstiger entfaltete sich hier Grimms Thätigkeit und noch massenhafter trat seine Gelehrsamkeit an das Licht, als in Kassel. Der Umgang mit geistesverwandten Männern, wie Albrecht, Dahlmann, Gervinus, Otfried Müller, und das Ineinandergreifen übereinstimmender Bestrebungen ermunterte und erheiterte ihn. Hier wurde die deutsche Grammatik vollendet und die „Deutsche Mythologie“ (1835, 3. Ausg. 1855) ausgearbeitet. Nicht volle sieben Jahre war Grimm im Genuß der ihm zu teil gewordenen Muße, als die von vielen gemißbilligte Aufhebung des hannoverschen Staatsgrundgesetzes von 1833 erfolgte. Grimm, ein Mann von altdeutscher Gewissenhaftigkeit, von biederem Sinn und edler Treue, konnte sich unmöglich mit diesem Verfahren einverstanden erklären, und unterzeichnete daher mit seinem Bruder Wilhelm die bekannte Protestation der Göttinger Sieben. Gegen Ende des Jahres 1837 seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen, begaben die Brüder sich nach Kassel. In ihrer bedrängten Lage kamen ihnen die Freigebigkeit und der edle Sinn derjenigen zu Hilfe, welche den für Deutschland und für öffentliches Recht folgenreichen Schritt der mutvollen Göttinger Sieben zu würdigen wußten. Mutig entschlossen, ihre Zukunft nun selbst zu sichern, kündigten sie, während sie mit kleineren Arbeiten die Litteratur fort und fort

bereicherten, das große „Deutsche Wörterbuch" an, das jetzt erscheint. Es ist ein riesiges Werk, das von Luther bis auf Goethe den unendlichen Reichtum der deutschen Sprache in sich begreift und alle Wörter mit ihrer Bedeutung, alle Redensarten und Sprichwörter aus den Quellen belegt. Kein Volk hat ein Werk über seine Sprache aufzuweisen, das diesem an die Seite gestellt werden könnte. Deutschland kann mit Recht stolz auf dasselbe sein.

Mittlerweile hatte 1840 der Regierungswechsel in Preußen einen König auf den Thron berufen, der, dem altdeutschen Wesen wohlgeneigt, als Beförderer der Künste und als Schirmherr der Wissenschaften auftrat und Befriedigung darin fand, sich mit den Celebritäten des deutschen Geistes zu umgeben. Unter den Gelehrten und Künstlern, die er nach Berlin zog, befanden sich auch die Brüder Grimm. Gegen Ende 1841 trafen sie dort ein und fanden an hochgestellten Männern langjährige Freunde. Sie wurden ordentliche Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, mit dem Rechte, Vorlesungen an der Universität halten zu dürfen. Jakob Grimm eröffnete seine Vorträge über Altertum des deutschen Rechts vor überfülltem Saale und hat dieselben viele Jahre hindurch fortgesetzt.

1859 hatte er das Unglück, seinen Bruder Wilhelm durch den Tod zu verlieren. Er selbst starb 1863, am 20. Sept.

2. Die Lebensgeschichte des jüngeren Bruders, Wilhelm Karl, ist eigentlich in der Jakobs mit enthalten. Beide waren unzertrennlich, ein edles Brüderpaar, das Freud' und Leid treulich mit einander teilte. Sie arbeiteten zusammen; was sie besaßen, besaßen sie gemeinsam, und was sie errangen, daran hatte jeder gleiches Recht, gleiche Freude, gleichen Genuß. Nur eine kurze Zeit hielt sie die Notwendigkeit auseinander, aber immer suchten und fanden sie sich wieder, wie Orest und Pylades, wie Kastor und Pollux unzertrennlich. Zu Hanau am 24. Febr. 1786 geb., genoß Wilhelm mit seinem Bruder Jakob gleiche Erziehung und gleichen Unterricht, besuchte mit ihm das Kasseler Lyceum und die Universität Marburg, und erfreute sich ebenfalls der auszeichnenden Liebe Savignys, der ihn für die Rechtswissenschaft weihete. Nach Vollendung der akademischen Studien verhinderte ihn Kränklichkeit, ein Amt anzunehmen. Er litt an Herzkrankheit und asthmatischen Beschwerden, die zu heilen er 1809 nach Halle ging. Von hier, wo er an Kapellmeister Reichard einen vortrefflichen Freund fand, reiste er nach Berlin zu Achim von Arnim und Buttmann und von da nach Weimar, wo er sich Goethe vorstellen ließ. Erst nach Jahren erlangte er seine volle Gesundheit wieder, blieb aber immer schwächlicherer Natur, als sein Bruder Jakob. Im J. 1814 wurde er an der Bibliothek in Kassel Sekretär, verheiratete sich 1825 und folgte 1830 seinem Bruder nach Göttingen, wo er die Unterbibliothekarsstelle erhielt. Seine übrigen Lebensschicksale sind aufs

engste mit denen seines Bruders verflochten. Viele Akademieen und wissenschaftliche Vereine in und außer Deutschland schickten ihm ihre Diplome zu. Wie Jakob, hat auch er sich den mittelalterlichen Studien hingegeben und die genannten Werke gemeinschaftlich mit ihm bearbeitet. Er starb am 16. Dez. 1859 im 74. Lebensjahre. Schriften von ihm allein sind: Altdänische Heldenlieder (1811); — Über deutsche Runen (1821); — Grave Ruodolf (1828); — Die deutsche Heldensage (1829); — Vridankes Bescheidenheit (1834); — Der Rosengarten (1836); — Das Rolandslied (1838); — Die goldene Schmiede (1840); — Konrads von Würzburg Silvester (1841) u. a. m.

II.

Die Gebrüder Grimm sind von allen Gebildeten gekannt und geehrt. Der Grund hiervon liegt teils in ihrem würdigen, ehrenhaften Verhalten, das sie in allen Lagen ihres Lebens, namentlich auch in schwierigen, an den Tag gelegt, teils aber und vorzugsweise in den außerordentlichen Leistungen im Gebiete der deutschen Sprache. Eine Reihe von Dichtungen aus den frühesten Zeiten unseres Volkes, die in Handschriften in großen Bibliotheken vermoderten und selbst den gelehrtesten Forschern völlig unbekannt waren, haben sie ans Tageslicht gebracht, neu herausgegeben, gedeutet und erläutert und jedermann zugänglich gemacht. Außerdem hat insbesondere Jakob Grimm eine ganz neue Art der Behandlung der deutschen Sprache begründet. Während nämlich vorher die deutsche Grammatik ganz und gar nach dem Schema fremder, namentlich der lateinischen gestaltet wurde, wie die älteren Arbeiten von Heyse und Heinsius beweisen, so drang er in die Sprache selbst ein, erforschte und entdeckte die im innersten Wesen derselben liegenden Gesetze und wies die allmählichen Veränderungen ihrer Ausdrucksformen im Laufe der Zeit an den Schriftdenkmalen aller Perioden nach. Dadurch wurde er der Schöpfer der historischen Grammatik und das Vorbild aller wahren Sprachforschung. Es ist Thatsache, daß seit dem Erscheinen seiner deutschen Grammatik und seiner Geschichte der deutschen Sprache die begabtesten Philologen in seinem Sinne forschen und immer mehr und mehr Aufschluß über die Muttersprache geben. Er hat eine Bahn gebrochen, die nicht wieder verlassen werden kann.

Vergleicht man überhaupt beide Brüder miteinander, so fällt das Urteil für den älteren günstiger aus; Jakob ist begabter. Wilhelm erscheint beinahe nur überall als ein rüstiger Mitarbeiter, der sich mit wahrhaft rührender Liebe und Hingebung dem größeren Bruder unterordnet, während er doch, wenn er sich eine selbständigere Stellung hätte erwerben wollen, durch Kenntnisse und Talente vollkommen dazu geeignet gewesen wäre. Aber er begreift, daß

sein Bruder zur Verwirklichung seiner großartigen Ideeen und Schöpfungen einer bedeutenden Hilfe bedarf, die er ihm denn auch in reichem Maße bis zu seinem Tode hat zu teil werden lassen. So darf man wohl behaupten, daß Jakob auch ohne Wilhelm der große Mann geworden wäre, der er war, aber seine Werke ohne des Bruders rastlose Thätigkeit nicht den Grad der äußern Vollkommenheit erreicht hätten, die man mit Recht so sehr bewundert. So sind vielleicht alle Werke der beiden Brüder, namentlich die größeren, als ein Ergebnis ihrer gemeinsamen Thätigkeit zu betrachten, wenn auch nicht bezweifelt werden kann, daß Jakob der eigentliche schaffende Genius war, von den Gelehrten des Auslandes „der Stolz seiner Nation" genannt.

Litteratur.

A. Schriften der Brüder Grimm.

a. Schriften von Jakob Grimm.

Über den altdeutschen Meistergesang. Göttgn., 1811. 2,25 M.
Irmenstraße u. Irmensäule, e. mytholog. Abhandl. Wien, 1816. 1,50 M.
Die deutsche Grammatik. 4 Tle. Göttgn., 1819—37. 51,75 M. Neue Ausg. v. W. Scherer. Berlin, 1870.
Deutsche Mythologie. 4. Aufl. besorgt v. E. H. Meyer. Berlin, 1876—78. 3 Bde.
Weistümer. 5 Tle. Göttgn. seit 1840. 36 M.
Frau Aventiure klopft an Benedes Thür. 3. Ausg. Berlin, 1842. 1 M.
Gedichte d. Mittelalters auf König Friedrich I., den Staufer u. aus s. sowie d. nächstfolg. Zeit. Berlin, 1844. 4,50 M.
Deutsche Rechtsaltertümer. Göttgn., 1828. 2. Aufl. 1854. 12 M.
Über den Ursprung der Sprache. 5 Abdr. Berlin, 1862. 1 M.
Rede auf Wilhelm Grimm u. Rede über d. Alter. Herausgeg. v. Hermann Grimm. Berlin, 1863. 1,20 M.
Kleinere Schriften. 4 Bde. Auch unter d. Titel: Reden u. Abhandlungen. Berlin, 1864 u. ff.
H. Fischer, Briefw. zw. J. Grimm u. F. D. Gräter aus den Jahren 1810—13. Heilbronn, 1877. 1,60 M.
Dr. E. Wendeler, Briefw. d. Freih. v. Meusebach mit J. u. W. Grimm. Heilbronn, 1880. 11,50 M.

b. Schriften von Wilhelm Grimm.

Altdänische Heldenlieder, Balladen u. Märchen, übers. Heidelbg., 1811. 10 M.
Konrad v. Würzburg, die goldene Schmiede, aus gothaischen Handschriften herausgeg. u. erklärt. Frankf., 1815. 1,50 M.
Über deutsche Runen. Göttgn., 1821. 5 M.
Graf Rudolf. Göttgn., 1828. 2. Ausg. 1844. 3 M.
Die deutsche Heldensage. Göttgn., 1829. 6 M.
Vridankes Bescheidenheit. (Altdeut. Gedicht.) Göttgn., 1834. 7,50 M.
Der Rosengarten. Göttgn., 1836. 3 M.
Ruolands Liet. Göttgn., 1838. 8 M.
Wernher von Niederrhein. Göttgn., 1839. 2 M.
Konrads von Würzburg Silvester. Göttgn., 1841. 3 M.
Über Freidank. Mit Nachtrag. Berlin, 1850, 1851. 3 M.
Über Freidank. 2. Nachtrag. Göttgn., 1855. 80 ₰.
Zur Geschichte des Reims. Göttgn., 1852. 8 M.

c. Gemeinsame Schriften.

Kinder- u. Hausmärchen. 3 Bde., Göttgn., 1812—14. 9 M.

Dasselbe. Kleinere Ausg. 10. Aufl. Berlin, 1858. 1,20 ℳ.
Deutsche Sagen. 2 Bde. Berlin, 1816—18. 11 ℳ.
Die beiden ältesten Gedichte aus d. 8. Jahrh.: Das Lied v. Hildebrand u. Hadubrand u. d. Weißenbronner Gebet. Kassel, 1812. 2 ℳ.
Altdeutsche Wälder. 3 Bde. Frankf., 1813—16. 18 ℳ.
Irische Elfenmärchen. Aus dem Engl. mit vielen Anmerk. übers. Lpzg., 1826. 5 ℳ.
Deutsches Wörterbuch. Lpzg., seit 1854. I.—VII. Bd. u. flgde.
Dr. A. Reiferscheid, Freundesbrief v. W. u. J. Grimm. Heilbr., 1879. 4 ℳ.

B. Schriften über die Brüder Grimm.

B. Denhard, Die Brüder J. u. W. Grimm, ihr Leben u. Wirken. Ein Vortrag. Hanau, 1860. 80 ₰.
G. Waitz, Zum Gedächtnis an J. Grimm. Göttgn., 1863. 1 ℳ.
W. Scherer, Jakob Grimm. 2. Aufl. Berlin, 1885. 2 ℳ.

LXX. Friedrich Rückert.

1. Drei Paar und Einer.

(Deutscher Musenalmanach. 1830.)

Rückert, Gedichte. Frankf., 1872. 541. — Ges. Ged. Erlangen, 1836—38. 6 Bde. IV. 237. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 81. — Lüben, Auswahl. III. 171.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Wenig darauf sagen“, nicht über alles urteilen, nie ohne vorherige Prüfung, ohne ausreichende Gründe, auch nicht über das, was uns nichts angeht. Höre viel, sprich aber wenig! „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.“ „Hören und Schweigen verhütet manchen Krieg.“ „Rede wenig, aber wahr; vieles Reden bringt Gefahr.“

2. „Mach dir's zu eigen“, mache dir's zum Grundsatz, zur Regel; beherzige das. — „Gar manches sollst du sehen“; durch aufmerksames Sehen sollst du dir Kenntnis verschaffen: von der Natur und ihren Erscheinungen, von allem, was gut und schön ist, von der Denk- und Handlungsweise der Menschen (vergl. „Lebensweisheit des alten Witt“, Leseb., VI.). — „Manches verschweigen“, nämlich alles, woraus andern unverdient Schaden erwachsen kann; „aber auch die Wahrheit offen bekennen, wenn's nötig ist und nützt“. (Lessing, im Nathan; Leseb. VI. Nr. 36.) Beobachte und schweige. „Verschlossener Mund und offene Augen haben noch niemand geschadet.“ „Willst du haben gute Ruh', hör' und sieh' und schweig dazu.“ „Glaub' nicht alles, was du hörst und sag' nicht alles, was du weißt; aber wisse immer, was du sagst.“

3. „Lern' es ermessen“! erkennen, begreifen, recht verstehen. — „Zweie sind da zur Arbeit, und einer zum Essen“. Verwende mehr Zeit zum Arbeiten, als zum Essen; vergeude die zum Arbeiten (zur Bildung, zum Erwerb) bestimmte Zeit nicht an der Tafel. Arbeite und spare. „Spare in der Zeit, so hast du in

der Not.“ „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ „Bete und arbeite!“

2. Grundgedanke.

Gebrauche die Ohren, Augen und Hände mehr als den Mund.

3. Form der Darstellung.

Der Dichter benutzt in sehr sinniger Weise und mit großem Erfolg die durch die Zahlen zwei und eins ausgedrückten Gegensätze, um dadurch wichtige Lebensregeln in ihrem wahren Werte erkennen zu lassen.

Das Gedicht zeigt recht augenfällig, mit welcher Sicherheit Rückert den Reim beherrscht. Mit großer Kunst macht er ein in der Sprache unscheinbares Wort in allen Str. zum Träger des Reims und weiß ihm durch den Gedanken und die beim Lesen notwendig eintretende Pause eine Geltung zu geben, die es sonst nicht hat.

2. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Rückert, Gedichte. Frankf., 1872. S. 58. — Ges. Ged. Erlangen, 1836—38. I. 481. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 115. — Lüben, Auswahl. III. 171.

In einem Alter von 24 Jahren (1813) dichtete Rückert in einer einzigen Dezembernacht zum Christfeste für sein Schwesterchen Marie „Fünf Märlein zum Einschläfern fürs Schwesterlein“, nämlich: 1. Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen. 2. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt. 3. Vom Bäumlein, das spazieren ging. 4. Der Spielmann. 5. Das Männlein in der Gans. Alle fünf sind längst Gemeingut des deutschen Volkes und die Freude der Kinderwelt geworden. Durch ihre köstliche Naivetät gehören sie zum Besten, was die deutsche Poesie in dieser Dichtungsart für Kinder aufzuweisen hat. Eine tiefere Tendenz liegt ihnen wohl schwerlich zu Grunde; der Dichter selbst sagt zum Schluß des letzten Märleins:

„Das Märlein ist aus.
Was ist denn das?
Ein Weihnachts-Spaß.“

Ganz richtig sagt Kellner mit Rücksicht hierauf: „Alle fünf sind eben Märchen, eine Geburt kindlich heiterer Phantasie, wie sie der Moment wohl einem Kinderfreunde eingiebt, und wir dürfen deshalb ebensowenig darin noch etwas anderes suchen, als es einem Kinde einfallen würde, altklug nach einer Erklärung derselben oder nach der daraus fließenden Moral zu forschen.“

Der Tendenzlosigkeit ungeachtet, drängt sich übrigens beim ersten Lesen des zweiten Märchens selbst Kindern der Spruch als Grundgedanke auf: „Sei mit deinem Los zufrieden und beneide niemand um das seinige“, daher man ihn denn auch als solchen festhalten möge. Ohnehin ist es wert, frühzeitig von den Kindern erkannt und befolgt zu werden.

Wollte man dem Gedichte eine Überschrift geben, die seinen Inhalt ausdrückte, so könnte sie lauten: Bestrafte Unzufriedenheit mit dem von Gott beschiedenen Lose" oder „Beschämte Unzufriedenheit".

Das 3. dieser Märchen erinnert übrigens an Försters schönes Gedicht: „Blau-Beilchen". S. Lübens Leseb. III, Nr. 8.

Das „Schwesterlein", für welches er diesen schönen Märchenkranz wand, starb am 24. Juni 1835 in Schweinfurt. Er setzte ihm über die fünf Märlein an ihrem Todestage folgendes Denkmal.

„Einst hab' ich Märchen zum Einschläfern Dir gesungen,
Nun haben Dich in Schlaf gesungen die Engelzungen.
Um zu erwachen dort, bist Du hier eingeschlafen;
Fahr' wohl! Im Sturme sind wir noch, Du bist im Hafen!"

Aufgaben zu mündlicher, resp. schriftlicher Lösung.

1. Das Tannenbäumchen erzählt seine Erlebnisse. 2. Ein anderes Bäumchen erzählt, wie das Tannenbäumchen durch Schaden klug geworden ist.

3. Mailiedchen.

Rückert, Ges. Gedichte. Erlangen, 1836—38. III. 26. — Lüben u. N Leseb. III. Nr. 26.

Die beiden letzten Str. beantworten die in der ersten aufgeworfene Frage. Die gegenseitige Liebe macht die Vögel froh, erzeugt ein harmloses gemeinsames Leben und treibt zu emsiger Thätigkeit für die zu erwartenden Jungen an. Ein treffliches Bild häuslichen Glückes.

Drei weitere Str. sind im Lesebuch weggelassen worden.

4. Kletter-Unterricht.

(Chamisso, Deutscher Musenalmanach. 1834.)

Rückert, Gedichte. Frankf., 1872. S. 475. — Ges. Ged. Erlangen, 1836. V. 100. — Lüben u. N., Leseb. III. (29. Auflage u. älter) Nr. 78.

Der Dichter zeigt sich hier als echter Kinderfreund, fern von aller griesgrämigen Pedanterie. Er verwehrt seinen Knaben das Klettern nicht, möchte sie aber vor Unglück bewahren und giebt ihnen deshalb trefflichen, aus der Natur des Körpers und des Baumes entnommenen Unterricht darin. Mag er es auch zunächst wirklich nur auf eine bündige Anweisung zum Klettern abgesehen haben, so steht doch überall noch so viel zwischen den Zeilen, daß es sich der Mühe verlohnt, den Blick der gereifteren Schüler darauf zu lenken.

5. Gieb das Gewisse nicht für das Ungewisse hin.

6. Dem Lebensfrischen, nicht dem Überlebten schließ dich an, widme deine Kraft.

7. u. 8. Schöpfe deine Erkenntnis möglichst aus den Quellen, nicht aus abgeleiteten Schriften, deine Religion z. B. aus der Bibel lieber, als aus dogmatischen Lehrbüchern.

10. Erwirb dir mehr als einen Freund und Gönner.

11. Wende dich überall an den rechten Helfer, laß aber übrigens keinen unbeachtet; auch der Schwache kann dir nützlich werden.

12. Einigkeit macht stark.

13. Verfolge dein Ziel mit rechtem Ernst, wende nicht zwecklose Künsteleien an, wo tüchtige Anstrengung nötig ist.

14. Suche bei allem Streben nach dem Höheren den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben nicht zu verlieren.

Aufgaben zu mündlicher, resp. schriftlicher Lösung.

Ein Vater erteilt seinem Knaben Kletterunterricht.

5. Der Regenbogen.

(Rückert, Für müßige Stunden. Hildburghausen, 1816.)

Ebendas., 1847. S. 15. — Ges. Ged. Erlangen, 1836. III. 32. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 95.

Ebenso sinnig und zart, wie „der Ursprung der Rose“. Mit dem goldenen Himmelswein deutet der Dichter überhaupt auf die himmlischen, göttlichen Gaben hin, die überall und in jedem Menschen Schönes erzeugen wie hier den herrlichen Regenbogen; wem sie zu teil werden, dessen Sehnsucht ist gestillt. Wer ihnen aber nicht in rechter Weise, in kindlicher Hingebung, nachgeht, erlangt sie nicht. Je lebhafter aber unser Verlangen nach himmlischer Erkenntnis und Freude ist, desto ernstlicher streben wir nach Erlangung derselben, desto mehr richten wir unser Augenmerk auf den Himmel. Jesus sprach: „Wer an mich glaubet, der wird nimmermehr dürsten.“ Joh. 6, 35.

6. Der Sonnenpalast.

(Chamisso, Deutscher Musenalmanach. 1834.)

Rückert, Ges. Gedichte. Erlangen, 1836. V. 119. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 104. Lüben, Auswahl. III. 173.

Die Gedanken dieses schönen, vollkommen verständlichen Gedichtes wird man mit Vorteil in die naturhistorische Betrachtung der Sonnenblume verweben und dann dasselbe zum Schluß lesen und lernen lassen können. Das Verlangen nach der Sonne kann auch ohne Zwang als Sehnsucht nach Licht, d. h. nach höherer, himmlischer Erkenntnis gedeutet werden.

Mit dem „goldgezackten Turme“ ist natürlich die Sonnenblume mit ihren schönen goldgelben Strahlenblumen gemeint; „Wurm“ steht für „Insekt, das sich auf der Blume niedergelassen“.

Aufgaben zu mündlicher, resp. schriftlicher Lösung.

1. Die Sonne giebt dem Monde ein Rätsel über die Sonnenblume auf. 2. Die Sonnenblume verkündet Gottes Lob an ihrem Schöpfungstage.

7. Der Maulwurf.

Rückert, Weisheit des Brahmanen. Lpzg., 1843. 7. Buch. Nr. 37. S. 216. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 138.

Der Maulwurf erscheint in Bezug auf seine winzig kleinen, fast unbrauchbaren Augen im Vergleich zu andern Säugetieren als beeinträchtigt und daher beklagenswert. Der Dichter zeigt, daß das gar nicht der Fall sei, indem der Maulwurf alle seine Bedürfnisse vollkommen ohne Augen befriedigen könne. Auch mit dem kleinen „Augensterne“ hält er ihn für fähig, den „Himmel“ wahrzunehmen und sich seiner selbst im Dunkel der Erde zu freuen.

Es ist empfehlenswert, bei der naturhistorischen Betrachtung des Maulwurfs die Gedanken dieses Gedichtes mit zur Anschauung zu bringen, und dann dasselbe lesen und lernen zu lassen.

8. Des fremden Kindes heil'ger Christ.

(Morgenblatt. 1816.)

Rückert, Gedichte. Frankf., 1872. S. 68. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 161. — Lüben, Auswahl. III. 174.

Dies wunderbar schöne und ergreifende Gedicht ist eine Legende (christliche Sage), in der die Kinder unter den unmittelbaren Schutz des Heilands selbst gestellt sind, der mit Liebe auf die verlassenen Waisen herniederschaut. Eine Erklärung desselben ist vollkommen überflüssig. Zu rechter Zeit und in rechter Weise mitgeteilt, wird es sicherlich tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüt machen.

Aufgaben zu mündlicher, resp. schriftlicher Lösung.

1. Ein armes Waisenkind erzählt seinen Traum in der Christnacht. 2. Ein armes Kind erzählt, wie ein fremder Mann es mit in sein Haus zur Christbescherung genommen hat. 3. Wanderung eines Kinderfreundes durch die Straßen einer Stadt am Christabend. Von ihm selbst erzählt.

9. Gottesdienst.

Rückert, Erbauliches u. Beschauliches aus dem Morgenlande. Berlin, 1837. 131. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 181. — Lüben, Auswahl. III. 178.

Diese sinnige Aufforderung, das tägliche Brot in Dankbarkeit zu genießen, vor und nach Tische zu beten, ist ohne Erklärung verständlich.

10. Die Espe.

Rückert, Ges. Gedichte. Erlangen, 1836. IV. 304. — Lüben, Auswahl. III. 176.

Ebenfalls eine schöne christliche Sage, die recht nachdrücklich bei denen anklopft, die den Kreuzestod Jesu für etwas ihrer Beachtung Unwertes halten. Die Deutung des Zitterns ist äußerst sinnvoll. Dieselbe Sage hat Weisflog in seinen Phantasiestücken und Historien. Tl. I. 85 als botanische Mythe bearbeitet. S. Lübens Leseb. III. Nr. 194.

Wissenschaftlich läßt sich die sprichwörtliche Beweglichkeit der Espenblätter dadurch erklären, daß die Blattstiele am Grunde von oben nach unten, gegen die Spitze zu aber seitlich zusammengedrückt sind.

Verwandten Inhalts ist das Märchen von Andersen: „Der Buchweizen", welches in Lübens Leseb. II. unter Nr. 137 enthalten ist.

Aufgaben zu mündlicher, resp. schriftlicher Lösung.

Umbildung des Gedichtes in eine Sage.

11. Das Distelstöckchen.

Erschien in: Deutsche Pandora. 2 Bde. Stuttg., 1840. Nr. 47. Steht auch in C. Bayer, Neue Mitt. über Fr. Rückert. Lpzg., 1837. I. 217. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 10.]

Auch das als Unkraut verachtete und oft sehr ungern gesehene Distelstöckchen ist zu etwas gut.

Schriftliche Aufgaben.

Streit zwischen der Sonnenblume (s. Lübens Leseb. III. Nr. 104) und dem Distelstöckchen.

12. Barbarossa im Kyffhäuser.

Rückert, Gedichte. Frankf., 1875. 98. (1816 oder 17.) — Ges. Ged. Erlangen, 1836. III. 327. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 82. — Lüben, Auswahl. III. 177.

1. Geschichte.

Der deutsche Kaiser Friedrich I. (1152—90), den die Italiener von der Farbe seines Bartes Barbarossa, d. h. Rotbart nannten, suchte der Kaisermacht wieder das Ansehen zu verleihen, das sie unter den Ottonen besessen hatte. Er wurde hoch verehrt, und diese Verehrung hat sich, vom Patriotismus getragen, traditionell fortgepflanzt, so daß die patriotischen Dichter Deutschlands ihre Träume von Nationalität, Reichsmacht und Reichseinheit vielfach an den Namen Barbarossa knüpften. Im späten Lebensalter stellte er sich an die Spitze eines Kreuzzuges. Nach langem, sehr beschwerlichem Zuge und einer erfolgreichen Schlacht kam das Heer glücklich zur Stadt Seleucia an dem reißenden Bergstrom Saleph. Der Übergang über die schmale Brücke erfolgte langsam. Des Zögerns müde, beschloß der Kaiser, den Strom mit seinem Rosse zu durchschwimmen. Die Wogen desselben waren jedoch zu mächtig und trieben ihn unaufhaltsam in einen heftigen Strudel, aus dem ein nacheilender Ritter ihn als Leiche zurückbrachte (10. Juni 1190). Über alle Beschreibung war die Trauer und Bestürzung des Heeres. Jeder glaubte in dem Kaiser seinen Vater verloren zu haben.

In Deutschland konnte man lange nicht glauben, daß der Schirmherr des Landes wirklich gestorben sei; darum bildete man die Sage, daß er nach Thüringen in die Burg Kyffhausen, deren Trümmer noch jetzt zu sehen sind, versetzt worden wäre, und von dort einst wiederkommen werde.

Diese Sage von der einstigen Wiederkehr des mächtigen Hohenstaufen hat Rückert zu der treffl. Ballade „Barbarossa" benutzt.

2. Erläuterungen.

Str. 5. V. 2. „Feuersglut“, feuerrot, daher eben der Name Barbarossa. „Rotbart“.

Str. 6. „zwinkt“. Zwinken, das Auge verengt zusammenziehen, zu besserem Erkennen die Augen verengend zusammenziehen. Verwandt damit ist blinzeln, fest zugezogenen, winkenden Auges blicken. V. 3. „je“, allemal wieder. „Raum“ steht für Zeitraum.

3. Form der Darstellung.

Das Metrum eignet sich trefflich für das ernstromantische Märchen. Die Verse bestehen aus dreifüßigen Jamben; der 1. u. 3. haben eine überflüssige Silbe. Die Reime sind abwechselnd weiblich und männlich. Str. 2, V. 1 u. 3 hat statt des Reimes Assonanzen, ebenso die 8. Str., in der zugleich das a in „alten Raben“ von guter Wirkung ist. Die Assonanz darf um so eher die Stelle des Reimes vertreten, je voller und gedehnter die Vokale der assonierenden Silben sind, daher die Assonanz in Raben und schlafen in der letzten Str. den Mangel des Reimes kaum fühlen läßt. Übrigens ist in der Volkspoesie die Assonanz am ehesten statthaft. Die Gedichte, die aus dem Volke selbst hervorgehen, haben sehr häufig Assonanzen statt des Reimes.

Ganz angemessen der Volkspoesie ist auch der Parallelismus im Ausdrucke in der 4. Str.

Die Sprache ist, wie sich in der Volkssage geziemt, höchst einfach und ungekünstelt.

Der Dichter hat sich übrigens ganz an die Sage gehalten und darin eben den echten Dichtergeist bekundet, der nur da umgestaltet, wo der gegebene Stoff mangelhaft oder unpoetisch ist. Die größte Schönheit der Sage liegt aber in dem Ahnungsvollen, das der Dichter in seine Bearbeitung mit großem Glücke übertragen hat, sowie in der majestätischen Ruhe, die den großartigen Charakter des alten Helden so meisterhaft zeichnet. Wie das Volk auf ihn hofft und vertraut, so vertraut und hofft auch er auf das Volk. Zwar fliegen die alten Raben noch um den Berg, die ihn gebannt und sein Reich zerfleischt haben; aber es kommt eine Zeit, wo auch sie einem mächtigeren Zauber werden weichen müssen. Ein schöner Zug der Sage, den der Dichter mit seinem wahren Gefühl auch beibehalten hat, ist, daß der alte Kaiser nicht auf die Vergangenheit zurückschaut, sondern nur an die Zukunft denkt.

4. Grundgedanke.

Den Grundgedanken der Sage und des Gedichtes bildet die 3. Str.:

„Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen,
Mit ihr, zu seiner Zeit.“

Es giebt eine größere Anzahl verwandter Sagen; in allen aber bildet derselbe Gedanke den Mittelpunkt. Unterdrückte Völker hoffen überall auf Befreiung.

Dieselbe Sage hat auch Em. Geibel mit großem Geschick bearbeitet. Vergl. dessen „Gedichte", 54. Aufl. S. 156, dann: „Barbarossas Erwachen", S. 320.

Nach den ruhmreichen Erfolgen der deutschen Waffen in den Jahren 1870 u. 71 und der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches hat man vielfach Kaiser Wilhelm den erwachten Barbarossa genannt.

5. Schriftliche Aufgaben.

1. Barbarossa in der Burg Kyffhausen. Ein Gemälde. 2. Der Kyffhäuser (geographisch, historisch, mythologisch).

13. Der betrogene Teufel.

(Deutscher Musenalmanach. 1830.)

Rückert, Ges. Gedichte. Erlangen, 1836. I. 55. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 117.

„Die Araber aber sind Füchse von Haus", sind von Natur schlau wie der Fuchs.

Sonst ist in der hübschen Sage alles verständlich.

14. Bestrafte Ungenügsamkeit.

Ebendas., 1836. III. 489. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 141. — Lüben, Auswahl. III. 177.

Usedom, große Insel vor der Odermündung.

„Gnade Strom", Fülle seiner Gnade.

Die beiden ersten Verse jeder Str. bestehen aus sechsfüßigen Jamben, die in der Mitte eine ständige, weibliche Diärese haben. (Vergl. S. 226.) Der in allen Str. wiederkehrende Schlußvers (Refrain) ist aus einem Jambus, zwei Anapästen und einer überzähligen Schlußsilbe gebildet. Man nennt dieses Metrum, da es sich in 3 Amphibrachys (◡—◡) zerlegen läßt, auch ein dreifüßig amphibrachysches. Durch den Refrain wird die Pointe des Gedichtes, der Hauptgedanke hervorgehoben.

Die Erzählung versinnlicht die in der Überschrift ausgedrückte Wahrheit: Ungenügsamkeit bestraft sich selbst.

15. Salomon und der Sämann.

(Morgenblatt 1821.)

Ebendaselbst, 1836. I. 51. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 158.

Diese Parabel versinnlicht in einfacher, anschaulicher Weise die Wahrheit, daß Gott zu unserm Thun seinen Segen geben, d. h. das Beste hinzuthun muß, wenn es gelingen soll. Claudius drückt in seinem „Lied der Landleute zur Saatzeit" denselben Gedanken mit den Worten aus:

„Wir pflügen und wir streuen
Den Samen auf das Land;
Doch Wachstum und Gedeihen
Steht in des Höchsten Hand.“

16. Chidher.

(Deutscher Musenalmanach. 1830.)

Rückert, Gedichte. Frankf., 1872. 107. — Ges. Ged. Erlangen, 1836. I. 53. — **Lüben u. N.**, Leseb. IV. Nr. 159. — **Lüben**, Auswahl. III. 178.

Chidher oder Chidr war nach arabischer Sage Feldherr eines altpersischen Herrschers Kheikhobad, zugleich aber auch ein Prophet, der bis zum jüngsten Tage lebt, dieweil er aus der Lebensquelle getrunken hat. Diese Quelle der ewigen Jugend sollte im Kaukasus liegen. Alexander der Große suchte sie aber dort vergeblich. Die Sage von einem ewig jungen Menschen oder einem unter den Menschen wandelnden Gotte ist weit verbreitet. In Indien schließt sie sich an Buddha an, in Deutschland an Wuotan und an den ewigen Juden. In den Alpen hat man den ewigen Juden als ewig jungen Mann gesehen auf der Grimsel, am Pilatus und auf dem Matterhorn. In Grimms Sagen Nr. 343 heißt es über ihn: Der Matterberg unter dem Matterhorn ist ein hoher Gletscher des Walliserlandes, auf welchem die Visp entspringt. Der Leutsage nach soll daselbst vor Zeiten eine ansehnliche Stadt gelegen haben. Durch diese kam einmal der *laufende* Jud gegangen und sprach: „Wenn ich zum zweitenmale hier durchwandre, werden da, wo jetzt Häuser und Gassen sind, Bäume wachsen und Steine liegen. Und wenn mich zum drittenmale der Weg daher führt, wird nichts da sein als Schnee und Eis. Jetzo ist schon nichts mehr da zu sehen als Schnee und Eis.“ Nach einer anderen schweizerischen Sage (Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau, II. 306) soll der ewige Jude erzählt haben, er habe das erste Mal an dem Rheinwinkel, wo jetzt Basel liegt, einen schwarzen Tannenwald, das zweite Mal nur ein breites Dornengestrüppe, das dritte Mal aber eine vom Erdbeben zerrissene große Stadt vorgefunden. Wenn er zum letztenmal dieses Weges komme, werde man stundenweit hier gehen müssen, um Reiser zu einem Besen zusammen zu finden. Nach Rückerts orientalischer Quelle besuchte Chidher alle 500 Jahre einen und denselben Ort auf der Erde; einmal findet er da eine Stadt, dann eine Weide, einen Meerbusen, einen Wald und wieder eine Stadt. Er fragt jedesmal die Menschen, seit wann die Gegend in diesem Zustande sei, und bekommt jedesmal ungefähr zur Antwort: „So ging es ewig an diesem Ort, und so wird es gehen ewig fort.“

Der Dichter entwickelt in dieser Parabel die Wahrheit, daß im Verlaufe von Jahrh. sehr bedeutende Veränderungen auf der Erdoberfläche stattfinden.

Die beste Gelegenheit, sich hiervon im Sinne Rückerts zu überzeugen, bieten die Küsten der Nord- und Ostsee dar. Ein lebensfrisches Bild findet man in Grubes geographischen Charakterbildern III. Tl. 12. Aufl. S. 14 „Die Insel Rügen". Vergl. auch daselbst 197 „Die Elbe". Wer sich noch tiefere Einsicht über die Veränderungen verschaffen will, welche die Erde während der langen Dauer ihres Bestehens erlitten hat, dem ist das Studium eines geologischen Werkes zu empfehlen, z. B. der „Geologischen Bilder" von B. Cotta. (Leipzig.)

Die Antworten, welche Chidher auf seine Fragen erhält, zeugen sämtlich von der Unkenntnis der Gefragten in geologischen Dingen. Wir befinden uns noch heut mitten in solcher Unwissenheit.

Wie die Erde, so verändern sich natürlich auch die Zustände der Menschen, ihre Anschauungs- und Denkweise im Verlaufe der Jahrhunderte, was der Dichter wohl auch hat andeuten wollen.

17. Die Eintagsfliege am Johannistage.

(Frauentaschenbuch von 1822.)

Rückert, Gedichte. Frankf., 1872. 611. — Ges. Ged. Erlangen, 1836. IV. 62. — Lüben u. N.. Leseb. V. Nr. 17.

Die Eintagsfliege (Ephemera) gehört nicht zu den Fliegen (Zweiflüglern), sondern zu den Netzflüglern und ist am nächsten mit den Libellen oder Wasserjungfern verwandt. Der Name bezeichnet übrigens nicht eine bestimmte Art, sondern eine ziemlich artenreiche Gattung. Ihre Larven leben 2—3 Jahre lang im Wasser, das vollkommene Tier dagegen auf dem Lande, in der Nähe der Gewässer, manche Arten oft in unglaublicher Menge. Die meisten Arten leben nur sehr kurze Zeit, häufig nur einen Tag*).

Wegen dieser kurzen Lebensdauer wünscht der Dichter in gemütlicher Teilnahme, daß sie den längsten Tag im Jahre in ungetrübtester Heiterkeit und ohne Verfolgung genießen mögen. Diesen zarten schonenden Sinn in der Jugend zu wecken, muß nicht bloß Aufgabe der Poesie, sondern auch des naturhistorischen Unterrichts sein.

Schriftliche Aufgaben.

Eine Eintagsfliege erzählt ihre Lebensgeschichte.

18. Roland zu Bremen.

Ist in Rückerts Gedichten nicht enthalten. Ein Originaldruck erschien in Rückerts Kranz der Zeit. Stuttg., 1817. 265. — Lüben, Auswahl. III. 180. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 54.

1. Geschichtliches.

Auf dem Reichstage zu Paderborn erschienen 777 zwei maurische Emire vor Karl dem Großen und erbaten sich von ihm Hilfe gegen

*) Vergl. den interessanten Aufsatz: Der Fang der Eintagsfliege in der Gartenlaube. 1887, Nr. 34.

ihren Unterdrücker, den Khalifen Abderrhaman I. Karl, von solchem Zutrauen geschmeichelt und zugleich erfreut über diese Gelegenheit, sich jenseit der Pyrenäen furchtbar zu machen, sagte die erbetene Hilfe um so bereitwilliger zu, als die Sachsen ihm soeben Ruhe versprochen hatten. Kaum war deshalb der Reichstag beendet, als Karl zwei große Heere sammelte, und mit denselben (778) über die Pyrenäen drang. Pampelona, Saragossa und Huesca fielen nach kurzem Kampfe in seine Hände; einige andere Besitzungen folgten, so daß Karl das spanische Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro unter dem Namen der spanischen Mark (778) dem fränkischen Reiche einverleiben konnte. Aber der Siegeslaufbahn des großen Kriegers sollte hier schnell ein Ziel gesteckt werden. Wittekind war mit den Sachsen wieder ins fränkische Gebiet gedrungen und dort überall siegreich gewesen. Mit der Schnelle des Gedankens erhob sich Karl der Gr. zum Aufbruch aus Spanien, um die wortbrüchigen Sachsen zu züchtigen. Aber noch ehe er den spanischen Boden verließ, fiel der Kern seines Heeres und die Blüte seiner Ritterschaft neuem Verrate zum Opfer. Lupus, ein Herzog von Basconen, der nur gezwungen das fränkische Joch getragen hatte, glaubte die Gelegenheit zur Abwerfung desselben gekommen, als das fränkische Heer (779) die wilden Schluchten des Thales von Ronceval durchzog. Er überfiel dasselbe mit solchem Ungestüm, daß ein großer Teil der fränkischen Macht und viele ihrer edelsten Häupter, unter ihnen Rutland oder Roland Statthalter der Bretagne, den Untergang fanden.

Roland war der Sohn von Karls d. Gr. Schwester Bertha, Seine äußere Gestalt und seine Tapferkeit machten ihn zum ausgezeichnetsten Ritter im Gefolge Karls d. Gr. Deshalb hat ihn sich auch die Rittermythe des christlichen Mittelalters zum Helden auserwählt und seine Thaten auf das mannigfaltigste ausgeschmückt, namentlich dadurch, daß man alle frühere Thaten christlicher Helden auf ihn übertrug.

Die ursprüngliche Heimat der Sagen, welche gegenwärtig das Rolandslied bilden, war das westliche Frankreich. Dort wurden sie von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und endlich aufgezeichnet, wie sich später ergeben hat, von mehreren Dichtern.

Auf den Wunsch seiner Gemahlin Mathilde beauftragte der große Welfenfürst, Herzog Heinrich der Löwe, den Pfaffen Konrad, wie er sich selbst nennt, eins dieser altfranzösischen Gedichte, welches die Kriegszüge Karls des Gr. in Spanien und die Heldenthaten Rolands, sowie seinen Tod in der Roncevalschlacht darstellen, ins Deutsche zu übertragen. Konrad unterzog sich dieser Arbeit, übersetzte das Gedicht jedoch zuerst ins Lateinische und brachte es dann aus dieser Sprache in deutsche Verse. Das von ihm benutzte Original scheint verloren gegangen zu sein. Er versichert nämlich, dem französischen Gedichte nichts hinzugefügt, noch

etwas von demselben ausgelassen zu haben. Die vorhandenen französischen Gedichte weichen aber so auffallend von seiner Arbeit ab, daß sie ihm nicht zu Vorlagen gedient haben können.

Die Darstellung ist in der deutschen Übersetzung steif und trocken, mehr chronikartig berichtend, als mit poetischer Lebendigkeit entwickelnd. Nur selten bricht eine innige Teilnahme des Dichters an seinem Gegenstande durch. „Den größten Wert von Konrads „Rolands Lied“, sagt Kurz in seiner Geschichte der deutschen Litteratur, „erblicken wir aber darin, daß es eines der wenigen aus der mittelhochdeutschen Zeit ist, in welchem sich — wir wollen nicht sagen eine höhere Gesinnung — aber doch eine Idee ausspricht. Das Gedicht stellt nicht bloß den Kampf des Christentums gegen das Heidentum dar, sondern es will auch jenes verherrlichen und dessen Göttlichkeit im Gegensatze zu den übrigen Religionen zur Anschauung bringen. Daher erscheinen auch die Helden des Gedichtes, wie W. Grimm vortrefflich bemerkt, ohne die Begierden nnd Leidenschaften, welche sonst das Menschenherz bewegen; oder wenn sie sich auch hie und da zeigen, so sind sie doch der höheren Idee, die ihre Seele erfüllt, völlig untergeordnet, und alle ihre Gedanken und alle ihre Handlungen haben stets nur den einen Zweck, den Sieg des Christentums zu fördern, welchem sie mit frommer Ergebung in den Willen Gottes Gut und Blut zu opfern stets bereit sind. Freilich erhält das Gedicht hierdurch eine gewisse Härte und Eintönigkeit; es hat diese ihre Berechtigung aber in dem kräftigen Hervortreten des erwähnten Grundgedankens; und wenn es allerdings ungeeignet ist, die Darstellung Konrads mit dem begeisterten Stile der Psalmen zu vergleichen, so kann man die Auffassung des Stoffes und dessen Entwicklung mit vollem Rechte denjenigen Büchern der Bibel zur Seite stellen, in welchen die Kämpfe des Judentums gegen das Heidentum geschildert werden.

2. Inhalt des Rolandsliedes.

Zur Kenntnisnahme für den Lehrer teilen wir nachstehenden Inhalt des Rolandsliedes noch kurz mit. Etwas ausführlicher und darum anschaulicher ist die Sage in dem „Deutschen Litteraturbuche“ von Vernaleken erzählt. Auch Grube hat sie im 2. Tle. seiner „Charakterbilder aus der Geschichte und Sage“. Schön erzählt ist sie von Alb. Richter, Götter und Helden. Lpzg., 1878. (2. Aufl.) III. Ausführlich verbreitet sich Gervinus im I. Tle. seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“, S. 231 u. f. (4. Aufl.), über das ganze Gedicht. Vergl. W. Grimm, Rolandes liet 1838.

Kaiser Karl zieht auf die Mahnung eines Engels mit seinem Heere und den 12 Fürsten (Pairs) nach Spanien gegen die Heiden. In kurzer Zeit unterwirft er sich das ganze Reich bis Sarraguz (Saragossa), wo König Marsilie herrschte. Auch dieser wird hart

bedrängt. Dem drohenden Untergang zu entgehen, heuchelt dieser Unterwerfung, um nach dem Abzuge Karls die zurückgebliebenen Christen leichter bewältigen und vernichten zu können. Roland, Olivier, Turpin und Naimes durchschauen den Trug. Ganelun dagegen giebt den Rat, mit den Heiden in Unterhandlung zu treten. Karl läßt sich überreden, und Ganelun wird zu Marsilie gesandt, um ihm des Kaisers Willen kund zu thun. Der heidnische König gerät über die ihm vorgeschlagenen Bedingungen in heftigen Zorn (er sollte sich nämlich taufen lassen, die Hälfte von Spanien als Lehen von Karl annehmen, widrigenfalls er nur Schmach und Tod zu erwarten habe); er will sich dafür an Ganelun rächen, doch wird er endlich besänftigt; Ganelun aber giebt ihm den Rat, sich scheinbar zu unterwerfen, und nach Karls Abzug über den zurückgelassenen Roland herzufallen und ihn zu erschlagen. Ganelun kehrt zurück, berichtet, daß Marsilie die ihm gestellten Bedingungen angenommen und giebt den Rat, Roland mit der andern Hälfte von Spanien zu belehnen. Dies geschieht, und Roland wird mit den 12 Fürsten und einem Heere zurückgelassen. Kaum ist jedoch Karl abgezogen, als die Christen angegriffen werden; Olivier fordert Roland auf, sein Horn Olivant zu blasen, dessen Schall bis zu Kaiser Karl dringen würde, jener aber weigert sich, weil er den Feind verachtet. Die Christen, in der Hitze vom himmlischen Tau gekühlt, siegen überall, die Feinde werden vernichtet; nur einer entkömmt, welcher dem König Marsilie die Nachricht von der verlornen Schlacht bringt. Noch zwei Heere, welche der heidnische König aussendet, werden geschlagen; endlich zieht Marsilie selbst mit einem vierten herbei. Durch so viele Kämpfe erschöpft, geraten die Christen in große Bedrängnis. Da läßt Roland endlich sein Horn erschallen; Karl hört es und zieht ihm zu Hilfe, obgleich es Ganelun zu verhindern sucht. Der Kaiser ahnt dessen Verrat, er läßt ihn binden und gefangen fortführen. Unterdessen werden die Heiden vollständig geschlagen und Marsilie selbst von Roland verwundet; allein es rückt schon wieder ein frisches Heer heran, das der Mohrenkönig Algarich von Karthago und Äthiopien gegen die Christen führt, von denen nur noch 62 am Leben sind. Olivier, Walther und Turpin unterliegen ihren zahlreichen Wunden, nachdem die Feinde zurückgeschlagen worden waren. Auch Roland ist auf den Tod verwundet; er setzt sich an einen Baum; ein Heide, der ihn für tot hält, will ihm sein Horn und sein ebenso berühmtes Schwert (Durendart) nehmen, Roland aber schlägt ihn mit dem Horne nieder, welches dabei zerspringt. Jetzt will er auch Durendart vernichten; er haut damit auf einen Stein, aber vergeblich: das herrliche Schwert bleibt unversehrt. Er redet es an, gedenkt der Feinde, die er damit bezwungen, dann zieht er den Handschuh aus und hält ihn gen Himmel: ein Engel nimmt

ihn ab. Roland betet und stirbt, und es geschehen Zeichen und Wunder. Jetzt langt Karl mit seinem Heere von den Bergen in dem Thal zu Ronceval an; er findet die Toten und beklagt sie. Sogleich werden die fliehenden Feinde verfolgt, die alle in einem ausgetretenen Flusse ertrinken. Nun rückt aber Palizan, König von Persien und Marsilies Oberherr, mit 42 Königen und einem zahllosen Heere den Heiden zu Hilfe, während Karl für ehrenvolle Bestattung der gefallenen Christen sorgt. Seine Trauer ist so groß, daß er Blut weint; der Stein, auf dem er saß, ist noch heutigen Tages naß. Die heranziehenden Heiden werden von den Christen vernichtet; Karl zieht vor Sarraguz, wo Marsilie vor Schmerz gestorben war; dessen Gemahlin Brachmunda öffnet dem Kaiser die Thore und empfängt dann die Taufe. Hierauf kehrt Karl nach Aachen zurück, wo er Gericht über den Verräter Ganelun hält, welcher eingesteht, daß er den Tod der Zwölfe gewünscht habe. Die Karlinge möchten ihm das Leben retten; Binabel kämpft für ihn gegen Tirrich und stellt dreißig Geiseln, welchen das Haupt abgeschlagen wird, als Binabel im Kampfe besiegt wird. Ganelun aber wird wilden Pferden an den Schweif gebunden, durch Dornen geschleift und zerrissen.

3. Erläuterungen.

Str. 1. In 28 alten Städten des nordwestlichen Viertels von Deutschland befinden sich, meistens in der Nähe des Rathauses, der alten Gerichtslaube, auf hohem Piedestal barhäuptige steinerne geharnischte Recken, welche, das lange, gerade Schwert hoch aufgerichtet in der Rechten haltend, die Linke auf den Schild gestützt, dort Schildwacht zu stehen scheinen, die den Namen Roland (Rolandssäule, steinerner Roland) führen. Der berühmteste dieser Rolande ist der in Bremen. Er steht mitten auf dem Markte, ist 18 Fuß hoch, sorglich überdacht, hält, wie die übrigen, mit der Rechten, die wie die Linke mit einem Handschuh bekleidet ist, das Schwert empor, der linke Arm ist mit einem Schilde bedeckt, der den zweiköpfigen Adler und die bedeutsame Umschrift aufweist:

Vryheid do ick ju openbar
De Carl un mannig Vorst verwahr
Deser Stadt gegeven hat,
Des danket Gode, is min Rad.

(Ich verkündige euch die Freiheit, welche Karl und fürwahr mancher Fürst dieser Stadt erteilt hat. Daß ihr Gott dafür danken möget, ist mein Rat.) Er wurde im J. 1404 errichtet und um 1512 erneuert. Diese Standbilder, welche das Bildnis Kaiser Otto II. darstellen sollen, im Volke der Rote, d. h. der blutrichtende, strenge Gerechtigkeit übende genannt, der sich durch Verleihung von Privilegien und Freiheiten 2c. an deutsche Ortschaften die größten Verdienste erworben, sind nur bildliche Monumente, daß diesen Orten

von Kaiser und Reich das Marktrecht oder die Marktgerechtigkeit und die über Leben und Tod entscheidende Gerichtsbarkeit, das Gericht über Hals und Hand, der Königs- und Blutbann verliehen war, und oft sind Todesurteile und ähnliche, öffentliche, feierliche Gerichtsverhandlungen an diesen Stellen abgehalten worden. Zum dritten galt der Roland auch als Zeichen der Freiheit eines Ortes von der Dingpflichtigkeit vor auswärtigen Gerichten, also als Wahrzeichen des eigenen Gerichtsstandes, und endlich als Symbol der Reichsfreiheit einer Stadt, wie dies heute bei Bremen noch zutrifft. Eine Inschrift am Rathause deutet dies ausdrücklich an:

Wenthe der stadt ys gegeben dat Rholandsbylde
Tho enem teken (Zeichen) der Friheit onder des Rykes schilde.

Was nun aber die Entstehung des Namens Roland anbetrifft, so behaupten Geschichts- und Altertumsforscher, man habe vor Errichtung des männlichen Symbols den alten Ding- oder Gerichtsbaum, einen hohen, geschälten Baum, meistens eine Eiche, welche dann Stal-Eke (Stell-Eiche) hieß, und an der oben ein Handschuh, bezüglich ein Schwert aufgehangen war, Rothands Säule genannt, weil sie auf dem Markt in der Nähe des Rathauses oder des Schöppen, d. i. Gerichtshauses, auf der Blut-Gerichtsstätte errichtet war, woraus dann Rolandssäule oder kurz Rolond im Volksmund geworden sei.

Von anderer Seite wird dagegen die Vermutung ausgesprochen, die Rolandssäulen möchten eine Fortsetzung der alten Irmensäulen sein. Die alten Gerichtssäulen oder Dingbäume wurden nämlich in der heidnischen Zeit aufgerichtet zu Ehren des Licht- oder Sonnengottes, welcher als allsehender, schwertführender Gott auch das Blutgericht hütete, und in der Schlacht dem Heere voranschritt. Nach der Vielartigkeit seines Wesens führte dieser Gott auch verschiedene Namen. Man nannte ihn Tyr oder Ziu, welcher Name in der alten Bezeichnung des Dienstages oder Dingtages (früher Tyrsdag) als des ältesten Gerichtstages noch heute fortlebt. Er hieß auch Er, daher in den Gegenden Bayerns der Dienstag noch heute Ertag genannt wird. Ein anderer Name oder eine andere Gestaltung des Lichtgottes war Irmin, als dessen Sinnbilder die Irmensäulen galten, deren berühmteste Karl d. Gr. in den Sachsenkriegen auf der Eresburg, d. i. die Burg des Er, des Lichtgottes zerstörte. Endlich trug der Gott auch den Beinamen Hruodo oder Rodo, d. i. der Berühmte. Möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß die Sage von dem lichten Sonnengotte Irmin oder Hrodo und dem Streite, in welchem die lichten Götter durch die Schuld eines abtrünnigen Gottes gegen die bösen Mächte jammervoll unterlagen, mit der Sage von Hrod-

land oder Roland, dem berühmten Paladine Karls d. Gr. und lichten Heros des Christentums, der im Kampfe gegen die schwarzen Heiden, wie man die Mauren bezeichnete, fiel, in späterer Zeit zusammengeflossen, und daß auf diese Weise der Irrtum entstand, jene merkwürdigen Säulen auf den Gerichtsstätten, welche wir als eine Fortsetzung der alten Irmensäulen bezeichnet haben, sollten wirklich das Bild des Helden Roland darstellen, der als erster Paladin Karls d. Gr., des Hortes und Hauptquells allen deutschen Rechtes, das Recht, welches der Kaiser gegeben, verkünden, vollstrecken und beschirmen.

Manche Sprachforscher dagegen führen das Wort Roland auf den alten fränkischen Namen Chrodaland = Ruhmland, d. h. der weit und breit im Lande durch Ruhm Gewaltige, zurück, wobei dann freilich wieder an eine bestimmte Persönlichkeit, also u. a. auch an Kaiser Otto II. zu denken wäre.

3. „Die Mark“, Grenzland, hier spanische Mark, deren Statthalter Roland war.

4. „Welsche“ bezeichnet oft ganz allgemein Ausländer, besonders romanischer Abkunft, und steht für Spanier (Araber), die dem Kaiser Karl die Mark streitig machten.

5. „Lehnet an langer Lanz' er und lacht“, spottet in ruhiger Stellung ihres vergeblichen Versuches, ihn zu besiegen.

Str. 7 bezieht sich auf Bremens Abstimmung am Bundestage vom 7. Dez. 1863 in Sachen Schleswig-Holsteins. Hamburg und Lübeck stimmten mit Preußen und Österreich für Exekution durch den Bund, Bremen für Occupation der Herzogtümer, da es Herzog Christian IX. von Dänemark nicht als legitimen Herrscher anerkannte. Das Gedicht hat der Dichter selbst für den Abdruck in Lübens Auswahl charakteristischer Dichtungen &c. durchgesehen, die sonstige 5. Str. gestrichen und die 7.—9. hinzugefügt. Hierbei schrieb er Lüben: — — Der Bremer Roland hat sich bei der beklagenswerten Abstimmung in Frankfurt als deutscher Grenzwart und Ehrenwächter so wacker bewährt, daß ich dem alten Liede noch 3 Verse hinzufüge. (Dieser Zusatz steht auch in der Didaskalia, Jahrg. 1863. Nr. 352.)

4. Form der Darstellung.

Rückert wendet in diesem Gedicht den Vorgänger des Reims, die Alliteration an. Der Regel gemäß finden sich in den 2 ersten Kurzzeilen jeder Str. je 3 betonte Wörter mit gleichem Anlaut, den sogenannten Stäben oder Liedstäben. Den Stab der 2. Kurzzeile nennt man Hauptstab; die beiden Stäbe in der 1. Kurzzeile werden auch Stollen genannt. (Vergl. auch Bd. I. 9.) Bemerkenswert ist, daß der Dichter überhaupt in diesem Gedicht den Gleichklang im Anlaut häufig wiederkehren läßt; doch auch hier können wir nur wiederholen, daß die Versuche, die Alliteration jetzt noch anzu-

wenden, als vergebliche bezeichnet werden müssen. Unser Ohr hat sich zu lange an den wohlklingenden Reim gewöhnt, als daß es noch Wohlgefallen an der harten Konsonantenhäufung finden könnte.

19. Auf die Schlacht bei Leipzig.

Rückert, Ges. Gedichte. Erlangen, 1836. II. 31. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 68 — Lüben, Auswahl. III. 181.

Dem Dichter war es versagt, persönlich an dem deutschen Unabhängigkeitskriege teilzunehmen; darum empfand er aber die damaligen Leiden des Vaterlandes nicht weniger tief, als andere edle Männer. Um nach Kräften für die Befreiung desselben von der Fremdherrschaft mitzuwirken, schloß er sich den begeisterten Sängern Arndt, Schenkendorf und Körner an und dichtete Kriegs- und Vaterlandslieder, von denen die meisten mit Freuden aufgenommen wurden.

In dem Gedicht „Schlacht bei Leipzig" drückt der Dichter unverhohlen seine Freude aus über den außerordentlichen Sieg der Deutschen über die Franzosen. Die durch frühere Niederlagen erlittene Schmach ist durch diese Schlacht wieder getilgt; man hat Abrechnung gehalten und alles mit den Franzosen „ins Gleiche" gebracht.

Die Sprache ist kräftig, ganz dem Inhalte angemessen.

20. Parabel.

Der Mann mit dem Kamel.
(Frauentaschenbuch. 1823.)

Rückert, Gedichte. Frankf., 1872. 109. — Ges. Ged. Erlangen, 1836. I. 48. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 118. — Lüben, Auswahl. III. 182.

Eine unübertreffliche Parabel, die in anschaulichster und eindringlichster Weise zeigt, daß dem natürlichen Menschen der Sinnengenuß über alles geht, und er darüber nur zu oft sein wahres Ziel vergißt.

Das Gedicht kann als eine freie Übertragung einer Erzählung betrachtet werden, die sich in der im Mittelalter (1220—23) von Rudolf von Ems (vergl. Bd. I. 145 u. 46) ins Deutsche übertragenen Legende von der Bekehrung des heidnischen Königssohnes Josaphat durch den Einsiedler Barlaam findet. Vergl. „Barlaam und Josaphat" von Rudolf von Ems. Herausgeg. v. Franz Pfeiffer. Lpzg., 1843, Spalte 116, V. 12—Sp. 120, S. 12. Das verfolgende Tier ist im Original ein Einhorn („daz war ein einhürne groz"). Denselben Stoff hat auch Hans Sachs bearbeitet. Vergl. Hans Sachs v. A. von Keller. Bd. IV. 82 unter der Überschrift: Ein figur des menschen elenden, geferlichen lebens. Das verfolgende Tier ist dort ein Löwe.

V. 22. „Aufgähnen mit entsperrtem Rachen", so viel als geöffnet.

60. „Der so die Furcht vergessen kann." Dieser Druckfehler steht wohl in allen Ausgaben der Rückertschen Gedichte, obwohl

der Verfasser im Frauentaschenbuche von 1823, wo diese Parabel zum erstenmal gedruckt erschien, im Druckfehlerverzeichnisse bemerkt: statt vergessen lies: veressen.

Schriftliche Aufgaben.

Die Macht der Sinnenlust. In Beispielen aus der heiligen Schrift nachgewiesen.

21. Geharnischte Sonette.

Rückert, Gedichte. Frankf., 1875. 141 u. 149. — Ges. Ged. Erlangen, 1836. II. 4 u. 14. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 110. — Lüben, Auswahl. III. 184.

Die „geharnischten Sonette" sind jedem ohne Erklärung verständlich, der sein Vaterland liebt und Kenntnis von der Schmach hat, die Deutschland durch Napoleon erduldete. Rückert bot dieselben 1813 dem Volke in dem Werke: „Deutsche Gedichte" (Heidelberg, 1814), dar und nannte sich auf dem Titel Freimund Reimar. Alle Urteilsfähigen, auch diejenigen, die sonst manches an Rückert zu tadeln haben, erkennen einstimmig an, daß dieselben zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der Poesie gehören, die wir überhaupt besitzen. Voll Leben und Kraft, tönten sie wie Sturmglocken und Trommelwirbel in das bedrängte Vaterland hinein und riefen eine außerordentliche Begeisterung für den Freiheitskampf hervor, eine Begeisterung, die der Kühnheit der Sonette entsprach.

Das Sonett, ein den Italienern entlehntes Reimgebäude, besteht aus 14 elfsilbigen Jamben, von denen die ersten 8 vierzeilige, die letzten 6 aber dreizeilige Strophen bilden. Die Quartette enthalten nur 2 und zwar umarmende Reime; denn es reimen sich V. 1, 4, 5 u. 8 u. 2, 3, 6 u. 7, während in den Terzetten der Regel gemäß sich reimen müssen V. 1 u. 3, sowie 2, 4 u. 6, V. 5 aber reimlos bleibt (Terzinenform). Jedoch kann die Reimverknüpfung der beiden dreiversigen Str. statt der Terzinenform auch eine beliebige sein.

22. Der Baum des Lebens.

(Deutscher Musenalmanach. 1830.)

Rückert, Ges Gedichte. Erlangen, 1836. I. 59. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 111. — Lüben, Auswahl. III. 187.

1. Grundlage der Dichtung.

Der Baum des Lebens, der im Paradiese neben dem Baume der Erkenntnis gestanden, ist (nach Dr. Ernst Krause, pseudon. Karus Sterne) in den Religions-Mythen der alten Perser und Ägypter zu einem Symbole der Unsterblichkeit geworden, und jedenfalls von da in die Vorstellungen der Hebräer und der ersten Christen übergegangen. Letztere haben diese Symbolisierung des Glaubens als einer Unsterblichkeit verleihenden Pflanze mit Vorliebe in ihrer bilderreichen Sprache angewendet, und in diesem

Sinne wird in der Bibel (Offenb. Joh. 2, 7 u. 22, 2) von dem Holze des Lebens geredet, das Gott denen zu essen geben will, die da überwinden, und von den Blättern dieses Holzes, das zur Gesundheit der Heiden dient. Die jüdischen und christlichen Gelehrten des frühen Mittelalters nahmen diese Bildersprache wörtlich und glaubten fest an die Existenz des Lebensbaumes und seine gepriesenen Kräfte; ja die Kirchenväter verhandelten mehrfach über die Natur und Art dieses Baumes. Talmudisten und christliche Mystiker wetteiferten darin, die Naturgeschichte desselben mit wunderlichen Mythen auszuschmücken.

Ein selten gewordenes Buch „Die Buße Adams" betitelt, hat einen förmlichen Roman aus den Schicksalen des Lebensbaumes gemacht, und die rabbinischen Sagenkreise gruppieren sich ungefähr folgendermaßen: Seth hatte das Paradies auf Geheiß des sterbenden Vaters aufgesucht und von dem bewachenden Engel drei Körner vom Lebensbaume erhalten, die er dem Leichname Adams in den Mund steckte. Daraus erwuchsen drei Triebe, von deren Holz nicht allein die Stäbe des Moses und Aaron stammten, sondern auch der Baum, mit dessen Holz das bittere Wasser der Wüste süß gemacht wurde. Aus demselben Holz wurde der Tempel Davids gebaut und die Bank gefertigt, auf welcher die heidnische Sibylle die Ankunft des Messias verkündete, und schließlich aus dem in Kanaan eingepflanzten und zum Baume gewordenen Stabe Mosis das Kreuz Christi, der neue Lebensbaum gefertigt, welcher uns das durch die Sünde Adams verscherzte ewige Leben wieder erwerben soll. Die Buße Adams von einem unbekannten Verfasser steht auch in 2 Handschriften (C und h) der Weltchronik Rudolfs von Ems. In Handschrift C fol. 191 heißt es:

— — — — — —

sein vater Adam wer tot
er wider zo im cham
daz selbe reis er do nam
vnd stacket iz ym in seinen munt
daz ez grunet vnd zv der stond
wuchs zv einem pavme groz
der zwen este von ym schoz
des geleich da noch nie waz
adam seint davon genaz
daz sein siehtum von ym quam
die ym von got lagen an
vier tausend iar vnd dennoch me
wie ez vmb den paum furbaz ste
das sait vns fraw Sibilla
di weissaget offenbar hinden nach
u. s. w.

Ausführlicher steht die Legende in Hagens Gesamtabenteuer Nr. 1. Bd. I. 1 ff. (Vergl. auch Herders Legende [Blätter der Vorzeit I] Adams Tod.) Anders erzählt die Legende der alte Heberich in

seinem Schullexikon, Lpzg., 1717, unter dem Namen Loth. Daselbst heißt es: .... „Als Abraham seinen (Loths) Fall vernommen, habe er sich höchlich darüber betrübet, und um seiner los zu werden, ihn an den Nilum geschickt, drei Stämme Holz zu holen, der Meinung, daß ihn die wilden Tiere darüber zerreißen sollten; allein, als er unbeschädigt wieder gekommen, habe Abraham solche drei Stämme auf einem Berge 24 Meilen von dem Jordan in die Erde gepflanzet und dem Loth befohlen, sie täglich mit Wasser aus dem Jordan zu begießen, welches dieser auch gethan und, als die Bäume nicht nur darauf zu grünen angefangen, sondern auch in einen zusammengewachsen, habe Abraham geschlossen, daß Gott dem Loth seine Sünde vergeben; bemeldeter Baum aber habe gestanden, bis Salomon seinen Tempel gebauet, da er dann mit abgehauen worden, allein dennoch als unnütze in solchem liegen geblieben, worauf nach der Zeit ihn die Kriegsknechte in Ermangelung eines andern genommen und Christum daran gekreutziget."

Diese weitverzweigte Sage ist häufig bildlich dargestellt worden, z. B. in dem berühmten Altarwerk zu Leyden, auf welchem von Cornelius Engelbrechtsen (1468—1533) der tote Adam dargestellt ist, aus dessen Leichnam der Baum des Lebens emporsproßt. Ganz allgemein in Kirchenliedern und Predigten wurde hiernach dem adamitischen Lebensbaume das erlösende Kreuz verglichen, und kaum gab es ein Gleichnis, welches in der Kanzelsprache populärer gewesen wäre, als gerade dieses. Sehr lehrreich für den Ursprung des ganzen Vorstellungskreises aus Ägypten ist die Legende, welche der Kirchenhistoriker Sozomenos (um 400) aufbewahrt hat, daß zu Hermopolis in Oberägypten der Baum Persis (die Persea) gestanden, dessen Früchte, Blätter und Rinde die Kraft hätten, Kranke durch bloße Berührung gesund zu machen. Als Maria auf der Flucht nach Ägypten bei dem Baume vorüberkam, oder wie spätere mohammedanische Sagen berichteten, darunter ausruhte, neigte sich der ägyptische Lebensbaum in seiner ganzen Größe tief vor dem Christuskinde, dem neue Unsterblichkeit verleihenden Lebensbaume.*)

Auch findet man auf ägyptischen Gräbern, wie auf dem Deckel der Mumiensärge häufig wahrhaft künstlerisch gedachte Darstellungen des Lebensbaumes als eines Symbols der Unsterblichkeit. Man sieht dort die mit dem Baume identifizierte Göttin Isis-Hathor aus dem Gipfel der immergrünen Persea hervorsprossen und der unten harrenden, vogelartig gebildeten Seele des Begrabenen das „Wasser des Lebens" spenden.

Man kann sich leicht die Freude vorstellen, welche der christlichen Mystik und frommen und sinnigen Gemütern aus der Ge-

*) Der Legende nach war es die riesenhafte Sykomore bei Kairo.

legenheit erwuchs, endlich jene Vorstellungen auf ein bestimmtes und obendrein zierliches Gewächs übertragen zu können, in welchem sich das Unsterblichkeits- und Wiederbelebungswunder augenfällig vollzog. Es war der aus Nordamerika stammende Lebensbaum (Thuja oder Biota occidentalis) mit wagerecht ausgebreiteten Zweigen und einer kleinen erhabenen Drüse auf jedem Blattschüppchen, sowie auch der viel später aus Asien zu uns gekommene morgenländische Lebensbaum (Thuja orientalis) mit senkrecht ausgebreiteten Zweigen und einer Furche an Stelle der Drüse.

Das im Sommer lebendig und frisch grüne Schuppenkleid der Lebensbäume sieht während des Winters totenhaft lederbraun oder rostfarbig aus, und das ganze Gewächs macht den Eindruck, als ob es erfroren, vollkommen verwelkt und abgestorben wäre, da nach den neuesten Beobachtungen des Prof. Kraus in Erlangen und den Studien des Botanikers Batalin infolge der geringen Wärme die Blattgrünkörner mißfarbig, gelblich oder rötlich braun werden, ihre Form verlieren und sich zu einer wolkigen Masse auflösen, die sich von der äußeren Wandung nach dem Innern der Zelle zurückzieht und dort zu einem gestaltlosen Klümpchen zusammenbäckt. Sobald jedoch Wärme und Sonnenlicht wieder zunehmen, erwacht gleichsam der Lebensbaum aus seinem Winterschlafe oder Scheintode und erlangt schon nach wenigen Tagen die frühere lebendig grüne Färbung wieder, weil im Sonnenlicht die Lebensthätigkeit der Pflanze von neuem beginnt, indem der Zellinhalt die Luftkohlensäure aufnimmt, verarbeitet und Blattgrün sich wieder schnell erzeugt.

Die ersten Europäer, die diesen einfachen, durch Ab- und Zunahme der Wärme erzeugten physiologischen Prozeß nicht erkannten, staunten dieses Verjüngungs-Mysterium in Nordamerika an, sahen in diesem Baume die Verkörperung eines alten religiösen Symbols, und allgemein hielt man das unter der Regierung Franz I. (1515—47) aus Canada in den Schloßgarten von Fontainebleau verpflanzte Ziergewächs für den Lebensbaum (Arbor vitae) des Paradieses. Aller Orten wollte man das Mysterium dieses Gewächses schauen, und da der Leibarzt Franz I., Nikolaus Rassius, den dieserhalb an ihn gerichteten Ersuchen bereitwillig entgegenkam, so verbreitete sich das vegetabilische Wunder schnell über Belgien nach Deutschland, sowie nach Italien, und wurde in die Parkanlagen, Gärten und auf die Friedhöfe verpflanzt.

2. Inhalt und Form der Dichtung.

Unter dem Baum des Lebens versteht der Dichter den Glauben an den Erlöser in der allmählichen Anbahnung, Ausführung und Aneignung des Heils in Christo. Der Form nach ist diese Allegorie eine Ghasēl (Gasel). Das Ghasēl (auch die Ghasēle) besteht aus zweiversigen Strophen, von denen die erste gepaarten Reim hat. In den folgenden Str. bleibt der 1. V. immer reimlos,

während der 2. den Reim der 1. Str. weiter durchführt. Versart und Verslänge sind nicht fest vorgeschrieben; doch müssen alle Str. eines Ghasel eine gleiche Anzahl Silben haben.

23. Vierzeilen.

Rückert, Ges. Ged. Erlangen, 1836. II. Vierzeilen. Zweites Hundert Nr. 34. 48. 87. 100. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 112.

Vorstehende kleine Gedichte sprechen einen sinnreichen Gedanken, der entweder eine Lehre der Weisheit oder der Erfahrung oder eine beachtenswerte Bemerkung enthält, in einer möglichst kurzen, dem Gedächtnis leicht behaltbaren Form aus, weshalb sie Gnomen (Sinnsprüche, Maximen) heißen. Der Dichter hat die Absicht, durch ihre absolute Wahrheit zu belehren, und knüpft daher weder an ein bestimmtes Objekt an, noch bezieht er sich auf eine besondere Situation des Lebens, wodurch sich die Gnome vom Epigramm unterscheidet. Hinsichtlich der zu beachtenden metrischen Form genießen die Dichter volle Freiheit. Wählen sie das sogenannte elegische Versmaß, das aus Hexameter und Pentameter besteht, so nennt man die Gnome auch kurzweg Distichon. Rückert hat seine vierzeiligen Reimdichtungen didaktischer Tendenz mit dem Namen Vierzeilen belegt. Metrisch zwanglose Reimverse, wie Nr. 1 nennt man auch Reimsprüche.

24. Die Weisheit des Brahmanen.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 6 Bdchn. Lpzg., 1843. — Lüben, Auswahl. III. 189.

1. Rückerts Prolog unter der Maske eines Brahmanen.

Weisheit d. Brahmanen. Buch I. N. 1. 3. — Lüben, Auswahl. III. 189.

2. Der Ursprung der Rose.

Ebendas. Buch IV. Nr. 56. 125. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 49. — Lüben, Auswahl. III. 189.

Aufgaben zu mündlicher und schriftlicher Lösung.

1. Der Rosenstrauch erzählt die Begebenheit. 2. Das Lämmchen erzählt die Begebenheit. 3. Wechselgespräch a) zwischen dem Rosenstock und Lämmchen; b) zwischen dem Rosenstock und der Nachtigall.

3. Lebensregeln.

I. (Sei aufmerksam!) Ebendas. Buch IV. Nr. 37. 114. — II. (Vertraue dir u. Gott!) Ebendas. Buch V. Nr. 61. 152. — III. (Lerne erwerben u. entbehren!) Ebendas. Buch V. Nr. 92. 164. — IV. (Lerne das Begriffene!) Ebendas. Buch IX. Nr. 42. 304. — V. (Zwei gute Hausfreunde.) Ebendas. Buch IX. Nr. 78. 319. — VI. (Sei still im Leid!) Ebendas. Buch V. Nr. 26. 140. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 113. — Lüben, Auswahl. III. 190. 191.

4. Deutung der Hilfszeitwörter.

Ebendas. Buch III. Nr. 55. 87. — Lüben, Auswahl. III. 191.

5. Sprachkunde.

Ges. poetische Wke. Frankf., 1868—69. VIII. 143. — Lüben, Auswahl. III. 191.

„Die Weisheit des Brahmanen" ist ein Lehrgedicht in Bruchstücken, das aus gnomenartigen Sprüchen, gleichsam philosophischen Epigrammen, Fabeln und Parabeln besteht, in denen Rückert unter der Maske eines Brahmanen eine ganz erstaunliche Menge von Gedanken und Erfahrungen in dichterischer Form aufgespeichert hat, die die höchsten Interessen des Menschen, Gott und Welt, Geist und Natur, Leib und Seele, Verstandenes und Geahntes, Gewußtes und Geglaubtes, Endlichkeit und Unendlichkeit betreffen, deren Gegensätze sich in des Dichters Weltanschauung stets versöhnend auflösen. Es wird kein zweites Lehrgedicht geben, das eine solche Fülle idealer und praktischer Lebensweisheit darbietet, als Rückerts Weisheit des Brahmanen.

25. Rätsel.

1. Der Sporn.

Rückert, Ges. Gedichte. Erlangen, 1836. V. 205. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 91.

2. Die Hagelwolke.

Ist noch nicht in d. ges. poet. Wke. aufgenommen worden. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 20. 1.

„Des Hauptes wirres Haar", zerrissene Wolken.

„Die Augen funkeln jähe Glut", Bezeichnung der Blitze, welche gewöhnlich die Hagelwolke durchzucken.

„Sein Odem", der Sturm.

„Mantel", Wolke.

„Saat", Hagelkörner.

Leben und Charakteristik Fr. Rückerts.

I.

Friedrich Rückert wurde am 16. Mai 1788 (nicht 1789) zu Schweinfurt geboren. Er war das erste Kind des bayrischen Advokaten Adam Rückert. Nach harmlos verlebter Jugend in Oberlauringen, die er später in seinen „Erinnerungen aus dem Knabenalter eines Dorfamtmannssohnes" erzählt, besuchte er von 1802—5 das Gymnasium seiner Vaterstadt und später die Universität Würzburg (nicht Jena), um Jurisprudenz zu studieren. Dies trockene Studium behagte jedoch seinem phantasiereichen Geiste nicht; er gab es daher auf und folgte seiner Neigung zu den Sprachen und zu der schönen Litteratur. 1809 wollte er in die österreichische Armee eintreten. Als er aber nach Dresden kam, da wurde der Friede schon verkündet. Er kehrte unverrichteter

Sache in seine Heimat zurück und hielt sich nach Abgang von der Universität vom Frühjahr 1809 bis Herbst 1810 bei seinem Vater in Ebern auf, wohin dieser von Oberlauringen als Rentamtmann versetzt worden war. Nachdem er in Göttingen die Doktorwürde erlangt, begab er sich nach Jena, wo er von Ostern 1811 bis dahin 1812 Privatdocent der Philologie war. Einem im Novbr. 1812 an ihn ergangenen und auch angenommenen Rufe als Gymnasiallehrer in Hanau leistete er keine Folge, sondern wandte sich im Jan. 1813 nach Würzburg, wo er sich für einige Zeit als Privatgelehrter niederließ. Als er nach der Leipziger Schlacht persönlich am Kriege gegen Napoleon teilnehmen wollte, hielten ihn nur die dringendsten Bitten und Vorstellungen seiner Eltern und endlich die Überzeugung: seine vom Studieren geschwächte Gesundheit werde durch die Strapazen eines anstrengenden Feldzuges vollends zu Grunde gerichtet, von der persönlichen Teilnahme am Kampfe für Deutschlands Freiheit zurück, er ließ aber in seinen „deutschen Gedichten" (1814) seine geharnischten Sonette erscheinen, die ihm ein so ehrenvolles Zeugnis seiner deutschen Gesinnungstüchtigkeit ausstellen, als wenn er selbst in den Reihen der Kämpfer gestanden hätte. Durch sie half er das deutsche Selbstgefühl in der Verzagtheit erwecken, den Trauernden Trost und den Verzweifelten Mut zusprechen, und bei allen die Hoffnung auf Deutschlands nationale Selbständigkeit und Zukunft anregen. Sie waren schon im Dezbr. 1813 vollendet, erhielten aber ihre letzten Feile im Frühlinge 1814 in dem obern Stübchen der Rodacher Superintendentur. 1815 übernahm er in Stuttgart mit Haug die Redaktion des Morgenblattes, führte dieselbe jedoch nur ein Jahr, und unternahm in der letzten Hälfte d. J. 1817 eine Reise nach Italien. Hier schenkte er dem Volksgesange große Aufmerksamkeit. Die welthistorischen Erinnerungen schienen nicht besonders anregend auf ihn zu wirken, und er, der sich einst so sehr nach dem Lande der Kunst gesehnt hatte, fühlte bald, wie das Heimweh sein Herz beschlich und ihn zur deutschen Flur zurückzog. Der Umgang mit den in Rom zahlreich anwesenden Künstlern, zu denen er sich mehr hingezogen fühlte, als zu den Gelehrten, wirkte indes doch vorteilhaft auf seine Vervollkommnung ein.

Gegen Ende d. J. 1818 verließ Rückert Rom und begab sich zunächst nach Wien. Während seines kurzen Aufenthaltes in dieser Stadt machte er die Bekanntschaft des berühmten Orientalisten J. v. Hammer-Purgstall, und dieser lenkte zuerst das Auge des Dichters und Sprachforschers auf die Litteratur des Morgenlandes hin. Rückert ergriff um so freudiger den Gedanken, als er sich ganz alles Gegenwärtigen (es trat damals in Deutschland die Zeit ein, wo die öffentliche Meinung unterdrückt und mancher, der sich unumwunden aussprach, als Demagog verfolgt

und eingekerkert wurde) entschlagen mochte, und betrat so eine Bahn, die zu einem für ihn so ruhmvollen, als für die Wissenschaft gewinnreichen Ziele führen sollte. Obschon fast ohne alle litterarischen Hilfsmittel, warf er sich mit Eifer auf das Studium des Persischen. Fast durch bloße Kombination stellte er sich ein Wörterbuch zusammen, bis er später durch einflußreiche Bekanntschaft aus England wichtige Werke über jene Litteratur, besonders den Sanskrit, erhielt.

Von 1820—26 lebte Rückert als Privatgelehrter in Coburg, wohin ihn der Ruf der dortigen Bibliothek gezogen, und trat in freundschaftlichen Verkehr mit dem Grafen von Platen. Bei einer unvergleichlichen Begabung für sprachliche Studien widmete er sich nun mit eiserner Willenskraft dem Arabischen, Persischen und dem Sanskrit, so daß er in wenigen Jahren die meisten lebenden Orientalisten an Tiefe und Reichtum der Kenntnisse übertraf, und versetzte sich auch in seinen eigenen Produktionen, den „Östlichen Rosen" (1822), ganz in die blühenden poesiereichen Gefilde des Orients. Als 1825 der Lehrstuhl für orientalische Sprachen an der Universität Erlangen erledigt war, bewarb sich Rückert um denselben, und hatte die Freude, trotz aller Kämpfe in der Fakultät und im Senate, 1826 berufen zu werden, da ihm König Ludwig I. als Kronprinz einst das Versprechen gegeben hatte, ihn sobald als möglich an einer bayerischen Universität anzustellen. Rückert kam dies um so erwünschter, als er in Coburg in Luise Wiethaus-Fischer eine Lebensgefährtin gefunden, bereits sich 1821 mit ihr vermählt hatte und bei 3 Kindern nach seiner eigenen Aussage „der Blumenflor von Neuses nicht mehr zum Futter für seine Jungen reichte". In Erlangen wuchs sein Ruhm als Dichter und Gelehrter, wuchs sein häusliches Glück: gesunde, hoffnungsvolle Kinder umblühten die Eltern. Er blieb daselbst bis 1841, in welchem Jahre ihn König Friedrich Wilhelm IV. in einem ehrenvollen Handschreiben als Geheimrat und Professor nach Berlin berief. Nach mehrfachen Unterhandlungen nahm Rückert den Ruf an, lebte jedoch, einer besonderen Begünstigung zufolge, nur im Winter in Berlin; die Sommer brachte er auf seinem lieblichen Landsitze in Neuses bei Coburg zu, den ihm 1838 die Fischersche Familie abgetreten hatte. Ganz wohl hat sich Rückert in Berlin niemals gefühlt; er konnte sich nie in die moderne Gesellschaft Berlins eingewöhnen und verlegte daher von 1843 an den Schwerpunkt seines Lebens nach Neuses.

Zwei Tage vor der Märzrevolution 1848 verließ Rückert an einem prächtigen Morgen die Residenz, ohne zu ahnen, daß er nicht wieder zurückkehren werde. In der Nacht vom 17. auf den 18. März langte er in Coburg an. Einige Wochen danach wandte er sich an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten mit

dem Gesuche, ihn von der Verpflichtung zu dispensieren, während des Winters in Berlin zu leben und sein Lehramt bei der Universität zu verwalten. Der damalige Minister lehnte dies Gesuch ab, jedoch der König, an den sich Rückert mit einem Handbillet gewendet, verpflichtete den Minister, mit dem Prof. über dessen Pensionierung in Verhandlung zu treten und ihm mit jeder nur irgend möglichen Schonung zu begegnen. Rückert legte sein Amt nieder und erhielt als Pension die Hälfte seiner Besoldung von 4500 Mk., welche sonst erst vom 30. bis zum zurückgelegten 40. Dienstjahre bewilligt wird. Seitdem lebte er im Schoße seiner Familie in Neuses, wo er seine Zeit zwischen der Poesie, den Wissenschaften und den Freuden der Gartenkultur teilte. Alle, welche ihn in seinem stets gastlich geöffneten Hause besuchten, nahmen das Bild ihres berühmten Wirtes, einer fast reckenhaften Erscheinung, mit der hohen, reinen, geistvollen Stirn und den langen gescheitelten Haaren, dem ernstmilden, geistvollen Angesicht, mit den tief liegenden, dunklen Augen des Denkers und Dichters, die bisher kein Maler mit ihrem eigenen seelenvollen Blicke fixiert hat, und der unbeschreiblichen Milde, welche die Züge seines Mundes umspielte, mit dem ungezwungenen Äußern, der liebenswürdigen Laune und dem reichbegabten Geiste als teure Erinnerung mit hinweg.

Rückert starb am 31. Jan. 1866. Er ruht auf dem Neusesser Friedhofe, neben seiner Luise, die ihm am 26. Juni 1857 vorangegangen war.

Rückert war vor allem ein Mann edelster Gesinnung, felsenfest in seinen Entschlüssen, von anspruchslosester Bescheidenheit, bei klarem Bewußtsein seines Wertes und seiner Bedeutung, kindlich einfach in Wesen und Erscheinung. Weisheit, Humanität, Toleranz, gute Sitte und tief innerer Friede waren Hauptbestandteile seines Charakters. Er war Feind aller Affektation und alles hohlen Pathos, er heuchelte keine fremden Gefühle, wie er auch an andern prahlerisches, affektiertes und geziertes Wesen nicht leiden mochte. Er lebte stillen Herzens sich selbst genug; sein Leben war daher einfach, ruhig und glücklich. Die sein ganzes Leben erfüllende und charakterisierende Liebe erhielt ihn jung und gab ihm auch jene tiefinnerliche Befriedigung, die ihn nicht nach außen verlangen ließ. Obwohl er im Umgange höchst liebenswürdig und freundlich war, so duldete er doch nur ausnahmsweise seine Nächsten und Befreundetsten als Begleiter auf seinen Spaziergängen. Aber nach solchen Stunden der einsamen Betrachtung und Erholung hat er sich dann auch in dem geselligen Kreise der Freunde und Angehörigen wohl gefühlt. Er war ein Freund der Arbeit und der angestrengtesten Thätigkeit, begann schon morgens nach 5 Uhr zu arbeiten und war nicht gewillt, seine ihm kostbare Zeit einem jeden zudringlichen Neugierigen zur beliebigen Verfügung zu stellen. In

der Stunde aber, die er im Kreise seiner aus 5 Söhnen und 2 Töchtern bestehenden geliebten Familie verbrachte, war ihm jeder Gebildete willkommen und konnte ohne besondere Anmeldung zu ihm gelangen.

Es war eine Lust, Rückerts Arbeiten zu verfolgen. Man erstaunte, wie wenig er korrigierte. Wie der Gedanke vom Herzen kam, so wurde er hingeschrieben, ohne erst lange überlegt oder zugestutzt zu werden; daher auch manche schwache Stelle und manche Nachlässigkeit in seinen Poesieen, daher aber auch das Urwüchsige, Einfache, Wahre, Frische, Natürliche rc. Er schrieb schon seit seiner Jugend fast alles druckreif. Auf Spaziergängen und im Garten verwahrte er die neu entstandenen Blüten seiner Dichterphantasie mit Bleistift in seinem Notizbuche, das er immer bei sich trug. Es ist erstaunlich, wie wenig er selbst bei diesen Bleistiftschriften verbessert hat.

Über Rückerts Beziehungen zu seiner trefflichen Frau mag sein „Liebesfrühling" sprechen, den Braun die Offenbarung der Liebe, ein Liebesevangelium für kommende Geschlechter nennt, in dem man die alte, unverfälschte, wie wahrhaft moderne und zugleich die treue deutsche Liebe hat.

Seinen Kindern war Rückert ein treuer Vater im höchsten und erhabensten Sinne des Wortes. Wie kein Vater verstand er es, kindlich mit seinen Kindern zu verkehren und sie zu sich heraufzuziehen, wie manche Gedichte und Stellen aus der „Weisheit des Brahmanen" beweisen.

II.

Rückert hat sich, wie wir bereits aus den besprochenen Proben ersehen, auf den verschiedensten Gebieten der Dichtkunst versucht.

Seinem bis ins Alter ihm gebliebenen offenen Sinn für den heimatlichen Herd, für ein stilles Familienglück folgend, versuchte er sich zuerst in Gedichten, welche sich auf die eigene Jugend oder überhaupt auf die Kinderwelt beziehen. Ein Teil derselben ist in den „Gedichten" unter dem Titel „Jugendlieder" mitgeteilt und durch gute Lesebücher bereits Eigentum der Jugend geworden und wird derselben dauernd verbleiben. Rückert ist unter den klassischen Poeten unserer Zeit derjenige, welcher am meisten für die Kinderwelt und aus der Kinderwelt gesungen hat. Aus diesem Grunde ist er uns Lehrern ganz besonders interessant. (Vgl. „Rückert in s. Bedeutung als Jugenddichter" in Kellners „Pädag. Mitteilungen. Fortsetzung." Essen, 1854.)

Eine wahre Freude gewährte es, den Dichter über das Glück reden zu hören, welches ihm durch seine treffliche Gattin erblüht war. In 5 „Sträußchen", von denen die „Gedichte" 3 und einen

„Nachtrag“ enthalten, hat er seinen „Liebesfrühling“ besungen und ihm auch diesen Titel gegeben. Schenkel sagt in seiner „Deutschen Dichterhalle“: „Rückerts Liebesfrühling ist epochemachend, ist eine poetische That; denn seit Goethe hat die deutsche Lyrik nichts mehr so Herzliches, anmutig Lyrisches, so Zartes und Inniges in seelenschöner Liebeseinfalt und sonniger Klarheit gesungen. In fast zahllosen Bildern spiegelt sich des Dichters innerstes Geistes- und Seelenleben, das Leben seines stillen Hauses, wie das Leben großer Völkerfamilien im ungetrübtesten Glanze.“ Wir empfehlen den „Liebesfrühling“ dem Leser zur eigenen Herzenserquickung.

Wie zum Herd, so fühlte sich Rückert auch zur Natur hingezogen. Eine Reihe der schönsten Gedichte, unter denen das hymnenartige „Frühlingslied“ vielleicht obenan steht, beweisen, daß er die Natur sinnig zu betrachten und zu deuten verstand, und daß dieselbe vernehmlich zu ihm redete. Auch sein „Abendlied“: „Ich stand auf Berges Halde, als heim die Sonne ging“, ist vortrefflich und stellt namentlich „der Erde Frieden“, „der Schöpfung Stille“ und den süßen Schlummer derselben ausgezeichnet dar.

In den Tagen der glorreichen Erhebung unseres Volkes schloß Rückert sich, wie schon oben erwähnt wurde, den für die Freiheit begeisterten Dichtern an. Die besten Gedichte jener Periode sind in seinen „Gedichten“ unter der Überschrift „Zeitgedichte“ mit den „Geharnischten Sonetten“ zu einem schönen Kranze vereinigt. Der unerwartete Umschlag, der bald nach Beendigung der Freiheitskriege erfolgte, und die Liebe zur Wissenschaft bewirkte jedoch, daß er sich nicht weiter um die Weltbegebenheiten bekümmerte, und deshalb gänzlich unterließ, etwas zu dichten, was Bezug auf Politik hatte.

In späteren Jahren machte die Frische der Bilder und die poetische Blumenfülle oft einer ernsten Betrachtung, einer beschaulichen Einfachheit, der Vorliebe zum Verständigen und Lehrhaften Platz, der wir in dem schon oben erwähnten indischen Lehrgedicht: „Die Weisheit des Brahmanen“ (1836—39), begegneten.

Auch im religiösen Liede hat Rückert sich versucht, jedoch nicht mit besonderem Glück. Als wirklich gelungen in dieser Gattung kann sein „Adventslied“: „Dein König kommt in niedern Hüllen“ und „Bethlehem und Golgatha“, bezeichnet werden.

Mit noch geringerem Erfolge hat Rückert das Gebiet der Dramatik betreten. Sein „Saul und David“ (1843) und „Herodes der Große“ (1844) sind schön „geversete und gereimte“ lyrisch-epische Bibelversionen, denen ebenso wie „Kaiser Heinrich IV.“ und „Cristofero Colombo“ (1845) die psychologische und historische Begründung und die innere organische

Gliederung, wie die dramatische Handlung fehlen. Rückert ist Lyriker, nicht Dramatiker.*)

Infolge seiner umfassenden Sprachkenntnisse besaß Rückert eine außerordentliche Meisterschaft in der Kunst, arabische, persische, indische und chinesische Dichtungen uns Deutschen zugänglich zu machen. Um die zerstreuten Glieder der Menschheit ans europäische Herz zu führen und ein neues Paradies zu gründen, deutet er seinem Volke fremdes Leben, und „wohin er seine Wünschelrute trägt, da fördert er gediegenes Gold zu Tage", und fühlt sich durch die ihn begrüßenden Dichterstimmen zum poetischen Wettkampfe herausgefordert. Er ist in allen Zonen zu Hause und lauscht der poetischen Stimme aller Völker. „Schi-King" (1833), das liebliche Liederbuch der Chinesen, Nal und Damajanti (1828), eine Episode aus dem hindostanischen Heldengedichte „Mahâbhârata", die Rückert in eine deutschnationale Dichtung umgeschaffen hat, ferner „Rostem und Suhrab" (1838), eine persische Heldengeschichte, die sowohl durch schöne Darstellung, als auch durch Heroismus und liebliche Naivetät anzieht und entzückt, „die Verwandlungen des Abu Seid" oder die „Makamen des Hariri" (1826) aus dem Arabischen, die durch ungemeine Sprachgefügigkeit sich auszeichnen: diese und noch manches andere hat Rückert auf deutschen Boden verpflanzt und dadurch gezeigt, daß er alles, was ihm bei seinen Forschungen begegnete, mit wunderbarer Treue wiederzugeben vermochte. Eine solche lyrische Vielseitigkeit wie Rückert hat kein Dichter in keiner Nation bis jetzt gezeigt. Rückert ist ein Krösus von Poesie; ein ganzes Meer poetischer Gedanken wogt und wallt in seiner tiefen Dichterbrust, und wirft mit größter Freigebigkeit seine kostbaren Schätze

---

*) Der württemb. Staatsminister von Wangenheim, berühmt durch seine edle deutsche Gesinnung und seine hohe Bildung, in den 40er Jahren der tägliche Gast Rückerts, äußerte sich einst folgendermaßen über dessen Dramen: „Die Leute verstehen ihn nicht, weil sie bloß ans Theater denken, nach dem Rückert ja gar nicht ausgeschaut hat. Er hat die Form des Drama gewählt, um dem Volke Geschichtsbilder zu malen mit lebendig hervortretenden Gestalten, und zwar nur die größten Bilder aus den Wendepunkten des Ganges der Weltgeschichte. Da nehmen Sie „Saul und David", es zeichnet die Blütezeit des ersten Kulturvolks, dem alle anderen den Grund und Boden aller Kultur, den Glauben an einen Gott, zu verdanken haben. Darauf der „Herodes" mit Christus und der ganzen neuen Welt, die er geschaffen. Und in „Heinrich IV." sehen wir die christliche Priestergewalt auf ihrer höchsten Spitze, von der sie niedersteigen muß, und endlich den „Columbus", der mit der Entdeckung von Amerika eine neue Weltordnung heraufbeschworen hat, in deren Entfaltung wir noch mitten drin stehen. Die Leute sollten diese Sachen nur recht fleißig lesen, sie würden daraus mehr mit fortnehmen, als aus Hunderten ihrer landüblichen Theaterabende."

(Gartenlaube 1863. Nr. 6.)

von allen Formen und in allen Stoffen fast überreich den Menschen zu, ohne sich zu erschöpfen; denn

„Je mehr die Liebe giebt, je mehr empfängt sie wieder;
Darum versiechen nie des echten Dichters Lieder.“

Alles, was ihm Leben und Studium bringen, verwandelt er in ein Gedicht, und weil er kaum anders denkt als in Versen, so ist ihm das Leben selbst zum ununterbrochenen Gedicht geworden:

„Was mir nicht gesungen ist, ist mir nicht gelebet“; oder:
„Mehr als Blumen im Gefilde sprossen Lieder täglich unter meiner Feder.“

Sehr treffend bemerkt der echte deutsche Sänger und Meister nationalklassischer Lyrik weiter:

„Ein denkendes Gefühl, ein innerlicher Sang
Ist alles, was ich bin, was mir zu sein gelang.
Und so, was an mir ist, send' ich zum Gruß dir nieder,
Das Echo meiner Brust, den Spiegel meiner Lieder.“

Rückert ist sonach ein Dichter, der das Priesterkleid nie ablegt, während andere, und deshalb nicht minder große Dichter, wie Uhland, nur „bei außerordentlichen Fällen im vollen Schmuck ins Allerheiligste treten“ und der gebietenden Stunde gehorchen, in welcher Gott sie anrührt. Rückert schafft im Bewußtsein seiner Dichterkraft, er gebietet selbst über die Stunde der Stimmung, und sein Leben ist ein ewiger Frühling, ein ewiger Sonn- und Festtag.

Obgleich Rückert auch viele Gedichte von höchstem musikalischen Wohllaut geschaffen hat und Platen, dem „poetischen Architekten“, gegenüber auch der „poetische Tonkünstler“ genannt wird, so sind doch im allgemeinen weniger der Sänger und Musiker, als der Sprachbaukünstler, die formelle plastische Bildungslust, bei ihm thätig. Er hat nicht bloß den Kreis der poetischen Welt erweitert, sondern auch die Sprache der Dichtung, und sie mit dem ihm geistes- und heimatverwandten Platen zur höchsten Vollkommenheit zu bringen gewußt. Was bei einem Gemälde stilvolle Gruppierung und Harmonie der Farben, bei einem plastischen Kunstwerk Ausdruck und Reinheit der Schönheitslinien, das ist bei einem Gedicht der Rhythmus und der Strophenbau. Nur wenn die Form der Idee sich anschmiegt, sie gleichsam verkörpert, kann das poetische Erzeugnis auch ein Kunstwerk genannt werden; und wie sehr Rückert auf die Form sieht, davon zeugen nicht nur seine Gedichte, sondern ein eigner darauf bezüglicher Ausspruch:

„Maß und Maß nur macht den Dichter;
Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt. —
Gebet ihr aus euren Schachten
Edelsteine mir und Gold,
Wenn ihr's roh mir geben wollt,
Werd' ich's nur als Stoff betrachten.
Gebt's in Form, so werd' ich's achten;
Denn das muß ich gelten lassen,
Was ich nicht kann besser fassen.“

Den Reim handhabt Rückert mit einer unerreichbaren Virtuosität. Unsere ganze Litteratur hat keinen Sänger mehr, der in diesem Betracht ihm zur Seite steht. Was nur der Reim sein kann und soll, alle Künste und Schönheiten, ebenso aber auch alle Fehler und Verirrungen desselben zeigt Rückert bis zum Übermaß. Es ließe sich aus seinen Gedichten eine vollständige Theorie des Reims aufstellen.

Wir schließen diese Charakteristik mit einem Urteile Hillebrands. Er sagt: „Im allgemeinen zu sprechen, hat Rückert im Reiche der Lyrik schönste Melodieen gesungen, welche fortleben werden, so lange es Menschen giebt, sie zu empfinden. Auf seiner Leier tönen die Gedanken und Weisheitssprüche wunderbar leicht und frei zusammen mit den zartesten, innigsten Gefühlen, verschlingen sich Lust und Schmerz, Zweifel und Vertrauen, Glaube und Hoffnung, Naturempfindungen und Geistestriebe zu einem schönen Accorde ineinander. Nicht leicht hat ein anderer Dichter die Betrachtung ungezwungener in den Mittelpunkt des Gesanges hingestellt, den Gedanken sinnreicher mit der Anschauung, die Idee freundlicher mit dem Bilde vermählt, die Natur reiner und gefälliger in das Menschenleben eingeführt, als er, und das idyllische Heimweh hat sich kaum sonstwo so mildlächelnd um die große weite Welt gelegt, als in seinen Liedern." (Deutsche Nationallitteratur III. 323.)

Sonach ist Rückert ein Mehrer und Vertiefer unsres Sprachschatzes, ein unvergleichlicher Übersetzer, ein Dichter voll Innigkeit und Weisheit.

Schriftliche Aufgaben.

Kriegslyriker von 1813—15.

Litteratur.

A. Schriften des Dichters.

Rückerts ges. poet. Wke. 12 Bde. Frankf., 1868—69. 36 ℳ. Neue Ausgabe, ebendas. in 40 Lieferungen à 60 ₰.

Deutsche Gedichte (darin d. geharnischten Sonette). Heidelb., 1814. 1,25 ℳ.

Kranz der Zeit. Stuttg., 1817. 5 ℳ.

Östliche Rosen. Lpzg., 1822. 9 ℳ.

Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri. Stuttg., 4. Aufl. 1864. 5,40 ℳ.

Nal u. Damajanti, eine indische Geschichte. Frankf., 6. Aufl., 1889. 4,50 ℳ.

Schi-King, chinesisches Liederbuch, ges. v. Confucius, dem Deutschen angeeignet. Altona, 1833. 6,75 ℳ.

Ges. Gedichte. 6 Bde. Erlangen, 1836—38. 3 Bde. Frankf., 1843. 12 ℳ. Auswahl. 2 Bde. Frankf., 1846. Gedichte (Auswahl) in 1 Bde. Neue Aufl. Frankf., 1847. 16. Aufl. 1870. 5,25 ℳ. (Recht empfehlenswert f. Lehrer.)

Liebesfrühling. Prachtausgabe mit 5 Farbendruckbl. u. 70 Holzschn. 2. Aufl. gr. 4. 1861. 24 ℳ.

Dasselbe in Miniatur-Ausg. 15. Aufl. 1891. Sauber geb. 4,50 ℳ.

Erbauliches u. Beschauliches aus d. Morgenlande. 2 Bde. Berlin, 1837. 4 ℳ.

Die Weisheit d. Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 6 Bde. Lpzg., 1836—39. Neue Ausg. in 1 Bde. Das. 12. Aufl. 1886. 6 M.
Sieben Bücher morgenländischer Sagen u. Geschichten. 2 Bde. Stuttg., 1837. 9 M.
Rostem u. Suhrab, eine Heldengeschichte in 12 Büchern. Stuttg., 1846. 4 M.
Leben Jesu, Evangelienharmonie in gebundener Rede. Stuttg., 1839. 5 M., jetzt 1 M.
Saul u. David, ein Drama d. heil. Geschichte. Erlangen, 1843. 4,50 M.
Amrilkais, d. Dichter u. König; s. Leben dargestellt in seinen Liedern, aus d. Arabischen übertragen. Stuttg., 1843. 3 M.
Herodes der Große. 2 Bde. Stuttg., 1844. 6,50 M
Kaiser Heinrich IV. 2 Bde. Frankf., 1844. 6 M.
Christofero Colombo. Geschichtsdrama. 2 Bde. Das., 1845. 6,50 M.
Hamasa, oder die ältesten arabischen Volkslieder, ges. v. Abu Temmâm, übers. u. erläutert. 6 M. Stuttg., 1846. à 7,50 M.
Aus Rückerts Nachlaß. Herausgeg. v. Heinr. Rückert. Lpzg., 1867. 7 M.
Sakuntala, Schauspiel von Kalidasa. Aus dem Sanskrit übers. v. Rückert. (Ein besonderer Abdruck aus d. Nachlasse d. Dichters.) Lpzg., 1876. 2,25 M.
Poetisches Tagebuch. 1850—1866. Frankf., 1888. 5 M.

B. Schriften über Rückert.

Uhland u. Rückert. Ein kritischer Versuch v. Gustav Pfizer. Stuttg. u. Tübgn., 1837.
Friedrich Rückert als Lyriker. Von J. E. Braun. (Suppl. zu Rückerts Gedichten.) Bingen u. Wiesbdn., 1844.
Deutsche Dichter d. Gegenwart. Erläuternde u. krit. Betrachtungen v. Heyse. 2 Bde. 2. Ausg. Hamburg, 1852.
C. Beyer. Fr. Rückerts Leben u. Dichtungen. 2. Aufl. Coburg, 1866. 4,50 M. 3. Aufl. 1870. 2,50 M.
C. Beyer. Friedrich Rückert. Ein biograph. Denkmal. Frankf., 1868. 6 M.
C. Fortlage. Fr. Rückert u. s. Wke. Frankf., 1867. 2,50 M.
C. Beyer. Neue Mitteil. über Friedrich Rückert u. Krit. Gänge u. Studien. I. u. II. Tl. Lpzg., 1873.
Dr. Wingerath, Fr. Rückerts Leben u. Dichten. Köln, 1876.
Dr. E. Götzinger, Ausgewählte Gedichte Fr. Rückerts. Erläutert. Aarau 1877. 1,60 M. (Entnommen der 5. Aufl. v. Götzingers deutschen Dichtern.)
C. Beyer, Fr. Rückerts nachgelassene Gedichte u. neue Beiträge zu dessen Leben u. Schriften. Nebst wissenschaftl. Beigaben v. H. Rückert u. Spiegel. Wien, 1877. 7 M.
Boxberger, Rückert-Studien. Gotha (1878), Perthes. 6 M.
A. Duncker, Fr. Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau u. sein Direktor Joh. Schulze. Wiesbaden, 1880. 2 M.
Georg Voigt, Fr. Rückerts Gedankenlyrik, nach ihrem philosophischen Inhalte dargestellt. Annaberg, 1881. 1,80 M.
Dr. C. Beyer, Fr. Rückert u. d. Regentenhaus Koburg-Gotha. Stuttg., 1886. 2 M.
Dr. C. Beyer, Fr. Rückert. Ein Lebens- und Charakterbild f. Haus u. Schule. Frankf. a. M., 1888. 1,50 M.
Fr. Reuter, Fr. Rückert in Erlangen u. Jos. Kopp. Hamburg, 1888. 1,50 M.
K. Fischer. Fr. Rückert in s. Leben und Wirken. Trier, 1889. 75 ₰.
Dr. C. Beyer, Fr. Rückert. Ein Lebens- u. Dichterbild. Festschrift. Stuttgart, 1890. 1,50 M.
Lagarde, Erinnerungen an Fr. Rückert. Göttingen, 1886. 1,50 M.

LXXI. Ludwig Uhland.

I. Lieder.

1. Der Schmied.

(1809.)

Ich hör' meinen Schatz,
Den Hammer er schwinget,
Das rauschet, das klinget,
Das dringt in die Weite
Wie Glockengeläute
Durch Gassen und Platz.

Am schwarzen Kamin,
Da sitzet mein Lieber,
Doch geh' ich vorüber,
Die Bälge dann sausen,
Die Flammen aufbrausen
Und lodern um ihn. (Gedichte, S. 53.)

Dies hübsche einfache Lied schildert in treffender Weise die muntere, weithin hörbare Thätigkeit in der Schmiede, welche die vorübergehende Liebste des Schmieds durch müßiges Stehenbleiben nicht zu unterbrechen wagt.

Die Sprache ist dem Zwecke der Darstellung überall angemessen; ebenso sind es die kurzen, aus Jamben und Anapästen gebildeten, die hüpfende Schnelligkeit der Arbeit bezeichnenden Verse. Bei der Kürze der Zeilen hört man auch noch den Reim ausreichend stark, den die sonst weit auseinander liegenden Anfangs- und Endverse der Strophen bilden.

In Lübens Lesebuche (1. Tl.) steht das Gedicht in einer von einem uns unbekannten Schriftsteller herrührenden Abänderung, die den Zweck hat, den Anstoß zu verhüten, den die Kleinen am „Schatz“ nehmen könnten. Gereifteren Schülern wird natürlich das Gedicht so mitgeteilt, wie es vom Dichter ausgegangen und hier abgedruckt ist.

2. Einkehr.

(1811.)

Uhland, Gedichte u. Dramen. Stuttg., 1863. I. 97. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 184. — Lüben, Auswahl III. 192.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „wundermild“, mildthätig, freigebig zum Verwundern. „goldner Apfel“, goldgelb von der Reife.

2. „frischer Schaum“, Saft, der den Durst löscht.

3. „leichtbeschwingte Gäste“, Vögel, die mit ihren Schwingen (Flügeln) sich leicht hin und her bewegen können.

2. Inhaltsangabe.

Der Dichter vergleicht einen Apfelbaum, bei dem er unlängst eingekehrt, mit einem Wirte. Derselbe hat ihn mit Speise und Trank genährt, durch den Gesang zahlreicher schmausender Vögel erfreut, ein Rasenbett mit kühler Schattendecke ihm gewährt und für alle diese Gaben nichts verlangt. Der Dichter segnet dafür den Apfelbaum.

3. Vergleichungspunkte.

a. Der Apfelbaum ladet durch seine goldgelben Früchte ein, wie der Wirt die Gäste durch das über seiner Thür glänzende Schild herbeiruft.

b. Der Apfelbaum erquickt die Eingeladenen mit Speise und Trank, gleichwie der Wirt die Gäste mit Speise und Trank bewirtet.

c. In das Haus eines Gastwirtes kommen viele Fremde. Sie gehen ein und aus. So kommen auch die leichtbeschwingten Vögel, hüpfen ein und aus und sorgen durch ihren Gesang für Unterhaltung, gleich fröhlichen Gästen im Wirtshause.

d. Wie der Wirt seine Gäste nicht bloß mit Speise und Trank erquickt, für Unterhaltung sorgt, sondern ihnen auch ein Nachtlager nach ermüdender Reise gewährt, so betten wir uns auch gern am Fuße des Apfelbaumes, der uns mit seinem Schatten gegen der Sonne brennende Strahlen schützt.

e. Nur in einem unterscheidet sich der Apfelbaum gar sehr vom Gastwirte. Er erquickt uns, ohne Vergeltung zu verlangen; er übt Gastfreundschaft in der freundlichen Weise und Sitte des Morgenlandes, er ist ein wundermilder Wirt. Da sich die empfangenen Wohlthaten nicht durch ein Gegengeschenk vergelten lassen, zieht der Gast segnend von dannen.

4. Absicht des Dichters.

Der Dichter will den tief empfundenen Segen des Apfelbaumes auf eine leicht anschauliche und gemütliche Weise zum Bewußtsein bringen und dadurch zur Pflege der Bäume anreizen.

Mit Rücksicht hierauf hätte Uhland dem Gedichte die Überschrift geben können: „Der Apfelbaum als wohlthätiger Wirt“.

5. Form der Darstellung.

Die „Einkehr“ gehört zu einer Reihe von neun kurzen Gedichten, welche die gemeinsame Überschrift „Wanderlieder“ haben. Alle zeichnen sich durch Einfachheit aus und befriedigen in hohem Grade durch die Innigkeit und Natürlichkeit der darin ausgesprochenen Gefühle.

In der „Einkehr“ erzählt der Dichter eine kleine Begebenheit seines Wanderlebens in der bereits oben angegebenen Absicht.

Das Versmaß ist jambisch. Die letzte Zeile der 5. Str. hat eine Silbe mehr, als die Schlußzeilen der übrigen Str. Die Reime sind verschlungen, abwechselnd männlich und weiblich, in letzteren nicht überall ganz rein („eingekehret — wohl genähret“; „Gäste — beste“).

6. Vergleichung der „Einkehr“ mit dem „Kirschbaum“ von Hebel.

Der „Kirschbaum“ von Hebel ist im III. Tl. v. Lübens Leseb. (Auswahl III. 8) enthalten.

Die Ähnlichkeit beider Gedichte besteht darin, daß der Inhalt einen Obstbaum zum Gegenstande hat, der seine reichen Gaben andern in großer Freigebigkeit spendet.

Eine weitere Vergleichung beider Gedichte ergiebt folgende Unterschiede.

Hebel macht den Segen des Kirschbaumes zum Gegenstand der Betrachtung, Uhland den des Apfelbaumes. Ersterer führt alle Veränderungen vor, welche der Kirschbaum vom Frühjahr bis zum Herbst erleidet, letzterer zeigt den Apfelbaum bloß im Fruchtschmuck. Bei Hebel leuchtet durch, daß alle Gaben des Kirschbaums von Gott kommen; Uhland deutet darauf nicht besonders hin. Der Kirschbaum bietet seine Gaben auf den Befehl Gottes im Verlauf der verschiedenen Jahreszeiten dar, der Apfelbaum ohne diesen direkten Anlaß und nur zur Fruchtreife. Der Kirschbaum läßt seine Gaben ausschließlich Tieren zu teil werden, der Apfelbaum vorzugsweise den Menschen, die durch den Dichter repräsentiert werden, nur nebenbei den Vögeln. In der „Einkehr" verkehrt der Dichter unmittelbar mit dem Apfelbaum wie mit einer Person.

Diese Verschiedenheiten zeigen zugleich, daß beide Dichter auch verschiedene Absichten mit ihren Gedichten hatten. Während nämlich Uhland nur den tief empfundenen Segen des Baumes zum Bewußtsein bringen und indirekt zur Pflege der Bäume anreizen will, benutzt Hebel die mancherlei Veränderungen, welche der Kirschbaum erleidet, um daran Gottes Weltordnung und Regierung zu zeigen.

7. Schriftliche Aufgaben.

Der Apfelbaum ein Wirt.

3. Des Knaben Berglied.

(1806.)

Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttg., 1863. I. 33. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 30. — Lüben, Auswahl. III. 193.

1. Erläuterungen.

Str. 2. „des Stromes Mutterhaus", schöner Ausdruck für Ursprung oder Quelle des Stromes.

„Ich fang' ihn mit den Armen auf" bezeichnet vortrefflich die Kleinheit des Quells im Gegensatz zu der Größe des Stromes in seinem weiteren Verlauf, namentlich im untern Teile.

4. „rufe zu". Hier ist ihnen in Gedanken zu ergänzen. Das Wort war dem Dichter des Versmaßes wegen unbequem.

5. „die Sturmglock'", welche die Landesnot (nicht Feuersgefahr) anzeigt, die dann durch angezündete Feuer weiter verkündet wird, wie zu Tells Zeit in der Schweiz.

2. Denkweise des Knaben.

„Der Knabe fühlt sich erhaben über die stolzen Schlösser da unten, er genießt der Sonne am frühesten und am längsten, er

trinkt den felsengebornen Trunk in der ursprünglichsten Frische, ja er kann sich noch in den Kampf wagen gegen den eben hier hervorsprudelnden Quell des künftig so mächtigen Stromes, er überbietet den Sturm mit lautschallender Stimme, er sieht stolz die Gewitter unter sich hinziehen, die an seine Höhe nicht hinanreichen, und immer schließt er in jugendlich flammmendem Selbstgefühl: „Ich bin der Knab' vom Berge!“ Aber berechtigt wird diese bis zur Überhebung gehende Erhebung der Seele durch den tieferen Gehalt, der als Schlußempfindung hervortritt: er, sonst zu stolz zu jeder Gemeinschaft und doch sogleich dazu bereit, wenn künftig einmal dem Vaterlande Gefahr droht, der spröde Trieb zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit weiß doch nichts von kaltem Egoismus.“ (Hiecke, in Löws Pädag. Monatsschr. III. Jahrg. 1849, S. 73. — Ges. Aufsätze zur deutschen Litteratur. S. 7.)

3. Form der Darstellung.

„Wenn man dies Gedicht liest, gleich wird einem zu Mute, als wenn man aus der Leib und Seele niederdrückenden Stubenluft mit einem Schlage hinaus entrückt auf die kühle, alle Sinne und Kräfte neu belebende Bergeshöhe. So frisch, so leicht, so hoch ist der Ton, so klar und sicher ausgeprägt die Gestalt des Burschen da droben, daß wir auf einmal dicht bei ihm stehen und dem unbefangenen Übermute seines Liedes unverwandt lauschen.“ (Hiecke, ebendas.)

Die Verse sind aus vierfüßigen Jamben gebildet; der Schlußzeile fehlt im 4. Jambus die Hebung. Die Reime sind männlich, nicht überall ganz rein, indem hier und da auf eine lang gesprochene Silbe eine kurze folgt („Hirtenknab' — herab“; Eigentum — herum“), oder die Vokale der Reimwörter nur ähnlich, nicht gleich sind („Süd—Lied“). Die Schlußzeile reimt sich mit keiner vorhergehenden.

Diese Reimmängel sind aber bei einem sonst so vortrefflichen Gedichte unbedeutende Kleinigkeiten.

Das Lied erinnert durch seinen Inhalt, am direktesten durch seine Schlußstrophe, an das „Lied eines deutschen Knaben“ von Fr. L. Stolberg (s. II. Tl., S. 218). Der Unterschied zwischen beiden Gedichten besteht der Hauptsache nach darin, daß der Hirtenknabe nur bereit ist, am künftigen nationalen Kampfe, der nicht ausbleiben wird, teilzunehmen, während der Sohn eines alten adeligen Geschlechts sich nach dem Kampfe sehnt und den Vater um die Ehre des Schwertes bittet. Der Hirtenknabe ist außerdem reich an großen Naturanschauungen und hat seine Kraft und seinen Mut durch den täglichen Kampf mit den Elementen bis zu einem hohen Grade gesteigert; der Edelknabe hat sich, angereizt durch die Kriegstapferkeit seines Vaters und seiner Ahnen, in das Kriegsleben so hineingespielt, daß er sich wachend und

schlafend damit beschäftigt und den Augenblick herbeisehnt, und für das höchste Glück seines Lebens erachtet, wo er in den Krieg wird gehen können.

4. Schriftliche Aufgaben.

1. Der Hirtenknabe schildert die Landschaft von seinem Berge aus. 2. Der Berg des Hirtenknaben als Aussichtspunkt.

4. Frühlingsglaube.
(1812.)

Uhland, Gedichte und Dramen. I. 59. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 170. — Lüben, Auswahl. III. 193.

Unter der allgemeinen Überschrift: „Frühlingslieder" hat Uhland acht kurze Gedichte zu einer lieblichen Gruppe zusammengestellt, die sich durch Tiefe und Innigkeit des Gefühls und Einfachheit im Ausdruck auszeichnen. Das zweite hiervon führt die Überschrift „Frühlingsglaube".

Das Gedicht besteht aus 2 Str. In beiden schildern die 4 ersten V. das Frühlingsleben in so wahrer und zugleich erschöpfender Weise, daß die längste Abhandlung über den Gegenstand schwerlich eine bessere Anschauung davon gewähren und die Gefühle des Lesers lebhafter erregen würde. Der Dichter geht von dem allen lebenden Wesen zuerst sich bemerklich machenden Kennzeichen des Frühlings, von den „linden Lüften", aus, weist dann auf ihr Tag und Nacht andauerndes Wirken („weben", „schaffen") hin, zeigt, wie die Folgen desselben mit jedem Tage schöner hervortreten, in größter Üppigkeit endlich alles erfüllen, selbst „das fernste, tiefste Thal", und bleibt dann bei dem Gedanken stehen, daß es fast den Anschein gewinne, als „wolle das Blühen nicht enden."

In den beiden letzten V. jeder Str. stellt der Dichter den Menschen in Beziehung zu den beglückenden Frühlingserscheinungen und zwar ein „armes Herz", also einen gequälten, durch tiefen Seelenschmerz hoffnungslos gestimmten Menschen. Das „arme Herz" soll für sich aus den herrlichen Veränderungen, welche die linden Frühlingslüfte in der Natur hervorgerufen haben, Hoffnung schöpfen und glauben, daß „nun sich alles, alles wenden müsse", was dasselbe quäle. Die Verse: „die Welt wird schöner mit jedem Tag" und „das Blühen will nicht enden", haben wohl vorzugsweise die Bestimmung, das bange, noch besorgte Herz in seiner Hoffnung auf Besserung fest zu machen. Die Innigkeit, mit der diese Hoffnung ausgesprochen wird, läßt beinahe vermuten, daß der Dichter das eigene gequälte Herz ermunternd anrede. Möglicherweise schöpfte der Dichter aus den durch den Frühling herbeigeführten Veränderungen auch Hoffnung auf eine Änderung der drückenden Zustände der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen, wofür wenigstens die 4 ersten V. der 2. Str. sprechen. Seine Be-

geisterung für Einrichtungen, welche eine freie Entwickelung des deutschen Volkes möglich machen, hat er stets unverhohlen ausgesprochen, selbst den Fürsten gegenüber. In dem Gedicht „Wanderung" (I. 162), dessen 3., 1834 geschriebene Str. sich auf Rückert bezieht, zeigt er, daß die zu einem erfreulichen Gedeihen erforderliche Freiheit allen Lebensverhältnissen fehle, und schließt es mit der Str.:

Als ich mir das entnommen,
Kehrt' ich den Stab nach Haus;
Wann einst das Heil gekommen,
Dann reis' ich wieder aus;
Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Die 15 „Vaterländischen Gedichte", zu denen das eben genannte gehört, sprechen sämtlich diese Gesinnung und diese Sehnsucht nach besseren Zuständen aus. Als der Dichter mit anderen edeldenkenden Männern nach den betrübenden Erscheinungen d. J. 1816 alle Hoffnung auf bessere Zustände schwinden sah, sagte ein „Neujahrswunsch 1817":

Und mit dem bang ersehnten Korne,
Und mit dem lang entbehrten Wein
Bring' uns dies Jahr in seinem Horne
Das alte gute Recht herein!

und:

Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brot,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit not.

In dem Gedichte: „Württemberg" lautet die Schlußstr.:

Du Land des Korns und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt dir? — All und eines:
Das alte gute Recht.

Schriftliche Aufgaben.

Der Frühling in den Obstgärten.

5. Schäfers Sonntagslied.

(1805.)

Uhland, Gedichte u. Dramen. I. 30. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 187. — Lüben, Auswahl. III. 194.

Ein Schäfer findet sich am Sonntag Morgen ganz allein auf weiter Flur. Der Glockenklang der umliegenden Dörfer ertönt und stimmt ihn so zur Andacht, daß er mitten in der schönen Natur anbetend niederkniet, ganz in sich versinkt, die Nähe des allmächtigen Gottesgeistes lebhaft empfindet und sich nicht nur mit den Kirchengängern, sondern mit einer noch größern, unsichtbaren Gottesgemeinde in Gemeinschaft fühlt. Die Natur selbst feiert den „Tag des Herrn" mit und hat ihn durch ungewöhnliche Himmelsklarheit ausgezeichnet.

Der Dichter wollte in diesem trefflichen Gedicht den Gedanken aussprechen, daß auch in der schönen, überall zur Andacht stimmenden Gottesnatur ein rechter Gottesdienst möglich sei, wenn man, wie der Schäfer, durch Berufsgeschäfte von der erbaulichen Kirchengemeinschaft abgehalten werde.

Von ganz besonderer Wirkung ist es unfehlbar, daß der Dichter diesen Gedanken in dem Gemüt eines schlichten unscheinbaren Mannes entspringen läßt. Der Dichter hat gewiß oft Gelegenheit gehabt, zu sehen, daß die einfachen, unverdorbenen, ihr ganzes Leben hindurch mit der Natur verkehrenden Menschen den in ihr waltenden Gottesgeist richtiger fühlen und erkennen, als diejenigen, welche ihren Kopf mit allerlei, oft naturwidriger Gelehrsamkeit erfüllt haben.

Schriftliche Aufgaben.

1. Die Sonntagsandacht eines Schäfers. 2. Ein Sonntagsmorgen im Freien.

6. Lied eines Armen.

(1805.)

Uhland, Gedichte u. Dramen. I. 15. — Lüben, Auswahl. III. 194.

Ein armer Mann fühlt sich einsam und verlassen und von Kummer erfüllt, seit er seine Eltern verloren hat. Nur einmal möchte er noch so frohen Mutes sein, wie er es als Kind im Elternhause war. Der Anblick der blühenden Gärten und goldnen Saaten der Reichen, läßt ihn seine Armut doppelt fühlen. Sein stilles Weh und seine Not haben ihn aber nicht zum Menschenfeind gemacht; er weilt vielmehr gern unter frohen Menschen und wünscht jedem von Herzen einen guten Tag. Auch beneidet er die Glücklicheren nicht, tröstet und erhebt sich vielmehr ihnen gegenüber mit dem Gedanken, daß Gott auch ihn nicht ganz freudenleer gelassen, da er sich mit allen andern des himmlischen Trostes erfreue, mit ihnen gemeinsam Gott im „heiligen Hause" verehren könne, Sonne, Mond und Sterne auch ihm leuchten, da er nach vollbrachtem Tagewerk mit Gott reden dürfe und nach diesem Leben in enger Gemeinschaft mit allen Guten sein und keine Not mehr haben werde.

Die Neidlosigkeit des Armen ist ein herrlicher Zug des Gedichtes, den man um so lebhafter empfindet, je öfter man in unseren Tagen sittlicher Verwilderung begegnet.

7. Die Kapelle.

(1802.)

Uhland, Gedichte u. Dramen. I. 21. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 188. — Lüben, Auswahl III. 195.

Der scharfe Gegensatz zwischen der Lust des Lebens und dem Ernst des Todes ist der Gegenstand dieses trefflichen Gedichtes.

Wie im ganzen Gedicht, so treten auch in jeder einzelnen Str. diese Gegensätze mehr oder weniger hervor, am stärksten in der ersten und letzten. Die mittlere Str. ist ganz der Trauer gewidmet; mit dem Totenglöcklein und dem Leichenchor verstummen auch die frohen Lieder, „und der Knabe lauscht empor".

Die Meisterschaft des Dichters, mit wenigen Strichen ein großes Naturbild zu zeichnen, zeigt sich auch in diesem Gedicht. Die 4 kurzen Zeilen der 1. Str. zaubern uns ein liebliches Gebirgsthal mit blühender Wiese, murmelndem Quell, weidender Herde und fröhlich singendem Hirtenknaben vor, in welches eine einsam stehende Bergkapelle still und ernst hinunter schaut, und dient dabei doch auch zugleich dem Hauptzwecke des Gedichtes, die oben bezeichneten Gegensätze hervorzuheben. Das liebliche Schwaben, dem der gemütliche Dichter angehört, bietet vielfach so schöne Landschaftsbilder dar. Als der Ort, welcher zu diesem Gedicht Anlaß gegeben, wird die bekannte, auch von Lenau, Schwab und Karl Mayer besungene Wurmlinger Kapelle zwischen Tübingen und Rottenburg bezeichnet.

Das Gedicht erinnert durch seine Form an die Ballade, wird jedoch von einigen auch als Elegie bezeichnet.

Schriftliche Aufgaben.

1. Vergl. die Kapelle von Uhland und der Wanderer in der Sägemühle von Kerner. 2. Die Kapelle als Gemälde.

II. Epische Dichtungen.

a. Romanzen.

8. Der weiße Hirsch.

(1811.)

Uhland, Gedichte u. Dramen. II. 174. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 195. — Lüben, Auswahl. III. 196.

„Der weiße Hirsch ist sehr selten, es ist daher für den Jäger eine Ehre und ein Glück, einen weißen Hirsch zu schießen. Denn wer das Seltene findet, hat Glück, und wer's gewinnt, dem ist's eine Ehre. Unsere 3 Jäger ziehen aus, um den weißen Hirsch zu erjagen. Denn wie heißt es? — Es muß sich also einer in der Gegend gezeigt haben. Aber im Walde, unter dem Tannenbaume liegt und träumt sich's gut, wenn die helle Sonne in den Zweigen webt. Unsere 3 Jäger haben einen seltsamen Traum. Daß sie vom weißen Hirsche träumen, der ihnen im Sinne liegt, ist eigentlich natürlich. Aber es ist seltsam, daß ihre Träume so hübsch zu einander passen: der Traum des einen den des andern fortsetzt. Denn was träumt der erste? — Und was der zweite? — Und was der dritte? — Wie sie sich ihren Glückstraum behaglich erzählen, saust plötzlich der weiße Hirsch an ihnen vorüber, und ehe sie sich besinnen, ist er über Berg und Thal davon. Unsere

Glücksträumer haben das Nachsehen, und der weiße Hirsch wird ihnen zum zweitenmale nicht so nahe kommen. Von ihrem Traume ist bloß das „Husch, husch“ eingetroffen, nicht aber das „Piff, paff“, und noch weniger das „Trara“. Wenn aber noch wirklich einer den weißen Hirsch erjagt, so wird es einer sein, der nicht träumt und plaudert, sondern wacht und schweigt und seine fünf Sinne zusammennimmt. Ein schlafender Fuchs fängt keinen Hasen. (Deinhard, in Löws Pädag. Monatsschr. 9. Jahrg., 1855, S. 200.)

Man versäume nicht, von letzterem (dem gesperrt Gedruckten) eine nützliche Anwendung auf die Kinder zu machen, und zeige ihnen kurz, daß auch sie, wie überhaupt jeder Mensch, danach zu streben haben, den weißen Hirsch, d. h. die höchsten geistigen Güter, zu erlangen.

Dieser lustige Schwabenstreich ist eine Romanze. Sie besteht aus vierfüßigen Reimpaaren mit aus Jamben und Anapästen gemischtem Metrum. Die allein stehende Schlußzeile drückt prächtig den gutmütigen Spott aus, den die Träumer verdienen. Die Reime sind männlich.

Aufgaben zu mündlicher, resp. schriftlicher Lösung.

Ein Jäger erzählt seine Erlebnisse auf einer Hirschjagd.

b. Balladen.

9. Die Rache.

(1810.)

Uhland, Gedichte u. Dramen. II. 216. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 132. — Lüben, Auswahl III. 196.

1. Inhaltsangabe.

Ein Knecht hat seinen Herrn im dunkeln Hain erstochen, den Leichnam in den Rhein versenkt, sich die Rüstung angelegt und das Streitroß bestiegen. Als er über die Brücke sprengen will, stutzt das Roß und bäumt sich zurück. Der Knecht spornt es, wird vom Rosse in den Strom geworfen und so vom Panzer niedergezogen, daß er ertrinkt.

2. Die Personen des Gedichtes.

a. Der Herr. Der Gemordete wird gleich in der 1. Zeile als „edler Herr“ bezeichnet. Dies einzige Wort ist hinreichend, um im Leser eine Stimmung für den Toten hervorzurufen. Von selbst folgt hieraus, daß der Herr seinem Knechte keinen Anlaß gegeben hatte zu der bösen That.

b. Der Knecht wird mit keinem charakterisierenden Beiworte bezeichnet, weil seine That und ihr Motiv es ausreichend thun. Der Knecht wollte den Ritter spielen, die blanke Rüstung, die goldenen Sporen, das Roß seines Herrn sind sein Verlangen, und darum will er nach vollbrachter That sogleich sich ihrer erfreuen. Diese Eilfertigkeit zeugt von Gemütsroheit, zugleich aber auch von

geistiger Beschränktheit; denn der Knecht glaubt ein Ritter zu sein, wenn er die äußeren Zeichen des Rittertums anlegt, während ihm alle innern Bedingungen dafür fehlen, selbst der Mut: er hat den Herrn im dunklen Hain erstochen und den Leib in den Strom versenkt.

3. Das Motiv der Handlung.

Der Dichter giebt den Beweggrund zu der bösen That gleich in der 2. Zeile mit den Worten an: „Der Knecht wär' selber ein Ritter gern". Also die Sucht nach höherer Lebensstellung macht ihn zum Verbrecher.

4. Die Rache.

Nicht durch Menschen, sondern durch das sprachlose, treue Tier wird die Rache begonnen, und durch die blanke Rüstung und die güldenen Sporen, die Gegenstände des Verlangens, vollendet. Die beiden Zeilen: „Hat angelegt die Rüstung blank" und „Der schwere Panzer ihn niederzwingt", entsprechen daher einander, indem sie den innern Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe bezeichnen.

5. Die Idee des Gedichtes.

Die Idee des Gedichtes ist in der Überschrift angedeutet und lautet: keine Frevelthat bleibt ungerochen, die Strafe erreicht den Schuldigen unabwendbar.

6. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine Ballade, die durch ihre Einfachheit einen ergreifenden Eindruck macht. Die Erzählung ist fast nur angedeutet, was dem Ganzen etwas Geheimnisvolles giebt. Diesem Ton entspricht die äußere Form: in allem zeigt sich der Charakter unruhiger Erregtheit, gedrängter Kürze. Das ganze Gedicht besteht aus lauter kurzen, meist selbständigen Sätzen; die V. sind nur vierfüßig: das jambische Versmaß wechselt mit Anapästen ab; die Reime sind alle männlich und folgen ununterbrochen aufeinander, da die Str. nur zweizeilig sind.

„frank" wird gewöhnlich alliterierend mit frei zusammen gebraucht: „frank und frei". Es drückt hier sehr gut aus, daß der Knecht sich im Gefühl eines Herrn, frank und frei aufs Roß geschwungen habe.

Auch aus diesem Gedichte ersieht man wieder, wie trefflich Uhland es versteht, Form und Inhalt in Übereinstimmung zu bringen.

10. Das Glück von Edenhall.

(1834.)

Uhland, Gedichte u. Dramen. II. 251. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 110. — Lüben, Auswahl. III. 197.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Lord", gekürzt aus dem angelsächs. hlâford (hlâf = Brot, ord = Anfang, Haupt, an der Spitze Stehender) bedeutet

ursprünglich so viel wie Brotherr, Besitzer, Gebieter, Herr. In England dient das Wort zur Bezeichnung eines Herrn von hohem Adel, der im Besitz weitläufiger Ländereien sich befindet.

Das Wort „Edenhall“ weist ebenfalls auf England hin. Hall heißt noch jetzt im Englischen die Halle, der Wohnsitz eines Gutsbesitzers. Nimmt man Eden in der Bedeutung von lieblich, Lustgefilde, Paradies, dann würde Edenhall „liebliche Wohnung“, „Schönburg“ bedeuten, was dem Inhalte des Gedichtes entspricht. Nach Götzingers Zeugnis hat Uhland als Lokal dieser Dichtung das Schloß in dem englischen Dorf Edenhall, in der Grafschaft Cumberland bezeichnet. (Siehe weiter unten 6. Litterarhistorische Bemerkung.)

„Bord“ bedeutet hier soviel als Rand, Umfassung, bezeichnet jedoch sonst eine in die Höhe stehende Einfassung, so namentlich bei Schiffen, wo die linke Seite Backbord, die rechte Steuerbord heißt.

„Schwall“, von schwellen, ahd. sual von suëllan, zunehmend sich ausdehnen, zu größerem Umfange sich ausdehnen, bedeutet eigentlich das Aufwogen des Wassers, eine Menge sich wellenförmig bewegender Dinge und endlich eine große Menge ohne Ordnung. Letztere Bedeutung gilt für unser Gedicht und deutet treffend auf die Unordnung der trunkenen Gäste. Man gebraucht das Wort besonders in der Redensart: Ein Schwall von Worten. Schiller sagt: Des Wassers sprudelnder Schwall.

„Glück von Edenhall“. Hierunter versteht der Dichter nicht bloß den Becher, welchen die Fee, nach Str. 4, schenkte, sondern überhaupt das Glück (den Glückswechsel) des ganzen Hauses von Edenhall.

2. „Schenk“ heißt der Diener eines vornehmen Herrn, namentlich des Fürsten, welchem das Geschäft obliegt, bei Tafel die Getränke zu besorgen und namentlich dem Herrn einzuschenken, auch wohl selbst erst davon zu kosten und dadurch zu beweisen, daß der Trank nicht vergiftet sei.

„Zögernd“, da er hofft, sein Herr werde sich noch eines Bessern besinnen.

„Vasall“, Lehnsmann, Lehnsträger, Dienstmann; hier wohl nur soviel als Diener. „Des Hauses ältester Vasall“ muß man als Beifügesatz zwischen „Schenk und vernimmt“ denken.

„Krystall“ bezeichnet im allgemeinen ein Individuum der unorganischen Natur mit regelmäßigen Flächen, Kanten und Ecken. Eine Quarzart, welche wasserhell und sehr hart ist, sechsseitige, am freien Ende zugespitzte Säulen bildet, heißt Bergkrystall. Er findet sich besonders häufig in Höhlen der Schweizergebirge und wird geschliffen zu Kronleuchtern, Ringsteinen, Petschaften, Trinkgeschirren und dergl. verarbeitet. Früher hatte er größeren Wert als jetzt.

3. „Darauf der Lord“. Dieser kurze, prägnante Übergang bildet

einen Gegensatz zu den gebräuchlicheren, längeren Übergangsformen wie: „Lächelnd versetzte darauf der alte würdige Richter.“ (Goethe.)

„Dem Glas zum Preis“, zu Ehren des Glases.

„Mit Händezittern“ soll nicht die Schwäche des Greises bezeichnen, sondern die Angst seiner Seele und die Furcht vor einem Unglück.

„Und purpurn Licht“. Diese neue Eigenschaft offenbart das Glas, weil es so vortrefflich geschliffen ist und die Farbe des Portweines so glanzvoll wiederstrahlt.

4. „Ahn“, Großvater, Vorfahr, Voreltern, Ahnherr, Ahnfrau, Urahn.

„Fee (zweisilbig) oder Fei“ ist nach früherem Glauben ein geisterhaftes, schicksalbestimmendes weibliches Wesen, das entweder guter oder böser Art sein konnte, an Quellen, in Wäldern, Höhlen ꝛc. wohnte und nach der Meinung früherer Zeiten bedeutenden Einfluß besonders auf das Geschick wichtiger, hochstehender Personen ausübte. Das Wissen und die Macht der Feeen war nicht unbeschränkt, es fand unter ihnen in dieser Beziehung eine Rangordnung statt, vermöge welcher die eine unter dem Einflusse anderer stand und sie sich oft entgegenwirkten. Sie sind anzusehen als ein Produkt des Versuches, das ewige Rätsel wunderbarer und widersprechender Begebenheiten des Lebens und das rätselvolle Walten der Natur zu lösen. — „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“. — Das Vaterland dieser Feeensagen ist das poetische **Arabien**, von wo sie durch Spanien nach Europa kamen und Eingang besonders bei Franzosen, Italienern, Deutschen und Engländern fanden. Feeenmärchen wurden besonders im letzten Viertel des 17. Jahrh. Mode und namentlich von italienischen Dichtern produziert. Im Mittelhochdeutschen heißt das Wort feie, vom französischen fée, im italienischen und spanischen fata, vom lateinischen fatuus, a, um weissagerisch, begeistert.

In der alten nordischen Mythologie entsprechen den Feeen die Elfen, worüber wir im II. Tl. S. 68 das Nötige mitgeteilt haben.

„Am Quell“, vielleicht Hinweisung auf die Quelle des Flusses, an dem das Schloß lag.

„Fahrwohl!“ Eine gebräuchliche euphemistische Redensart für den Begriff des Unterganges und Verderbens. So Schiller im Taucher:

„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“

5. „zum Los“, zur Schicksalsbestimmung; „mit Fug“, mit Recht, auch in der Zusammenstellung „mit Fug und Recht“. Fug von fügen, was sich fügt, das paßt, das ist recht und richtig.

„Dem freudigen Stamm“; ein Geschlecht, das Freude genießt und gern bereitet, hier: was die Freude liebt, froh, fröhlich ist.

Die Ausdrücke: „wir schlürfen gern“, „wir läuten gern“ bezeichnen, worin die Familie Freude gefunden, nämlich im Wein-

trinken, allgemeiner: in gutem Zug und hellem Gläserklang bei Festgelagen. „Schlürfen" heißt eigentlich: mit Geräusch einsaugen, bezeichnet aber hier das behagliche Trinken des Feinschmeckers.

6. „Geroll", ein wiederholtes ineinander klingendes Rollen, in welchem der einzelne Ton nicht mehr zu unterscheiden ist.

7. „Zum Hort", zum Schatz, zum Symbole des Glückes, zum geliebten Schatz, an den es sein Heil knüpft. Hort heißt im Altdeutschen soviel als gesammelter und bewahrter Schatz, das Gehütete, Bewahrte, das Angesammelte, die Fülle; ist auch Benennung des Geliebten oder der Geliebten, Schatz. Nibelungen Hort = Schatz der Nibelungen.

„Prall", Zurückstoß, zurückwerfender Widerstoß.

„versuchen", auf die Probe stellen.

2. Inhaltsangabe.

Der junge Lord von Edenhall, reichlich vom Glücke, wie alle seine Vorfahren, gesegnet, giebt ein festliches, schwelgerisches Mahl. Vor seinen trunkenen Gästen fordert er übermütig vom Schenk, des Hauses ältestem Diener, den krystallenen Pokal, genannt „das Glück von Edenhall". Ungern und zögernd bringt dieser das Kleinod. Der Becher war nach alter Sage dem Stammvater des Hauses von einer gütigen Fee mit der Weisung geschenkt worden, daß an dessen Erhaltung auch die Dauer des Glückes seiner Nachkommen geknüpft sein solle. Der Pokal galt daher in der Familie stets als Heiligtum, das ehrfurchtsvoll aufbewahrt wurde.

Der Lord mißbraucht in trunkener Roheit dieses Familienkleinod, welches in der Gesellschaft mahnend und drohend erklingt, und fordert endlich in vermessenen Reden das Glück seines Hauses kühn heraus, nicht ohne Spott, daß seine Ahnherren den zerbrechlichen Pokal zu dessen Schutze und Zeichen erwählten. In frevelndem Übermute stößt er heftig mit dem Krystallglase an, um, wie er spottend sagt, das Glück von Edenhall zu versuchen.

Da zerspringt der Pokal gellend wie mit Wehgeschrei, und in diesem Augenblicke berstet auch das Saalgewölbe. Flammen schlagen durch den Riß; ein die Nacht und den Festtaumel benutzender Feind dringt mit Mord und Brand ins Schloß, und die zitternden, untreuen Gäste fliehen. Der Lord fällt unter den Schwertern der Feinde, die Scherben des verhängnisvollen Bechers noch in der Hand.

Nur Trümmer sind am andern Morgen von dem herrlichen Schlosse zu sehen, und auf diesen irrt der alte Schenk des Hauses, um des jungen Herrn Leiche und die Scherben des zerbrochenen Pokals zu suchen. Er spricht ernste Gedanken aus, und mit diesen schließt das Gedicht.

3. Die Personen des Gedichtes.

Es treten uns in diesem Gedichte zwei handelnde Personen entgegen, der Lord und des Hauses ältester Vasall, der Schenk. Letzterer greift nicht in den Gang der Begebenheiten ein, dient aber dazu, den Charakter des Lords, seinen moralischen Unwert, mehr hervorzuheben und dem Leser vorzuführen. Er ist im Stücke die Vernunft, welche von der Leidenschaft (dem entarteten Lord) zurückgewiesen wird; man könnte auch sagen, er repräsentiere die Ahnherren des Lords. Wie der Schenk des Hauses Fall und seines Herrn Tod überlebt, so sollte das edlere Selbst, die moralische Vernunft, stets die Leidenschaft überwinden und überdauern; so wird aber auch allemal der letzteren Werk das der ersteren überleben. Die ruhige, ernste Erscheinung des Schenken in den letzten Strophen unseres Gedichtes macht einen überaus guten Effekt und sänftigt die aufgeregten Gefühle des Lesers.

4. Grundgedanke.

Der Dichter hat in der Schlußstrophe dem greisen Schenk den Grundgedanken des Gedichtes in den Mund gelegt: „Glas ist der Erde Stolz und Glück". Offenbar regt aber das „Glück von Edenhall" noch weiter gehende, ethische Betrachtungen an.

Der junge Lord genießt den schäumenden Becher der Freude bis zur Neige. Beim schwelgenden Mahle und trunken von Wein verwandelt sich bei ihm sprudelnder Lebensmut in sinn- und pietätlosen Spott und Übermut. (Str. 1.) Die Tradition des Hauses verhöhnend, fordert er frevelnd das Schicksal heraus (Str. 2—7), und geht dabei zu Grunde (Str. 8—10).

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine Ballade, deren Sage in englischem Boden wurzelt. Die Verse sind Jamben, in der Schlußzeile jeder Str. wechselnd mit Anapästen (◡ ◡ —). Die Reime sind alle männlich; die 2. und 4. Zeile reimen sich nicht nur untereinander, sondern auch noch mit der Schlußzeile.

Eine Eigentümlichkeit des Gedichtes ist der Refrain, d. h. die regelmäßige Wiederkehr eines Verses am Schlusse jeder Str. Allerdings wird durch ihn nicht stets der Hauptgedanke des Gedichtes hervorgehoben, sondern nur auf ein bedeutsames Moment im Gedichte hingewiesen. Wir finden den Refrain in den Produkten vieler unserer Dichter, z. B. in Goethes Ballade: „Der vertriebene und zurückkehrende Graf" („die Kinder, sie hören es gerne"), wo er freilich keinen besonderen Zweck in bezug auf logisches Verständnis des Gedichtes hat, — und in Chamissos: „Die Sonne bringt es an den Tag", wo er passend den Grundgedanken des Stücks ausspricht und wiederholt.

6. Litterarhistorische Bemerkung.

Die Quelle für diese Ballade ist (nach Gözinger u. Düntzer) Ritsons Fairy tales, wo folgende Geschichte als 19. unter der Aufschrift: Das Glück von Ederhall erzählt wird. „Auf Edenhall in Cumberland, das seit vielen Geschlechtern der Rittersitz der Familie Musgrave, wurde ein farbiges Trinkglas in einer ledernen Kapsel sorgfältig aufbewahrt, das nach der Sage der Umgegend vor vielen Jahren unweit einer bei dem Hause gelegenen Quelle von Feeen zurückgelassen worden war. Auf ihm las man die Worte:

If this glass to break or fall,
Farewell, the luck of Edenhall.
Trifft dieses Glas je Bruch oder Fall:
Lebewohl Glück von Edenhall.

Von dieser freundlichen Warnung erhielt das Glas in einer launigen vortrefflichen Ballade über ein Wetttrinken in jenem Hause den Namen **das Glück von Edenhall**. Die Ballade, die man gewöhnlich irrig dem Herzoge von Wharton beilegt, beginnt:

Gott schütze lang vor bösem Bruch
Das Glück von Edenhall.

Doch war das gute Glück dieses alten Hauses durch niemand so sehr gefährdet als gerade durch den Herzog; denn als dieser das Glas, ohne Zweifel auf das Wohlergehen und die lange Dauer des würdigen Eigentümers, ausleerte, ließ er es aus Unachtsamkeit fallen, und es wäre wohl um das Glück von Edenhall geschehen gewesen, hätte nicht der Kellermeister, der das Glas gebracht und das geleerte wieder in Empfang nehmen wollte, es glücklich in einem Tellertuche aufgefangen."

Uhland hat aus der Sage nur das schicksalsvolle Glas und dessen Benutzung bei einem Zechgelage entlehnt. Während der Überlieferung zufolge das Glas durch die Nachlässigkeit eines Gastes, der auf das Wohl des Geschlechts getrunken, beinahe zerbrochen wäre, nur durch des Kellermeisters Aufmerksamkeit gerettet wird, verspottet der übermütige, in Saus und Braus lebende junge Herr die alte Weissagung. Frevelmütig will er die Wahrheit derselben erproben und verachten, gewiß, daß diese nur alberne, leere Alfanzerei sei. Aber nur zu schrecklich soll sich sein Unglaube rächen, er mit dem ganzen Schlosse seinen Untergang finden. (Düntzer.)

7. Schriftliche Aufgaben.

1. Vergleichung des Gedichtes mit seiner Quelle. 2. Der Schenk erzählt dies Erlebnis. 3. Vergl. das Glück von Edenhall und Belsazar von Heine. 4. Hochmut kommt vor dem Fall. 5. Glück und Glas, wie leicht bricht das.

c. Rhapsodieen.

11. Schwäbische Kunde.

(1814.)

Uhland, Gedichte und Dramen. II. 213. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 133. — Lüben, Auswahl III. 198.

1. Einleitung.

Gegen die zweite Hälfte des Mittelalters kam das ganze christliche Europa in Bewegung, um das heilige Grab zu Jerusalem und wo möglich ganz Palästina den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Das war keineswegs eine leichte Aufgabe. Denn sowohl die aus ihren südlichen Wüsten hervorgedrungenen Araber, wie die aus den nördlichen Steppen herabgekommenen türkischen Stämme waren kriegerische Völker, tapfere und gewandte Reiterscharen, mit der Natur des Landes und des Klimas vertraut, während die Franzosen, Engländer und Deutschen, aus denen die Kreuzheere vorzugsweise bestanden, nicht nur mit dem Feinde, an dessen Kampfart sie nicht gewöhnt waren, sondern auch mit ebenso ungewohnten Entbehrungen und Beschwerlichkeiten, die sich aus der Beschaffenheit des Landes ergaben, zu kämpfen hatten. Dazu kam die unter den Christen immer wieder ausbrechende Uneinigkeit, das eifersüchtige Hadern um die größere Ehre und den größeren Besitz, so daß das schon Gewonnene zuletzt doch wieder verloren ging.

1189 entschloß sich auch der deutsche Kaiser Friedrich I., mit dem Beinamen Rotbart (vergl. Rückerts „Barbarossa"), nach dem heiligen Lande zu ziehen. Da das Stammland des hohenstaufischen Geschlechts, aus dem der Kaiser entsprossen, Schwaben war, so ist anzunehmen, daß den Kaiser auf seinem Zuge besonders viele schwäbische Ritter begleiteten. Die Schwaben haben, wie jedes andere Volk, ihre Eigentümlichkeiten, und zeichnen sich namentlich dadurch aus, daß sie recht still in sich gekehrt sein können, nicht viel Wesens machen, ruhig und gelassen ihres Weges gehen, ohne andere zu stören und ohne sich selbst durch kleine Störungen aus der Ruhe bringen zu lassen. Dieser löblichen Eigenschaften ungeachtet, haben die Schwaben manchen Spott von andern deutschen Volksstämmen erfahren. Der Schwabe, heißt es, wird nie klug, oder — nach einem milderen Ausspruch — vor dem vierzigsten Jahre nicht klug. Ferner: Welches Land liefen die Schwaben nicht aus. Macht jemand einen unüberlegten, von Geistesbeschränktheit zeugenden Streich, so wird er als ein „Schwabenstreich" bezeichnet. Aber ungeachtet dieser weit verbreiteten Redensarten hat Schwaben (die Gegend zwischen dem obern Rhein und dem Lech, in der sich zu Zeiten der Völkerwanderung ein deutscher Volksstamm, die Sueven, niederließ) nicht nur eine große Reihe der gewaltigsten Helden und Kaiser, sondern auch der tiefsinnigsten Philosophen und der herrlichsten Dichter

hervorgebracht, wie in letzterer Beziehung die Namen: **Wieland**, **Schiller**, **Hölderlin**, **Just. Kerner**, **Gust. Schwab**, **Ed. Mörike**, **Gust. Pfizer** u. **Uhland** beweisen. Vielleicht giebt es keinen deutschen Stamm mehr, der den Grundtypus des deutschen Wesens so rein erhalten hat, wie der schwäbische. Der gutmütige Schwabe erträgt zwar mit Gelassenheit eine Zeitlang die Angriffe auf seine Person, aber weiß dieselben auf das kräftigste zu züchtigen, wenn dieselben feindselige Absichten verraten, wie dies auch im Gedicht dargestellt ist. —

Uhland giebt die Neigung seiner Landsleute zu Schwabenstreichen zu, läßt auch den Ritter, dieses Vorwurfs sich bewußt, die Frage des Kaisers in diesem Sinne beantworten; denn die mit Anerkennung erwähnten „Streiche", mit denen er sich seiner Feinde erwehrt, sind ihm gleichbedeutend mit den seinen Landsleuten spöttischer Weise nachgesagten Schwabenstreichen, was ebenso sehr den schlagfertigen Witz, als das Gefühl überlegener Kraft des Schwaben verrät, und wonach er keineswegs zugiebt, daß seine That eine außergewöhnliche, sondern nur eine Äußerung des Volksgeistes sei. —

Den Stoff zu dieser echt volkstümlich gehaltenen Anekdote hat Uhland wahrscheinlich den Annales Suevici des Crusius entlehnt, wo es Pars II. 501 nach dem byzantinischen Geschichtschreiber Nicetas aus Chonä in kürzester Fassung also heißt:

„Auf diesem Zuge (dem Kreuzzuge von Friedrich Barbarossa) soll ein Alemanne von riesigem Körper und ungeheurer Kraft weit hinter den Seinen zurückgeblieben sein, da er langsam sein durch Anstrengung ermüdetes Pferd führen mußte. 50 Sarazenen beschossen ihn aus der Ferne mit Pfeilen; doch da er durch seinen Schild und seinen starken Panzer geschützt war, verfolgte er ungestört seinen Weg. Als aber einer von den Feinden, den seine Kühnheit stach, an ihn heranritt und mit dem Schwerte auf ihn schlug, hieb dieser mit starker, heldenhafter Hand die beiden vordern Füße des feindlichen Pferdes mit *einem* Schlage ab. Und da dieser noch auf dem gefallenen Pferde sitzen blieb, hieb er Kopf, Brust, Bauch, ja auch den Sattel des Pferdes mit *einem* Schlage seines Schwertes durch, so daß er auch noch den Rücken des Tieres verwundete." (Eichholtz. Düntzer.)

Diese Heldenthat scheint übrigens einen historischen Hintergrund zu haben; denn Nicetas Acuminatus (Verf. der Geschichte des byzantinischen Reiches von 1118—1206 und Statthalter der Provinz Philippopolis, gest. zu Nicäa 1206) erzählt sie im Leben des Isaak Angelus und verlegt sie in das J. 1190 vor die Schlacht bei Iconium. (Siehe Eichholtz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen S. 68.)

Auch Abraham a Santa Clara (vergl. I. 363) hat sie gekannt; denn er schreibt in dem Traktat: „*Auff, auff Ihr Christen!*" (Wien, 1683):

„Ruhmwürdig ist die Courage, welche jener deutsche Soldat gehabt, in dem Kriegs-Heer Barbarossae: dieser tapfere Allemann und Schwab könte wegen seines abgematten Pferdes der Armee nicht folgen, hatte also ziemlich weit nach derselben seinen müden Schimmel an dem Zaum geführt, gantz alleinig, deme aber fünffzig starcke Türken begegneten, vor welchen er sich allein gantz nicht entsetzt, sondern mit einer Hand sein Roß gehalten, mit der andern also gefochten und einen solchen Streich geführt, daß er einen Türken vom Kopf hinab den ganzen Leib auch durch den Sattel biß auf die Haut des Pferdes von einander zerspalten, ob welchen die andern der Gestalten erschrocken, daß sie eilends die Flucht genommen: Dergleichen tapfere Courage gebühren einem rechtschaffenen Soldaten."

Im besondern hat aber auch ein Ahn des Dichters diesen zu den Versen begeistert:

Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.

Bei den Berittenen, die die Einnahme von Belgrad 1688 durch Max Emanuel von Bayern erfechten halfen, war ein tapferer Reiter, nach der Familientradition der Ureltervater des Dichters, der einen Pascha im Einzelkampfe erschlug, und Uhlands geschichtskundiger Vater erzählte seinem Sohne oft von der Riesenkraft dieses Kämpen.

2. Erläuterungen.

„Kunde" ahd. die kundî, mhd. die künde, Kenntnis, Nachricht; was man sich erzählt, das mündliche Zeugnis über eine geschehene Sache; davon verschieden der Kunde, ahd. der chundo, mhd. der kuend, einer der etwas bekundet, Zeuge; einer, den man kennt, der Bekannte; jemand, der als ständiger Abnehmer einem Gewerbetreibenden Geld zu verdienen giebt.

V. 1. „lobesam" oder lobesan, zu loben, war ehedem für löblich, lobenswürdig üblich, ist jetzt aber veraltet und wird nur noch von Dichtern gebraucht, die es dann nach Art der vorigen Jahrhunderte gern hinter das Hauptwort zu setzen pflegen. Faust redet bei Goethe den Mephistopheles spottend an:

Mein Herr Magister lobesan,
Laß er mich mit dem Gesetz in Frieden,

und Bürger in den „Weibern von Weinsberg" sagt: „Ein junges Weibchen lobesan"; der Dichter will hier also sagen: Auch Kaiser Rotbart unternahm löblicherweise einen Kreuzzug, um das heilige Land zu befreien; die Streiter, die sich seiner Führung anvertraut hatten, betrachteten diese Aufgabe als ein Gott wohlgefälliges Werk, und in Rücksicht auf das Motiv der Teilnehmer konnte das Heer im

3. V. „Fromm", gottgefällig, gottesfürchtig genannt werden; schwerlich aber an und für sich. Hält man aber mit diesem Ausdruck die 7. u. 8. Zeile zusammen:

Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan,

so erkennt man leicht, daß er eine feine Ironie sein soll. Fromm hat hier die mhd. Bedeutung von tapfer, brav, rechtschaffen, tüchtig, vortrefflich.

Der Trunk heißt nicht bloß einmaliges Trinken; so viel man auf einen Zug trinkt; Trinkflüssigkeit; Trinkgelage; sondern auch gewohnheitsmäßiges Trinken berauschender Flüssigkeit, und die Deutschen, namentlich aber die Soldaten früherer Zeit, standen in dem Rufe, starke Zecher zu sein. Verschieden davon ist der Trank, eine Flüssigkeit zum Trinken, ahd. das tranh, tranch, tranc, dranch, dranc, got. das dragk, mhd. das, selten der tranc, während jenes ahd., der trunch, mhd. der trunc hieß. „Abgethan" hat zunächst wohl nur die Bedeutung von abgewöhnt, da es nicht viel zu trinken gab, kann jedoch auch den Tod bezeichnen; denn die große Not, die das Heer im „Gebirge wüst und leer" (V. 4 u. 5) zu ertragen hatte, hat vielen den Tod gebracht.

7. „Viel Steine" bezeichnet zwar das Gebirge, das vorher schon „wüst und leer" genannt wird, zunächst als steinig, unfruchtbar und unwegsam, dem Heere große Beschwerden darbietend, ist aber auch als Gegensatz zu „wenig Brot" zu fassen, ganz wie in Luk. 11, 11: „Wo bittet unter euch ein Sohn den Vater um Brot, der ihm einen Stein dafür biete".

9. 10. u. 13. Pferde, Mähre, Rößlein. Warum diese Abwechslung? V. 9 werden die Pferde ganz allgemein bezeichnet und daher der zur Bezeichnung des ganzen Geschlechts gebräuchliche Name angewandt; da sie aber von den Anstrengungen des Weges und dem Hunger abgemagert und hinfällig geworden, so daß sie kaum noch aus der Stelle können, heißen sie Mähren, d. h. schlechte, elende Pferde. Früher bezeichnete man mit „Mähre" ein edles Pferd, Roß, Reitpferd, Streitroß, Stute. Rößlein bezeichnet das Pferd hier nicht als kleines — denn wie hätte „ein Herr aus Schwabenland, von hohem Wuchs und starker Hand" ein solches gebrauchen können —, sondern ist nur Ausdruck der Traulichkeit und Zärtlichkeit, sagt nur, daß das Pferd seinem Herrn besonders lieb war. Roß wird überhaupt gebraucht, wenn ein Pferd edlerer Art bezeichnet werden soll.

19. „in die Quer", quer über den Weg des Schwaben.

23. „forcht sich nit", Volksdialekt, durch den der Dichter in anmutigster Weise an seine Heimat und die Tendenz des Gedichtes erinnert.

24—26 bezeichnen trefflich die oben als charakteristisch bezeichnete Ruhe des Schwaben. „Spicken", fing in dem Schilde die abgeschossenen Pfeile auf, stellt das Unternehmen der Türken sehr treffend als komisch dar, während „Und thät nur spöttlich um sich blicken" eine leichte Verachtung ihres Treibens ausdrückt; ein

spöttischer, spottender, zur Spötterei geneigter Blick würde auf die Thätigkeit der Feinde schon zu viel Gewicht zu legen scheinen. Spöttlich und spöttisch unterscheiden sich ungefähr wie die Zeitwörter spötteln und spotten, so daß also jenes den leichtern Spott über etwas, das des ernsten Spottes nicht zu verdienen, dessen nicht wert scheint, und darin oft, wie hier, das Schimpfliche, während spotten empfindlich zielende und zugleich belustigende Äußerungen über einen andern bezeichnet. Spöttlich ist übrigens nicht sehr üblich.

28 u. 34. Säbel, Schwert. Der Säbel hat eine gekrümmte Klinge, das Schwert der alten Deutschen war gerade. Die Beifügung „krumm" zu Säbel erscheint demnach überflüssig, und der Dichter würde sie gewiß nicht gebraucht haben, hätte er nicht den Unterschied zwischen dem durch seine starke Krümmung sich auszeichnenden Türkensäbel und dem Schwert des Deutschen besonders hervorheben wollen. Schwert wird aber überhaupt gern gebraucht, wo besonders auf das Durchhauen und Durchdringen gesehen wird, wie hier; außerdem wendet man es in ernster und feierlicher Rede an. Z. B.: „Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst."

Das Wort „erst" bedeutet, daß der erste Streich, womit der Schwabe dem Pferde des Türken beide Vorderfüße abgehauen hatte, noch nicht aus voller Macht geführt worden war.

41—44. Der Anblick des in zwei Hälften gespaltenen Kameraden hat die andern mit Grauen erfüllt, so daß jeder dasselbe schreckliche Schicksal fürchtet, ja schon erfahren zu haben wähnt, und in Angst und Entsetzen flieht.

47. u. 53. Den Unterschied in dem Wesen des Schwaben und der anderen hat der Dichter sehr glücklich und treffend mit wenig Worten in diesen Zeilen ausgedrückt. In Aufwallung des Blutes (V. 29) hat der Herr aus Schwabenland, ein einzelner Mann, unbekümmert um die Zahl der feindlichen Reiter, seinen Streich geführt, so daß, von kaltem Graus gepackt, vor dem einen Mann die Feinde in alle Welt hinaus geflohen. Der Held hat seinen Streich geführt, wie es ihm die Aufwallung seines Blutes geboten, ohne vorher die möglichen Folgen desselben zu bedenken; die später dazu stoßenden Kreuzfahrer aber sahen mit gutem Bedacht, aufmerksam, mit gesammelten Gedanken und staunen über die vollendete Thatsache, woraus zu schließen ist, daß sie selber schwerlich mit gleicher Unerschrockenheit den ungleichen Kampf aufgenommen und durchgeführt hätten. — Ohne sie hätte auch schwerlich der Kaiser, noch irgend ein anderer, etwas von der That unseres Schwaben erfahren. So aber blieb die Heldenthat dem Kaiser nicht verborgen; er bescheidet den Ritter vor sich, um von ihm zu erfahren, wer ihn solche Streiche gelehrt, mit denen man einen Reiter in zwei Hälften teilt. Ohne die Frage des Kaisers recht

zu erwägen, ebenso wie er sich nicht lange bedacht, ehe er jenen mörderischen Streich auf den türkischen Reiter geführt, platzt er mit seiner Antwort heraus, „zu solchen Streichen habe er keines Lehrmeisters bedurft, die lägen einmal im schwäbischen Blut; dergleichen seien in seiner Heimat im Schwange und sein in Zorneswut tollkühn geführter Streich sei eben ein Schwabenstreich, wie sie im ganzen deutschen Reiche bekannt seien.“ (Dr. D. Sanders, im „Prakt. Schulm.“ II. 220.) Vergl. den Schluß unserer nachfolgenden Charakteristik des Ritters.

48. „Was Arbeit“, was für Arbeit.

56. „halt“, süddeutsch, im Österreichischen „halter“, ein Einschiebewort für halt ich, mein ich, meines Dafürhaltens, wird aber auch sehr oft als ein bloßes Flickwort und ohne Bedeutung gebraucht.

3. Inhaltsangabe.

Kaiser Rotbart mußte auf seinem Kreuzzuge durch ein wüstes, unfruchtbares Gebirge ziehen. Mangel an Nahrung, verbunden mit großer Anstrengung, erzeugten eine Not, der viele erlagen; selbst die Pferde wurden zuletzt so matt, daß sie kaum noch die Reiter zu tragen vermochten. — Liebe zu seinem Tiere bewog einen schwäbischen Ritter, abzusteigen und es langsam zu führen. Infolgedessen blieb er weit hinter dem Heere zurück. Plötzlich kamen fünfzig türkische Reiter auf ihn zugesprengt, beschossen ihn mit Pfeilen und warfen mit ihren Spießen nach ihm. Der wackere Schwabe ließ sich aber dadurch nicht in Furcht bringen, ging vielmehr ruhig seines Weges fort und blickte sich nur zuweilen spöttisch um. Als aber endlich ein Türke sogar seinen Säbel auf ihn schwang, kam sein Blut in Wallung; mit einem Streich hieb er dem Pferde des Türken beide Vorderbeine ab, mit dem zweiten traf er den Reiter selbst derart, daß eine Körperhälfte zur Linken, die andere zur Rechten herabsank und das Schwert noch tief in den Rücken des Pferdes eindrang. Die übrigen Türken ergriffen, als sie das sahen, in größter Angst die Flucht. — Bald darauf kam eine ebenfalls zurückgebliebene Schar des Kreuzheeres, sah voll Erstaunen die That des Schwaben und erzählte sie dem Kaiser. Dieser ließ den Schwaben zu sich kommen und fragte ihn, wer ihn denn gelehrt habe, solche Streiche zu führen. Ohne sich lange zu bedenken, gab derselbe zur Antwort, daß dergleichen Streiche im Schwabenlande nichts Besonderes und als Schwabenstreiche überall bekannt seien.

4. Gliederung des Gedichtes.

Das Gedicht besteht aus 4 Abschnitten. Der 1. Abschnitt, Zeile 1—10, schildert die Mühseligkeiten der Kreuzfahrer (das fromme Heer). Dann folgt 11—44 der Schwabenstreich und zwar Z. 11—16 eine kurze Beschreibung des schwäbischen Herrn, wobei seiner großen Liebe zu seinem Rosse gedacht wird. Von Z. 17—28

wird der Angriff der türkischen Reiter und das ruhige Verhalten des Ritters erzählt. Darauf werden in V. 29—40 die beiden Schwertstreiche des Ritters beschrieben. In Z. 41—44 wird mit wenig Worten gesagt, wie den andern Türkrn dabei zu Mute geworden und sie das Weite gesucht haben. Z. 45—49 erzählt, daß eine zurückgebliebene Christenschar hinzugekommen, sich über die That sehr verwundert und sie darauf dem Kaiser mitgeteilt habe. (Verwunderung der Nachzügler.) Z. 50—56 endlich teilt das Gespräch zwischen dem Kaiser und dem schwäbischen Ritter mit (Kaiserfrage und Heldenantwort.)

5. Charakteristik des schwäbischen Ritters.

Der schwäbische Ritter ist ein stattlicher Herr von schlankem Wuchs und kräftigem Gliederbau. Zu seinem Rosse hat er eine so große Liebe, daß er, als es durch Futtermangel und Anstrengungen heruntergekommen ist, ihm nicht mehr zumutet, ihn zu tragen. Da er das Tier unmöglich im Stiche lassen kann, so bleibt er mit demselben zurück, ungeachtet ihm die hieraus erwachsende Gefahr nicht unbekannt war. Sein treues Tier und er sind so sehr eins miteinander, daß er eher sein Leben, als das Roß preisgegeben hätte. Das ist ein edler Zug unseres Schwaben. Wer seine Tiere treu pflegt, kann kein schlechter Mensch sein. Aus dem Zurückbleiben des Ritters und seinem Verhalten gegen die angreifenden Türken ersehen wir zugleich, daß er frei von aller Furcht ist und eine Kaltblütigkeit besitzt, die jedem Kriegsmann zu großer Ehre gereichen würde. Als das verächtlich von ihm behandelte Gesindel es ihm aber zu arg macht, ihn mit dem Säbel angreift, kommt er aus seiner Seelenruhe, und legt schweigsam einen Mut und eine Tüchtigkeit an den Tag, die den Türken Grauen erregt und sie zur Flucht bringt. Bei der Unterredung mit dem Kaiser offenbart er kernhaften, schlagenden Witz und mit diesem zugleich die rechte Bescheidenheit und den rechten Stolz.

6. Zweck des Gedichtes.

Der Zweck des Gedichtes ist, die naive Tüchtigkeit des schwäbischen Rittertums zu charakterisieren und dadurch zugleich das allgemein verbreitete Vorurteil von der Beschränktheit und Unbedachtsamkeit der Schwaben überhaupt zu entkräften.

7. Darstellungsweise.

a. Die Anekdote, welche dem Gedicht zu Grunde liegt, ist an und für sich ohne allen poetischen Gehalt. Ein bloßer Schlagetot kann uns unmöglich interessieren. Die physische Kraft und Gewandtheit, selbst der darauf sich stützende Mut, wenngleich wir mit letzterem dem sittlichen Gebiete schon näher treten, ist für sich allein noch nicht poetisch. Um aus dieser Anekdote ein Gedicht zu schaffen, und zwar ein so vortreffliches, nach Inhalt und Form harmonisches, war es nötig, uns für den Ritter zu interessieren,

ihn unserer menschlichen Teilnahme näher zu rücken, was dadurch geschieht, daß der Dichter denselben auch in sittlicher und geistiger Beziehung tüchtig ausstattet.

„Sollte der Ritter", sagt Hiecke (Ges. Aufsätze, 23), „recht heldenmütig und furchtlos erscheinen, so mußte er beim Andrang vieler Feinde kaltblütig und gelassen bleiben; sollten aber die vielen Feinde an ihn herankommen können, so mußte er getrennt sein von seinen Kameraden. Dies war möglich auf doppelte Weise. Er konnte in ungestümem Mute vorausgesprengt sein; dies gäbe einen andern Charakter, ein anderes Gedicht, jedenfalls kein so originelles; oder er konnte zurückgeblieben sein. Aber weshalb zurückgeblieben? Nicht ohne Grund beginnt das Gedicht mit einer Schilderung des Mangels, welchen das Kreuzheer leidet. Aber diese Schilderung ist nicht darauf berechnet, das Mitgefühl besonders zu erregen, sondern dem Charakter eines guten Schwankes gemäß ist sie launig und durch einen übrigens nicht bös gemeinten Seitenhieb auf die Trunkliebe der edlen deutschen Ritter leicht gewürzt. Damit ist nun das Nachfolgende vortrefflich eingeleitet. Denn was wäre wohl mehr aus der Seele eines echten tüchtigen Reiters heraus zu ersinnen, als das hier angewandte Motiv?" Das vom Dichter angewandte Motiv ist nun Mitleid und Liebe zu seinem Rosse, und zwar in einer Stärke, wie sie in V. 15 u. 16 ausgedrückt ist:

Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.

Die geistige Tüchtigkeit des Ritters, abgesehen von dem schon erwähnten Heldenmute und der Kaltblütigkeit, zeigt der Dichter vorzugsweise in dem Gespräch mit dem Kaiser, was wir schon in der Charakteristik hervorgehoben haben.

b. Das Gedicht entbehrt der strophischen Einteilung, doch bemerkt man bei genauerer Betrachtung leicht, daß die zwei sich reimenden Verse fast durchgängig ein strophenartiges Ganzes bilden.

Die Verse sind von ganz ungleicher Silbenzahl, haben aber sämtlich vier Hebungen (Betonungen); Senkungen hat der Dichter soviel eingemischt, als der Wohlklang wünschenswert machte, wie die nachfolgenden Proben zeigen:

Als Kaiser Rotbart lobesam.
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Hinter dem Heereszug zurück.
Fünfzig türkische Reiter daher u. s. w.

Man gehe das ganze Gedicht nach dieser Beziehung durch!

Der Dichter hat sich übrigens der Freiheit, die Senkungen in beliebiger Anzahl anwenden zu dürfen, nicht häufig in unserm

Gedichte bedient, und zwar offenbar aus dem Grunde, weil eine gewisse Gleichförmigkeit des Rhythmus dem Charakter des Gedichtes, der im allgemeinen der ruhige Gang der Erzählung ist, ganz entspricht; nur an zwei Stellen (V. 18 u. 20) beginnt der Vers ohne den regelmäßigen Vorschlag (Auftakt) einer tonlosen Silbe, der sich nur an einer Stelle bis zu einem zweisilbigen steigert (V. 40):

Einen halben Türken heruntersinken.

Sonst erstreckt sich die Gleichförmigkeit selbst so weit, daß mit Ausnahme von V. 5:

Daselbst erhub sich große Not,

überall den Vorschlag ein einsilbiges Wort bildet. — Selten auch nur im Verse selbst sind mehrere tonlose Silben zusammengestellt. Um so bedeutsamer treten nun aber auch die wenigen Stellen hervor, wo der Rhythmus von dem sonst so gleichmäßigen Gang abweicht; so die zusammenstoßenden Hebungen in je zwei aufeinander folgenden Versen (V. 17—20):

So blieb er bald ein gutes Stück hinter dem Heereszug zurück.

Da sprengten plötzlich in die Quer fünfzig türkische Reiter daher.

und zwar malt der daktylische Fall des letzten Verses sehr schön, nach der Pause zwischen jenen beiden Hebungen, das plötzliche rasche Einhersprengen; „in den auf einmal geflügelten Worten hört man", wie Hiecke bemerkt, „gleichsam das Getrappel der heransprengenden Pferde, während sonst das Gedicht, wie unser Held selbst, sich gelassen vorwärts bewegt." — Ebenso ist auch der raschere Fall in V. 40 sehr bedeutsam:

Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.

Es ist ferner der Gang der ruhigen Erzählung, nirgends ein eigentliches Satzgefüge zu entwickeln, vielmehr kleine höchst übersichtliche Sätze, meist bloße Hauptsätze oder einen Hauptsatz mit einem Nebensatze hinzustellen. Dieser Forderung ist der Dichter so weit nachgekommen, daß er eigentliche (logische) Nebensätze in der Form von Hauptsätzen hingestellt hat, wie V. 15:

Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.

= Und wenn es ihn das eigene Leben gekostet hätte.

V. 10: Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.

= Daß der Reiter fast die Mähre tragen mußte.

V. 14: Das Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach.

= Daß er es nur am Zaume nachzog. Vergl. auch V. 39. = Er hieb so, daß man zur Rechten wie zur Linken einen halben Türken heruntersinken sah.

Wie diesen gleichförmigen unverbundenen Sätzen der monotone Rhythmus entspricht, so stimmt auch die Reimfolge, durch welche immer nur je zwei aufeinander folgende Verse zu einer höchst übersichtlichen strophischen Einheit verbunden sind, zu der klaren Übersichtlichkeit und ruhigen Darstellung des Ganzen. Durch dies alles gewinnt das Gedicht einen unaussprechlich treuherzigen naiven Ton, der noch gesteigert wird durch einige altertümliche Wendungen und Stellungen, so daß er etwas Chronikenartiges hat. Dahin gehört die Nachstellung des attributiven Adjektivs; so gleich im Anfang: Kaiser Rotbart lobesam, wo das altertümliche Wort und die Stellung gleich von vornherein in dem Hörer den richtigen Ton anklingen lassen. Dem entsprechend ist V. 4: „Durch ein Gebirge wüst und leer". Ferner V. 51: „mein Ritter wert". Hierher gehört ferner auch der Gebrauch des Hilfswortes thät V. 26: „Und thät nur spöttlich um sich blicken", und V. 48 die Auslassung des für: „Was Arbeit unser Held gemacht".

Die erwähnten altertümlichen, teilweise auch noch dialektisch gebräuchlichen Wendungen in dem Uhlandschen Gedichte sind feine Pinselstriche, mit denen der Künstler dem Gemälde eine charaktervolle Stimmung giebt, die in dem meisterhaften Genrebilde noch erhöht wird durch den an zwei Stellen angewandten schwäbischen Dialekt, V. 23.

Der wackre Schwabe forcht sich nit

und in der letzten Zeile:

Man nennt sie halt nur Schwabensteiche.

Besondere Bedeutung verdient das weise Maßhalten in dem Gebrauch des Dialekts, der sich gleichsam wie ein Anhauch des Hochdeutschen in dem Gedichte zeigt. Es ist gerade so viel in dem Ganzen, der Färbung desselben die richtige Nüance zu geben. Und in diesem Treffen des rechten Maßes zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig zeigt sich gerade der vollendete Meister.

Schließlich noch die Bemerkung, daß Uhland in diesem Gedicht Stil und Versmaß der alten Reimchroniken, den Hans Sachseschen Knittelvers nachahmt.

8. Vortrag des Gedichtes.

„Das Tempo ist beim Lesen nicht zu schnell zu nehmen. Ein gelassenes Wesen, ein gesundes Phlegma muß aus dem Vortrage zu erkennen sein, Hast und Aufregung dagegen vermieden werden. — Mehrfach findet sich Aufforderung zur Malerei in der Stimme. Dem Kunstgedicht liegt solche Malerei ferner, weil sie aus dem Affekt hervorgeht, der auf den Höhen der Kunstpoesie zwar nicht ausgetilgt, aber doch sehr gedämpft und gemäßigt ist. Das Volk

erzählt viel leidenschaftlicher; in dem Gebärdenspiel und der Abwechselung (Modulation) der Stimme malt sich bei ihm unwillkürlich der subjektivere Anteil am Erzählen, der aber, insofern er aus der vollen Hingabe an den Gegenstand hervorgeht, doch wieder objektiven Charakter an sich trägt; das Volk dramatisiert das Vorgetragene, ohne es zu wissen und zu wollen. Also wird bei recht volksmäßigen Gedichten ein ähnliches Verfahren ganz an der Stelle sein, natürlich ohne daß es zur Karikatur ausarten darf. So wird also in den Versen: „Und mancher deutsche Reitersmann hat dort den Trunk sich abgethan", eine ironische Beimischung dem Vortrage nicht fehlen dürfen; aber natürlich muß sie ohne alle Bitterkeit sein, denn der Dichter erkennt in diesen trunkliebenden Reitersleuten doch immer seine Landsleute; diese Trunkliebe gilt ihm als eine Schwäche, nicht aber als ein Fehler. Belebter wird der Vortrag bei dem Dahertraben der türkischen Reiter und deren Plänkeln und Neckerei; aber sofort stimmt er sich wieder zur Gemächlichkeit herab bei der Schilderung der Gleichgültigkeit des Ritters gegen das Gesindel; auch etwas Geringschätziges nimmt der Ton der Stimme an bei den Worten: „und thät nur spöttlich um sich blicken"; dann aber hebt sie sich wieder, wie wenn einem die Geduld ausgeht, ohne daß es doch zum eigentlichen Zorne kommt, Endlich muß sich ein Grausen ausdrücken bei der Schilderung des furchtbaren Hiebes, gleich als ob man selber davon etwas mit abbekommen könnte. Nachher wieder der gelassene Ton, der den Grundcharakter des Ganzen bildet; der Schluß muß zugleich treuherzige Schalkhaftigkeit und behagliches Selbstbewußtsein verraten." (Hiecke, in Löws Monatsschr., 1849, und: Ges. Aufsätze, 26.)

9. Schriftliche Aufgaben.

Das Wesen des schlichten deutschen Ritters.

12. Der gute Kamerad.

(1809.)

Uhland, Gedichte u. Dramen. II. 90. — **Lüben** u. N., Leseb. III. Nr. 84. — **Lüben**, Auswahl. III. 200.

1. Gedankengang.

Dies kurze und einfache Gedicht bedarf keines Kommentars; es findet als eine unvergängliche Perle echten Volksgeistes selbst den Weg zum Herzen der Jugend wie der Erwachsenen. Durch die ansprechende Melodie von **Silcher** (s. „Liedersammlung von Röder u. Huth, Unterstufe) ist es ohnehin längst Eigentum der Kinder geworden, namentlich der Knaben, die niemals aufhören mögen, es zu singen.

Die **Freundschaft und Treuherzigkeit**, das völlige Einssein der beiden Kameraden drängt sich in jeder Zeile auf, namentlich in den Versen:

Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt,

dann besonders der Schmerz der Trennung und des Abschiedes in der 2. Str.:

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Aber so innig die Freundschaft auch ist, die Pflicht geht über die Neigung, sie drängt alle andern Rücksichten zurück, das Vaterland darf darunter nicht leiden; daher auf die dargereichte Hand des Sterbenden die trostreiche Bitte aus wehmütigem, aber glaubensstarkem Herzen:

„Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad."

Die vollkommen gewisse Überzeugung, daß der sterbende Kamerad ebenso handeln würde, läßt den Gedanken, daß derselbe ihm deshalb in der Todesstunde zürnen könne, gar nicht in ihm aufkommen. Er bittet um Fortdauer ihrer Freundschaft und Liebe in der Hoffnung auf eine Vereinigung in dem bessern Jenseits.

Die Verse sind in ähnlicher Weise gebildet, wie im vorhergehenden Gedicht, haben aber nur 3 Hebungen. Der 1. V. reimt sich mit keinem der folgenden. Der 2. und letzte V. jeder Str. haben männliche Reime, die übrigen weibliche.

2. Quelle des Gedichts.

Im Wunderhorn 1806 (18) finden sich in dem Liede „Rewelge" zwei Strophen, die so viel Ähnlichkeit mit unserem Liede haben, daß man sie wohl als Quelle desselben betrachten kann. Sie lauten:

Ach Bruder, jetzt bin ich geschossen,
Die Kugel hat mich schwer getroffen,
Trag mich in mein Quartier,
Es ist nicht weit von hier.

Ach Bruder, ich kann dich nicht tragen,
Die Feinde haben uns geschlagen,
Helf dir der liebe Gott,
Ich muß marschieren in Tod.

3. Zur Geschichte des Liedes.

Uhland ging an einem prachtvollen Sommerabende spazieren. Da kam ihm eine Schar von Bauernburschen entgegen, die aus frischer Brust Uhlands Lied sangen: „Ich hatt' einen Kameraden." Uhland blieb stehen und lauschte; es überkam ihn ein eigentümliches Gefühl, die eigenen Gedanken und Worte von den Lippen fremder Leute wiederzuhören, die ihn ebenso wenig kannten, wie er sie. Bei der Stelle: „als wär's ein Stück von mir", waren die jungen Leute in seine unmittelbare Nähe gekommen, und einer von ihnen, wie von plötzlicher Eingebung erfaßt, streckte seine

Hand nach dem einsamen Spaziergänger aus, indem er sang: „als wär's ein Stück von Dir." — Der Dichter gedachte dieses kleinen Erlebnisses nie ohne Rührung.

4. Schriftliche Aufgaben.

Der treue Mantel. (Nachbildung unter Benutzung des Liedes: Schier dreißig Jahre bist du alt.)

13. Siegfrieds Schwert.

(1812.)

Uhland, Gedichte u. Dramen. II. 218. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 83. — Lüben, Auswahl. III. 200.

1. Einleitung.

Der in diesem Gedicht genannte Siegfried ist der Held des „Nibelungenliedes", von dem bereits im 1. Teile dieses Werkes die Rede war. Nach einer Sage, die nicht mit in das Nibelungenlied aufgenommen worden ist,*) verließ Siegfried noch als Knabe seine Eltern, kam in einem Walde zu einer Schmiede, lernte hier Schwerter schmieden, verfertigte sich dann selbst ein solches, tötete damit einen Drachen und badete sich im Blute desselben, wodurch seine Haut hart wie Horn wurde und Veranlassung gab zu dem Namen „hörnerner Siegfried".

Diese Sage nun liegt dem obengenannten Uhlandschen Gedichte zu Grunde. Es ist zweckmäßig, die Kinder mit derselben vor der Besprechung des Gedichtes bekannt zu machen.

2. Charakteristik Siegfrieds.

Wanderlust und Sehnsucht, trotziges Ungestüm, noch unklarer und verworrener Thatendrang (wer fühlt sich nicht gleich an Schiller erinnert?) treibt ihn weg von Vaters Haus (Str. 1 u. 2); erst allmählich wird er sich klar, was er eigentlich will. In äußerlichen Gestalten tritt ihm sein Wunsch und Phantasiebild entgegen, deutlicher und doch noch undeutlich; die begegnenden Ritter mit den mächtigen Schwertern verleiden ihm seinen Stecken; er möchte ein Schwert — nicht besitzen, so weit versteigt er sich in seinen Wünschen noch nicht, nein nur machen lernen (Str. 3 u. 4). Träumerisch geht er weiter, er fürchtet sich nicht vor dem finstern Walde. In diesem trifft er auf eine Schmiede. Wie locket ihn die Menge Eisen und Stahl und das lustig Flammen schlagende Feuer (Str. 5 u. 6)! Hier kann man gute Schwerter machen lernen. Mit dieser Bitte an den Meister begiebt er sich in den schweren Dienst (Str. 7 u. 8). Aber da erweist sich in ihm übermenschliche Kraft zugleich mit der tollen Lust dieses Kraftgefühls. Nur die letzte Eisenstange, während er sonst alle in Stücke zerschlägt, wird geschont, aus ihr schmiedet er sich

*) Sie steht im IV. Tle. von Lübens Lesebuche, Nr. 75.

ein Schwert (der Dichter malt die Größe gleichsam mit den Händen messend) so breit und so lang (Str. 9—11). In ritterlicher Freude fühlt er sich jetzt jedem andern Helden gleich und fühlt sich mit vollster Sicherheit, wie sie, als Sieger über die Ungetüme, welche als Feinde dem gegenüberstehen, was in jener Zeit Kultur heißen darf.“ (Str. 12 u. 13). (Hiecke, in Löws Monatsschr., 1849, 78 und: Ges. Aufsätze, 13.)

3. Absicht des Dichters.

In der früheren epischen Poesie unseres Volkes begegnen wir nicht selten jungen Helden, die als vollkommen unerfahren und unaufgeklärt über sich dargestellt werden; zufällige, von ihnen nicht berechnete und herbeigeführte Umstände und Verhältnisse bringen ihnen aber plötzlich die in ihnen wohnende Kraft zum Bewußtsein und bilden dann den Ausgangspunkt ihres Heldentums. Diesen eigentümlichen nordischen Tiefsinn, dieses schwere Sichzurechtfinden einer hochbegabten Natur, des Helden Siegfried, stellt Uhland in seinem trefflichen Gedichte dar.

4. Darstellungsweise.

„Der Ton ist vortrefflich, ganz den unbändigen Herrentrotz malend, in Sprache und Versmaß knapp, kurz angebunden, schroff, in allem ein kecker und sicherer Dichtergriff. Wie schön das vorausgestellte Verbum: „Begegnet ihm manch Ritter wert!“ Und wie prächtig steht dem Gedicht die trutzige Form: „Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt“, gleichsam wie einem alten Schwerte ein ehrwürdiger Rostfleck“. (Hiecke, ebendaselbst.)

Die Strophen sind zweizeilig, die Verse von der Bildung wie in der „Schwäbischen Kunde“, nämlich Knittelverse mit 4 Hebungen, die Reime alle männlich.

Zu dem Worte „Ritter“, das zweimal in dem Gedichte vorkommt, bemerkt Hiecke, daß es „historisch falsch und doch poetisch richtig“ sei. „Nach einer optischen Täuschung des Geistes werden den Epikern des Mittelalters, denen sich hier Uhland zugesellt, Helden aus einer frühern Zeit, welche noch kein eigentliches Rittertum kennt, zu Rittern.“

14. Klein Roland.

(1808.)

Uhland, Gedichte u. Dramen. II. 220. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 77. — Lüben, Auswahl. III. 201.

1. Erläuterungen.

„Klein Roland“ und der Rückertsche „Roland zu Bremen“ sind ein und dieselbe Person; die unserm Gedicht zu Grunde liegende Sage gehört also zum Kreise der Karls-Sagen. Nach Uhlands brieflicher Angabe ist der Stoff zu diesem Gedicht den „Noches de Inuierno (Winternächten) von Antonio de Esclava (1609)“

aus dem Spanischen in die deutsche Sprache versetzt durch Matth. Drummer von Pabenbach, Nürnberg, 1713 entnommen. Der Inhalt der Anekdote ist folgender: Bertha, die schöne Schwester Karls des Großen, wird von Milon de Anglante verführt und trotz ihrer flehentlichen Bitten von ihrem erzürnten Bruder zum Tode verurteilt. Es gelingt ihr indes, mit ihrem Geliebten nach Italien zu entfliehen, wo sie in einer Felsschlucht bei Siena einen Sohn gebiert, welcher bei der Geburt die abschüssige Schlucht „hinunterwaltzte" und „von dem spanischen Worte Rodear, welches walzen und herumkugeln heißt", den Namen Rodando empfing, der nachher in Orlando „verkehret" wurde. Der Vater ernährt Mutter und Kind durch seiner Hände Arbeit, versinkt aber, als Roland 4 Jahr alt ist, in einem Bache und läßt Bertha in Not und Betrübnis zurück. Dieser geht täglich, um Almosen zu sammeln, nach Siena und wird bei den Knaben seines Alters so beliebt, daß sie ihm alles zutrugen, was er begehrte und sie nur bekommen konnten. Mittlerweile kam er zu solchen Kräften, daß er im Ringen und andern Bubenhändeln allzeit oblag, und alle Knaben in Siena ihm unterthan waren. Da Orlando einst sehr dürftig bekleidet, fast nackend erschien, beschlossen sie, ihn auf ihre Kosten zu kleiden. Die Knaben jedes Stadtviertels kauften ein Stück Tuch von verschiedener Farbe und ließen ihm einen langen Rock von diesen vier Farben machen. Als Karl der Große auf der Rückreise von Rom nach Siena kam, erhielt Orlando wie alle Armen, Almosen im kaiserlichen Palaste. Einst, da er zu spät sich eingefunden, drang er in das Gemach des Kaisers, nahm von der Tafel eine silberne Schüssel und trug sie samt der Speise unerschrocken zu seiner Mutter, woran ihn auf Karls Befehl niemand hindern durfte. Trotz des mütterlichen Verbots betrat er tags darauf wieder den Palast und schlich sich zur Tafel; der Kaiser aber that, als ob er's nicht bemerke, um des Knaben Gemüt und Vorhaben zu erfahren. Als er aber nach einem großen vergoldeten Becher griff, schrie der Kaiser ihn laut an; er aber ließ sich dadurch nicht erschrecken, sondern faßte den Kaiser mit der Linken an seinem grauen Barte und sprach: „Eines Kaisers Stimme ist nicht stark genug, mich zu erschrecken" und trug den Becher fort. Der Kaiser befahl vier Truchsessen, dem Knaben zu folgen, und sie entdecken Bertha. Drei derselben kehren zum Kaiser zurück, um Karls Gnade für sie zu erflehen. Als dieser vernimmt, daß es seine Schwester sei, läßt er sie durch Frauen und Jungfrauen holen, wird aber bei ihrem Anblick so vom Zorn übermannt, daß er sie mit einem Fußtritte zu Boden stößt. Orlando, über diese seiner Mutter angethane Gewalt erbittert, greift den Kaiser an und hätte ihn getötet, wenn die Hofherren den Knaben nicht weggerissen hätten. Der Kaiser sieht seine Übereilung ein, versöhnt sich mit seiner Schwester, in

die später auch der durch Zauber ferngehaltene und wiedergefundene Milon eingeschlossen wird. (Eichholtz. Düntzer.)

Str. 3. „Die ich um Liebe alles ließ, nun läßt die Liebe mich". Aus Liebe zu Milon verließ Bertha die Ihrigen; jetzt ist sie von denen verlassen, auf deren Liebe sie Anspruch hat. Die gewöhnliche Satzstellung würde sein: Mich, die um Liebe alles ließ, läßt nun die Liebe.

10. „Farb" ahd. faro, mhd. var, war im Altdeutschen (und ist im Oberdeutschen noch) Adjektiv, ist jedoch im Neuhochdeutschen durch farbig und farben verdrängt worden.

12. Der ältere Ausdruck „sondrer Brauch" hat vor dem neuern: besondrer oder sonderbarer Gebrauch die Kürze voraus.

14. Statt „Heida!" ist Heda! gebräuchlicher und ist hier ein Ausruf des Erstaunens sowohl, als ein Halt gebietender Zuruf.

16. „Meines roten Weines Schaum", meinen schäumenden roten Wein.

18. „berühmst", prahlst, groß thust. Dies ist die ältere Bedeutung von rühmen, so wie Ruhm vorzugsweise Prahlerei bedeutet. Der Dichter braucht hier berühmen, weil sich darin der ältere Sinn erhalten hat; indes kommt berühmen in älterer und neuerer Sprache nur als Mittelwort vor, so daß es heißen müßte: „wie du dich berühmst".

„lustsam", ahd. lustsam, mitteld. lustsam, mhd. lussam, reizend, lieblich, anmutig, Lust erweckend.

19. „Truchseß", ahd. truhsâzo, mhd. trúhsaeze, entstanden aus truht, Trucht, d. i Trupp, Haufen, Schar und sâzo, der Ansitzende, angesessene Dienstmann, ein truhtsâzo, also ein über die Dienerschaft Gesetzter, Hausmeier, ein königlicher Statthalter, der an der Spitze der kämpfenden Schar stand; später der höchste Hofbeamte über Küche und Tafel des Fürsten. Nach andern abgeleitet von truhe = verdecktes Gefäß, Schüssel. Das Amt des Erztruchseß war eine erbliche Würde der Kurfürsten von Rheinpfalz und Bayern.

20. „all Stund", immerdar, zu jeder Zeit. Natürlich bezieht sich allstund auf „sind ihre Wächter", nicht auf blau.

„wer ist ihr Sänger frei?" Frei, got. freis, frijis, entsprechend dem sanskritischen prija, geliebt, wert, teuer, auserwählt, freigeboren, unabhängig, edel.

21. Im Mittelalter war es Sitte, daß Könige und Fürsten zu gewissen Zeiten, meistens zu Ostern und zu Weihnachten ihren Dienstleuten, sowie den Herren, die sich an ihrem Hofe aufhielten, Geschenke, bestehend in kostbaren Kleidungsstücken, Mänteln, Anzügen u. s. w. verehrten. Diese zu gewissen Zeiten gelieferten Kleidungsstücke nannte man Livreen. „Livrei", Livree aus

mittellat. liberâre, liberata, eigentlich das Gelieferte (an Lebensmitteln wie an Kleidung), mhd. die liberey, im 16. u. 17. Jahrh. auch liverey, livrey; das Abzeichen an der Kleidung selbst für die höchsten Hof- und Staatsbeamten. Später die Kleidung, die der Herr dem Bedienten giebt; Bedientenkleidung mit Abzeichen.

22. „Wat“, altd. für Gewand und zwar in jedem Sinne, sowohl als Kleid, denn als Kleiderstoff.

30. „Ohm“, Oheim.

33. Die beiden letzten Zeilen enthalten eine Anspielung auf Rolands buntes Gewand. Wie er die Knaben der Stadt bezwang, so soll er manches Reich bezwingen und sein Schild und Wappen immer bunter werden. So soll auch das, was er an der Tafel gethan, Vorbedeutung sein für künftige Thaten. Daher denn auch Str. 34, Z. 4 Mutterland statt Vaterland. Wie er seine seufzende Mutter wieder zu frischen Ehren brachte, so künftig sein Mutterland.

2. Inhaltsangabe.

Frau Bertha war von ihrem Bruder, Karl dem Großen, verstoßen worden, weil sie wider seinen Willen sich mit Milon vermählt hatte. Nachdem dieser seinen Tod in den Wellen gefunden, lebte sie mit ihrem Sohne, dem nun einzigen Gegenstande ihrer Liebe, in abgelegener Felsenkluft und beklagte ihr bitteres Los. Roland empfand die Härte dieser Lage noch nicht, war daher stets frohen Mutes und kam der Aufforderung der Mutter, zur Stadt zu gehen und die Leute um Speise und Trank zu bitten, gern nach.

Eines Tages hielt Karl große Tafel im reich geschmückten Rittersaale. Alles war vollauf da, auch Musik fehlte nicht. Im Hofe saßen viele Bettler und labten sich an dem, was übrig blieb. Roland drängte sich durch dieselben, trat in den Saal, nahm, ohne ein Wort zu sagen, eine Schüssel mit Speise vom Tische und entfernte sich damit, kehrte dann nach kurzer Zeit zurück und erfaßte in gleicher Weise und Absicht den Pokal des Königs. Der König verhinderte dies durch einen ernsten Zuruf, ließ sich aber lächelnd mit dem Knaben in ein Gespräch ein, in dem er dessen Mutter wegen ihrer Armut verspottet, den Knaben selbst aber der guten Dienste halber lobt, die er seiner Mutter erweist.

Neugierig die Mutter des Knaben zu sehen, fordert der König drei Damen und drei Herren aus seiner Umgebung auf, dieselbe sofort zu holen. Nach kurzer Frist kehren sie mit ihr zurück. Schon von fern erkennt Karl in der Verspotteten seine Schwester und wird durch ihre bleiche Gestalt und ihr graues Pilgergewand wehmütig und zum Mitleid gestimmt. Als sie ihm aber zu Füßen fällt, lodert plötzlich in ihm der alte Grimm empor, wird jedoch durch das offene Wesen des Knaben für immer erstickt. Er verzeiht der Schwester um ihres lieben Sohnes willen, und diese verspricht, Roland solle ihm einst vergelten, was er jetzt Gutes an ihr thue,

solle ein Held werden, wie der König, solle manches Reich erobern und sein Vaterland in Ehre bringen.

3. Gedankengang und Gliederung.

Die Hauptperson des Gedichtes ist Roland. Der Dichter führt uns jedoch zuerst die Mutter desselben vor. Klagend über ihr bitteres Los tritt sie auf und macht uns dadurch bekannt mit ihren Schicksalen und den Anlässen dazu. Des Sohnes wird dabei nur so weit gedacht, als erforderlich ist, um zu zeigen, daß die Leiden nicht nachteilig auf ihn eingewirkt haben, er vielmehr noch ein vollkommen sorgloses, unbefangens und fröhliches Kind ist. Der durch die Verhältnisse bedingte Gegensatz zwischen Mutter und Sohn tritt dadurch deutlich hervor.

Mit der 6. Str. hebt ein neuer Abschnitt an; die Schilderung des Prunkes und Überflusses, der an Karls Hofe herrscht. Sie hat den Zweck, den Gegensatz zwischen Bertha und ihrem Bruder noch mehr hervorzuheben und ganz zum Bewußtsein zu bringen. Am deutlichsten ausgesprochen sind diese Gegensätze in folgenden Versen:

Frau Bertha saß in der Felsenkluft —
und: Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal. —
Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank.
und: Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schlüssel und Pokal.
Ferner: Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut.
und: Sie klagt ihr bittres Los.

Gegen den Schluß des Abschnittes wird auch der Bettler gedacht. Sie bilden ein Seitenstück zu Bertha, die ja auch ihr Kind muß betteln schicken, und lassen uns von neuem ihr bitteres Los empfinden, zeigen aber auch zugleich, in welchem Maße der König zürnt. Denn obwohl die Bettler gemeinen Sinnes sind („sie labten sich an Trank und Speis' mehr, als am Saitenspiel"), so haben sie es doch besser, als die Königsschwester. Die Bettler geben dem Dichter zugleich aber Gelegenheit zu zeigen, wie sich die Bettler mit Bettlersinn von dem bettelnden Knaben mit angeborener edler Gesinnung unterscheiden. Denn es wird ausdrücklich bemerkt, daß er nicht verweilt bei der Bettlerschar, daß er vielmehr in den Saal tritt, „als wär's sein eigen Haus."

Von nun an tritt Roland in den Vordergrund. Über sein Äußeres sagt der Dichter nichts; nur auf das „vierfarb zusammengestickte" Kleid macht er aufmerksam, weil ihm dies später als Beweis für des Knaben Heldenmut und als eine symbolische Deutung für seine zukünftige Wirksamkeit dienen muß. Desto mehr bemüht er sich aber, des Knaben geistige Eigenschaften, seine kecke offene Naivität, sein Selbstgefühl, welches auf dem dunklen Bewußtsein von der höhern Abstammung seiner Mutter und auf

seinem Rechte beruht, hervortreten zu lassen. Das Gespräch des Königs mit dem Knaben ist das passende Mittel hierzu. Zugleich dient die Unterhaltung dazu, den alten Grimm des Königs gegen die Schwester so weit zu schwächen, daß er später, wo er noch einmal auflodert, für immer erlischt. Die Stimme der Natur, des eigenen Blutes, spricht zu stark in dem Knaben, als daß der Oheim sie überhören, ihr widerstehen könnte. Ebenso wird durch die achtungsvolle Behandlung, welche die Mutter vom Sohne erfährt, die Achtung Karls gegen die ohne ausreichenden Grund verstoßene Schwester wieder hergestellt.

Durch das alles ist der letzte Akt, die Einführung der Schwester und Karls Versöhnung mit derselben, trefflich vorbereitet und innerlich begründet. Die tiefgebeugte Bertha vergißt die traurige Vergangenheit und lenkt voll Hoffnung und Dankbarkeit den Blick auf die Zukunft. Wie „Klein Roland“ die Farben der zinspflichtig gemachten Knaben an sich trägt, so soll er künftig die Farbe manches bezwungenen Reiches in seinem Schilde führen; wie er jetzt ohne Umstände in des Königs Tisch gegriffen, so soll er künftig mit Königen zu Tisch sitzen, mit ihnen als seinesgleichen verfahren und dem Heimatlande seiner Mutter ein Schirmer und eine Zierde werden, wie er bisher die Freude und der Trost seiner Mutter gewesen ist. Gelingt ihm dies alles, wird er ein hohes Heldenbild, so wird er damit doch nur, wie es vorher heißt, „seinem Könige gleich“, — eine ebenso schlichte, als feine Anerkennung des großen Bruders, worin überdies der treue Dienst gegen denselben angedeutet ist.

Übersicht der Gliederung.

I. Klein Roland und Frau Bertha. Str. 1—5.
II. König Karl und sein Hof. Str. 6—8.
III. König Karl mit seinem Hofe und Klein Roland. Str. 9—24.
IV. König Karl, Klein Roland und Frau Bertha. Str. 25—34.

4. Charakteristik Klein Rolands.

„Er ist knabenhaft fröhlich, ohne von der Sorge der Mutter irgend berührt zu werden, aber gehorsam eilt er sogleich zur Stadt. Doch der mütterlichen Ermahnung zur Bescheidenheit im Bitten und zur Zufriedenheit auch mit einer kleinen Gabe, hat er sofort vergessen. Geborner Fürst und Held eilt er mit dem Instinkt berechtigten Selbstgefühls, statt mit der Bettlerschar vor dem Palaste des Königs zu verweilen, in den Saal selbst hinein und nimmt mit naiver Keckheit eine Schüssel von des Tisches Mitte hinweg für seine Mutter, für die das Beste nicht zu gut ist; ja nach kurzer Frist wiederkehrend, faßt er sogar des Königs eignen Pokal und läßt sich auch von dessen zürnendem Anrufe nicht schrecken. Als nun aber der König, von der anfänglichen Überraschung und Befremdung und dem darauf folgenden Unwillen zur Geringschätzung des dreisten Burschen, dem man den gänzlichen Mangel an Sitte

nicht so übel nehmen könne, übergehend, ihn spöttisch zur Rede setzt, so bietet sich diesem damit die Gelegenheit, nun auch im geistigen Kampfe, wie früher mit seinen Altersgenossen im leiblichen, sich als Helden zu erweisen. Nichts vermag ihn zu irren und einzuschüchtern. Die Vergleichung mit einem Bauernjungen weist er zurück, den Spott über die mutmaßliche Dürftigkeit seiner von ihm gerühmten Mutter weiß er mit treffendem Witz und edlem, wohlbegründetem Selbstgefühle zu beantworten. Alle diese Pracht und stattliche Umgebung der Königsmacht, welche einen andern befangen machen würde, — sie will, sagt ihm eine wahrhaft fürstliche Empfindung, doch nichts bedeuten gegen die wirkliche Tüchtigkeit: alle jene mancherlei Ämter vereinigt er in seiner eigenen Person. Und als der König endlich durch die kränkende Mahnung an die bettelhafte Ärmlichkeit seines Anzuges ihn ganz sicher zu demütigen und zu Boden zu drücken meint, da schlägt dieser Hohn vielmehr erst recht zu einem Triumph für ihn aus, indem er mit vollster innerer Befriedigung diese vielfarbigen Lappen als ebenso viele Zeichen erlangter Siege über andere Knaben rühmen darf." (Hiecke, in Löws Monatsschr., 1849, 325 und: Ges. Aufsätze, 17.)

5. Zweck des Gedichtes.

Die Sage, welche dem Gedicht zu Grunde liegt, stellt Klein Roland so dar, daß man im Knaben schon die künftige Heldengröße ahnt. Diesem Grundzuge gemäß legt es auch Uhland darauf an, das heldenmütige Wesen des Knaben zur Anschauung zu bringen und ahnen zu lassen, zu welchen Hoffnungen derselbe in dieser Beziehung berechtige.

Wahre Heldengröße ist nur möglich, wo sich mit der nötigen physischen Kraft Überlegenheit des Geistes verbindet; erstere vermag für sich so gut wie nichts. Dies richtig erkennend, erwähnt zwar Uhland, daß Klein Roland 8 Knaben bezwungen habe, verbreitet sich aber nicht ausführlich darüber; dagegen zeigt er umständlich, wie derselbe alle geistigen Angriffe des Königs tapfer zurückweist und läßt uns dabei den Knaben als reich mit Mutterwitz*) ausgestattet erkennen.

Dies ist der Gesichtspunkt, von dem aus das ganze Gedicht betrachtet werden muß.

---

*) „Wir geben dem Witze, wenn er, entfernt von aller selbstgefälligen Absichtlichkeit, ohne Anspruch auf besonderen Geist, durch einen Angriff herausgefordert, als reine Naturgabe hervorbricht und so recht den Nagel auf den Kopf trifft, sehr bezeichnend den Namen Mutterwitz; genau betrachtet, ist es von intellektueller Seite Genialität in der allereinfachsten und unscheinbarsten Gestalt, und von moralischer Seite angesehen, ist es Geistesgegenwart und Tapferkeit bei einem Angriffe geistiger Art, bei dem sich der Angegriffene unerwartet mit Glück seiner Haut zu wehren weiß." Hiecke, a. a. O. S. 16.

Gewissermaßen als Ergänzung zu diesem Gedicht ist „Roland Schildträger", II. 228 der Gedichte und Dramen, zu betrachten, in dem „Jung Roland, Sohn des Milon", als Jünglings-Held dargestellt wird. Es ist zweckmäßig, dasselbe den Schülern vorzulesen und mit dem schon besprochenen „Siegfrieds Schwert" vergleichen zu lassen.

Den männlichen Helden hat uns Uhland in den „Schwabenstreichen" und in „König Karls Meerfahrt" dargestellt.

6. Darstellungsweise.

Wie die vorhergehenden Gedichte Uhlands, so zeichnet sich auch dies durch große Einfachheit der Satzbildung aus; fast nirgends kommen darin periodische Satzverbindungen vor. So entspricht die Darstellung vollkommen der Einfachheit der Sache. Die drei Hauptteile der Erzählung sind nur leise aneinander gereiht, der 1. u. 2. ohne ausdrücklichen Übergang zusammengestellt, wenn man nicht etwa die erst später folgenden beiden letzten Zeilen der 7. Strophe:

> Doch reichte nicht der helle Klang
> Zu Berthas Einsamkeit.

als Brücke betrachten will. Der künstlerischen Schönheit geschieht dadurch indessen kein Abbruch, und die innere poetische Einheit des Gedichtes tritt um so deutlicher hervor, als die einzelnen Momente auch ohne sichtbaren Verband dennoch leicht aufeinander bezogen werden können.

Die Sprache hat durch häufige Anwendung alter Wörter, Wortformen und Wendungen eine altertümliche Färbung erhalten, die mit der altertümlichen Sage trefflich harmoniert. Hier und da führt jedoch der Dichter Ausdrücke ein, die ohne gelehrte Erörterungen nicht verständlich sind, wie das Wort Wat, was nicht volle Billigung verdient, in diesem Falle um so weniger, da das gebräuchliche Wort Gewand ganz dasselbe sagt.

Nicht ganz der einfachen Darstellungsweise entsprechen Fügungen wie „von Tisches Mitt', von Königs Tisch, roten Weines Schaum." Schiller sagt zwar auch „von Nordes Hauch, mit Feuers Kraft, der Flotte Glück"; aber bei ihm gehören diese Wendungen seiner Sprache durch und durch an, während sie bei Uhland nicht aus seinem, die höchste Einfachheit anstrebenden Stile hervorgehen, vielmehr, wie deutlich zu erkennen, nur des Kolorits wegen gebraucht werden.

Der Gebrauch des unveränderten Adjektivs hinter dem Substantiv drängt sich in Klein Roland fast etwas zu stark hervor und erinnert an die Schwachheiten der romantischen Schule. Man gestattet solche Konstruktionsweisen jetzt eigentlich nur, wenn der Nachdruck darauf liegt, oder wenn das Adjektiv äußerlich einen größern Umfang einnimmt, wie z. B. in den Verbindungen: ein Pilgermädel jung und schön; wo seid ihr Augen blau und klar, ihr Wangen

rosenrot. In solchen Fällen erscheint das Adjektiv mehr als Apposition, als Anlage zu einem besondern Satze.

Neben den altertümlichen Wendungen und Wörtern treten in unserm Gedichte auch eine ziemliche Anzahl von neu-schwäbischen Provinzialismen auf, die wenigstens dem norddeutschen Ohr nicht besonders klingen, wie Ehr', Speis', Gab', Meng', Mitt', Weil', Eil', Dam'. Der durchgehend männliche Reim hat den Dichter zu diesen Kürzungen wohl ebenso verleitet, wie zu dem unveränderten Adjektiv hinter dem Hauptworte.

Vorteilhaft zeichnet sich das Gedicht aus durch einen Anstrich von heiterer Laune, die sich durch das ganze Gedicht hinzieht, und eine leise Ironie, womit das Ganze gleichsam überflogen ist; beide, Laune und Ironie erinnern an so manche anmutige Erzeugnisse des Mittelalters und an Ariost. Es zeigt sich hier recht der Unterschied zwischen heiterer Laune und komischer Darstellung, zwei Dinge, die so manche verwechseln. Die Laune und Ironie tritt in verschiedenen Gedichten Uhlands mit vorzüglicher Wirkung auf.

Wir schließen diese Besprechung mit einem Urteile Hieckes über dieses Gedicht. Er sagt: „Dieses Gedicht wird kaum in irgend einem von den zahllosen Lesebüchern fehlen, darf auch nirgends fehlen. Es macht unglaubliches Glück bei den Kindern und ist in der Regel von fähigern nach mehrmaligem Vorlesen und verweilendem Durchgehen auch schon so ziemlich auswendig gelernt. Und in der That vereinigen sich darin spannender und doch faßlicher Inhalt und Gang, entsprechende Charaktere, naiver Ton, leicht in das Ohr fallendes Versmaß, endlich eine höchst geschickte Verteilung des Stoffes nach Strophen und Zeilen zur glücklichsten Gesamtwirkung."

7. Schriftliche Aufgaben.

1. Roland, ein Held im Knabenalter. 2. Roland als Friedensstifter. (Vergl. Otto, Leseb. 7. Aufl. S. 125.) 3. Vergleichung des Gedichtes mit seiner Quelle. (Siehe Eichholtz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen S. 5—7.)

15. Der Schenk von Limburg.

(1816.)

Uhland, Gedichte u. Dramen. II. 275. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 109. — Lüben, Auswahl. III. 204.

1. Erläuterungen.

Str. 1. Das Schloß Limburg lag in der Nähe von Schwäbisch-Hall. Die Grafen von Limburg besaßen das Erbschenkenamt des heiligen römischen Reichs und hießen daher die Schenken von Limburg; 1714 sind sie ausgestorben. Man unterschied die Erzämter, deren Inhaber die Kurfürsten waren, und die Erbämter, welche auf vier gräflichen Familien ruhten und deren Inhaber bei der Kaiserkrönung das Amt wirklich versahen. Erzschenk war der

König von Böhmen, Erbschenk der älteste Graf von Limburg, später der älteste Graf von Althan.

2. „wilden Feder“, Federn von wilden Vögeln. „Buchs“, Buchsbaumholz.

3. „Troß“, Heergepäck, Leute bei diesem Gepäck und für dasselbe, aus dem mittellat. trossâre, packen, die trossa, Pack, Bündel, Gepäck, mhd. trossen, packen, trosser, der Troßknecht. Hier ein nachziehender Haufe, Knecht und Mannen, Dienerschaft.

4. Die Burg Hohenstaufen lag am Remser Thal; die Rems ist ein Nebenfluß des Neckar.

„mit hellen Haufen“, mit glänzendem und tönendem, lustigem, jauchzendem, jubelndem Gefolge.

„eine Hinde“ oder Hindin, eine Hirschkuh.

5. „Hägen“, Einzahl Hag, Gebüsch, auch Wald.

7. „ohn' alle Fährde“, ohne weiteres, ohne Arg, ohne Gefahr, ohne Hinterlist zu fürchten vom ahd. fâra, mhd. die vâr, vâre, Nachstellung, Hinterlist.

„Ich nehm' ihn mir zur Haft“, als Unterpfand.

8. „Gewälde“, für Waldung.

„Hof und Feld“, in der Umgebung, im Rate des Kaisers und im Kriege.

10. „Gesell“ drückt hier die nahe Beziehung aus, in der der Kaiser und der Graf als Jagdgenossen, Jagdliebhaber und Mitgenossen gleicher Lebensweise zu einander stehen.

„Und gieb mir eins zu bürsten“, zu trinken, in welcher Bedeutung das Wort noch jetzt in der Schweiz und in Schwaben gebräuchlich ist.

2. Hauptinhalt der einzelnen Strophen.

Str. 1. Wohnort und Lebensweise des Grafen.
2. Anzug und Gestalt desselben.
3. Der Graf liebt es, allein auf die Jagd zu gehen.
4. Der deutsche Kaiser verirrt sich auf der Jagd.
5. Zusammentreffen desselben mit dem Grafen bei einer Quelle.
6. Der Kaiser macht dem Grafen Wohlwollen ausdrückende Vorwürfe.
7. 8. Versuch des Kaisers, den Grafen für seine Dienste zu Hofe und zu Felde zu gewinnen.
9. Der Graf schlägt den Antrag des Kaisers aus.
10—12. Die List des Kaisers, durch welche er den Grafen gewinnt.

3. Die Gliederung des Gedichts.

Charakteristik des Grafen als leidenschaftlichen Jägers. Str. 1—3. Sein Zusammentreffen mit dem hohenstaufischen Kaiser an einer Waldquelle. Str. 4. 5. Scherzende Vorwürfe und Versuch des Kaisers, den Grafen für den Hof- und Staatsdienst zu gewinnen.

Str. 6—8. Ablehnende Bitte des Grafen. Str. 9. List des Kaisers, infolge welcher er ihn zum Reichsmundschenk ernennt. Str. 10—12.

4. Inhalt des ganzen Gedichtes.

Ein edler Graf von Limburg liebte die Jagd so sehr, daß er sich mehr in den Wäldern, als in seinem Schlosse aufhielt. Er war von hohem Wuchs und konnte gewaltig schreiten, kleidete sich einfach wie ein Jäger und trug an der Seite ein Trinkgefäß von Buchs. Ein starker, langer Jagdspieß diente ihm als Stütze beim Schwunge über breite Waldströme. Sonst nahm er aber weder ein Roß, noch Dienerschaft mit.

Einst hielt der deutsche Kaiser, der in der Nachbarschaft des Grafen auf Hohenstaufen residierte, in großer Begleitung Jagd. Beim hastigen Verfolgen einer Hirschkuh verirrte er sich, machte endlich an einer kühlen Quelle Halt und wollte sich zum Mittagschlaf niederlegen. Unvermutet kam auch der Graf dorthin. In freundlichem Tone machte der Kaiser ihm Vorwürfe darüber, daß er sich nie bei Hofe sehen lasse und daß man seiner nur im Walde habhaft werden könne. Als darauf der Graf sich ohne Arg neben dem Kaiser niedersetzte und seine Jagdstange in die Erde stieß, ergriff der Kaiser diese und versuchte die günstige Lage zu benutzen, um den Grafen für seinen Dienst zu gewinnen. Aber weder das als Ersatz für die Jagdstange dargebotene Pferd, noch das dem Grafen gespendete Lob brachte die gewünschte Wirkung hervor; er lehnte alles ab. Darauf forderte der Kaiser den Grafen auf, ihm in seinem Holzgefäß einen Trunk Wasser aus dem Quell zu reichen. Als dies geschehen war und der Kaiser mit Wohlbehagen getrunken hatte, erklärte derselbe den Grafen infolge dieses Dienstes zum Schenk des Deutschen Reiches und gewann ihn dadurch für sich und seinen Dienst.

5. Charakteristik des Grafen.

Der Graf von Limburg war von hoher, männlicher Gestalt und besaß eine ungewöhnliche Körperkraft. Sein Lieblingsvergnügen war die Jagd. Abgehärtet durch das beständige Umherschweifen, bot er jeder Witterung Trotz. Das Bewußtsein von seiner körperlichen Kraft, die er oft genug erprobt hatte, verlieh ihm in den schwierigsten Lagen eine edle Kühnheit und einen unerschrockenen Mut. Dabei war er höchst anspruchslos. Seine Kleidung war schlicht, seine Nahrung einfach, Ehrgeiz ihm fremd. Den Hof mied er. Das Leben an demselben schien ihm zu weichlich und war ihm zu gebunden. Seiner etwas derben Männlichkeit fehlte aber keineswegs ein gutmütiges Herz, so daß er für Sachen zu gewinnen war, gegen die er entschiedene Abneigung gezeigt hatte. — In seiner neuen Stellung zeigt uns das Gedicht den Grafen nicht. Die mitgeteilten

Züge jedoch reichen hin, keine Zweifel über seine Brauchbarkeit und Tüchtigkeit in der neuen Sphäre aufkommen zu lassen.

„Nicht schweifen im Gewälde,
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann,“ —

sagt der Kaiser. Diese Worte geben den Elementen, aus denen das Gedicht konstruiert ist, ihre höhere Einheit, enthalten den Beziehungspunkt des Ganzen und fordern zu einer Beurteilung der angeführten Charakterzüge des Grafen im Hinblick auf den Dienst bei Hofe und zu Felde auf.

a. Bei Hofe. Schon das schlichte, gerade Wesen des Grafen mußte einen vorteilhaften Einfluß auf die Umgebung des Kaisers üben. Seine Dienste wird er ohne Eigennutz geübt, des Reiches Wohl ihm mehr am Herzen gelegen haben als eitler Ruhm. Ehrsucht und Eitelkeit, die beiden schlechtesten Ratgeber des Menschen, haben andere ebenso wenig zu fürchten, als er ihren Neid. Kleinlichen Eifersüchteleien wird er nicht zugänglich gewesen sein, und wer einmal seine Freundschaft gewonnen, der besaß sie auch auf die Dauer.

b. Im Felde. Den Strapazen gewachsen und sie liebend, hat er sicherlich alle Anstrengungen mit den Kriegern geteilt und dadurch schon die Liebe derselben gewonnen. Im Gefecht wird ihn eiserne Ruhe und kühne Entschlossenheit, ein rascher klarer Blick und große Kaltblütigkeit ausgezeichnet haben. Bei kühnen Unternehmungen ist er gewiß nicht der Letzte gewesen.

Von diesem allem steht zwar nichts direkt im Gedichte, aber indirekt ist es darin enthalten, und hätte der Graf sich nicht also bei Hofe und zu Felde bewährt, die Dichtung würde ihn nicht verherrlicht haben. (Gude, in Löws Monatsschr., 1853, 334 ff.)

6. Form der Darstellung.

Aus der Zerlegung der neuen Nibelungenstrophe in 8 Verse mit gekreuzten Reimen ging eine im 15. Jahrh. herrschende und bis auf unsere Tage herab viel gebrauchte Strophe hervor, der — nach dem beim Volke immer vorzugsweise beliebt gebliebenen Hildebrandsliede — sogenannte Hildebrandston. (Vergl. I. 149.) Diesen Strophenbau hat Uhland hier angewandt.

7. Anlaß und Absichten des Gedichtes.

Während Uhland zu den vorhergehenden Gedichten Sagen benutzte, gab zu diesem eine Figur in der Kirche zu Gaildorf und die Deutung derselben aus der Phantasie Kerners, der von 1816—18 in Gaildorf Oberamtsarzt war, die Veranlassung. (Siehe Uhlands Brief an Alexander Kaufmann.) Leider ist 1868 die Kirche bis auf den Grund niedergebrannt, so daß jegliche Nachforschung abgeschnitten ist. Daß es Schenken von Limpurg gegeben, beweist eine Urkunde von 1214; ein Schenk von Limpurg kommt als

Minnesänger auch in der Manessischen Sammlung vor. Möglich ist es auch, daß Uhland schon 1816 jene italienische Novellensammlung le cento novelle gekannt hat, die er in seinen Schriften Bd. 1. S. 498 anführt. Eine derselben (c. 23), die ihm vielleicht die äußere Einkleidung für seinen Schenken gegeben hat, lautet: Kaiser Friedrich (von Hohenstaufen) ging auf die Jagd in grünen Kleidern, wie seine Gewohnheit war. An einer Quelle fand er einen Müßiggänger, der ein schneeweißes Tischtuch über das grüne Gras ausgebreitet und seinen Becher mit Wein nebst seinem Brote vor sich stehen hatte. Der Kaiser näherte sich ihm und sprach ihn um einen Trunk an. Der Müßiggänger sprach: Womit soll ich dir zu trinken geben? An diesen Becher darfst du den Mund nicht setzen. Hast du eine Jagdflasche bei dir, so werde ich dir gerne geben. Der Kaiser erwiderte: Leih mir deinen Krug und ich will so trinken, daß ich meinen Mund nicht daran bringe. Jener gab ihm den Krug, und der Kaiser trank, wie er versprochen. Aber er gab den Krug nicht zurück, sondern spornte sein Roß und ritt mit demselben davon. Der Müßiggänger bemerkte wohl, daß es einer von den Rittern des Kaisers sein müsse. Den folgenden Tag ging er an den Hof u. s. w. Hier erhält er seinen Krug zurück und wird reichlich beschenkt „um seiner Reinlichkeit willen“.

Der Zweck dieses einfachen, frischen, echt volkstümlichen Gedichtes war entweder die poetische Deutung eines historischen Namens Schenk, oder er wollte nach Überlieferungen die Grafen von Limburg, als ein waldliebendes und jagdfreudiges Geschlecht besingen, aus dem der Kaiser einen als Erbschenken erwählte, trotzdem dieser wie seine Vorfahren alle Herrlichkeit des Fürstenhofes gering achtete.

16. Des Sängers Fluch.
(1814.)

Uhland, Gedicht und Dramen. II. 302. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 114. — Lüben, Auswahl. III. 206.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Hoch und hehr“. Hoch bezieht sich auf die Örtlichkeit, auf die Lage und sagt so viel als hochgelegen, hehr dagegen mehr auf das imposante Äußere, bezeichnet das Großartige des Baues. Hehr bedeutet ursprünglich so viel als hoch und herrlich erhaben, das Gemüt mit Ehrfurcht und heiligen Schauern erfüllend, Ehrfurcht gebietend, feierlich stimmend.

„Frische Brunnen in Regenbogenglanz“, Springbrunnen, in deren herabfallenden, in Tropfen aufgelösten Strahlen die Lichtstrahlen sich brechen und die Regenbogenfarben zeigen.

2. „Geißel“ (die), ahd. geisila, geisilâ, keisala, mhd. die geisel, Peitsche mit Riemen, zum Züchtigen. Verschieden davon ist der

Geisel, ahd. gîsal, kïsal, altnord. gisl, mhd. der gîsel, Leibbürge, eine Person, die jemand, in dessen Gewalt, meist auch Gewahrsam sie sich befindet, mit ihrem Leben für etwas haftet.

Beide Worte stammen aber aus einer Wurzel, aus einem verloren gegangenen got. Wurzelverbum geisan, stoßen, hauen, schlagen.

„Und was er spricht, ist Geißel“ = ist Strafe, — „was er schreibt, ist Blut“ = Todesurteil.

4. „Denk unsrer tiefsten Lieder“, der Lieder voll Tiefe der Gedanken, Lieder, in denen heiliger Ernst lebt. —

„stimm' an den vollsten Ton“, nicht im gewöhnlichen Sinne als einzelner Ton zu fassen, sondern im ältern Sinne, wonach es die Versart mit der Melodie bezeichnete.

„Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz“ Mit diesen Worten sind die Quellen bezeichnet, aus welchen ein Lied (Gedicht) entspringen kann: nämlich das stark erregte Gefühl des Dichters. Der gleichgültige Zustand, die Unempfindlichkeit wird nie ein lyrisches Kunstwerk produzieren, und wie das Lied, das der Sänger nun vorträgt, aus der Lust oder dem Schmerz hervorgegangen ist, so wird es auch wiederum in der Seele des Hörers Lust oder Schmerz hervorrufen und diesen dadurch bewegen. Der eine wird mehr durch Klänge der Freude, der andere, je nach seiner Individualität und Gemütsstimmung, mehr durch ernste oder wehmütige Lieder, welche den Geist der Sehnsucht atmen, erregt. Die Sänger wollen beides versuchen, um jedenfalls einzuwirken.

5. „als blickte Vollmond drein“. Der Ausdruck „Vollmond“ hat hier nicht die Bedeutung wie in dem Bürgerschen Gedicht: Der Kaiser und der Abt, sondern bezeichnet nur das sanfte Licht des Mondes, im Gegensatz zu dem blutigen Nordlichtschein. An die Form des Mondes zu erinnern (was im Grunde durch den nicht ganz passend gewählten Ausdruck „Vollmond“ geschieht), konnte nicht Absicht des Dichters sein.

8. „sie beugen sich vor Gott“, vor dem Göttlichen, das aus dem Gesange sprach.

„Auf das weiche Herz der Königin wirken die Lieder der Freude und des Schmerzes gleich stark. Sie ist daher zerflossen in „Wehmut und in Lust“. Der Lohn, welchen sie den Sängern zu teil werden läßt, besteht in einer Rose, die noch dadurch höheren Wert erhält, daß sie zum einfachen Schmucke der Geberin diente. Die Rose, von welcher ein Dichter singt:

Kennst du die Blume, die schönste der Flur?
Wenige Monden verherrlicht sie nur,
Haucht in das linde Gesäusel der Luft
Götter und Menschen entzückenden Duft, —

ist ein schönes Sinnbild der Empfindungen, welche das Herz der Königin bestürmen, und diesen ganz entsprechend. Die Rose hat ja auch Dornen, und so sind die Lust und auch der Schmerz durch sie dargestellt. — Die Rose ist zugleich in der Blumensprache das Sinnbild der Liebe, und ein Charakter, wie der des Königs, konnte daher in dem Geschenke eine Ursache zum Zorn finden." (Kellner.)

9. In der 1. Zeile werden die beiden Synonyme verführen und verlocken nebeneinander gebraucht. — Beide drücken aus, daß jemand durch einen andern bestimmt wird, etwas zu thun, was er nicht thun wollte oder sollte. Verführen heißt, jemand durch unmittelbare Einwirkung zu einem Thun bewegen, das etwas Übles ist, oder er als etwas Übles ansieht, oder überhaupt als etwas, was er nicht hätte thun sollen. Z. B.:

„Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich." (Schiller, Mar. St. III. 4.)

Jemand verlocken heißt: ihn durch etwas, was angenehmen sinnlichen Eindruck macht, bewegen, daß er herbei- und anderswo hinkommt. Z. B..

„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut? (Goethe, im Fischer.)

Wenn nun der König sich des Ausdruckes „verlocken" bedient, so giebt er damit zu erkennen, daß er Musik und Poesie nur als Sinnenreize auffaßt und von ihrer hohen Wirkung auf Geist und Herz des Menschen keine Ahnung hat.

Man wird übrigens durch diese Strophe unmittelbar an König Saul und den Jüngling David erinnert.

11. „sie, aller Harfen Preis", die vortrefflichste der Harfen. — Die Ursache, warum der Alte die Leiche auf dem Rosse aufrecht festbindet, ist in der 13. Str. angegeben.

13. „Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht, daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiecht ꝛc." — Diese erschütternde Rede des Alten erinnert an die Wirkungen des Hauptes der Medusa, einer der drei Gorgonen. Perseus tötete die Medusa, und mit Hilfe ihres alles versteinernden Hauptes verwandelte er den afrikanischen König Atlas in einen Felsen und raubte die goldenen Früchte seiner Gärten.

14. „in leere Luft verhaucht". Der Klang deines Namens soll, wie dein letztes Röcheln, in leere Luft verschweben, von keinem Ohre aufgefaßt.

16. „Heldenbuch". Das eigentliche Heldenbuch umfaßt eine Reihe von Dichtungen aus dem Zeitalter der Minnesänger, worin die Helden der Vorzeit verherrlicht werden. Zu den Hauptdichtungen gehören: Gudrun, Otnit und Laurin.

2. Inhaltsangabe.

Ein edles Sängerpaar (Vater und Sohn), der eine im Schmucke greiser Locken, der andere noch in schönster Jugendblüte, pilgern nach dem Schlosse eines mächtigen, aber wegen seiner Tyrannei gefürchteten Königs, um dort ihre Lieder ertönen zu lassen. Der finstere Herrscher empfängt sie an der Seite seiner gefühlvollen Gemahlin, welche durch die Milde und Sanftmut ihres Wesens die Schrecken einflößenden Züge des Gatten noch mehr hervorhebt. — Um das „steinerne Herz" des Königs zu rühren, bieten sie alle ihre Kunst auf. In echter Begeisterung singen beide ihre schönsten Lieder, Lieder, deren Inhalt Freundschaft und Liebe, Freiheit und Männerwürde, kurz alles Schöne, was eines Menschen Brust erheben kann, umfaßt.

Die Wirkung bleibt nicht aus. Selbst die Höflinge, welche, gleich ihrem Herrn, sanfteren Regungen fremd sind, empfinden eine Ahnung des Göttlichen, vor allem aber wird die Königin tief ergriffen; Wehmut und Lust erfüllen ihr Herz; im Gefühl der Dankbarkeit nimmt sie die Rose von ihrer Brust und wirft sie den Sängern zum Lohne hin.

Nur der König bleibt kalt. Die Rührung, welche er an seiner Umgebung bemerkt, und die sanften Thränen seiner Gemahlin machen keinen erhebenden, bessernden Eindruck, sondern lassen es ihn erst recht empfinden, wie kalt und leer sein Herz, wie abgestumpft gegen alles Edlere es ist. Da ergreift ihn teuflische Wut, und in dem Augenblicke, wo seine Gattin die Sänger mit dem Geschenke jener Rose lohnt, wirft er das Schwert in des Jünglings Brust, daß dieser blutend zu Boden sinkt.

Erschrocken zerstiebt der Höflinge Schwarm; der greise Vater jedoch setzt in stummem Schmerze den Sohn aufrecht aufs Roß und verläßt mit der Leiche die blutigen Hallen. Vor deren Pforten wird sein Schmerz erst laut. Da zerschellt er die Harfe an den Säulen des Portals und flucht den Gärten, dem Palaste, dem gekrönten Mörder. Fruchtlos sollte sein Streben nach blutigem Ruhme, sein Name vergessen sein und kein Andenken von ihm der Nachwelt verbleiben. Der schreckliche Fluch ging in Erfüllung. Die Gärten und der Palast sind verschwunden; eine öde Heide trat an ihre Stelle, und des Königs blutbefleckter Name ging im Strome der Zeit unter.

3. Gedankengang und Gliederung.

Das Gedicht zerfällt in vier Abteilungen.

Die 1. Abteilung umfaßt die Str. 1 u. 2 und schildert die Macht und den Reichtum des Königs (Str. 1), jedoch auch seinen grausamen, finstern Charakter (Str. 2), wodurch eben das Folgende passend vorbereitet wird.

Die 2. Abteil. (Str. 3 u. 4) schildert das Sängerpaar bei seinem Einzuge ins Schloß und macht in der Rede des Alten darauf aufmerksam, daß des Königs Menschenhaß und Tyrannei wohl bekannt sind. Hierdurch wird abermals die Wahl der Gesänge (Str. 7) motiviert, weil der wahre Künstler ergreifen, bessern will.

Die 3. Abteil. umfaßt die Str. 5—9 und schildert nicht bloß die Sänger in der Ausübung ihrer hohen Kunst, sondern auch die Persönlichkeit des Herrschers und seiner Gemahlin. Sie schildert ferner (Str. 8) die Wirkung des Gesanges auf die Herzen des bessern Teiles der Zuhörer und die Rührung der Königin, auf deren Erguß die schreckliche Katastrophe des Mordes (Str. 9) folgt.

Die 4. Abteil. (Str. 10—16) enthält neben der Erzählung dessen, was der Greis mit der Leiche des Ermordeten thut, besonders den Fluch, welcher nicht bloß den gekrönten Mörder, sondern auch das Schloß und dessen Umgebungen trifft. Die Schlußstrophen des Ganzen (Str. 15 und 16) schreiten, was ihren Inhalt anbelangt, der Zeit voraus und melden kurz die Erfüllung des Fluches.

Sondert man die Erfüllung des Fluches von der 4. Abteilung ab, so erhält man folgende fünf:

I. Das Schloß und der König, Str. 1 u. 2.
II. Die Sänger, Str. 3 u. 4.
III. Die Sänger im Palaste, Str. 5—9.
IV. Des Sängers Fluch, Str. 10—14.
V. Die Erfüllung des Fluches, Str. 15 u. 16.

4. Grundgedanke.

a. Obwohl in diesem Gedichte die Macht des Gesanges auf die Höflingsschar, die Krieger und die Königin sich deutlich zeigt, so scheitert sie doch vollkommen an dem steinernen Herzen des Königs. Es kann daher nicht Absicht des Dichters gewesen sein, wie einige Ausleger meinen, in seinem Gedichte einen recht schlagenden Beweis von der unwiderstehlichen Macht des Gesanges geben zu wollen; vielmehr bezweckt er, wie Löw treffend bemerkt, „den Konflikt der idealen Weltanschauung und Lebensrichtung mit der selbstsüchtigen, der Idealität feindseligen“ zu zeigen. Das ist der Grundgedanke des Gedichtes, dessen weitere Auseinanderlegung Löw in seiner Monatsschrift (1851, S. 437 u. f.) mit folgenden Worten giebt:

„Die ganze Fülle äußerer Güter, Macht, Ruhm, Glanz, Lieblichkeit und Fülle, zeigen sich in dem in der ersten Strophe enthaltenen Bilde; aber Macht, Ruhm, Glanz, Lieblichkeit und Fülle sind ein totes Kapital, ein Leib ohne Seele, solange ihnen nicht ein höheres, sittliches, ein echt menschliches Bewußtsein Leben, Bedeutung, Existenz für die echte Menschheit verleiht. Das ist hier nicht der Fall; denn auf dem Throne sitzt ein Unmensch (Str. 2), ohne Bewußtsein von Liebe, Freiheit, Männerwürde, Treue und

Heiligkeit (Str. 7), ohne Idealität (— „sel'ger, goldner Zeit"). Es gilt nun hier die Probe, ob dieses steinerne Herz (Str. 4) für die Welt der Ideale zu gewinnen, ob es zu rühren ist. Als die Träger der sittlichen Ideale treten die Sänger auf, der alte für die hohe Würde, der junge für die zarte Lieblichkeit derselben. Die Probe mißlingt vollständig, denn daß die Höflingsschar den Spott verlernt, daß die trotzigen Krieger sich vor Gott beugen, daß die Königin in Wehmut und Lust zerfließt, das ist kein Gelingen, auch nicht ein halbes Gelingen, denn das Absehen der Sänger war einzig und allein darauf gerichtet, „zu rühren des Königs steinern Herz". Höflinge, Krieger, Königin dienen vielmehr nur dazu, die völlige Verstocktheit des finstern Königs in das grellste Licht zu setzen, und um dieses Gegensatzes willen muß auch der höchste Grad der Hingabe an das Prinzip der idealen Menschlichkeit das letzte in der Reihe dieser Bilder sein. Die Königin „wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust"; die Rose, das zarteste, köstlichste, am Herzen geborgene Gut aus der Fülle aller sie umgebenden Güter, die Repräsentantin der ganzen sie umgebenden Güterfülle, wirft sie den Sängern hin zum Zeichen, und weihet so sich mit ihrem ganzen Sein und Haben der durch die Sänger vertretenen Idee.

Das steinerne Herz des Königs hat keinen Zugang für diese Ideeen, ihr siegreiches Auftreten in seinen Lebenskreisen reizt ihn vielmehr zu zerstörender Feindseligkeit, in dem Jünglinge trifft er die Idee, deren Träger derselbe ist.

Aber der mit dem sittlichen Ideale verfeindete Mensch ist vergeblich bemüht, sich zu seiner Befriedigung eine Welt nach seinem Sinne zu gestalten, seine Säulen brechen, seine Hallen veröden, seine Quellen versiechen, seine Kränze verwelken. Versunken und vergessen! „Das ist der Fluch des verleugneten Ideals."

Eine ausführliche, sehr treffliche Darlegung und Begründung des „Ideeengehaltes" unseres Gedichtes hat Hiecke in dem „Jahresbericht über das Domgymnasium zu Merseburg von 1838 gegeben (jetzt abgedruckt in: Ges. Aufsätze, 55 ff.), die wir allen Freunden gründlicher Studien bestens empfehlen. Unsern Zwecken liegt es fern, eine so tief eingehende Motivierung aller Ideeen des Gedichtes zu geben.

b. Zu den verschiedenen Deutungen des Ideeengehaltes dieser Romanze ist jetzt noch eine neue, angeblich vom Dichter selbst herrührende gekommen, die sich in Notters „Ludwig Uhland" (S. 161 ff.) findet, und die wir mit des Verfassers (Notters) Kritik nachstehend mitteilen. Notter sagt: „Wahrhaft notwendig zur Würdigung der Ballade Des Sängers Fluch ist die Erklärung, welche ihr Verfasser selbst einem befragenden Freunde über deren Entstehung gegeben. Wir bekennen offen, daß uns dieses Gedicht bis in die neueste Zeit minder angesprochen, ja in mancher Hinsicht geradezu zurückgestoßen hat, und wirklich glauben wir die

große Beliebtheit, in welcher es steht, mehr auf Rechnung der vortrefflichen Komposition, die es zum Gesangstück erhoben, als des inneren Gehaltes, soweit derselbe bis jetzt bekannt war, setzen zu dürfen. Ein so toller, unvernünftiger Wüterich, der auf keine Weise höheres Interesse erregt, wie der König in genannter Ballade, ist kein würdiger Vorwurf für die Dichterkraft, und muß auch der Schlußgedanke

Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

vortrefflich genannt werden, so hätte es doch zur Darstellung desselben keiner so langen, blutigen Geschichte bedurft, in welcher der Gesang „von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt" und „allem Hohen, was Menschenbrust erhebt", etwas unmotiviert und gleichsam nur, damit das Ungetüm Anlaß habe, über einen so edlen Stoff in Wut zu geraten, hereingezogen wird; nichts davon zu sagen, daß die Wirkung der Schlußworte durch die geringe Wahrscheinlichkeit, als habe der Name des Fürsten, von welchem man doch eine so umständliche Geschichte weiß, je vergessen werden können, bedeutenden Eintrag erleidet. Alle hier angeführten Mißstände aber verschwinden, und die Ballade erhält eine hohe Bedeutung, wenn man, was uns erst nach Uhlands Tode aus dem Munde des erwähnten Freundes mitgetheilt wurde, erfährt, daß jene zur Zeit von Deutschlands Knechtung entstandene Dichtung unter dem König, der „an Land und Siegen reich, auf seinem Thron gesessen so finster und so bleich", den damaligen französischen Kaiser*) in dem jungen Sänger die von jenem unterdrückte Freiheit, in dem alten Sänger — dem Meister des Jünglings — das Volk habe bezeichnen wollen. Indem so auf bestimmte, furchtbare Verhältnisse hingewiesen wird, (man denke sich z. B. die Entstehung des Gedichtes etwa nach der Erschießung Palms!), bekommt die vorher ganz unmotiviert dagestandene und daher fast auf einen noch etwas knabenhaften Darsteller deutende Atrozität (Grausamkeit) des Tyrannen ein ganz anderes Aussehen. Die etwaige Übertreibung wird dem Dichter, der im Namen seines zertretenen Vaterlandes spricht, nachgesehen; die Wahl des hohen Gegenstandes, von welchem die beiden Sänger singen, bekommt eine sehr nahe liegende Begründung; der auf Napoleon nicht passende Zug der Eifersucht auf die Königin erhält als Vorkehr, um die Augen der französischen Spürerei abzulenken, Entschuldigung, und scheint es endlich bei alledem, dem Dichter sei das, was ursprünglich nur Allegorie sein sollte, unter der Hand doch zu einem wenigstens halb und halb selbständigen Gedicht geworden, so bleibt gleichwohl jener großartige Grundzug immer

*) In der letzten Ausgabe von Götzinger als „verbürgt" ebenfalls mitgeteilt.

stehen und verleiht dem Ganzen eine besondere Weihe. Denkt man z. B. daran, daß Napoleon sich heiß nach einem ihn feiernden Dichter seines Volkes sehnte, einen solchen aber unter dem jeden Geistesschwung lähmenden Despotismus auf keine Weise zu erlangen vermochte, so werden folgende Strophen besonders bedeutungsvoll und passen sehr in den Mund eines Sängers deutscher Nation, für welche damals, dem riesigen Glück jenes Mannes gegenüber, fast nichts übrig gelassen war, — nichts als der zürnende Glaube an eine Zukunft, wie sie hier verkündet wird:

Weh euch, ihr stolzen Hallen, nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums,
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!" —

Diesen Angaben, durch die nichts für die Deutung des Gedichtes gewonnen wird, setzen wir aber entgegen, daß die Romanze gedichtet wurde, da der Tyrann auf Elba saß. Damals konnte es unserem Dichter am wenigsten einfallen, dem Gestürzten, den er während seiner Unterdrückung Deutschlands nicht angegriffen hatte, mit einer solchen wunderlichen Allegorie einen Stoß zu versetzen. Möglich ist es wohl, daß das Bild Napoleons, den er in Stuttgart gesehen haben wird, ihm so lebhaft sich eingedrückt hatte, daß er bei seinem finster und bleich auf dem Throne sitzenden König an den jetzt gebändigten Welteroberer dachte, der Freiheit, Männerwürde und alles Schöne und Menschliche so oft mit Füßen getreten hatte.

5. Die Personen des Gedichtes.

Handelnd treten in dem Gedicht vier Personen auf: der König, seine Gemahlin und die beiden Sänger: die Höflingsschar und die Krieger verhalten sich passiv.

a. Der König liebt die äußere Pracht im höchsten Maße. Sein Schloß glänzt herrlich in weite Fernen und ist im Innern prachtvoll eingerichtet, mit hohen, weiten, von Säulen getragenen Sälen und andern Prunkgemächern versehen. Rings um dasselbe finden sich die schönsten Gärten, erfüllt mit duftenden Blüten und kostbaren Springbrunnen. Der Pracht des Schlosses entspricht die Kleidung des Königs. Um ein schlichtes Sängerpaar zu hören, legt er den Purpurmantel an („blut'ger Nordlichtschein") und setzt sich auf den Thron, den die Herrscher in der Regel nur bei besonders festlichen Gelegenheiten benutzen.

Aus dieser Pracht blickt ein bleiches, finsteres, Furcht und Schrecken einflößendes Antlitz heraus, der Spiegel seiner finstern Seele. Getrieben von Herrsch- und Habsucht hat er mit den Nachbarfürsten blutige Kriege geführt, sie in zahlreichen Schlachten be-

siegt und ihre Güter an sich gerissen, wie einst Napoleon I. es gethan. Neben sich noch jemand anzuerkennen, vermag er nicht. Auch für seine Unterthanen hat er keine Liebe. Allen mißtraut er. Wer von ihnen es wagt, ein freies Wort zu reden, mit männlichem Mute seiner Willkür entgegen zu treten oder in irgend einer andern Beziehung sein Mißfallen erregt, wird mit unerhörter Strenge behandelt, wenn es ihm nötig erscheint, sofort vernichtet. Sich zu beherrschen, ist er nicht imstande, liegt auch gar nicht in seiner Absicht. Sein ganzes Dichten und Trachten ist darauf gerichtet, Furcht und Schrecken um sich her zu verbreiten. Er öffnet den Mund nur, um zu strafen, schreibt nur, um Todesurteile zu vollziehen. Die Treue bricht er, so oft sie ihm unbequem ist, wäre sie auch mit den heiligsten Eiden beschworen worden.

Ein solches Gemüt kann natürlich auch keine Freude empfinden über das wahrhaft Schöne, wie Musik und Poesie. Was andere entzündet und erhebt, läßt ihn kalt; ja er vermag nicht einmal zu begreifen, daß das Schöne und Erhabene einen Menschen ganz ergreifen, daß Lieder imstande sind, edle Gefühle zu erregen, die Wehmut und die Lust.

Der König ist das vollendete Bild eines gefühllosen, leidenschaftlichen und grausamen Despoten.

b. Die Königin ist in ihrer ganzen Erscheinung das Gegenteil von ihrem Gemahl, weshalb der Dichter ihren Blick auch mit dem milden sanften Lichte des Mondes vergleicht. Die Pracht und Herrlichkeit, welche ihr geboten wird, befriedigt sie nicht; ihr Sinn ist auf das Edle und Schöne gerichtet und findet nur darin wahrhafte Befriedigung. Musik und Poesie, die zum Herzen sprechen erregen ihre Gefühle lebhaft und gelten ihr mehr als alle Kostbarkeiten. Darum drückt sie ihre Dankbarkeit für den Hochgenuß, den das edle Sängerpaar ihr bereitet hat, auch nicht durch Gold und Silber aus, sondern durch das herrlichste, was ihr zarter Sinn in der Natur als Symbol des Liebenswertesten sie hat auffinden lassen: — „sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust".

c. Die beiden Sänger haben sich ganz dem Schönen, dem Idealen gewidmet. Sie wollen es aber nicht bloß für sich genießen, sondern auch andere damit erfreuen und dafür gewinnen. Das Reich des Idealen zu erweitern, ist ihr schöner Beruf. Der Jüngling besitzt eine herrliche Stimme; seine Lieder trägt er mit Begeisterung vor und versetzt darum auch die empfänglichen Zuhörer in die gewünschte Stimmung. Der Greis ist des Jünglings erfahrener Meister, wie man aus seinen Aufforderungen an denselben ersieht. Das Saitenspiel wie den Gesang beherrscht er vollständig. Sein Blick zeugt von tiefem Ernst und männlicher Entschlossenheit. Mit aller Kraft strebt er, dem Idealen Raum in der Wirklichkeit zu

verschaffen. Er scheut in diesem Dienste weder Mühe noch Gefahr. Als er alle Kunst und Anstrengungen an der Leidenschaft und dem Egoismus des despotischen Königs scheitern sieht, da erfaßt ihn der Unmut. In heiligem Eifer für sein edles Werk verflucht er den „verruchten Mörder", den „Fluch des Sängertums", mit allen Werken seiner Herrschergier, mit allem, was an ihn erinnern könnte. Der Tod des edlen, hoffnungsvollen Jünglings hat ihn so ergriffen, daß er Musik und Poesie für immer aufgiebt.

d. Die Höflingsschar besteht aus einer Gesellschaft von feilen Sklavenseelen, in denen sich nicht eine Spur von höherem, edlerem Streben findet. Sie scheinen die eintretenden Sänger mit spöttischem Blick gemustert zu haben. Der Gesang verfehlt aber seine Wirkung nicht ganz auf sie. Wirklich ergriffen werden sie zwar nicht, weil ihnen solche Empfindungen gar zu fremd sind; aber sie verlernen doch den Spott, wagen es nicht mehr, sich schamlos in ihrer ganzen Gemeinheit zu zeigen.

e. Die Krieger des Königs stehen etwas höher. Ihr rauhes Handwerk hat ihnen eine gewisse mannhafte Selbständigkeit und Kraft im Denken und Fühlen gelassen, und wenn auch ihr Herz zu tieferen, milderen Erregungen nicht kommt, so werden sie doch hingerissen von der göttlichen Gewalt, die in des Liedes Zauber sich verkündet; sie haben noch einen natürlichen Sinn für Freiheit, Männerwürde, für Treu' und Heiligkeit; darum legen sie ihren Trotz ab und „beugen sich vor Gott".

6. Darstellungsweise.

Nach dem Urteil aller Kenner wahrer Poesie gehört dies Gedicht zu den vorzüglichsten modernen Romanzen. So oft man dasselbe auch liest, immer freut man sich seiner von neuem. Es geht uns damit gerade, wie mit schönen Melodieen, die man auch unzähligemal wiederholen kann, ehe das Gefühl für ihren Zauber erschöpft wird. Der Grund hiervon liegt weder allein in der Wahl des Stoffes, noch allein in der Behandlungsweise, Sprache und dem Strophenbau, sondern darin, daß dies alles meisterhaft und harmonisch zu einem Ganzen, man könnte sagen: zu einem schönen Organismus verbunden ist.

a. Die Thatsachen des Gedichtes sind sämtlich in ruhiger, epischer Folge vor unsern Augen entrollt und so glücklich gewählt und so geschickt behandelt, daß sie sich ganz von selbst zu Bildern gestalten, die von einem geistreichen Maler ohne große Schwierigkeit in ansprechenden Gemälden dargestellt werden könnten.*) Alles ist anschaulich; nicht bloß die einzelnen Personen treten in sicherer

*) Kellner giebt in s. „Vorbereitungen" 164 u. f. zu 4 solchen Bildern passende Andeutungen.

Individualität hervor, auch die Scenerie ist zu einem sichern und festem Bilde gestaltet, ungeachtet dazu verhältnismäßig nur wenig Worte oder Zeilen verwendet sind. Hauptursache dieses Gelingens ist die überaus glückliche Anwendung des Kontrastes und die geschickte Zusammenstellung verschiedenartiger Erscheinungen, z. B. in Str. 1, 3, 5, 6, 7 u. a. m. Die ansprechende, den raschen Gang des Ganzen fördernde Kürze ist vorzüglich dadurch erreicht worden, daß alle unwesentlichen Mittelglieder in der Aufeinanderfolge der Begebenheiten weggeblieben sind, ohne dadurch der Verständlichkeit auch nur im entferntesten Eintrag zu thun.

b. Der Satzbau unseres Gedichtes ist äußerst einfach und übersichtlich, wie wir das bisher bei allen Uhlandschen Poesieen gefunden haben. Die Sprache der Poesie nähert sich dadurch der Sprache des ungebildeten Volkes; beide verschmähen verwickelte Satzgefüge, ziehen also die Beiordnung der Gedanken der Unterordnung derselben vor. Die Gründe für diese Erscheinung sind beim Volke und Dichter natürlich nicht dieselben. Das ungebildete Volk spricht in nebengeordneten Hauptsätzen, weil es vermöge seines ungeübten Verstandes, seiner mangelhaften Erkenntnis nicht fähig ist, die oft feinen und komplizierten Beziehungen, welche mehrere Summen von Vorstellungen zu einander haben, aufzufassen und sprachrichtig wiederzugeben. Im Dichter ist die Thätigkeit der Phantasie und der Empfindung in dem Maße vorherrschend, daß die Verstandesthätigkeit zurückgedrängt wird. Was also beim Ungebildeten Folge eines Mangels ist, entsteht beim Dichter aus einseitiger Geistesthätigkeit.

c. Der epischen Ruhe, mit welcher die Begebenheiten des Gedichtes fortschreiten, entspricht der gewählte Strophenbau ganz vortrefflich. Das Metrum ist, wie in Chamissos Gedicht „Das Riesenspielzeug“ (S. 230), die neuere Nibelungenstrophe, die sich vorzüglich zu Balladen eignet. Jede Str. besteht aus 4 sechsfüßigen jambischen Versen, die nach der 3. Hebung eine weibliche (klingende) Diärese (Incision) haben, während die 2. Hälfte einen männlichen (stumpfen) Schluß hat. (Vergl. auch Bd. I. 34.)

d. An dem Reime dieses Gedichtes ist auch nicht das Geringste zu tadeln. Er ist allenthalben vollkommen rein und echt, großenteils neu, reich an mannigfachem Lautwechsel, aus vollen, gewichtigen Klängen bestehend, und, worauf besonders zu achten ist, von ausgezeichneter relativer Schönheit. Welche Bezeichnungskraft liegt z. B. in den Reimen: Meer, hehr (Str. 1); Wut, Blut (Str. 2); wundervoll, schwoll (Str. 6); durchdringt, springt (Str. 9); zerschellt, gellt (Str. 11); Schritt, Tritt (Str. 12).

e. Hohe relative Schönheit, Angemessenheit der Sprachlaute zum dargestellten Gegenstande findet sich aber in dieser Romanze (die manche auch eine Rhapsodie nennen) nicht bloß im Reime, sondern

durch die ganze Darstellung. Leider sind wir hier noch in dem Falle, an das Gefühl eines jeden Lesers appellieren zu müssen, statt die Befolgung fester Regeln nachzuweisen. Die Versuche, die mannigfache bezeichnende Kraft der verschiedenen Sprachelemente auf feste Gesetze zurückzuführen, sind bis jetzt ohne entschiedenen Erfolg geblieben. Die wirkliche Existenz bezeichnender Kraft in dem rein materiellen Teil der Sprache, welche die Poetik als „Laut- und rhythmische Malerei“ zusammenfaßt, kann indes keinem zweifelhaft bleiben, der Verse, wie die folgenden, mit Aufmerksamkeit liest:

Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit.

Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt.

Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt.

Aber auch an absolutem Wohllaut ist die Sprache der hier in Rede stehenden Romanze reich. Alles, was dieser verlangt, steten Wechsel der Vokale, das Vorherrschen der vollen, klangreichen Vokale a, o, u, ä vor dem farblosen schwachen e und dem dünnen i, wohllautende Konsonantenverbindungen finden wir überall, wo nicht relative Schönheit eine Abweichung von diesen Gesetzen motiviert.“ (Viehoff, Ausgewählte Stücke, I. 259.)

7. Vortrag des Gedichtes.

Der richtige, wirklich schöne Vortrag des Gedichtes ist eine schwierige, nur von Geübteren zu lösende Aufgabe. Wie das Ganze rhapsodisch durchgeführt ist, so wechselt auch oft die Betonung, die Melodie der Stimme und der Rhythmus. Die Str. 1, welche den Hörer zum Schauplatze führt und diesen schildert, fordert den ruhigen, erzählenden Ton; wie aber die Person wichtiger ist als der Ort, wo sie sich befindet, so verlangt auch Str. 2 einen gehobeneren Ausdruck, namentlich sind die prädikativen Verhältnisse: „Schrecken — Wut — Geißel — Blut“ stark hervorzuheben, aber kurz auszusprechen. — Str. 3 fordert dieselbe Deklamation wie Str. 1. — Str. 4 führt die dem Sohne geltende Rede des Alten an, daher sie in dem Tone aufmunternden Ernstes mit Hervorhebung der Gegensätze: „Lust und Schmerz“ vorzutragen ist.

Die Str. 5, 6, 7 u. 8 referieren bloß Geschehenes und fordern wieder mehr den erzählenden Ton, jedoch ist Einzelnes, wie z. B. das schöne Bild in Str. 5, mehr hervorzuheben. Nach Str. 8 wird der Leser oder Deklamator erst etwas innehalten, um gleichsam auf die nun folgende Katastrophe hinzuleiten. Dies muß auch schon durch erhöhteren Ton und größere Innigkeit der Diktion von Str. 8 geschehen sein.

Der wahnsinnige Ausruf des erzürnten Königs in St. 9 muß mit dem Ausdrucke lang verhaltener, plötzlich losbrechender Wut

kurz hervorgestoßen werden, worauf aber das Folgende wieder im Tone lebhafter Erzählung zu halten ist. — Ruhiger noch, gleichsam eine Pause nach so überraschenden Eindrücken gewährend, ist die 10. Str. zu deklamieren, bis in den beiden letzten Zeilen der 11. Str. die Stimme sich allmählich wieder hebt und so auf den Fluch des Sängers vorbereitet. — Dieser macht den Inhalt von Str. 12—14 aus. Das „Wehe", womit jede dieser Strophen beginnt, ist besonders stark hervorzuheben und die Diktion in dynamischer Hinsicht allmählich bis Str. 14 zu steigern, wo sie den Teil des Fluches, welcher den königlichen Mörder selbst trifft, am stärksten hervorheben muß.

Mit Str. 15 beginnt wieder der erzählende Ton, welcher ruhig und Genugthuung ausdrückend fortschreitet bis zum Schlusse, wo die Worte: „Versunken und vergessen", nochmals zu markieren sind. An sie schließt sich nach kurzer Pause der bedeutungsvolle Schluß: Das ist des Sängers Fluch. (Kellner, Vorbereitgn., 164.)

8. Gegensatz zu dem Gedichte.

Einen Gegensatz zum Schluß unseres Gedichtes, namentlich zu Str. 14—15, bildet „Des Sängers Wiederkehr" von Uhland (Lübens Auswahl III. 207). Während nämlich „Des Sängers Fluch" zeigt, daß der Name derer, die sich feindselig gegen das Ideale stellen und es frevelnd zu zerstören suchen, ewiger Vergessenheit verfällt, wird in diesem Gedicht ausgesprochen, daß der Name des Sängers ewig fortlebt. Die vorhin angeführte allegorische Deutung von Notter scheint dadurch gewissermaßen gerechtfertigt. Der Vergleichung wegen setzen wir es her und machen namentlich auf die beiden Schlußstrophen aufmerksam.

Des Sängers Wiederkehr.

(1815.)

Dort liegt der Sänger auf der Bahre,
Des bleicher Mund kein Lied beginnt,
Es kränzen Daphnes falbe Haare
Die Stirne, die nichts mehr ersinnt.
Man legt zu ihm in schmucken Rollen
Die letzten Lieder, die er sang;
Die Leier, die so hell erschollen,
Liegt ihm in Armen, sonder Klang.
So schlummert er den tiefen Schlummer,
Sein Lied umweht noch jedes Ohr,
Doch nährt es stets den herben Kummer,
Daß man den Herrlichen verlor.
Wohl Monden, Jahre sind verschwunden,
Cypressen wuchsen um sein Grab;
Die seinen Tod so herb empfunden,
Sie sanken alle selbst hinab.
Doch, wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur!
Die Vorwelt, die ihn tot gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur.

9. Schriftliche Aufgaben.

1. Die Darstellung des Inhalts in vier Bildern. 2. Vergleiche die Personen in dem Sänger von Goethe mit denen in des Sängers Fluch von Uhland!

3. Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei!

17. Graf Eberhard der Rauschebart.
(1815.)

Uhland, Gedichte und Dramen. II. 257. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 115. — Lüben, Auswahl. III. 208.

1. Geschichtliches.

Als Quelle zu diesem Romanzenkranze, der während des württembergischen Verfassungsstreites vom 20. Juni bis 11. Juli 1815 entstand, benutzte Uhland mit dichterischer Freiheit Sattlers allgem. Geschichte von Württemberg, Spittlers Geschichte von Württemberg, die Annales Suevici von Crusius und die Annales Hirsaugienses des Abtes Joh. Trithemius, d. i. aus Trittenheim.

Der historische Hintergrund aus Stälins württembergischer Geschichte III ist (nach Eichholtz) folgender.

Unter den schwäbischen Grafen, welche in der Mitte des 14. Jahrhunderts die Machtlosigkeit des Reiches und die allgemeine Rechtsunsicherheit zur Gründung einer von Kaiser und Reich unabhängigen Hausmacht benutzten, ragten namentlich Eberhard und Ulrich von Württemberg hervor. Beide Brüder waren 1344 gemeinschaftlich zur Regierung gelangt, und namentlich der ältere, bis zur Gewaltthätigkeit eigenmächtige, aber wo es not that auch staatskluge und schmiegsame Eberhard ließ es sich angelegen sein, in den ewigen Kämpfen der Parteien durch Bündnisse, durch Kauf oder auch durch Gewalt seine Herrschaft zu erweitern. Bedeutende Unterstützung bei diesen Bestrebungen gewährte ihm das Amt der Niederschwäbischen Landvogtei, welches demselben das Recht gab, im Namen des Kaisers über die Aufrechterhaltung des Landfriedens zu wachen. War dieses Amt bei der Menge raub- und fehdelustiger Ritter einerseits und bei der sich immer steigernden Macht der schwäbischen Städte anderseits kein leichtes, so bot es doch seinem Inhaber fortwährend Gelegenheit, sich auf Kosten der streitenden Parteien selbst zu erheben, und in der That finden wir denn auch Eberhard fast stets in offener oder stiller Feindschaft mit den Raubrittern oder den Städtern. Aber erst der 1366 erfolgte Tod

seines Bruders setzte ihn in den Stand, mit ganzer Macht seine ehrgeizigen Pläne zu verfolgen, und schon im folgenden Jahre finden wir ihn in eine hartnäckige Fehde verstrickt, welche erst nach 18 Jahren beigelegt wurde.

Schon im Jahre 1354 hatte sich Eberhard eine Art Anwartschaft auf Besitzungen der Grafen Wilhelm und Wolf von Eberstein zu verschaffen gewußt. Diese, fehdelustige Raubritter, mit ihren Helfern, namentlich mit Wolf von Stein zu Wunnenstein (bei Beilstein), genannt der gleißende Wolf, welcher Eberhard beschuldigte, er habe ihm sein väterliches Erbe genommen, standen jetzt wider diesen auf und suchten sich durch einen kecken Handstreich der Person des verhaßten Gegners zu bemächtigen. „Ohne Argwohn befand sich im Frühjahr 1367 Graf Eberhard mit seiner Gattin und seinem Sohne Ulrich, dessen Gemahlin und Kinde gerade im Wildbad, seiner Gesundheit zu pflegen, als von ihrem angrenzenden Gebiete her die Grafen von Eberstein, der eben genannte Wolf von Wunnenstein und manche Glieder der Gesellschaft, welche sich (nach dem Stiftungstage ihres Bundes) Martinsvögel nannte, ihn, ohne vorher einen Absagebrief zu schicken, überfielen. Auf solche Weise überrascht, hätten Graf Eberhard und sein Sohn sich gefangen geben müssen, wären sie nicht von einem Bauern noch so zeitig gewarnt worden, daß sie bei Nacht über den steilen Gebirgsrücken hin, in die drei Stunden entfernte Burg Zavelstein flüchten konnten." Kaum in Sicherheit, bot der ergrimmte Eberhard den Landfrieden auf, sogar die schwäbischen Reichsstädte leisteten Zuzug, und so schritt man nach der Eroberung von Straubenhard schon im Sommer 1367 zur Belagerung der Hauptfeste der Gegner Neu-Eberstein. Aber die Burg war fest und die Geduld der Belagerer kurz. Namentlich der Eifer der Städter erkaltete schnell, und ihre Scharen zogen bald plündernd und sengend nach Hause. Eberhard sah sich genötigt, die Belagerung aufzuheben und betrachtete nicht mit Unrecht die Treulosigkeit der Städter als die Ursache des Mißlingens. So gesellte sich zu der aus allgemeinen Verhältnissen hervorgehenden Spannung zwischen den beiden Parteien noch ein persönlicher Grund zur Feindschaft auf Eberhards Seite und, vorläufig außer stande, sofort Rache zu nehmen, wartete er ruhig eine Gelegenheit ab. Diese fand sich denn auch. Die Städter, durch die fortwährend sich neubildenden Ritterbünde in Mißtrauen und Schrecken versetzt, schickten 1372 an Eberhard eine Gesandtschaft, um Aufklärung über die Absichten jener Bünde zu erhalten. Aber sie wurde unfreundlich und ohne allen Trost abgewiesen, und als nun gar um dieselbe Zeit der Hauptmann des oberschwäbischen Landfriedens, Ulrich von Helfenstein, von einigen Rittern überfallen und gefangen gesetzt wurde, loderte der Groll der Städte gegen Eberhard, welchen man als den Urheber dieser Gewaltthat betrachtete,

in hellen Flammen auf. Sie griffen zu den Waffen, wurden aber am 7. April 1372 auf der Alp, fünf Stunden nördlich von Ulm, zwischen Altheim und Weidenstetten, gänzlich aufs Haupt geschlagen. Zwar wurde im August desselben Jahres durch die Vermittlung König Karls ein Vergleich zwischen den beiden kämpfenden Parteien hergestellt, aber ein dauerhafter Friede konnte nicht zustande kommen, weil die Städte dem König ebenso mißtrauten als Eberhard. Und nicht mit Unrecht; denn zur Erwerbung der Mark Brandenburg, welche im J. 1373 erfolgte, brauchte Karl sehr viel Geld und legte, da er es von den reichen Städten am leichtesten zu erlangen hoffte, denselben harte Schatzungen auf, welche um so größere Mißstimmung hervorriefen, als mit ihrer Beitreibung ihr erbittertster Feind Eberhard betraut wurde. Zwar wichen sie jetzt noch dem Drange der Notwendigkeit, erneuerten aber im Jahre 1376 ihr altes Bündnis, „einander beizustehen und zu helfen gegen jeden, der sie bei ihren Rechten und Freiheiten bekümmern, angreifen oder drängen würde, es wäre mit Schatzung, Verpfändung oder mit anderem, und verpflichteten sich, wenn eine Ermahnung vom Kaiser an sie ergehe, nur gemeinschaftlich zu handeln.“ Karl IV. suchte um diese Zeit die Anerkennung seines Sohnes Wenzel als römischen Königs und zukünftigen Kaisers von den deutschen Fürsten durch schwere Opfer an Geld und Gütern zu erlangen, und verpfändete zu diesem Zweck im August 1376 die Städte Weil, Eßlingen und Gmünd und mehrere Dörfer mit allen Rechten, Nutzungen, Steuern u. s. w. dem Grafen Eberhard. Sofort traten die bedrohten Städte dem schwäbischen Bunde bei; dieser beschloß, mit aller Macht das drohende Unheil abzuwenden, und der Krieg begann. Dieser bestand nach der Sitte der damaligen Zeit in wechselseitigen Raub- und Plünderungszügen, bei welchem mit Feuer und Schwert gewütet, Vieh geraubt, Felder und Weinberge greulich verwüstet und viele Menschen getötet oder in Gefangenschaft fortgeschleppt wurden. Der bedeutendste Zusammenstoß fand am 11. (21.) Mai 1377 bei Reutlingen statt, wo der Sohn Eberhards, Graf Ulrich aufs Haupt geschlagen und mit Hinterlassung vieler Toten zur Flucht nach der Feste Achalm genötigt wurde. Dieser Sieg wurde für beide Parteien folgenschwer. König Wenzel, welchem von seinem damals in Brandenburg weilenden Vater die Ordnung der schwäbischen Angelegenheiten übertragen worden war, hielt es für geraten, mit den Städten, von deren Macht er soeben ein glänzendes Beispiel erhalten hatte, Friede und Freundschaft zu schließen. Außerdem suchte er eine Hauptursache der ewigen Fehden wegzuräumen, indem er unter Mitwirkung seines Vaters dem Grafen Eberhard die Landvogtei Niederschwaben abnahm, und brachte 1378 zu Nürnberg eine Waffenruhe zwischen den Streitenden zustande, welche 10 Jahre

dauerte. Inzwischen rüstete man sich beiderseits zu neuem Kampfe. Die Städte verstärkten sich 1377 durch die Aufnahme von 18 neuen Mitgliedern, so daß der Bund nun 32 Reichsstädte umfaßte, Eberhard aber schloß sich 1379 an das damals aufkommende, zum Schutz wider die Städte geschlossene Bündnis der Herrn vom Löwen an, worauf die unterdessen bis auf 38 angewachsenen schwäbischen Städte 13 rheinische und 5 schweizerische Städte in ihr Bündnis aufnahmen, sodaß sie nunmehr zu den bedeutendsten Vereinigungen innerhalb des zerstückelten deutschen Reiches gehörten. Die am 9. Juli 1386 bei Sempach erlittene Niederlage des Herzogs Leopold von Österreich mit der Blüte des süddeutschen Adels trug auch das Ihre zur Erhöhung des Selbstgefühls auf der einen, des Mißtrauens und der Rachbegier auf der andern Seite bei: es bedurfte nur des leisesten Anstoßes, um den lange vorbereiteten und beschlossenen Entscheidungskampf zum Ausbruch zu bringen. Diesen Anstoß gaben die Herzöge von Bayern, indem sie den Erzbischof Pilgrim von Salzburg, welcher sich dem Städtebunde angeschlossen hatte, gefangen nahmen, worauf am 17. Januar 1388 Ulm im Namen aller Städte den Herzögen von Bayern und damit dem Adel im allgemeinen den Krieg erklärte. Jetzt galt es vor allem, die Kräfte der einzelnen Glieder des Städtebundes möglichst schnell zu konzentrieren und namentlich auch den Zuzug der rheinischen Städte ungesäumt heranzuziehn. Zu diesem Zwecke sollte zuerst der Graf von Württemberg, durch dessen Territorien die Verbündeten getrennt wurden, überwältigt werden. Bei Döffingen trafen im August 2800 Städter und 2600 Bauern Eberhards nebst einer Menge von Fürsten und Herren aufeinander. Nach heftigem Kampfe, in welchem Ulrich, der Sohn Eberhards, seinen Tod fand, wurden die Städter geschlagen, mehr als 500 fielen, gegen 400 wurden gefangen. So teuer Eberhard den Sieg erkauft hatte, so bedeutsam waren auch die Folgen desselben. Bei der lockern Natur der Bündnisse in der damaligen Zeit genügte eine Niederlage, dieselben zu sprengen und so wurde auch durch die, nach unseren Anschauungen unbedeutende Schlacht bei Döffingen die Macht des schwäbischen Städtebundes, welcher schon im Gefühl seiner Macht Kaiser und Reich zu trotzen wagte, thatsächlich gebrochen, und Eberhard konnte vier Jahre später (15. März 1392) sein thatenreiches Leben mit dem Bewußtsein beschließen, die Städte durch diesen Sieg dauernd gedemütigt zu haben.

Unter seinem Enkel und Nachfolger Eberhard dem Milden (1392—1417), welcher sich 1380 mit Antonia, der Tochter des Beherrschers von Mailand, Barnabo Visconti, vermählt hatte, traten friedlichere Zeiten ein. Die Städte, welche sich von dem empfangenen Schlage nicht wieder erholen konnten, suchten in Frieden mit dem milden Herrn zu leben, und so schloß er schon 1394 mit 13

schwäbischen Städten ein Schutz- und Trutzbündnis, welches auch für ihn von Wichtigkeit war, da der Kampf mit den Schleglern bevorstand. „Es hatten nämlich, dem Landfrieden zum Hohn, viele Adlige in Schwaben und am Rhein in der Absicht, fürstlicher Landesherrschaft entgegenzuarbeiten, eine Gesellschaft gebildet, welche sich die „mit dem Schlegel" nannte und sich unter Hauptleuten, genannt Schlegelkönige, zusammengeschart hatte. Diese Gesellschaft, wenngleich Glieder derselben Straßenraub trieben, hatte, da sie auf der andern Seite auch Hilfe bot, sogar Städte wie Worms und Speier vermocht, daß sie sich vorübergehend ihr anschlossen. Bei der Gefahr, welche aber immer von ihr her drohte, sannen die Fürsten, die bedeutenderen Herren und die Mehrzahl der Städte auf ihre Vernichtung." „Im Sommer 1395 „lagen" die Schlegler „stark" zu Neuenbürg, Heimsheim, Berneck und Schenkenzell, von welch letzterem Ort sie auf die Stadt Rotweil und den Grafen Eberhard von Württemberg Angriffe machten. Der Graf, unterstützt von den Städten, rückte zunächst vor Heimsheim, wo im festen Schlosse drei Schlegelkönige, Wolf von Stein und Reinhard und Friedrich von Enzberg, mit ihren Scharen zu kräftigem Widerstande entschlossen zu sein schienen. Da steckten die Württemberger am 24. September mit Feuerpfeilen den Ort in Flammen, worauf sich die Belagerten meist durch die Flucht retteten. Sechs Edle, worunter die drei Schlegelkönige — bei denen der Volkswitz, um das Kartenspiel voll zu machen, noch den vierten vermißte — gerieten jedoch in des Grafen Gefangenschaft.

2. Erläuterungen.

Die nachstehenden drei Strophen, die eine Art Einleitung zu den vier Romanzen (Rhapsodieen) bilden, haben wir in unserem Lesebuch weggelassen. Des Lehrers wegen nehmen wir sie hier auf und fügen (nach Götzinger) folgende Erläuterung hinzu.

Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor;
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang;
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwerteskiang!

Str. 1., V. 2. „Staufen", Hohenstaufen. Unter diesen Herrschern blühte bekanntlich die deutsche Dichtung, die meisten waren selbst Dichter.

„Die ganze Einleitung ist gegen die damalige seichte Tagespoesie gerichtet, welche in den schwäbischen Dichtern, Friedrich Haug (starb 1829) und Friedrich Weißer (starb 1836), ihre Hauptvertreter hatte. Diesen galt, wie einem großen Teile jener Zeit, Wieland als Vorbild eines Dichters; beide beschäftigten sich mit derjenigen Poesie, die man sehr passend die Schnitzelpoesie genannt hat, und welche aus einer Verbindung von Witz und Reimfertigkeit hervorgeht, aber ganz unfähig ist, bedeutendere menschliche Zustände zu gestalten. Haug machte sich besonders durch Epigramme bekannt (denn auch seine Lieder sind Epigramme), Weißer durch eigentliche Satiren, deren Gegenstand oft die Frauen sind. Weißer hatte einen besondern Ingrimm gegen die Romantiker und natürlich auch gegen die schwäbischen Landsleute, welche sich der neuen Schule anschlossen. In Verbindung mit Baggesen gab er 1810 den Klingklingelalmanach heraus, worin die Sonettendichterei verspottet wurde. Ein Greuel war für Weißer die Erweckung der alten Sage und Heldendichtung, und er ließ es nicht an Satiren gegen alle diese Richtungen fehlen."

2. Die Allitterationen der ersten und zweiten Zeile sind von vortrefflicher Wirkung, namentlich wird der beabsichtigte Spott durch „lispelt leichte Liedchen" sehr gut ausgedrückt.

B. 2. „Des alten Liedes Licht" ist Zusatz zu Frauen. Diese Zeilen sind gegen Chr. Fr. Weißer, den Bekämpfer der romantischen Schule, gerichtet. Er ließ sich gern als Frauenspötter vernehmen, und lud deshalb, wie billig, den Zorn des jungen Sängers auf sich.

3. „auf Beschwörung lauscht". Der Dichter soll als ein Zauberer die Toten wieder lebendig machen und die vergangene Zeit wieder vergegenwärtigen.

3. Graf Eberhard und sein Sohn Ulrich liegen im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart begraben. In dem Beiworte „düster" spricht sich ein leiser Unwille des Dichters aus; denn der schöne Chor war ganz verbaut worden, um eine Orgel anbringen zu können. Jetzt ist er wieder völlig frei und heiter.

1. Der Überfall im Wildbad.

(1367.)

1. Erläuterungen.

Str. 2. „Wildbad", ein schon in alter Zeit berühmtes Bad im Schwarzwalde, 12—13 Stunden von Stuttgart im engen Enzthale. Von dem Städtchen aus unterscheidet man das obere und das untere Thal. Über die Heilquelle berichtet Just. Kerner in seiner Beschreibung des Wildbades: Die warmen Quellen seien ehemals aus wildem Land in einen runden See hervorgekommen, und durch ein wildes Schwein, das in ihm seine Wunden aus-

gewaschen, und dem ein Jäger durch die Wildnis nachgefolgt, sei dieser See und seine warmen Quellen entdeckt worden. Aus Dankbarkeit gegen Wildbads Quellen schmückte der Berliner Bildhauer Hermann Heindel die Brunnenhalle 1859 mit einem Relief, das Eberhards Flucht aus dem Wildbade darstellt.

3. „Hirsau“, ein ehemaliges Benediktinerkloster mit Kirche und Schloß, nicht weit von der Stadt Calw. 1692 wurde es von den Horden des französischen Generals Melac zerstört.

6. „Recke“. Vergl. Bd. I. 25.

7—10. Die Schlegler, eine Verbindung schwäbischer Edelleute, die sich den Städten und Grafen von Württemberg widersetzte, führten ihren Namen von den Schlegeln (Hämmern und Kolben), die ihnen zugleich Waffen und Abzeichen waren. Die Grafen Wolf und Wilhelm von Eberstein hatten früher in ihrem Wappen einen schwarzen Eber in goldenem Felde auf einem grünen Felsen. Statt dessen gab ihnen der Kaiser eine rote Rose auf weißem Grunde mit einem Saphir in der Mitte. Uhland verbindet beide Attribute zu seinem Zwecke. Wolf von Wunnenstein führte in seinem Wappen drei Beile.

14. ist eine deutliche Anspielung auf den damaligen württembergischen Verfassungsstreit, in welchem Uhland das alte gute Recht, die alte Verfassung, in Wort und Schrift gegen die vom Fürsten vorgeschriebene verteidigte.

15. Die silberne Denkmünze zeigte auf der einen Seite ein Kreuz, auf der andern eine Hand.

2. Inhaltsangabe.

Ohne Helm und Panzer, in Begleitung von wenigen Edelknechten, ritt Graf Eberhard der Greiner von Stuttgart aus nach Wildbad im Enzthal. Auf dem Wege dahin erfrischte er sich im Kloster zu Hirsau durch ein Glas Wein und setzte dann die Reise durch den Schwarzwald fort nach Wildbad.

Im Städtchen Wildbad wohnte er in einem stattlichen Hause am Markte. Täglich besuchte er von hier aus den Quell und badete sich, nachdem er vorher sein Gebet gesprochen, im heißesten Sprudel desselben, um seinen narbenvollen Körper zu stärken.

Als der Graf sich eines Tages im Bade befand, drohte ihm ein Überfall durch die heranziehenden Schlegler. Graf Wolf von Eberstein rückte mit seiner Mannschaft vom obern Thale her an, Graf Wolf von Wunnenstein vom untern. Sein jüngster Edelknabe und ein armer Hirt benachrichtigten den Grafen von der drohenden Gefahr.

Unvorbereitet zum Kampfe, folgte Graf Eberhard dem Rate des Hirten und entfloh, so sehr das auch seinem Heldenmute widerstrebte, auf geheimen, unbetretenen Wegen. Die Beschwerlichkeit des Weges und die Hitze der Mittagssonne erschöpften die Kräfte des alten Grafen. Als der Hirt das sah, bot er ihm seinen Rücken

dar und trug ihn, bis er sich wieder erholt hatte. Lebhaft erkannte der Graf in diesem Liebesdienst den Wert des Volkes und empfand, wie unrecht es sei, demselben sein altes, gutes Recht zu verkümmern. Nachdem er glücklich in Stuttgart angekommen war, ließ er zum Andenken an diese Rettung aus großer Gefahr eine Münze prägen und beschenkte den Hirten reichlich damit, verehrte auch manchem Herrn vom Schlegel ein Stück davon zum Hohn. Um das Wildbad aber ließ er Mauern errichten, damit künftig jeder Sieche es ungefährdet zu seiner Stärkung benutzen könne.

3. Gliederung.

I. Reise des Grafen nach Wildbad.
II. Aufenthalt in Wildbad und Benutzung des Sprudels; Sage über dessen Auffindung. 4.—6. Str.
III. Überfall durch die Schlegler. 7.—11. Str.
IV. Flucht des Grafen. 12.—14. Str.
V. Denkmünze, Befestigung des Badeortes. 15. u. 16. Str.

4. Schriftliche Aufgaben.

1. Die Rettung aus dem Bade als Bild. 2. Beschreibung einer Denkmünze aus dem J. 1367. 3. Der Graf erzählt seinen Rückzug aus dem Wildbade nach Stuttgart.

2. Die drei Könige zu Heimsen.

(1367.)

1. Einleitung.

Der Dichter ist hier aus poetischen Gründen den unkritischen Annalen des Abts Tritheim von Hirsau gefolgt, worin dieser Vorfall in das J. 1367 verlegt wird; denn nach der im Eingange gegebenen historischen Übersicht fand die Zerstörung von Heimsheim (volkstümlich Heimsen) erst im Sommer 1395 unter Eberhards Enkel und Nachfolger Eberhard III. statt. Er wollte den Greiner im Kampfe mit den Rittern darstellen, das eine Mal unterliegend, das andere Mal siegreich und verknüpfte daher beide Begebenheiten mit dichterischer Freiheit.

2. Erläuterungen.

Str. 2. „Schlich“ Schleichweg, geheimer Weg.

3., V. 3. Um diese Zeit hatte Kaiser Karl IV. einen Landfrieden in Schwaben gegeben, dem zufolge alle Zwiste vor bestimmten Richtern ausgemacht werden sollten. Graf Ludwig von Öttingen war Landfriedensrichter.

„Lehndienst“. Viele Edle, welche frei auf ihren Gütern saßen, waren gezwungen worden, ihr Erbe von mächtigeren Herren als Lehn zu nehmen, und mußten die Fehden derselben mit auskämpfen helfen.

6. „Morgenstern“, Keulen, die am obern kolbigen Ende mit eisernen Spitzen und Stacheln besetzt waren. Sie sollen in den Schweizerkriegen als Waffe des Landsturmes aufgekommen sein.

11., V. 2. „die Augen unter sich“, abwärts gerichtet.

13., V. 3. „schmollen“ schwäbisch lächeln; sonst: mit mürrischem Stillschweigen unfreundlich sein.

3. Inhaltsangabe.

Drei Häupter der Schlegelbrüderschaft, die sich, um ihrer Sache ein größeres Ansehen zu geben, Könige nannten, waren zu Heimsen versammelt, um zu beratschlagen, wie man des Grafen Eberhard am besten habhaft werden und ihn nötigen könne, das lästige Lehnsverhältnis aufzuheben. Am frühen Morgen erweckte sie unerwartet das Wächterhorn und verkündete Sturm. Während der dunkeln Nacht hatte der alte Rauschebart durch die Bauern rings um das Schloß her geteertes Holz und Stroh aufhäufen lassen und sich dann gewaffnet mit den Seinen aufgestellt. Als die Schlegler versuchten, Schloß und Stadt zu verteidigen, ließ Eberhard glühende Pfeile in das Stroh schießen und feurige Pechkränze darauf werfen und steckte es so in Brand. Rüstige Bauern schürten das Feuer an und trugen so lange von allen Seiten Brennmaterial hinzu, bis die Flamme das Dach der Türme erreichte. Ein einziges Thor hatte der Graf frei gelassen. Als die Schlegler einsahen, daß Gegenwehr vergeblich und endlich unmöglich sei, öffneten sie die Riegel dieses Thores, zogen zu Fuß aus demselben, die drei Könige an der Spitze, und unterwarfen sich in Demut dem Grafen, der sie in etwas höhnischer Weise bewillkommnet und nur bedauert, daß der Wunnensteiner fehle. Auch die Bauern freuen sich der Gefangennehmung; ein an seinem Spieße lehnender vergleicht die Häupter des Bundes spottweise mit Karten-Königen.

4. Gliederung.

I. Beratung der Schlegler auf dem Schlosse zu Heimsen. 1.—3. Str.
II. Der Wächterruf. 4. Str.
III. Heranrücken der Belagerer. 5. u. 6. Str.
IV. Gegenwehr der Schlegler. 7. Str.
V. Vorkehrungen der Belagerer. 8. u. 9. Str.
VI. Unterwerfung der Schlegler.

5. Schriftliche Aufgaben.

Besuch der Schlegler im Wildbade und Eberhards Gegenbesuch in Heimsen.

3. Die Schlacht bei Reutlingen.
(Den 11. Mai 1377.)

1. Einleitung.

Auch hier hat sich Uhland genau an den ausführlichen Bericht des Crusius gehalten. Als Eberhard vor Ulm vernahm, daß die Reutlinger mit ihren Bundesgenossen sein Land verwüstet, das Dorf Tettingen verbrannt, Landleute getötet und 700 Stück Vieh

geraubt hatten, sandte er seinen Sohn Ulrich mit 232 tapfern, gewaffneten Landsknechten, Grafen und Herren gegen sie, der aber unterhalb des hohen Bergschlosses Achalm bei Reutlingen eine blutige Niederlage erlitt.

2. Erläuterungen.

Str. 2. „Urach“, Stadt und Feste an der Erms, östlich von Reutlingen.

3. „In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!“ Niemand von Euch soll wieder lebend zurückkehren, Roß und Reiter, Herden und Hirten sollen dem Schwerte erliegen.

V. 4. „zu thal“, ein altes, von Uhland zuerst wieder gebrauchtes Adverb, was so viel wie niederwärts heißt.

7. „Zwinger“, ein auf beiden Seiten durch Gebäude oder Mauern eingeengter Raum; in alten Burgen der Raum zwischen der äußern und innern Mauer; in befestigten Städten der Raum zwischen der Stadtmauer und dem Graben.

8. Reutlingen ist durch seine Gerbereien u. Färbereien berühmt.

11. In dem alten Gemäuer der Achalm, nordöstlich von Reutlingen, hat man eiserne Pfeile, die hinten mit Holz versehen waren, eingeschlossen gefunden. Diese rühren von einer uralten Belagerung her, durch welche die Burg einst genommen wurde. Als der überwundene Graf abzog, rief er seufzend seiner Bergfeste zu: „Ach Helm, muß ich dich verlassen!“ Nach dem Anfange dieses Ausrufs nannte der neue Besitzer die Burg Achelm oder Achalm. Nach andern soll der Graf gesagt haben: „Ach äll' (alle) muß ich verlassen!“ weshalb die Burg bis auf den heutigen Tag im Volksmunde nur „Achel“ (Spitze) heißt. Die Erbauung der ehemals hochragenden Burg schreibt die Sage den Grafen Egino und Rudolf von Urach zu. Daß letzterer im Todeskampfe (1106) auf die Frage seines Bruders nach dem Namen der Burg nur die Silben: Ach! Allm(ächtiger) habe hervorbringen können, und daß daher der Name rühre, scheint eine gelehrte Ableitung zu sein. Der Volkserzählung ist sie ganz unbekannt. (E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten u. Gebräuche aus Schwaben. Stuttg. 1852. 344.)

16. „Schildesamt“, Kriegsdienst, Ritterschaft.

V. 2. Pfalzgraf Ulrich von Tübingen, Friedrich von Zollern und Johann von Schwarzenberg.

V. 4. Von den Grafen von Zollern stammen bekanntlich die jetzigen Könige von Preußen.

17. „in Lilien u. Mohn“, nach Götzinger Wappenzeichen derer von Sachsenheim.

20. „er hat nicht sehr geeilt“, weil er wegen der Flucht Vorwürfe fürchtete.

21. „Und schneidet zwischen beiden das Tafelbuch entzwei“. Dieser Gebrauch kommt als Ehrenstrafe für Ritter und Edelleute auch

sonst im Mittelalter vor. Der Herold hatte die Berechtigung, vor dem Platze des Ritters, auf welchem ein Makel haftete, das Tischtuch entzwei zu schneiden und ihm Brot und Teller umzukehren. Der also Geschmähte mußte alsdann den Makel tilgen, oder beweisen, daß man ihm Unrecht gethan habe.

3. Inhaltsangabe.

Graf Ulrich, Sohn des Greiners, beunruhigte mit seiner Ritterschar von der Burg Achalm aus wiederholt die Stadt Reutlingen und fügte ihr großen Schaden zu. Plötzlich erhoben sich aber die Städter einst zur Nachtzeit, zogen nach der Burg und verwüsteten alles im Urachthale, was dem Grafen gehörte. Ulrich schwur Rache dafür, wappnete sich mit seinen Rittern und rückte den Städtern entgegen. Auf einem Anger kam es zu einem heftigen Kampfe.

Die Ritter wurden durch zahlreiche Bürgerhaufen von allen Seiten gedrängt und bis auf eine kleine Schar, die nach vollster Ermüdung endlich auf die Burg floh, niedergehauen. Auch Ulrich entkam auf diese Weise halb tot und schwer verwundet.

Am andern Morgen gingen die Knappen der gefallenen Ritter nach Reutlingen, um die Leichname ihrer Herren zu waschen und abzuholen. Dumpf ertönten die Glocken, als der lange Leichenzug durch die Stadt zog. Götz Weißenheim, der mit dem Banner des Grafen in der Hand gefallen war, eröffnete den Zug; ihm folgten die im Kriege bewährten Grafen von Tübingen, von Zollern und von Schwarzenberg, Ritter Sachsenheim mit seinem Sohne nnd viele andere, deren Namen und Wappenschilder auf den Rathausfenstern verewigt worden sind.

Als Graf Ulrich wieder hergestellt war, ritt er nach Stuttgart. Er traf den Vater gerade beim Mittagsmahle. Kein Wort der Freude tönte ihm entgegen. Nachdem er sich mit niedergeschlagenen Augen zu Tische gesetzt hatte, schnitt Eberhard schweigend zwischen ihnen beiden das Tischtuch entzwei, um ihn zu strafen für die Flucht.

4. Gliederung.

I. Beunruhigung der Reutlinger durch Ulrich. 1. Str.
II. Rache der Reutlinger. 2. Str.
III. Vorrücken beider Parteien im Urachthale. 3.—5. Str.
IV. Kampf auf dem Anger bei der St. Leonhardts-Kirche. 6.--9. Str.
V. Flucht der übrigen Ritter auf die Burg Achalm. 10.—11. Str.
VI. Abholen der erschlagenen Ritter vom Rathause in Reutlingen durch die Knappen. 12.—19. Str.
VII. Ankunft und Ehrenstrafe des Grafen Ulrich in Stuttgart. 20. u. 21. Str.

5. Schriftliche Aufgaben.

Trauerrede auf dem Friedhofe zu Reutlingen am Grabe der gefallenen Ritter.

4. Die Schlacht bei Döffingen.
(23. Aug. 1388.)

1. Einleitung.

Wie in der vorigen Romanze, hat Uhland sich auch in dieser streng an seine Quelle gehalten; nur der Hilfeleistung des Wunnensteiners die passende Stelle angewiesen, und eine äußerliche Beziehung zum Überfall in Wildbad hergestellt.

1. Erläuterungen.

Str. 4. „reis'ger Bote", gewaffneter Reiter.

V. 4: „Die ich ihm einst verehrt", nämlich nach dem mißlungenen Überfall im Wildbad.

17. Zuffenhausen, ein Dorf, westlich von Ludwigsburg.

18. „Nächt", vergangene Nacht; dann vergangener Abend; auch vergangener Tag, gestern. — „Trieb" bezeichnet sowohl den Ort, wohin das Vieh getrieben wird (Trift), als die Gesamtheit des Viehes: ein Trieb Kühe, Schafe.

20., V. 4. „Der Fink hat wieder Samen", d. h. Fink verhungert nicht, hat wieder zu fressen; im übertragenen Sinne: Das Geschlecht stirbt nicht aus, man kann wieder getrost in die Zukunft blicken.

2. Inhaltsangabe.

Die Städter hatten Eberhards Bauern angegriffen und kämpften mit ihnen im Dorfe Döffingen. Auf die Kunde davon eilte der Graf den Seinen mit den besten Rittern vom Löwenbunde zu Hilfe. Auch der Wolf von Wunnenstein bot ihm seine Dienste dazu an, wurde jedoch stolz zurückgewiesen.

Lebhaft fühlte jetzt Ulrich, daß er durch seine frühere Flucht den Übermut der Städter hervorgerufen habe; darum gelobte er sich und dem Vater, heut die alte Schuld zu zahlen. Wütend stürzten alle auf die Feinde, am wütendsten Ulrich. Nicht lange währte es, so trug man ihn sterbend aus dem Kampfe. Eberhard ließ sich durch diesen schweren Verlust nicht erschüttern, ermunterte vielmehr die Seinen zu neuem Kampfe und rief mit Donnerstimme dazwischen: die Feinde fliehen! Diese List hatte die Folge, daß der Feind wirklich floh. In diesem Augenblicke griff der Wunnensteiner die Städter an, jagte sie in wilde Flucht und entschied den Sieg. Das Schlachtfeld war bedeckt von Toten und Waffen aller Art. Der Greiner reichte dem Wolf die Rechte, dankte ihm für die Hilfe und lud ihn zur Siegesfeier in sein Haus. Die kurz vorher erfahrene Zurückweisung vergeltend, lehnte der Wolf aber diese Einladung lachend ab, versichernd, nur aus Haß gegen die Städter gekämpft zu haben, und jagte mit den Seinen von dannen.

Graf Eberhard brachte in tiefer Trauer die Nacht bei der Leiche seines Sohnes zu und ritt dann am Morgen zurück nach Stutt-

gart. Auf dem Wege kam ihm der Hirt von Zuffenhausen mit betrübtem Gesicht entgegen und klagte, daß der Wunnensteiner in der Nacht Vieh aus der Herde mitgenommen habe. Eingedenk des guten Dienstes, wurde der Greiner darüber nicht ungehalten, sondern nahm es für einen derben Scherz. Kurz vor Stuttgart kam den Rückkehrenden ein froh aussehender Edelknabe entgegengeritten und verkündete die Geburt eines Urenkels, was den alten Rauschebart zu freudigem Danke gegen Gott stimmte.

4. Gliederung.

I. Kampf der Städter mit Eberhards Bauern in Döffingen. 1. u. 2. Str.
II. Eberhard eilt zu Hilfe. 3. Str.
III. Der Wunnensteiner bietet seine Dienste an, wird aber von Eberhard zurückgewiesen. 4. Str.
IV. Die Schlacht. 5.—13. Str.
   1. Ulrichs Vorsatz. 5. u. 6. Str.
   2. Der Kampf. 7. Str.
   3. Ulrichs Tod. 8. Str.
   4. Flucht der Städter. 9. u. 10. Str.
   5. Des Wunnensteiners Hilfe. 11. Str.
   6. Blick auf das Schlachtfeld. 12. u. 13. Str.
V. Versöhnung Eberhards mit dem Wolf. 14. u. 15. Str.
VI. Eberhard bei der Leiche seines Ulrich. 16. Str.
VII. Rückreise nach Stuttgart. 17.—20. Str.
   1. Kunde des Hirten und Eberhards Verhalten dabei. 17. u. 18. Str.
   2. Kunde des Edelknechts und Eberhards Dank dafür. 19. u. 20. Str.

5. Schriftliche Aufgaben.

1. Eberhards Monolog an der Leiche seines Sohnes. 2. Graf Eberhard der Rauschebart. Eine Charakteristik. 3. Der deutsche Held in der Dichtung (Jung Siegfried. Klein Roland. Schwäbische Kunde. Eberhard der Rauschebart.)

Die Beschäftigung mit den alten Heldenliedern und Reimchroniken erweckte in dem Dichter den Gedanken, einen Abschnitt aus der Geschichte seiner engern Heimat darzustellen, aber nicht im Sinne des sogenannten historischen Gedichtes, sondern in Form der Romanze, welche jedoch einen so eigentümlichen Ton bekam, daß sie Muster einer neuen lyrisch-epischen Dichtungsart wurde, die man mit dem Namen Rhapsodie belegte. Die hervorragendsten Züge aus dem Leben des Grafen Eberhard sind darin mit historischer Treue zu einem Gesamtbilde verbunden, das uns die lebendigste Anschauung der kräftigen Persönlichkeit des alten Helden gewährt. Es weht darin der ungetrübte Hauch der alten Helden-

dichtung, wie wir sie im Nibelungenliede oder im Homer bewundern. Wie in diesen Meisterwerken der epischen Kunst, lebt auch hier vollendete Objektivität; der Dichter ist zum treuen Spiegel der Geschichte geworden, seine Eigentümlichkeit tritt ganz zurück; nur da, wo die dargestellten Empfindungen auch die seinigen sind, brechen sie in kunstloser Naivetät hervor, z. B. wenn er seine eigene Freudigkeit am Kampfgetümmel nicht bemeistern kann (Nr. 3, Str. 9, Nr. 4, Str. 8, 12 u. a. m.). Aber auch dann ist es nicht störend, der Dichter erscheint vielmehr als begeisterter Zuschauer, ja beinahe als Teilnehmer der dargestellten Begebenheit, so daß im Gegenteil die Anschauung nur noch lebendiger wird. Das ganze Gedicht schließt sich treu an die historischen Thatsachen an; keine ist von dem Dichter erfunden, aber er weiß sie mit solcher Kunst zusammenzustellen, zu motivieren und zu entfalten, er weiß überall das poetische Leben derselben so sicher hervortreten zu lassen, daß wir demungeachtet keine bloße Erzählung, sondern in der That ein poetisches Kunstwerk vor uns haben. Darstellung und Versbau sind gleich meisterhaft. Die Sprache zeichnet sich durch edle Einfachheit und reiche Mannigfaltigkeit aus; die oft wiederkehrende Allitteration schließt sich durchaus naturgemäß an die dargestellten Situationen oder Empfindungen an, so daß sie als Notwendigkeit, nicht als eine absichtlich zur Hebung des poetischen Kolorits gewählte Form erscheint.

A. von Gegenbauer hat im königlichen Residenzschloß zu Stuttgart den Uhlandschen Romanzen-Cyklus in Wandgemälden verherrlicht. Das der Döffinger Schlacht gewidmete ist eins der schönsten.

Wie in „Des Sängers Fluch“, so hat Uhland auch hier die neue Nibelungenstrophe angewandt.

Über die Rhapsodie.

Die unter 11—17 erläuterten Dichtungen stellen sämtlich Begebenheiten dar, deren Hauptpersonen der vaterländisch-historischen Welt angehören und sich durch kühne Thaten der Tapferkeit auszeichnen. Kleinere lyrisch-epische Erzählungen solchen Inhalts nennt Echtermeyer Mären oder Rhapsodieen. Obgleich sie einen historischen Inhalt haben, oder befriedigende Abschnitte einer größeren vaterländischen Heldensage, Einzelscenen und Züge aus dem Leben deutscher Helden, poetische Lebensbilder darstellen, in denen die Begebenheit als solche in den Vordergrund tritt, so wechselt doch das vorwiegende epische Element mit lyrischer, farbensatter Behandlung, weshalb man diese Dichtungen musterhafte moderne Romanzen nennen muß. Diese lyrisch-epischen Lebensgemälde haben große Ähnlichkeit mit den Erzählungen des romantischen Epos und der ritterlich höfischen Epik des Parzival, Titurel, Tristan und Lohengrin.

III. Dramatische Dichtungen.

18. Ernst, Herzog von Schwaben.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.
(1817.)

Uhland, Gedichte u. Dramen, Stuttgart., 1863. III. 1—125. — Lüben, Auswahl. III. 216. Der kurze Abschn., welcher sich im VI. Tle. von Lübens Lesebuche Nr. 116 findet, ist aus dem 1. Aufz., S. 33—35.

1. Einleitung.

Konrad II., der Salier (1024—39), war mehr auf Erweiterung des Reichs und Erwerbung kriegerischer Ehre und ritterlichen Ruhms, als auf eine ruhige und friedliche Regierung bedacht. Nachdem er die wankelmütigen Italiener zur Anerkennung seiner Oberhoheit gezwungen und in Rom die Kaiserkrone empfangen, nötigte er den kinderlosen König Rudolf von Burgund, die Anwartschaft des Reichs auf das arelatische Königreich (die südöstlichen Provinzen Frankreichs, die westliche Schweiz und Savoyen) anzuerkennen, und setzte sich dann nach dessen Tode die burgundische Königskrone aufs Haupt. Dies verwickelte ihn in viele Fehden, teils mit den burgundischen Edelleuten und Bischöfen, die sich als unabhängige Landesfürsten betrachteten, teils mit seinem Stiefsohne Ernst von Schwaben, der nähere Rechte auf das Königreich geltend machte und in Verbindung mit seinem Freunde Werner von Kiburg in Süddeutschland die Fahne der Empörung aufpflanzte. Beide erlagen nach tapferem Kampfe, und die Thaten und Schicksale des ritterlichen Herzogs Ernst gingen in die Volkssage und Dichtung über.

Was die Volkssage aus der ganzen Begebenheit gemacht, ist in den Volksbüchern aufgezeichnet und kann in Schwabs „Schönsten Geschichten und Sagen" (II. 205 u. f.), oder in Simrocks „Deutschen Volksbüchern" nachgelesen werden. Uhland hat in seinem Drama die Nebelsphäre der Sage ganz verlassen und seinem Stoffe durchaus feste historische Umrisse gegeben, obwohl er wiederholt auf die Dichtungen der Sage hinweist.

2. Inhalt des Dramas.*)

1. Der 1. Akt (Aufzug) versetzt uns unmittelbar in einen Augenblick hoher geschichtlicher Bedeutung und feierlicher Erhebung. In Aachen ist Kunrad im Begriff, seinem jungen Sohne Heinrich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen,

„Daß mein Geschlecht, der sal'sche Frankenstamm,
Begründet sei als Deutschlands Herrscherhaus,"

*) Nach Dr. Wendt. Herrigs Archiv für neuere Sprachen. Bd. XV

und der Knabe hat sich seines Lehrers Bruno Worte wohl eingeprägt, daß er berufen sei, „neu aufzurichten Karls des Großen Reich“. So steht des Königs umfassendes Herrscherstreben deutlich vor uns, und indem nun Gisela, Kunrads Gemahlin, einst Witwe Ernsts von Schwaben, hinzutritt und den feierlichen Moment benutzt, um für ihren Sohn erster Ehe Ernst um Gnade zu bitten, der wegen wiederholter Empörungen drei Jahre auf dem Giebichenstein (bei Halle) gefangen gesessen, führt uns der Dichter sofort in den Gang der eigentlichen Handlung hinein. Wir erfahren Ernsts frühere Geschichte; er hat seine wohlbegründeten Ansprüche auf Burgund denen des Stiefvaters nicht opfern wollen, und deshalb wiederholt zu den Waffen gegriffen. Kunrad zeigt sich erbötig, ihn zu begnadigen; doch läßt er Gisela schwören: wenn Ernst nun sich wiederum den notwendigen Bedingungen widersetze, die das Reich ihm vorschreiben werde, dann wolle sie ihm nicht zu Hilfe sein und nicht rächen, was an ihm geschehen müsse. So ist der Keim weiterer Verwickelung gelegt. Unmittelbar darauf erfolgt eine ergreifende Scene des Wiedersehens zwischen der Mutter und dem Sohne, den Kunrad, um dem Wunsche seiner Gemahlin zuvorzukommen, schon vorher herbeschieden hat. Aber es lagert sich doch mit der Erscheinung des frühgealterten, bleichen, schwermütigen Ernst ein unheimlicher Schatten über diese Versöhnung; an eine wirkliche und dauernde Lösung des alten Zwistes glauben wir noch nicht.

Die 2. Sc. führt uns in den Saal der Reichsversammlung. Der feierlichen Belehnung Ernsts mit seinem alten Herzogtume geht ein Gespräch des Grafen Mangold und seines Oheims, Bischof Warmann, voraus, dem der Kaiser einstweilen die Verwaltung Schwabens übertragen hat. Jener ist einer der schwäbischen Großen, die Ernst auf dem Tage zu Ulm im Stich gelassen und sich dem Könige unterworfen haben. Durch diesen Treubruch gegen den Herzog (denn so faßt es Mangold selbst auf) ist er hoch in Kunrads Gunst gestiegen und sieht sich nun in seinen Hoffnungen auf die Erlangung der Herzogswürde getäuscht. Aber der kältere, weltkluge Prälat beruhigt ihn. Er durchschaut die Sachlage tiefer und weiß, daß die plötzliche Versöhnung den klaffenden Gegensatz der Prinzipien nicht verwischen kann:

„Des Kaisers Herrschsucht und der Stände Trotz
Sind ein uralter, nie versöhnter Zwist.“

Hierauf baut er. Die über Ernst schwebende Gefahr gestaltet sich so für den Zuschauer immer bestimmter. Da erscheint der Kaiser mit den Ständen; in feierlicher Versammlung verkündet er vom Thron, daß er Ernst neu mit Schwaben belehnen wolle. Er macht dies aber von Bedingungen abhängig; eine davon ist, daß er den geächteten Grafen Werner von Kiburg, der ihn zum Aufruhr

gereizt, nicht in seinem Herzogtume dulde und ihn, wenn er sich dort zeige, greifen lasse. Dies weist Ernst zurück. Ergreifend sind seine Bitten, ihm nur das zu erlassen. Rührend schilderte er, wie Werner, als alle von ihm abgefallen, treu zu ihm gestanden. Aber Kunrad besteht auf seinem Willen; für ihn ist Werner der bitterste Feind, denn er ist der Träger der Ideeen, welche der Königsmacht im Wege stehen, und von ihm ist aller Widerstand gegen diese ausgegangen. Da Ernst fest bleibt, kündigt der Kaiser ihm unvermeidliche Acht an; Warmann fügt Androhung des Kirchenbannes hinzu. Ernst erklärt, wohl sei er durch die lange Haft mürbe geworden, doch noch nicht so herabgekommen, „daß er den verriete, der ihm einzig Treue hielt“; und nun spricht Kunrad die furchtbare Formel der Reichsacht aus, in welche die versammelten Fürsten einstimmen; Warmann mit den Bischöfen schleudert gegen den Geächteten die noch entsetzlicheren Flüche des Kirchenbannes. (Beides in Lübens Lesebuche enthalten.) Ernst schließt mit den Worten:

„Hin fahr' ich, ein zwiefach Geächteter,
An meine Fersen heftet sich der Tod,
Und unter Flüchen krachet mein Genick,
Vom Werner lass' ich nicht!“

2. Im 2. Akt finden wir Ernst bereits als umherirrenden Bettler; tief beugt ihn das Unheil. Zunächst sucht er Hilfe bei seinem Vetter, Graf Odo von der Champagne; denn Ernsts Ansprüche auf Burgund sind auch die seinigen. Aber Odo, so bereit er zum Aufstand gegen Kunrad wäre, stößt den Unglücklichen schnöde von sich. Denn er hat ihn an Heeresspitze in Burgund erwartet, der hilflos Geächtete ist ihm gleichgültig. Aufs tiefste verletzt, wendet sich Ernst noch an Graf Hugo, Odos Begleiter. Dessen Tochter war ihm einst verlobt, und nun hat er seit Jahren nichts von ihr vernommen. Außerordentlich innig sind seine Worte:

„Nicht will ich die Bewerbung jetzt erneu'n,
Ich wär' ein unglücksel'ger Bräutigam.
— — — — — — — — — — — —
Nur eines bitt' ich, sag' es mir zum Trost:
Hat deine Tochter, wenn einmal von mir,
Von meinem Mißgeschick die Rede war,
Hat sie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,
Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
Ob sie, geseufzet nicht, nein! tiefer nur
Geatmet, wie man oft im Traume pflegt?“

Nun hört er, daß sie treu die Erinnerung an ihn bewahrt habe aber in ein Kloster gegangen sei, als er in die Acht verfallen. So ist denn dem Unglücklichen auch dieser Stern hinabgesunken. „An dieses Weibes liebevoller Brust,“ sagt er, „hätt' ich genesen können, —

— Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad,
Einsam, umnachtet, ewig herberglos.“

Mächtig ergreifend ist es, daß in diesem Augenblick tiefster Entmutigung **Werner** den Freund findet, den er lange gesucht. Das Wiedersehn belebt neu den eben noch Verzweifelnden. Mit dem Erscheinen Werners, des markigsten, lebendigsten Charakters des Stückes, weht über Ernst ein neuer Geist rüstiger Kraft. Dieser Dualismus bleibt nun in der Tragödie, daß Ernst, der eigentliche Held des Dramas, mehr eine leidende und von Werner abhängige Rolle spielt, während dieser als der eigentlich Mächtige von der Idee beseelt erscheint. Ernst ist „der Unglückliche, der sich nach Frieden gesehnt hat und nun so unendlich friedlos sein muß", eine mehr lyrische als dramatische Gestalt, Werner dagegen fühlt sich nicht elend; denn ihn treibt die Glut, die er an jenem Tage eingesogen, wo sich bei der letzten Kaiserwahl des Volkes Freiheit und Majestät in der feierlichen Bethätigung seiner Gewalt so herrlich zeigte. Es folgt die schöne Erzählung, welche durch Gedichtsammlungen längst bekannt geworden ist, in dem Zusammenhange des Stückes aber doch den Fortschritt der Handlung etwas verzögert. So richtet Werner den Gebeugten noch auf. Er weiß wohl, daß jenes schöne Bild der Vergangenheit angehört, daß Kunrad seitdem als Gewaltherrscher aufgetreten ist; aber er verzweifelt nicht. Alle Kraft, den letzten Hauch will er daransetzen, um dem Freunde zu dienen, der ihm so herrlich die Treue gehalten; er hofft, daß auch in des Schwarzwalds dichten Schatten, in die sie nun fliehen, treue Gemüter noch für ihren Herzog ein Gedächtnis haben.

3. Die dort unmittelbar folgenden Ereignisse führt uns der Dichter nicht vor, der 3. **Akt** spielt wieder am Hofe des Kaisers. **Giselas** edle Gestalt fesselt hier vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit. Ihr Herz schlägt warm für ihren unglücklichen Sohn und doch hat sie geschworen, ihn nicht zu unterstützen. Daher giebt sie dem Grafen Hugo, den Kunrad in jene Gegend sendet, den Auftrag, überall die gärenden Vasallen zu besänftigen und zu verhüten, daß ihr Sohn neuen Anhang wirbt; so meint sie auch nach echt weiblicher Art sein Ziel am besten zu fördern, wenn sie erst die Ruhe herstellen helfe: dann werde auch der Kaiser geneigter sein, die Acht von seinem Haupte zu nehmen. Aber nun kommt neue Botschaft aus Schwaben. **Mangold** berichtet dem König, wie Ernst und Werner mit kleinem Anhange im Schwarzwalde hausen, wie schon die Sage die Gestalt des unstät umherschweifenden Herzogs umrankt, das Volk die drei Jahre seiner Gefangenschaft mit allerlei wunderbaren Abenteuern erfüllt, und Gisela weiß die Sage sinnig zu deuten:

„Wohl fuhr mein Sohn durch einen finstern Berg,
Ein furchtbar Schicksal rafft ihn durch die Luft,
Die Nägel seines Schiffes lösten sich,
Die ungetreuen, daß es scheiterte,
Und auf den Scheitern treibt er noch umher."

Mangold erhält von Kunrad sofort den Auftrag, den Aufstand in Schwaben mit Kriegsmacht zu unterdrücken und zwar so schnell als möglich, da im Rücken die Ungarn drängen, und die Empörer ihren Angriff zu nutzen hoffen. So zieht sich das Verderben über Ernst zusammen. Gisela aber betrachtet Mangolds Schwert, das nun gegen ihren Sohn gezückt werden soll, und erfleht im tiefsten Seelenschmerz von der Gottesmutter Rettung für ihn. Durch ihre Betrübnis zu mildem Erbarmen gestimmt, ruft sie einen sich zeigenden Pilger herbei, und so naht ihr Graf Adalbert von Falkenstein. Seine Erscheinung ist im Vorhergehenden nicht recht motiviert, wird aber für den weiteren Verlauf und den inneren Zusammenhang des Dramas bedeutungsvoll. Er ist nämlich der Mörder von Giselas erstem Manne, Ernsts Vater. Auf der Jagd hat er ihn aus Neid erschossen und von dem Sterbenden noch den Auftrag erhalten, der Gattin seinen letzten Willen zu überbringen, daß sie ihr Witwentum bewahren solle. Das hat Adalbert zwar ausgerichtet, aber er hat keinen Frieden gefunden; nun meint er, der Ermordete lasse ihm so lange keine Ruhe, als vergessen bleibe, was er sterbend befahl. Das hat ihn an den Hof geführt. Somit sehen wir, daß Gisela eine Schuld auf sich geladen hat. Der Verstorbene hat zu seinem Wunsche triftige Gründe gehabt; die unseligen Früchte ihrer zweiten Ehe sind ja inzwischen herangereift. Dies hält ihr nun Adalbert vor, ja er verlangt von ihr, sie solle noch jetzt diesem Ehebund entsagen. Aber das ist zu viel. Sie ist sich bewußt, ihre Schuld durch milde Thaten aller Art tausendfältig gebüßt zu haben, und mit edelster Beredsamkeit weist sie darauf hin, wie sie als Vermittlerin, Fürbitterin an der Seite des Kaisers Segen zu schaffen wisse. So entkräftet sie seine Vorwürfe, und dann reichen wenige Worte von ihr aus, ihm anzudeuten, wie er den Fluch, der ihn verfolge, sühnen könne. Kaum hat sie ihn verlassen, da ist sein Entschluß reif, durch Wohlthaten an dem unglücklichen Sohne den Mord des Vaters zu sühnen, und so ist denn dem Geächteten ein neuer Bundesgenoß geworden. Alles drängt nun dem entscheidenden Kampfe zu.

4. Der 4. Akt spielt im Schwarzwalde. Am Fuße der Burg Falkenstein schläft Ernst in des Freundes Arm. Da tritt Adalbert hinzu und eröffnet dem Obdachlosen seine Burg. Obwohl widerstrebend nimmt Ernst seine Zuflucht zum Mörder des eigenen Vaters. Alsbald kommt von anderer Seite neue Hilfe. Die Krieger, welche Ernsts Bruder Hermann, statt seiner Herzog von Schwaben, in Kunrads Auftrag nach Italien geführt, suchen den rechtmäßigen Herzog auf. Denn Hermann ist nach glänzender Kriegsthat an einer Seuche gestorben und hat sie nun gesandt, dem unglücklichen Bruder das Banner zu überreichen, das er nur für ihn genommen, bewahrt und mit Ruhm bekränzt habe. Sie bitten

um schnellen Kampf, da auch in ihnen vielleicht der Keim der Pest schläft. Ernst erhält dadurch nicht nur Verstärkung; auch sein gutes Recht bekommt eine neue Stütze. Aber düster und unglückverheißend ist diese Hilfe, er spricht:

„O herrlich tret' ich in mein Herzogtum!
Des Vaters Mörder öffnet mir das Thor,
Des Bruders Leichenzug ist mein Gefolg.
Komm, Adalbert, mich schrecket nicht der Mord,
— — Ich scheue nicht die Pest!"

Die 2. Sc. führt uns in Mangolds Lager. Er hat Ernst bereits eingeschlossen, und der klug vorschauende Warmann berechnet schon, daß nun nach Hermanns Tode seinem Neffen die Herzogswürde zufallen müsse. Da wird ein fremder Kriegsmann gemeldet, und mitten im feindlichen Lager erscheint Werner. Mit höchster Kühnheit hat er sich hierher gewagt, um in dem abtrünnigen Mangold, seinem Verwandten, das schlummerde Gewissen zu wecken. Feurig und schlagend hält er ihm vor, wie er die Pflicht der Treue gegen seinen Herzog verraten und die stolze Unabhängigkeit seines früheren Lebens jetzt mit dem Herrendienste vertauscht habe. Diese Scene gehört zu den lebendigsten und wirksamsten des Stückes. Die Worte des Geächteten treffen den andern so, daß er, der Mächtige, nicht mehr zu antworten vermag und schamgerötet jenem nicht ins Angesicht zu sehen wagt. Immer dringender ruft ihm Werner zu:

wenn du nicht den Feinden Ernsts
Mit Leib und Seele schon verfangen bist,
Wenn dir zur Ehre noch die Rückkehr blieb,
So tritt zurück, aufrichtig, ohne Scheu!
Die Lehn, die dich verpflichten, gieb sie heim!
Die eitle Gnadenkette, wirf sie ab!
— — — — — — —
Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst:
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod,
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst;
Ihm haben unsre Väter sich geweiht,
Ihm hab' auch ich mein Leben angelobt,
Er hat mich viel gemühet, nie gereut.
Für diesen Dienst, Graf Mangold, werb' ich dich.

Aber es ist zu spät; Mangold kann nicht mehr zurück. Werner verläßt ihn, nachdem er noch einer Pflicht genügt hat, mit den Worten:

— — — Wenn dem Aar
Der Seinen eines aus den Lüften fällt,
So schießt er nieder und vertilgt's. Wenn du
Mir in der Schlacht begegnest, sieh dich vor!

Mit frischem Aufschwung endet dieser Akt. Ernst und der schnell zurückgeeilte Werner feuern ihre Scharen zum entscheidenden Kampfe an, der nun in einem Ausfall gewagt werden soll. Der greise Adalbert führt dem Herzog seinen einzigen Sohn als Kämpfer zu, bekleidet Ernst mit dem herzoglichen Mantel seines

Vaters, der seit jenem Mordtage noch auf der Burg bewahrt ist, und mit mutigem Zurufe begrüßen ihn die Krieger als ihren Herzog.

5. Von schneller, spannender Handlung ist der 5. Akt. Die Darstellung von Kampfesscenen ist dem Dichter überhaupt besonders geglückt. Auch in Ludwig dem Bayer zeichnet sich der 3. Akt (die Schlacht von Ampfing) durch Lebendigkeit aus. Mangold vermag nichts auszurichten, solange die Feinde sich in dem engen Felsenthale halten. Und doch ist schon der Kaiser angekommen, um die Entscheidung zu beschleunigen, weil ihn im Osten die Ungarn drängen, und im Westen Odo nach der italienischen Krone greift. Da kommt die erwünschte Nachricht von dem Ausfall der Eingeschlossenen. Wütend dringen Ernsts Krieger vor. Mangold zieht sich zurück, um sie an geeigneter Stelle sicher zu vernichten. In kühner Begeisterung weiht sich jeder zu Sieg oder Tod. Ernst gedenkt seiner Edelgard:

„O Edelgard, geliebte Gottesbraut,
Aus deinen Schleiern blick' auf mich herab,
Dein ernstes Bild begeistre mich zum Tod!"

Werner ruft:

„Allmächt'ger Gott des Friedens und des Zorns,
Der du den Bach anschwellen kannst zum Meer,
Die stille Luft erregen zum Orkan:
Laß jetzt auch unsre, dieser Männer, Kraft
So riesenhaft anwachsen und erschwellen,
Daß uns das Ungeheure möglich sei!
Hinein! Für Herzog Ernst!"

Dann stürmen sie fort, dem Feinde entgegen. Adalbert bleibt auf der Warte zurück und erschaut von da aus den weitern Verlauf des Kampfes. Mit ungeheurer Gewalt durchbricht Ernst mit seinen Treuen das erste Glied. Das zweite tritt vor. Wie ein Todesengel ragt Werner voraus allen, „sein blitzend Schwert fährt aus den Wolken; nicht den einzelnen Mann schlägt er, er schlägt die ganze Schar." Mangold wird verwundet. Er rafft sich wieder auf und führt das dritte Glied heran. Kurze Rast stärkt Ernsts stark geschmolzene Scharen zu neuem Andrang. Werner steht vor seinem Trupp,

„Wie mit gespreizten Fittichen der Aar
Die Brut umschirmt, wenn über seinem Horst
Ein fremder Vogel kampfandrohend schwebt".

Da werden sie umzingelt, auf einen Knäul gerollt; Werner stemmt sich

— — „wie ein Mann,
Den eine Riesenschlang' umflochten hält."

Noch einmal brechen sie durch, aber Werner ist getroffen. Alsbald erscheint er, von Ernst geführt, und stirbt mit den Worten:

— — „Gelobt sei Gott, ich sterbe frei!
Ernst, rette dich."

Mit ihm ist ein Teil von Ernsts eigenem Ich gestorben, und den Zurückbleibenden fesselt nun kein Band mehr an das Leben; bei der Leiche seines Freundes bleibt er wie festgewurzelt und erwartet den Tod. Nun zieht sich der Kampf auf die Bühne. Mangold ruft den Übriggebliebenen zu, sich zu ergeben; jetzt könne der Kaiser auch Ernst verzeihen, da Werner tot sei. Aber nun ist es zu spät. Ernst erwidert:

„Nein, wenn der letzte fällt, ich kämpfe fort.
War ich sonst träge, jetzt bin ich ein Held.
Hier muß ich sterben, bei dem Toten hier,
Hier haft' ich, hier ist meines Lebens Ziel,
Hier ist der Markstein meiner Tage, hier
Ist meine Heimat, hier mein Haus und Hof,
Mein Erbgut, meine Blutsverwandschaft, hier
Mein Wappenschild und hier mein Herzogtum."

Er wirft Schild und Herzogsmantel auf den toten Freund und erneuert den Kampf. Mangold fällt, bald auch Ernst. Nachdem die Leichen entfernt sind, erscheint Kunrad mit Gisela. Die Überlebenden berichten das Geschehene. Als Gisela nach Ernst fragt, erwidert ihr Adalbert:

„Er schläft in Freundesarm."

— — — —

„Er starb den Heldentod, den Freundestod,
Der Werner starb für ihn, für Werner er;
Er wich von seines Freundes Leiche nicht,
Bis er als Leiche selbst daniedersank."

Unmittelbar darauf überbringt Graf Hugo dem König das Haupt Odos, ein Geschenk des Herzogs von Lothringen. So feiert Kunrad einen völligen Triumph. Aber es ist ein schwerer, sauer errungener Sieg, und indem Kunrad dies selbst anerkennen muß, fehlt dem Schluß des Trauerspiels die versöhnende Gerechtigkeit nicht. Diese spricht sich auch in Giselas Worten aus:

„Das also, dieser Reif und dieser Stab,
(die eben überbrachten Reichskleinodien)
Das sind die hohen Dinge, derenthalb
So edles Leben hingeblutet ist!
O Kaiser, staunen wird die Folgezeit,
Wenn sie vernimmt vom Aufschwung deiner Macht,
Von deines Herrscherarmes Festigkeit;
Doch rühren wird es spät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde singet oder sagt
Von Herzog Ernst und Werner, seinem Freund,
Von ihrer Treue, die der Tod bewährt."

3. Die Personen des Dramas.

Die Personen des Dramas sind sämtlich sehr bestimmt gezeichnet, selbst diejenigen, welche nur vorübergehend auftreten, und alle tragen den Charakter ihrer Zeit.

1. Ernst, der Held des Stückes, Sohn Herzogs Ernst I. von Schwaben, war nach dem Tode seines Vaters durch Kaiser Heinrich II. noch ganz unmündig zum Herzog von Schwaben ernannt worden. Seine Mutter Gisela und sein Oheim Poppo, der 1016 Erzbischof von Trier wurde, verwalteten sein Herzogtum vormundschaftlich. Kaiser Konrad, Ernsts Stiefvater, der darauf bedacht war, die kaiserliche Macht zu erweitern, suchte ihn um sein Herzogtum zu bringen. Diesem ungerechten Verfahren trat Ernst mit gewaffneter Hand entgegen, erlag aber der kaiserlichen Gewalt. Für seine offene Auflehnung verdient er keinen Tadel, denn er war rechtmäßiger Erbe des Herzogtums. Seine dreijährige Einkerkerung war daher ebenso widerrechtlich, als die Forderung, eidlich seinem Freunde Werner zu entsagen, unbillig.

Der Dichter führt Ernst erst ein, nachdem er eben das Gefängnis verlassen hat. Er ist eine gebrochene Gestalt und nun bereit, sich dem Mächtigeren zu fügen. Als der Kaiser aber beschworen haben will, daß er den geächteten Grafen Werner nie in den Grenzen seines Herzogtums dulden, vielmehr ihn im Betretungsfalle zur Haft bringen wolle, da entsagt er dem zeitlichen Glücke, um dem Freunde das Kleinod der Treue zu bewahren.

Die Luft des Kerkers, die ich lang gehaucht,
Hat abgespannt die Sehnen meiner Kraft.
Wohl bin ich mürbe worden, doch nicht so
Bin ich herabgekommen, nicht so ganz
Zerbrochen und zernichtet, daß ich den
Verriete, der mir einzig Treue hielt.

Diese Treue und Freundesliebe ist der Grundzug seines Herzens.

Die Treue sei des deutschen Volkes Ruhm,
So hört' ich sagen, und ich glaub' es fest.

Obwohl Werner die Ursache seiner Verbannung ist, so bleibt er ihm doch stets freundlich und macht ihm nie auch nur den leisesten Vorwurf. Als der letzte entscheidende Kampf losbricht, stürmt er hinab in die Feinde, und als der Freund für ihn gefallen, da kann niemand ihn bewegen, sich zu retten; nun will auch er sterben.

Hier muß ich sterben, bei dem Toten hier,
Hier haft' ich, hier ist meines Lebens Ziel,
Hier ist der Markstein meiner Tage, hier
Ist meine Heimat, hier mein Haus und Hof,
Mein Erbgut, meine Blutsverwandtschaft, hier
Mein Wappenschild und hier mein Herzogtum.
Mit diesem Mann hab' ich mein Lebenlang
Geeifert und gewettet in der Treu,
Der Tod nur hat dem Wettkampf noch gefehlt:
Jetzt stürzt er in die Schlacht und stirbt für mich;
Nicht lass' ich ihm den Preis, sterb' ich für ihn,
Dann greifen beide nach dem Siegeskranz.

Ernst stirbt mit den Worten:

Die Welt hat uns verworfen:
Der Himmel nimmt uns auf. Mein Werner!

2. Werner, Graf von Kiburg, ist der einzige, der Herzog Ernst treu blieb, als seine ganze Schar von ihm abfiel und er in die Gefangenschaft geführt wurde.

In jener Not, in jener tiefen Schmach
Blieb einzig nur Graf Werner mir getreu,
Der meiner Jugend Freund und Führer war.

Er ist ein wilder Kriegsmann, „die Fackel und das Heerhorn alles Streits“, der die Freiheit über alles liebt.

Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod,
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst;
Ihm haben unsere Väter sich geweiht,
Ihm hab' auch ich mein Leben angelobt,
Er hat mich viel gemühet, nie gereut.

Aber er erkennt die Größe seines Herzogs und beugt sich willig dem Seelenadel des Freundes, und das adelt ihn selbst und macht uns ihn wert. Den Handschuh, den der Kaiser bei der Achterklärung seines Sohnes zu Boden geschleudert, trägt er auf seinem Herzen; und mit dem letzten Schlag des Herzens endet die Treue, die für des Herzogs Ehre einsteht. In seinem Schoße birgt er den müden Freund, an seiner Brust stählt er seinen Mut. Als Adalbert dem Herzog Ernst auch den Sohn zum Dienst darbringt, da bedauert Werner innig, daß er ihm nicht mehr bieten könne, ruft ihm aber begeistert zu:

In meines Lebens ungeschwächter Kraft,
Im Stolz der Freiheit, in des Herzens Glut,
Im Klirren dieser Waffen werf' ich mich
Dir in die Arme, dein bis in den Tod!

Und noch im Todeskampfe ist sein letzter Ruf: „Ich sterbe frei! Ernst, rette Dich!“

3. Gisela nimmt eine schwierige Stelle zwischen ihrem Gemahl und ihrem Sohne Ernst ein, den sie liebt wie ihr eigen Leben. Aber sie behauptet sich mit Würde darin. Der Kaiser schätzt sie hoch und nennt sie „die weiseste der deutschen Frauen“, die schon oft Vermittlerin von Zwiespalt war, der unversöhnlich schien. Wo ihr Not bekannt wird, da tritt sie helfend ein. Darum darf sie auch dem in unfruchtbarer Selbstquälerei umherschleichenden Adalbert ohne Erröten entgegnen:

Es segnet mich mein Haus, es segnet mich
Das Volk, soweit man deutsche Zunge spricht.
Der Andacht bau ich hohe Tempel auf,
Der Krankheit weih' ich Pflegehäuser ein,
Der Armut spend' ich meiner Kammern Schatz,
Allwärts entblühet Segen meiner Spur,
Und, thront der Kaiser mit dem Schwert des Rechts,
So thron' ich mit der Gnade Palmenzweig;
Vermittlerin bin ich, Fürbitterin,
Wie meinen Kindern, so dem ganzen Volk.

Dennoch tritt Gisela nicht als Kaiserin in der Dichtung auf, sondern vorzugsweise als Mutter, als duldende Mutter. Sie leidet durch die Kälte, mit der ihr Gemahl ihren geliebten Sohn verfolgt, durch all das Unglück, was diesen trifft: aber sie verliert den Mut nicht. Und als ihr Gemahl ihr durch Erinnerung an ihren Eid die Bitte für den unglücklichen Sohn abschneidet, da wendet sie sich in ihrer Seelenangst an die, welche den Mutterschmerz einst in seiner ganzen Tiefe empfunden.

O gnadenreiche Mutter, der ein Schwert
Durchs Herz gegangen, als du thränenvoll
Aufblicktest zu dem Kreuze deines Sohns,
Dich fleh' ich an, gestatte du es nicht,
Daß dieser kalte Mordstrahl meinem Kind
Die Brust durchbohre und die meine mit!

Gisela ist eine edle, gewinnende Gestalt, eine treffliche Schöpfung des Dichters, würdig ihres edlen Sohnes und seines treuen Freundes.

Um diese drei Personen dreht sich alles in der Dichtung.

4. **Konrad** zeigt sich vor allem als Herrscher, der keinen Widerspruch duldet, dessen Streben auf Befestigung seines Thrones, auf Erblichkeit desselben gerichtet ist. Letzteres giebt er deutlich zu erkennen, als er zu seinem Sohne Heinrich sagt:

Erbe sollst du heißen
Des Thrones, der vor allen herrlich steht.

Äußerlich bewahrt er die Gerechtigkeit. Als Ernst den Eid verweigert, wird er heftig. Sonst ist er aber voll Liebe und Rücksicht und auch gegen den geächteten Stiefsohn nicht ohne Teilnahme, beim Anblick seiner Leiche selbst bewegt. Es scheint, als habe er sich zu Zeiten selbst Vorwürfe über sein Streben nach Machtvergrößerung gemacht.

O Knabe, wüßtest du, wie sauer mir
Die Frucht geworden, die du spielend pflückst!

Sein Wesen und Wirken wird mehr durch das geschildert, was andere von ihm sagen, als durch seine eignen Worte.

5. **Adalbert** von Falkenstein hat sich aus leidenschaftlicher Jagdlust mit einem Morde belastet. Fünfzehn Jahre lang hat er in Gebet und Bußübungen und Wallfahrten umsonst Ruhe gesucht für das geängstigte Herz; da klammert er sich in thörichtem und frevelhaftem Wahn an den Gedanken, die Schuld seines Unglücks liege an Gisela, weil sie durch ihre Wiederverheiratung den Wunsch ihres sterbenden Gemahls unbeachtet gelassen. Seine Worte an Gisela sind kränkend, haben aber nicht nur zur Folge, daß Gisela Gelegenheit erhält, sich glänzend zu rechtfertigen, sondern daß er zur Erkenntnis seines verkehrten Thuns kommt und den Entschluß faßt, sein Vergehen durch Thaten für Herzog Ernst zu sühnen. Von nun an benimmt er sich durchaus ehrenwert.

6. **Mangold** von Veringen, Graf in Schwaben, war auf den Rat

des schlauen Priesters Warmann von Herzog Ernst abgefallen und zum Kaiser übergegangen, um durch ihn empor zu steigen. Er wurde dazu aber ebenso sehr von seinem schlauen Oheim getrieben, als von seinem Ehrgeiz. Sonst ist er edlen Gefühlen nicht ganz unzugänglich. Ernsts jammervoller Anblick beim Krönungsfeste, sein vorwurfsvoller Blick treffen den bessern Menschen schwer in ihm; aber der jähe Wechsel der Geschicke reißt ihn fort auf der unredlichen Bahn. Auch Werner tritt noch einmal ernst mahnend an ihn heran und fordert ihn zur Umkehr auf; aber es ist zu spät; der Kampf bricht los; seinem Herzog den Tod gebend, stirbt er selbst von dessen Hand, unbeklagt, ein Opfer der Ehrsucht.

7. Odo, Graf von Champagne, ist herrschsüchtig und bringt dieser Leidenschaft alles zum Opfer. Kein Vertrag, kein Eid hält ihn vom Kampf um Burgund zurück. Mit dem wieder eingesetzten Herzog Ernst hofft er Burgund dem Kaiser zu entreißen, und glühender Haß ergreift ihn, als Ernst, um einem elenden Vasallen Treue zu halten, sein Herzogtum verscherzt. Sein maßloser Ehrgeiz, der jede Vermittelung zurückstößt, zeigt sich Hugo gegenüber; und in der Unterredung mit Ernst spricht sich niedrige Selbstsucht aus, welche edle Herzensregungen bei ihm nicht aufkommen läßt. Obwohl Odo nur einmal auftritt, so hat ihn der Dichter doch meisterhaft charakterisiert.

8. Hugo von Egisheim, Graf in Elsaß, ist ein würdiger Greis. Er steht dem Kaiser treu zur Seite und bemüht sich, schlimme Verhältnisse möglichst zu vermitteln, tritt daher mehrfach handelnd ein. Den eigenen Kummer trägt er mit Fassung. Durch seine Einführung hat sich der Dichter die zartsinnige Schilderung der Liebe Ernsts ermöglicht.

9. Ein schönes Bild ist auch der Hauptmann Warin. Den Auftrag des sterbenden Hermann richtet er in der Stunde der höchsten Gefahr treu aus. Den Todeskeim im Busen, lebt er wieder auf, als der Herzog ihn und die Seinigen annimmt. Den Trauerflor reißt er von der Fahne ab und geht mutig zum Kampfe; unverletzt das Banner bewahrend im heißesten Kampfe, pflanzt er, „ein treuer Fähnrich", es sterbend vor dem Zelte auf, in dem die toten Freunde Arm in Arm schlummern. Auch hier ist es dem Dichter gelungen, einen schönen Charakter mit wenigen Strichen zu zeichnen.

10. Warmann, Bischof von Konstanz, zeigt große Schlauheit in weltlichen Dingen. Um seinen Vetter Mangold zu heben und endlich auf den Herzogsthron zu bringen, gestattet er sich auch die Anwendung von Mitteln, die einem Geistlichen nicht ziemen. Als er Ernst als berufener Diener der Kirche „mütterlich" warnt, schürt er nur den Zorn des Kaisers und der Reichsversammlung. Daher ruft Gisela ihm zu: „Warnt eine Mutter so?" Der von ihm im Namen der Kirche ausgesprochene Bannfluch ist das Schrecklichste, was man hören kann.

Der Dichter hat Warmann die Rolle zuerteilt, welche viele höhere Geistliche jener Zeit wirklich spielten.

4. Idee, Beschaffenheit und Entstehungszeit des Dramas.

Wahl und Behandlung des Stoffes lassen erkennen, daß der Dichter es darauf abgesehen hat, in seinem Drama zweierlei darzulegen:

1. „Das Streben des aufblühenden salischen Kaiserhauses nach erblicher unumschränkter Gewalt, dem sich in den Herzögen die Liebe zur eignen Unabhängigkeit entgegenstemmt, gestützt auf den Ursprung des Kaisertums aus der freien Wahl des Volkes."

2. „Die Macht der Freundestreue als Zeichen jener Zeit und einer Eigentümlichkeit unseres Volkslebens."

Die Ausführlichkeit, mit der der Dichter die Wahl Konrads zum deutschen Kaiser behandelt, läßt die Annahme als gerechtfertigt erscheinen, daß er ein solches Verhältnis auch noch in unserer Zeit als ersprießlich zur Herstellung der Einheit Deutschlands erachtete, wie derselbe ja auch im J. 1848, als man den König von Preußen in Frankfurt zum deutschen Kaiser wählte, an den Tag gelegt hat und wie es sich nach hergestelltem Frieden wirklich erfüllen sollte.

Die Freundestreue anzuempfehlen, bedarf keiner Rechtfertigung; sie hat alle Zeit für etwas Großes, Nachahmungswürdiges gegolten. Der Konflikt, in den die Freundestreue mit Unterthanenpflicht gerät, macht die Niederlage der Gegner des nach „erblicher unumschränkter Gewalt" strebenden Kaisers zu einer tragischen. Im Nibelungenliede ist das Verhältnis in Bezug auf Rüdiger von Bechlarn ein umgekehrtes; die Mannentreue, als die ältere, behält vor der neuern Freundestreue das Recht. Vergl. Bd. I. 65.

Wie alle Dichtungen Uhlands, so zeichnen sich auch seine dramatischen (außer Ernst von Schwaben haben wir noch von ihm: „Ludwig der Bayer", Schauspiel in 5 Aufzügen) durch große Einfachheit aus, daher sie auch nur durch edle, würdige Darstellung wirken können. Feurige Leidenschaftlichkeit liegt der dramatischen Muse Uhlands fern; ebenso geht dem Dichter die plastische, schlagende Ausprägung der Individualitäten ab, wie wir sie in Hinsicht auf Shakespare im modernen Drama wünschen. Aber dafür ist alles von wohlthätigster Wärme der Empfindung durchhaucht, aus jedem Verse klingt uns der volle Ton biederer Treuherzigkeit entgegen, und seinen Gestalten fehlt doch auch feste Bestimmtheit keineswegs. Die Mehrzahl unserer Litterarhistoriker vermißt in Uhlands Dramen das eigentlich dramatische Leben, die Handlung, Vilmar die Individualisierung der untergeordneten Charaktere. Für Ludwig den Bayer mögen diese Urteile nicht ganz unbegründet sein, für Ernst von Schwaben aber wohl schwerlich. Wahrscheinlich ist es, daß Uhlands Dramen darum weniger Beachtung gefunden haben, als

sie verdienen, weil dem Volke die Gestalten unserer Geschichte zu fern stehen, seine eigene Vergangenheit ihm fast aus der Erinnerung verschwunden ist. „Die Deutschen haben keinen historischen Sinn und werden ihn am wenigsten durch ihre eigene Geschichte zu stählen lernen." (K. Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neueren Litteratur.)

Die ersten Verse zu „Ernst, Herzog von Schwaben", wurden den 19. Sept. 1816 geschrieben, die 1. Sc. zum Teil ausgeführt den 20. Dez. des nämlichen Jahres. Die Vollendung des 1. Aufzuges, mit Ausnahme der Zwischenscenen, fällt auf den 15. Febr. 1817, die Beendigung des 2. Aufzuges auf den 29. Juni, die Vorlesung des 3. Aufzuges auf den 5. Juli; der 4. Aufzug wurde am 12. Juli, der 5. am 14. Juli 1817 beendigt.

Leben und Charakteristik Uhlands.

I.

Ludwig Uhland wurde am 26. April 1787 zu Tübingen geboren. Sein Vater war Universitätssekretär. Frühzeitig übergab er den Sohn der dortigen lateinischen Schule, deren Unterricht geeignet war, auch seine dichterischen Anlagen zu wecken. Der Rektor Kaufmann übte nämlich nicht bloß, wie es damals Sitte war, seine Schüler in der lateinischen Verskunst, sondern pflegte ihnen auch freizustellen, in welcher Sprache, lateinisch, griechisch oder deutsch, und in welcher Form sie ihre Aufgaben lösen wollten. In diesen Übungen war Uhland so unermüdlich, daß er mehr „Geversel" lieferte, als sein Lehrer korrigieren mochte. Er wurde aber durch diesen Fleiß der Liebling seines Lehrers. Ebenso entschiedenes Talent zeigte Uhland zum Zeichnen, so daß seine Jugend sich zwischen Poesie und Malerei teilte. Seine ganze geistige Entwickelung erfolgte rasch; er konnte daher schon im 15. Jahre (3. Okt. 1801) zur Universität entlassen werden. Am liebsten würde er Philologie studiert haben; um aber ein eben erledigtes bedeutendes Stipendium zu erlangen, entschied er sich für die Rechtswissenschaften. Doch ließ er die Sprachkunde nie aus dem Auge. Schon auf der Universität wurde er mit mehreren mittelalterlichen deutschen Dichtungen bekannt und gewann Vorliebe für dieselben. Einige Strophen, die einst aus dem Nibelungenliede vorgelesen wurden, ergriffen ihn so, daß er sich sofort ernstlich und eingehend mit diesem Epos beschäftigte. Auch der eigenen Produktion überließ er sich fleißig; ein Teil seiner allgemein beliebten Lieder stammt aus seiner Univertätszeit. 1805 trieb er die Jurisprudenz ernstlich. Dem eigentlichen Studentenleben blieb er fern, war jedoch gern im Kreise gleichstrebender Freunde, von denen wir nur Karl Mayer und Justinus Kerner nennen. Studierende aller Fakultäten, welche ein inniges Interesse für Litteratur und Poesie miteinander verband, kamen wöchentlich zusammen, teilten sich gegenseitig eigene Arbeiten

mit und unterhielten sich lebhaft über Wissenschaft und Poesie, wobei Uhlands Urteil stets um so höher gehalten wurde, als es knapp und bestimmt gefaßt immer den Kern der Sache traf. Das Erscheinen der Sammlung von Volksliedern, welche Achim von Arnim und Clemens Brentano unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ herausgaben, wurde von diesem Kreise, namentlich von Uhland freudig begrüßt. Als Cotta 1806 das Morgenblatt gründete und die Redaktion dem Satiriker Chr. Fr. Weißer, dessen schon oben gedacht wurde, in der Absicht übergab, die Romantik zu vernichten, da gründeten auch die Freunde ein Sonntagsblatt, das jedoch nicht gedruckt, sondern nur geschrieben wurde. Kerner und Uhland lieferten Gedichte und Aufsätze dafür, Tritschler Kompositionen, und K. Mayer zeichnete Karikaturen hinein. Uhlands Stellung zur Romantik ließ sich in dieser Thätigkeit schon deutlich erkennen. Im Gegensatz zu den echten Romantikern strebte er nach klarer, auf verstandesmäßigem Begreifen beruhender Einsicht und nach historischem Verständnis und erwartete beides nur von ernsten wissenschaftlichen Forschungen. Darum blieb er auch unberührt von jenen beklagenswerten Überspannungen im Glauben und in der Politik, wovon die Romantiker so bedauernswürdige Beispiele gegeben haben. Auch die Poesieen dieser Romantiker entsprachen seinem Wesen nicht. Seitens der Dichter schrieb er Goethe den größten Einfluß auf sich zu. Auch Bürger wurde des volksmäßigen Tones wegen von ihm geschätzt. Gegen Schiller, dessen Poesie der Greis Uhland am Schillerfeste als eine große, weithallende Glocke pries, verhielt er sich mehr ablehnend, was hauptsächlich in dem philosophischen und rhetorischen Element der Schillerschen Poesie seinen Grund hatte. Im allgemeinen bedurfte Uhland der Anregung von außen nicht sehr; er arbeitete vielmehr aus sich selbst heraus.

Im J. 1808 beendete Uhland seine juristischen Studien mit einem Examen, nach dem er das Zeugnis „vorzüglich gut“ erhielt. Er suchte sich darauf als Advokat eine Praxis zu begründen, die ihm noch Muße zu poetischer Thätigkeit gewährte. Der Kreis seiner Universitätsfreunde fing an, sich zu verringern, und Uhland verlebte daher die nächsten Jahre ziemlich einsam. Da auch die juristische Beschäftigung ihn mehr, als er wünschte, in Anspruch nahm, so führte er einen schon früher gefaßten Plan aus: er unternahm im Mai 1810 eine Reise nach Paris. Hauptzweck dieser Reise war, sich mit dem französischen Recht und Gerichtsverfahren praktisch bekannt zu machen, da man erwarten durfte, unter dem Protektor des Rheinbundes den Code Napoleon auch in Württemberg eingeführt zu sehen. Da der Zugang zu den französischen Gerichten nicht ganz leicht zu erlangen war, von Uhland vielleicht auch nicht sehr ernstlich und dringend gesucht wurde, so wurde aus

der Beschäftigung mit dem französischen Recht nicht allzuviel: desto gründlicher studierte er dafür die Schätze mittelalterlicher Volkspoesie, an denen die damalige kaiserliche Bibliothek sehr reich war. Er hielt sich täglich dort auf, und war in den kalten Wintertagen die rechte Hand zum Schreiben untauglich geworden, so hielt er sie über ein Kohlenbecken und schrieb während dieser Zeit mit der linken weiter. Neidlos überließ er die so gefertigten Handschriften später Freunden zur Herausgabe. Im Febr. 1811 kehrte er wieder nach Tübingen zurück. Auf der Rückreise besuchte er Kerner in Wildbad und verabredete mit ihm die Herausgabe des poetischen Almanachs für 1812, dem 1813 der deutsche Dichterwald folgte. In Tübingen trat Gustav Schwab, der dort Theologie studierte, in ein näheres Verhältnis zu ihm.

Um den Wünschen des Vaters nachzukommen, trat Uhland im Dezember 1812 als provisorischer Sekretär in die Kanzlei des Justizministers von der Lühe unter der Zusicherung ein, nach Verlauf eines halben Jahres Gehalt oder ein mit Besoldung verbundenes Amt zu erhalten. Seine Aufgabe, die von den Richterkollegien gefällten Urteile durch Berichte und Anträge an den König vorzubereiten, löste er vom Standpunkte des gerechten, freien Mannes aus trefflich, nicht aber immer von dem des Ministers. Er bekam deshalb weder Gehalt, noch ein Amt mit Besoldung, was ihn bewog, diese aussichtslose Stellung im Sommer 1814 aufzugeben. Er blieb jedoch in Stuttgart und widmete sich der Advokatur. Seine Verhältnisse gestalteten sich angenehm, wozu der Umgang mit werten Freunden wesentlich beitrug.

Nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm endlich auch, in Cotta einen Verleger seiner Gedichte zu bekommen. Die damaligen politischen Verhältnisse waren für die einfachen Dichtungen nicht sehr günstig; es folgte daher erst nach 5 Jahren eine 2. und nach weiteren 6 Jahren eine 3. Auflage; dann ging es rascher, und von der 5. Auflage (1831) an erschienen fast jährlich neue Auflagen; gegenwärtig liegt bereits die 60. vor. Zu dieser außerordentlichen Verbreitung hat sicher auch der Umstand mit beigetragen, daß ein namhafter Komponist, Conradin Kreutzer, zu vielen Gedichten liebliche Melodieen schuf. Uhlands Wanderlieder waren in den zwanziger Jahren in allen musikalischen Familien zu finden, und ebenso gehören die vierstimmigen Lieder zu den beliebtesten der Männergesangvereine.

Um auch auf der Bühne den Preis dichterischer Kraft und Wirkung zu erringen, unternahm Uhland auch dramatische Arbeiten. Im J. 1817 wurde Ernst von Schaben vollendet, im folgenden Ludwig der Bayer. So viel Schönheiten diese Dichtungen auch besitzen, so fehlt ihnen doch das dramatische Leben, welches solche Arbeiten zu Lieblingen der Bühne macht. Die Gestalten

haben alle etwas Geknicktes. Bezeichnend für Uhlands Mannhaftigkeit, für seinen trefflichen Charakter ist es, daß in beiden die Treue das Grundmotiv ist, aus denen die Dichtungen entwickelt werden.

Am 20. Jan. 1820 wählte ihn die Stadt Tübingen zu ihrem Vertreter in die Ständeversammlung, und über ein Jahrzehnt lang ist Uhland als württembergischer Abgeordneter thätig gewesen. Er gehörte zu den freisinnigsten Patrioten, die wirklich nur das Wohl des Vaterlandes im Auge hatten. Daraus erklärt es sich, daß er auch auf politischem Gebiete sich die allgemeinste Anerkennung aller wahren Vaterlandsfreunde erworben hat.

Den 29. Mai 1820 verheiratete sich Uhland mit Emma (eigentlich Emilie) Vischer aus Kalw und erhielt in ihr eine Frau, die ihm nicht nur in inniger Liebe ergeben war, sondern sich auch durch Geist und Charakter sehr vorteilhaft auszeichnete, ihm teilnehmende Freundin, wegkundige Gefährtin und „Vertraute seiner täglichen Erfahrungen war". (Sie starb in Stuttgart am 6. Juni 1881.) Ihre Mutter war die hochgeschätzte Emilie Pistorius (nach dem frühen Tode ihres ersten Gatten wieder verheiratet mit dem Hofrate Pistorius in Stuttgart), zu deren Erinnerung Rückert im J. 1816 seine elf Sonette, „Rosen auf das Grab einer edlen Frau", gedichtet hat.

Im J. 1827 trug der Senat der Universität Tübingen einstimmig darauf an, die schon 1818 gegründete, aber nie besetzte Professur der deutschen Litteratur Uhland zu übertragen. Die Regierung nahm Anstand, den freisinnigen, unabhängigen, ihr oft unbequem gewordenen Abgeordneten auf diese Weise auszuzeichnen, gab jedoch dem wiederholten Andrängen nach und ernannte ihn im Dezember 1829 zum außerordentlichen Professor und Mitglied der philosophischen Fakultät.

Im J. 1833 wurde Uhland abermals zum Abgeordneten der Hauptstadt Stuttgart gewählt. Als er sich den vorschriftsmäßigen Urlaub dazu erbat, wurde er ihm verweigert, weil „er für die Universität unentbehrlich sei". Das bestimmte Uhland, um seine Entlassung aus dem Amte nachzusuchen, und sie wurde ihm sogleich mit dem von allerhöchster Stelle anbefohlenen Zusatz „sehr gern" gewährt. Er hat bis 1838 als Abgeordneter gewirkt und manches Gute in dieser Zeit schaffen helfen. 1839 lehnte er die abermals auf ihn gefallene Wahl ab und widmete sich wissenschaftlichen Arbeiten. Von dieser Zeit an unternahm er in Begleitung seiner Frau öfters Reisen in Deutschland, die meistens die Durchforschung von Bibliotheken nach deutschen Volksliedern zum Zweck hatten.

Nach dem J. 1835 hat Uhland nur noch wenige Lieder gedichtet. Auf die Frage eines jungen Mannes, warum er seine Muse gar so lange ruhen lasse, erwiderte er lachend, daß er nicht die Muse, sondern die Muse ihn in Ruhe lasse.

Das J. 1848 rief ihn noch einmal in das öffentliche Leben zurück. Er wurde als Vertrauensmann nach Frankfurt gesandt und dann auch in das dortige Parlament berufen, das die Aufgabe hatte, eine Verfassung für Deutschland festzustellen.

Im November 1859 wohnte Uhland der Schillerfeier in Stuttgart bei und sprach sich in dem schon angedeuteten Sinne über Schillers Poesie aus.

Im Februar 1862 war sein Freund Kerner gestorben. Der strengen Kälte ungeachtet reiste er zum Begräbnis desselben. Hierbei zog er sich jedoch eine Erkältung zu, aus der sich eine Krankheit entwickelte, die langsam die Kräfte des Greises aufzehrte; er starb am 13. Nov. 1862.

Am 14. Juli 1873 ist ihm in Tübingen ein Denkmal gesetzt worden, welches die Inschrift trägt: „Ludwig Uhland, dem Dichter, dem Forscher, dem deutschen Mann das dankbare Vaterland."

II.

Uhlands Poesieen zeichnen sich, wie wir bereits gesehen, durch Einfachheit, Reinheit des Inhaltes und der Form, Kraft und edle Gesinnung aus und entsprechen dadurch in erfreulicher Weise seiner einfachen, anspruchslosen, treuherzigen, biedern Persönlichkeit. Anregung zu seinen Dichtungen gaben ihm vorzugsweise die mit seltener Klarheit von ihm angeschaute und aufgefaßte heimische Natur, die Vorzeit mit ihren kräftigen Gestalten und ihren Dichtungen und die Zustände des engeren Vaterlands (Württemberg) und Deutschlands. Seiner Anschauungsweise der Natur und seiner innigen Teilnahme an menschlichen Zuständen verdanken wir seine trefflichen Lieder, namentlich auch die patriotischen, seiner Liebe zum Mittelalter die epischen und dramatischen Dichtungen. Eigentümlich ist ihm, daß er sich allezeit so tief in den Gegenstand seiner Poesie zu versenken weiß, daß seine Subjektivität ganz zurücktritt, seine Gedichte sich ganz von seiner Persönlichkeit loslösen. Die ritterliche Sage der Vorzeit dient daher dem Dichter nicht, um seiner Sehnsucht nach jener Vergangenheit Worte zu leihen, oder als Gegenbild zu den prosaischen Zuständen der Gegenwart, sondern um eine naive und harmlose, durchaus objektive Darstellung des jugendlichen empfindungsreichen Lebens der Menschheit, insbesondere des württembergischen Volksstammes, zu geben. In demselben Sinne sind seine Naturbilder frei von widerlicher Empfindsamkeit und mystischem Dunkel, womit so manche Dichter der Gegenwart die ihrigen verunzieren. Oft beschränkt sich der Dichter darauf, den Gegenstand seines Gedichtes nur zu zeichnen, ja nur zu skizzieren, und dennoch regt er dadurch zu tiefer Empfindung an. Man lese nur das:

Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sommerregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es da noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

In dieser Objektivität liegt der hohe Reiz von Uhlands Dichtungen, ihre klare Verständlichkeit und eindringliche Wirksamkeit. Die Dichterkrone, die er sich hierdurch erworben hat, wird eine unvergängliche sein, die keine Macht der Erde imstande ist, ihm jemals zu entreißen.

Uhland hat sich in den meisten Gattungen der Dichtkunst versucht, im Liede, in der Ballade, Romanze und Rhapsodie aber das Vorzüglichste geleistet. In letzterer Dichtungsart steht er, wie wir schon oben bemerkten, unübertroffen da. Es hat das seinen Grund ohne Zweifel in seiner episch-lyrischen Natur, die sich in allen seinen Dichtungen bemerklich macht.

Varnhagen lernte Uhland 1808 in Tübingen kennen. Ende November dieses Jahres schrieb er über ihn: „Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichterflut! Seine Lieder sind Goethisch; das heißt aber nicht Goethe nachgeahmt, sondern in gleichem Werte mit dessen Liedern: eben so wahr und rein, so frisch und süß; Uhland behilft sich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl spricht und die Anschauung, daher ist sein Ausdruck immer echt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung; aber sein Geist ist doch aus unserer Zeit, sein Gemüt umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der Auffassung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und auch dies macht mir ihn wert."

Chamisso, der Uhland in Paris kennen lernte, schreibt in sehr bezeichnender Weise (Ges. Schriften, V.) über ihn: „Während viele gar vortreffliche Gedichte verfertigten von der Art, wie alle sie machen und keiner sie liest, schreibt dieser welche, wie keiner sie macht und jeder sie liest. Er selbst ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klotzig."

Große Verdienste hat sich Uhland auch als Litterarhistoriker erworben, indem er sowohl über fremde Litteratur, als namentlich auch über unsere altdeutsche treffliche Abhandlungen und reichhaltige Mitteilungen geliefert hat, die von jedem Unbefangenen als höchst bedeutsam anerkannt werden. Ihm gebührt mehr als einem andern die Ehre, die vaterländische Sage neu belebt zu haben.

Litteratur.

A. Uhlands Schriften.

Über nordfranzösische Poesie in d. Musen v. Fouqué. Berlin, 1812.
Gedichte. Stuttg., Cotta. 1815. 60. Aufl. 1875. 4 ℳ.
Vaterländische Gedichte. Tübingen, 1817. 75 ₰.
Dramatische Dichtungen. Heidelberg, 1846. 5,40 ℳ.
Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert. Stuttg., 1822. 2 ℳ.
Sagenforschungen. I. Der Mythos von Thor, nach nordischen Quellen. Stuttg., 1836. 4 ℳ.
Alte hoch- u. niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlungen u. Anmerkungen. 1. Bd.: Liedersammlung in 5 Büchern. 1. u. 2. Abtlg. Stuttg., 1844—45. 10,25 ℳ.
Platt hat smtl. Gedichte Uhlands ins Englische übers. Lpzg., 1848. 6,75 ℳ.
Gedichte u. Dramen. Volksausg. Stuttg., 1863. 4 ℳ.
Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung u. Sage. Stuttg., 1865—73. 8 Bde. 74,40 ℳ.
Heinr. Weismann, Uhland, Ernst, Herzog von Schwaben. Schulausg. mit Anmerk. Stuttg., 1874. 1 ℳ.
— —, Uhland, Ludwig d. Bayer. Schulausg. m. Anmerk. Stuttg., 1824. 1,20 ℳ.
A. von Keller, Uhland als Dramatiker. Stuttg., 1877. 7,50 ℳ.

B. Schriften über Uhland.

G. Liebert, Ludwig Uhland. Eine Skizze. Hamburg, 1857. u. 62. 1 ℳ.
Fr. Notter, L. Uhland. Sein Leben u. s. Dichtungen. Mit zahlreichen ungedr. Poesien aus dessen Nachlaß u. einer Auswahl v. Briefen. Mit Uhlands photogr. Bilde. Stuttg., 1863. 6 ℳ.
O. Jahn, L. Uhland. Vortrag, gehalten bei der Uhlandfeier in Bonn am 11. Febr. 1863. Mit litterar. Beilagen. Bonn, 1863. 3 ℳ.
Joh. Gihr, Uhlands Leben. Ein Gedenkbuch f. d. deut. Volk. Stuttg., 1863. 3 ℳ.
Jul. Schwenke, Schiller u. Uhland. Eine Dichter-Parallele. Wien, 1859. 80 ₰.
K. Mayer, L. Uhland, Gedenkblätter, gr. 4. Nebst Photographie. Tübingen, 1863. 1,50 ℳ. Prachtausg. 2,10 ℳ.
— —. Seine Freunde u. Zeitgenossen. Erinnerungen. 2 Bde. Stuttg., 1867. 10 ℳ.
W. Petsch, L. Uhland. Eine Jubelschrift zum 26. April 1862. 30 ₰.
G. Foß, L. Uhland. Ein öffentlicher Vortrag. Berlin, 1863. 60 ₰.
H. Weismann, L. Uhlands dramat. Dichtungen. Für Schule u. Haus erläut. Frankf., 1863. 4,50 ℳ.
F. Pfeiffer, L. Uhland. Ein Nachruf. Wien. 1862. 40 ₰. Wieder abgedruckt in Fr. Pfeiffers Freien Forschungen. Wien, 1867.
Unsere Zeit. Lpzg., 1863. Heft 74 enthält eine Biographie Uhlands.
R. H. Hiecke, Ges. Aufsätze zur deutschen Litteratur. Herausgeg. v. Dr. G. Wendt. Hamm, 1864. 3,75 ℳ. Darin sind 15 Uhlandsche Gedichte erklärt.
Ludwig Uhland, Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865. Stuttg., Cotta. (Verf. ist die Witwe des Dichters, Emilie Uhland.)
P. Eichholtz, Uhlands schwäb. Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt. Berlin, 1873. 1 ℳ.
Uhland, Ludwig, Leben. Aus dessen Nachlaß u. aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe. Stuttg., 1874. 3,60 ℳ.
A. Rümelin, L. Uhland als Dichter und Vaterlandsfreund. Stuttg., 1877.
W. L. Hollan, Über Uhlands Ballade „Merlin der Wilde“. Stuttg., 1876. 2 ℳ.
P. Eichholtz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen. Berlin, 1879. 2,40 ℳ.
H. Düntzer, Uhlands Balladen u. Romanzen erläutert. Lpzg., 1879. 2 ℳ.
H. Fischer, L. Uhland, eine Studie zu seiner Säkularfeier. Stuttgart, 1887, 3 ℳ.
L. Dederich, Uhland als Dichter u. Patriot. Gotha, 1886. 2 Bde. 3 ℳ.

W. Grimme, L. Uhland. Ein Gedenkblatt zu seinem 100jähr. Geburtstage. Frankfurt a. M. 1887. 50 ₰.
Ohorn, L. Uhland. Zum 100jähr. Gedächtnistage s. Geburt. Prag, 1887. 60 ₰.
Ed. Paulus, L. Uhland u. s. Heimat Tübingen. Stuttgart, 1887. 1,50 ℳ.
L. Kohut, L. Uhland. Lichtstrahlen aus seinen Werken nebst einer biogr. Charakteristik. Leipzig, 1887. 1 ℳ.
Hönes, L. Uhland, der Dichter u. der Patriot. Hamburg, Richter. 50 ₰.

LXXII. Justinus Kerner.

1. Der reichste Fürst.

(Zuerst im Morgenblatt 1818, Nr. 124.)

Kerner, Dichtungen. 3. Aufl. Stuttgart, 1841. I. 46. — Die lyrischen Gedichte. Stuttgart, 1854. 71. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 142. — Lüben, Auswahl. III. 255.

1. Historische Einleitung.

„Graf Eberhard im Bart, geb. 1445, trat als Knabe von 11 Jahren unter der Vormundschaft Kaiser Friedrichs III. die Regierung über Württemberg an. Er versprach anfangs nicht viel und soll seine Jugend in unweiser Sorglosigkeit zugebracht haben. Später ward er einer der trefflichsten Regenten, so daß in Württemberg das Sprichwort galt: „Wäre unser Herrgott nicht, so wäre niemand billiger, als unser Graf." Gewöhnlich rechnet man die Umkehr seines Lebens von seiner Wiederkunft aus Palästina her, wohin er im J. 1468 gezogen war. Er zeigte sich als ein Beschützer der Künste und Wissenschaften und stiftete 1477 die Universität Tübingen. Der 24. Febr. d. J. 1496 ist sein Todestag." (Götzinger.)

Auf dem Reichstage zu Worms, auf dem Eberhard durch Kaiser Maximilian am 21. Juni 1495 zum Herzog von Württemberg erhoben wurde, soll bei Tische das Gespräch vorgekommen sein, was in unserm Gedichte erzählt wird.

Die Anekdote scheint in Kerners Bearbeitung spätern schwäbischen Dichtern nicht genügt zu haben; denn andere haben dieselbe wieder vorgenommen; Karl Grüneisen (Lieder ꝛc. 1823) und W. Zimmermann (Gedichte: 1832.) Auch A. Grün hat diesen Stoff poetisch bearbeitet.

2. Inhaltsangabe.

Im Kaisersaale zu Worms stritten einst einige deutsche Fürsten über den Wert und die besonderen Vorzüge ihrer Länder. Der Fürst von Sachsen rühmte seine Silberbergwerke, der Kurfürst vom Rhein die schönen Saatfelder und Weinberge, der Kurfürst von Bayern die großen Städte und reichen Klöster seines Landes. Herzog Eberhard konnte solcher Schätze sich nicht rühmen. Er fand den Reichtum seines Landes nur in der Liebe seines Volkes zu

ihrem Fürsten, der er, selbst in Waldeinsamkeit, sein Leben anvertrauen könne. Einstimmig erklärten hierauf die versammelten Fürsten Eberhard für den reichsten von ihnen.

3. Grundgedanke.

Treue Unterthanenliebe ist das höchste Kleinod eines Herrschers.

4. Form des Gedichtes.

Das Gedicht besteht aus 7 vierversigen Strophen. Jeder Vers ist aus 4 Trochäen gebildet; der 2. u. 4. V. hat eine Senkung zu wenig. Diese Verse haben darum männliche Reime. Der 1. u. 3. reimen sich nicht. Die Reime sind in allen Str. ohne Tadel.

Wie das folgende Gedicht, so gehört auch dies zu den Romanzen.

5. Litterarhistorisches.

Als Grundlage für dieses Gedicht hat Kerner jedenfalls ein Abschnitt aus Luthers Tischreden gedient. Dort heißt es in dem Abschnitte: Von der Oberkeit vnd Regenten, Frankfurt an dem Mayn 1568 Bl. 341 Llliiij, oder in den Tischreden, Frankfurt a. M., 1854. V. 326:

DOminus Philippus Melanchthon / sagte ein mal Doct. Mart. Luther vber Tische / Das er in seiner jugent gehört hette / das auff einem Reichßtage etliche Fürsten gerhümet hetten / von den Gaben vnd Herrlichkeiten jhrer Fürstenthumb vnd Lande / Vnd hette der Hertzog zu Sachsen gesaget / das er Silberne Berge in seinem Lande hette / vnd also sein Bergwerck gerhümet / welches damals grosse außbeute gab. Der Pfaltzgraff aber hatte seine gute Wein gelobet / die jhm am Rheinstrom wüchsen. Als nun Hertzog Eberhart von Wirtenberg auch sagen solt / was er für Herrlichkeit in seinem Lande hette / Da antwortete er: Ich bin wol ein armer Fürst / vnd Ewer Liebden beiden nicht zu vergleichen / jedoch so habe ich auch ein groß Kleinod / in meinem Fürstenthumb / Das wenn Ich mich verritten hette / vnd auff dem Felde gar allein were / so kan ich doch in eines jeden meiner Vnderthanen Schoß / sicher schlafen / Wolt sagen / das seine Vnderthanen jn so lieb hetten / das er bei jnen Hausen vnd Herbergen köndt / vnd sie jm alles liebs vnd guts thun würden / Vñ seine armen Leute haben jn auch gehalten für den Patrem patriae / Als solchs die andern Fürsten / als Sachsen vnd Pfaltz gehört hatten / da hatten sie selbs bekannt / das diß das Edelste Kleinod vnd Gut were.

6. Schriftliche Aufgaben.

Worin besteht der Reichtum eines Fürsten?

2. Der Wanderer in der Sägemühle.

(Zuerst im Morgenblatt 1830, Nr. 269.)

Kerner, Dichtungen. 3. Aufl. Stuttgart, 1841. I. 364. — Die lyrischen Gedichte. Stuttg., 1854. 456. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 189. — Lüben, Auswahl. III. 256.

Inhaltsangabe.

Ein Wanderer sah in angenehmer Ruhe der Thätigkeit einer Sägemühle zu und richtete seinen Blick vorzugsweise auf die blanke, eine Tanne zu Brettern schneidende Säge. In Betrachtung versunken, erschien ihm die Tanne wie lebend, und er glaubte von ihr die Worte zu vernehmen, daß er zu rechter Zeit hier eingekehrt sei, indem nach kurzer Wanderung aus ihrem Holze für ihn ein Schrein zur langen Ruhe im Schoße der Erde bereitet werden würde. Dem Wanderer ward darüber schwer ums Herz.

Der Anblick der Tanne scheint unsern Dichter öfter in solche Stimmung versetzt zu haben. In dem Gedichte: „Preis der Tanne", läßt derselbe dem Weinstock nach Verkündigung seines Ruhmes erwidern:

Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben als dein Wein,
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!

Leben und Charakteristik Kerners.

I.

Justinus Andreas Kerner ist den 18. Sept. 1786 zu Ludwigsburg in Württemberg geboren, wo sein Vater Regierungsrat und Oberamtmann war. Seinen ersten Unterricht genoß der Knabe in der lateinischen Schule seines Geburtsortes und später im Kloster zu Maulbronn, wohin sein Vater 1795 versetzt wurde. Hier trieb der Knabe in der freien Natur, in den Kreuzgängen und Hallen des Klosters sein Wesen; hier dichtete er auf den alten Grabsteinen der Mönche seine ersten Verse und wünschte sich sehnlichst die Begegnung eines Mönchsgeistes in schwarzweißer Kutte, mit langem Barte. Aber er hat nie einen gesehen. Große Freude gewährten ihm die römischen Schriftsteller. Cäsar, Sallust 2c. wurden seine Lieblingsbücher, und als er an die Dichter kam, namentlich an Ovids Verwandlungen, da erwachte auch in ihm die Poesie immer mehr, und er lieferte dem Lehrer häufig seine Übersetzungen in gebundener Sprache. Dabei wurde nun auch Französisch und Italienisch geübt und vieles von Metastasio, Petrarca u. a. in Verse übersetzt. Später zog ihn die deutsche Volkspoesie mehr an als alles Klassische. Da die Natur ihn besonders anzog, so erhielt er auch Unterricht in der Botanik; doch konnte er den Namenbestimmungen und den oberflächlichen Betrachtungen behufs der Einregistrierung in das Linnésche System keinen Geschmack abgewinnen; die Blumen, deren Namen er nicht kannte, waren ihm viel wunderbarer und lieber, als solche, denen er infolge der Zergliederung und des Zählens der Staubgefäße einen

Namen zu geben wußte. An den Insekten war ihm besonders die Verwandlung merkwürdig; er beobachtete sie genau und kam dadurch zu der Annahme, daß der Mensch nach dem Tode ebenso in einen Mittelzustand versetzt werde, wie es zwischen der Raupe und dem Schmetterlinge einen solchen giebt, den Puppenstand. In den Stunden, die nicht für Erlernung der alten Sprachen bestimmt waren, las er mit großer Lust naturhistorische Schriften und Reisebeschreibungen.

Der Knabe wuchs so schnell, daß er davon kränklich wurde und eine so große Reizbarkeit der Magennerven bekam, daß er alle Speisen wieder erbrach, auch die zahlreichen Arzneien, die man ihm verordnete. Beim Besuch eines Wunderdoktors in Heilbronn kam Kerner auch mit dem Magnetiseur Dr. Gmelin zusammen. Dieser magnetisierte ihn. Nach seiner eignen Versicherung behielt Kerner hiernach sein ganzes Leben hindurch voraussagende Träume, die ihm zu wahrer Qual wurden. Seine bekannte Vorliebe für das Nachtleben der Natur, für Magnetismus und Somnambulismus läßt sich hieraus vielleicht auch ableiten.

Im J. 1799 starb Kernes Vater, viel zu früh für die Familie und den unmündigen Sohn. Die Mutter kehrte nun mit ihren Kindern wieder nach Ludwigsburg zurück, und Justinus wurde bald darauf von seinem ältern Bruder Georg zu einem Tischler gebracht, der ihn täglich zwei Stunden außer der Schulzeit in seiner Kunst unterrichten sollte. Hier sägte und hobelte er fleißig und konnte bald die gröbsten Möbel allein verfertigen; namentlich hat er viel Särge gemacht, woran ihn in spätern Jahren die Leichen seiner Praxis noch oft erinnerten. Damals verfertigte er auch den Tisch, an dem er bis zu seinem Lebensende gespeist hat. Zu den Bildern, die er malte, machte er sich bei dem Tischler selbst die Rahmen. Sein Bruder Georg lehrte ihn auch das Spiel auf der Maultrommel oder Mundharmonika. Justinus übte sich fleißig auf der Maultrommel, die sein Lieblingsinstrument blieb. Er erzählt selbst: „Ich brachte es so weit, daß ich mein tiefes Innere, mein ganzes Gemüt, meinen Kummer, jeden leisen, ungebornen Seufzer in die Töne dieses Instrumentes legen und in ihnen ausdrücken konnte. Es klang bei mir nicht, wie die Weisen der Tiroler, nicht zitherartig, mehr wie die Töne einer Äolsharfe, die vor allen den tiefen Schmerz, der in der Natur liegt, ausdrücken. So konnte ich wie die Natur in die Saiten einer Äolsharfe, in die Zunge dieses Instruments all die Trauer meines Herzens legen."

Als Kerner durch den damals in Ludwigsburg als Prediger lebenden Dichter Conz konfirmiert war, sollte er ein Handwerk lernen, weil die höhere Ausbildung seiner drei Brüder schon zu viel gekostet hatte, und die Mutter wegen ihres kleiner gewordenen Vermögens sich sehr einschränken mußte. Der Amtsschreiber Heuglin wollte einen Konditor aus ihm machen, weil er zeichnen, malen

und Reime dichten könne. Kerner wandte sich voll Jammer in einem Briefe an seinen väterlichen Freund Conz — der inzwischen als Professor der Ästhetik nach Tübingen gekommen war — und dieser schrieb: „Nein, Konditor sollen Sie mir nicht werden.“ Auf den weitern Vorschlag, die Kaufmannschaft zu erlernen, ging Kerner endlich ein. Er kam 1802 in das Komptoir der herzoglichen Tuchfabrik zu Ludwigsburg, welche in einer Ummauerung mit dem Irren-, Zucht- und Waisenhause war. Hier mußte er im ersten Jahre vom Morgen bis tief in die Nacht auf der Tuchleiter sitzen, Säcke von farbiger Glanzleinwand zuschneiden und die Tuchballen hineinnähen. Während die Hände mechanisch fortarbeiteten, dichtete der Kopf Poesieen aller Art, die dann mit Bleistift auf die unter Tücher versteckten Blätter geschrieben und in den Freistunden ins Reine gebracht wurden. Ein Lehrer des Waisenhauses, an den Kerner sich in dieser „geistigen Gefangenschaft“, wie er selbst seinen Aufenthalt hier bezeichnet, anschloß, setzte manche dieser so entstandenen Lieder in Musik, was dem Dichter natürlich zur größten Freude gereichte. Auch ein Lustspiel in Jamben: „Die zwölf betrogenen württembergischen Pastoren“, dem eine wahre Begebenheit aus damaliger Zeit zu Grunde lag, ist auf der Tuchleiter entstanden. Endlich schrieb er in Reimen ein Gemälde von Originalen, welche damals die weiten, menschenleeren Straßen Ludwigsburg (Grasburg!) durchwandelten, und am äußersten Horizonte einer solchen Straße wie ein Schattenspiel vorüberschwebten. Diese Originalspersonen (der Brunnenmacher Kämpf, der Perückenmacher Fribolin, der Stiftungspfleger, der zu Fuß und in Gedanken seinen Spazierritt auf seinem Schweißfuchs machte, der Totengräber, welcher im Totenhause bei der Laterne an einer Flugmaschine arbeitete ꝛc.) fanden später eine Stelle in den „Reiseschatten“, in denen sich Kerner selbst als Schattenspieler Luchs einführte, um bald „die bunten Narreteien des Lebens und der Menschen mit gesundestem Gelächter zu überschütten, bald durch Thränen lächelnd die Mysterien des Menschenherzens zu enthüllen“.

Neben der Verskunst blieb das Studium der Natur für Kerner stets die liebste Beschäftigung, und er las oft am frühen Morgen und in späten Nächten naturgeschichtliche Bücher. Täglich wuchs bei ihm der Widerwille gegen den Kaufmannsstand. Er schrieb deshalb nach Tübingen an Conz und klagte ihm sein Leid. Dieser riet ihm, sich nach Tübingen zu begeben, um zu studieren, weil seine Kenntnisse zur Beziehung der Universität genügten; auch versprach er ihm, gegen billige Entschädigung unter seinem eigenen Dache für Kost und Logis sorgen zu wollen. Im Herbste 1804 schied Kerner aus den Mauern jener Anstalt, deren Bewohner Fabrikarbeiter, Waisenkinder, Irre und Züchtlinge waren. „Mit Büchern und Zeug“, erzählt er, „war mein Ränzlein bepackt. Um jetzt

schon das Sparen anzufangen und einzulernen, war ich unterwegs nirgends eingekehrt und hatte mich an ein paar Brunnen mit einem frischen Trunke gelabt. So kam ich im Mondscheine schwermütig vor Tübingen an, in der Gegend, wo vor einem Armenspitale eine Bank stand. Auf diese ließ ich mich ermattet nieder und schlief unter dem Gesäusel der nahen Pappeln ein. In diesem Schlummer hatte ich zum erstenmal den Traum, der mich nachher während meines Studiums auf der Hochschule noch oft verfolgte. Es träumte mir, ich sitze zwischen einem Berge von Lehrbüchern und Handschriften in einem einsamen Stübchen, dessen einziges Fensterlein gegen eine Waldwiese sah. Ermüdet von vielem Lesen, heftete ich endlich meine Augen von den Büchern nach dem Grünen der Waldwiese, und da sah ich, daß aus dem Walde über die Wiese her ein Hirsch mit Storchfüßen schritt, der kam wie durch die Luft meinem Hause immer näher, und endlich stand er zu meinem Schrecken vor mir im Stübchen und befahl mir in den höhnendsten Ausdrücken: weil ich so ein emsiger Studiosus sei, ihn, der bisher vergessen worden, nach Linné in eine Klasse zu stellen. Ich durchblätterte all meine Lehrbücher und Schriften, aber ich konnte von diesem Ungetüm nichts geschrieben finden, ihm keinen Namen anweisen, und ich erwachte im Schweiße meines Angesichts." Dieser Traum enthält den richtigen Gedanken, daß es schwierig, ja unmöglich ist, ein naturwissentschaftliches System aufzustellen, welches der Natur entspricht. Kerner hat diesen Traum in einer Dichtung „Die Heimatlosen" benutzt.

„Als ich aus jenem Traum erwachte," erzählt Kerner weiter, „wogten die Pappeln am Wege in heftigem Sturme hin und her, und Wolken flogen am Monde vorüber. Und als ich mich erhob, wehte der Luftzug mir ein beschriebenes Papier entgegen; ich haschte es mit der Hand, es war ein ärztliches Rezept, das der Wind aus einem offen stehenden Fenster des Armenspitals getrieben hatte. Die Rezeptur hatte die Unterschrift des damaligen Oberamtsarztes Uhland, Oheim des Dichters. Wohl hatte ich mich beim Verlassen der Fabrik fürs Studium der Naturwissenschaften entschlossen, aber noch nicht für das besondere der Medizin. Nun ja, sagte ich vor mich hin, dieses Blatt ist dir zum Zeichen deines künftigen Berufes gesandt, du sollst ein Arzt werden! In diesen Gedanken und mit diesem Vorsatze zog ich durch das Lustnauer-Thor in die mir ganz unbekannte Stadt der Musen ein." In Tübingen schloß Kerner innige Freundschaft mit dem Dichter Uhland, der damals studierte. Nach fünfjährigem Studium verließ er, zum Doktor promoviert, (1809) die Universität und begab sich auf wissenschaftliche Reisen nach Hamburg,*) Berlin, Wien 2c. Heimgekehrt praktizierte er

*) Auf der Reise dahin dichtete er in Heidelberg das allbekannte Wanderlied: Wohlauf! noch getrunken 2c.

kurze Zeit in Dürrenzimmern, ließ sich aber im Oktbr. 1810 als Badearzt in Wildbad nieder und trat gleichzeitig mit Uhland als Lyriker und in den „Reiseschatten" als Humorist auf. 1812 erschien die erste Sammlung seiner „Gedichte". Von Wildbad zog er als Unteramtsarzt nach Welzheim, wo er sich im Febr. 1813 mit seinem „Rickele" (Friederike Ehmann, Tochter des Pfarrers in Ruith bei Stuttgart, verheiratete, mit der er sich 1807 auf der Achalm in origineller Dichterart verlobt hatte.*) Im Herbste 1816 wurde er Oberamtsarzt in Gaildorf, im Novbr. 1818 aber auf seinen Wunsch in gleicher Eigenschaft nach Weinsberg berufen, wohin er im Jan. 1819 mit seiner Familie zog und 1822 am Fuße der Weibertreue sein Haus erbaute, das der Brennpunkt geworden ist, in dem die Strahlen des regsten geistigen Lebens zusammenströmten: Uhland, Schwab, Lenau, Alex. von Württemberg, G. Pfizer, Mayer, Varnhagen, Tieck und viele andere. Der edle Greis verstand Kranke zu heilen, köstliche Lieder zu dichten und mit Geistern zu verkehren. In den letzten Jahren litt er an einem Augenübel, das ihm Lesen und Schreiben sehr erschwerte, und später erblindete er fast völlig. König Ludwig von Bayern überraschte ihn einst mit einer eigenhändigen Zuschrift, worin ihm wegen vorgerückten Alters und Augenleidens, wie wegen Schätzung des Dichtertalents ein jährlicher „Bezug" von 400 fl. aus Königl. Kabinettskasse angewiesen wurde. Sein Sohn Theobald ist ebenfalls Arzt und Dichter und ließ eine Sammlung Gedichte erscheinen, die auch einzelne schöne Lieder enthält. „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit ꝛc." ist eins der letzten Werke von Kerner. Es enthält schmucklose, wahre Erlebnisse, ist vielfach so voll frischen Humors, wie die „Reiseschatten", und außerdem noch in mannigfacher Beziehung ein höchst interessantes und lesenswertes Buch. Die oben eingereihten Zeilen sind daraus entlehnt.

Müde und lebenssatt starb der greise Dichter in der Nacht des 21. Febr. 1862.

II.

Kerner steht mit Uhland und Schwab auf demselben Grunde der Dichtung. „Natur und wieder Natur, die Sehnsucht aus dem Diesseits zum Jenseits wiederholte sich bei Kerner bis zur vollen

*) Auf der Achalm fand sich an Uhlands Geburtstage eine Gesellschaft zusammen, darunter ein feines Mädchen, das um den kürzlich verlorenen Vater trauerte. Sie stand allein und sah wehmütig in das schöne Land. Der junge Kerner trat hinzu und fragte mit Goethe:

„Wie kommt's, daß Du so traurig bist, Da alles froh erscheint?"

Sie antwortete aus der gleichen Quelle:

„Und hab' ich einsam auch geweint, So ist's mein eigner Schmerz —" und der Bund der Herzen war geschlossen.

Sättigung. Obwohl er durch Reisen das große deutsche Vaterland kennen gelernt hat, schwebt seine Phantasie doch fast ausschließlich nur bei den Gefilden der Heimat und unter den Schatten der Vorwelt, die ihn dort umgeben. Nicht getragen wie Uhland von dem festem Boden antiker Plastik, giebt er sich der subjektiven Gefühlsseligkeit hin, und flügelt sich in romantischer Willkür zu den Höhen des Unendlichen auf, wo seine Anschauungen von dem Dufte unbestimmter Wolkengebilde umnebelt werden. Natur und Himmel wenden seinen Blick ab von der Menschen Thun und Leben, und so treibt sein Dichten in eine Sentimentalität hinüber, die zuletzt in weichlicher Schwäche und einförmiger Tonart sich absingt. Ohne alle Energie der That oder des Duldens spielt Kerner am liebsten mit seiner eigenen Wehmut, seinem Seelenschmerze, und „Leichentuch und Grabesmoos“ sollen ihm Verband und Heilkraut sein für seine „Menschenwunden“. Seine Gedichte sind ihm Kinder „der Schwere des Lebens“, die an seinem „Herzen zieht“ und ihn zu Liedern treibt, „wie das Gewicht an der Uhr zieht, bis sie laut ein Liedchen tönt“. Bei solcher Entfremdung von der Wirklichkeit mag es nicht wunder nehmen, wenn der traumfreundliche Mann sich in der Schattenwelt der Geister und Gespenster, in den dunkelen Gängen alles möglichen Aberglaubens besser gefällt, als auf den hellen lichten Wegen der gegenwärtigen Wirklichkeit und lieber den Phantastereien und Lügen der Somnambülen sein Ohr leiht (z. B. der Seherin von Prevorst), als den Wahrheiten einer vernünftigen Gedankenwelt. Angesiedelt unter den Trümmern der Burg von Weinsberg, hegt und pflegt er die Jenseitskrankheit, deren Schmerzen sogar die Scherze entsprangen, die er in seinen „Reiseschatten“ mit dem Anstriche des romantisierenden Humors vorträgt. Spricht er sich doch selbst dort also aus:

„Und solchen Schmerzen sind die Scherze, Possen,
Die hier ihr leset, einstens auch entsprungen,
— — — — — — — — — — — — — — — —
Denn frühe schon ergriff mich tiefe Trauer,
Und hat das Herz mir bis zum Tod durchdrungen.“

Wenn wir nun von Kerners Muse eben keine besondere Erhebung zu erwarten haben, so redet uns doch manches seiner Lieder mit echtem Seelenworte an und erfreut durch die reinste Melodie der Seele. Die Elegie der Heimatssehnsucht ist ihm namentlich mehrfach gelungen. Seine Romanzen tönen wie Geisterstimmen; die Schauer der Dämmerung wehen aus ihnen. Sie harmonieren gewissermaßen mit der „Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ (1836), einer Schrift, worin Kerner „das Hereinragen dunkler Lebensmächte in den Tag der Gegenwart unheimlich genug darstellt.“ (Hillebrand, Deutsche Nationallitteratur.)

„Kerner ist ein Romantiker vom reinsten Wasser.“ (Scherr, Gesch. d. deutsch. Litteratur.)

Zu den bessern Gedichten Kerners gehören: Trost im Gesang. Sängers Trost. Frühlingsmorgen. Guter Rat. Stille Thränen. Todesprobe. Der tote Müller. Preis der Tanne. Der Wanderer in der Sägemühle. Lob des Flachses. Glück des Verlassenseins. Der schwere Traum. Graf Asper. Abschied. Ade. Ein Lied. Wanderlied („Wohlauf! noch getrunken"), dessen Melodie Volksmelodie geworden ist. (Siehe: Liedersammlung von Röder u. Huth. Oberstufe Nr. 47.) Trinklied zum neuen Wein. Trinklied im Juni. Zwei Särge. Der reichste Fürst. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe. Der Geiger zu Gmünd.

Litteratur.

A. Kerners Schriften.

Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs. Karlsr., 1811.
Poetischer Almanach. Heidelberg, 1812. 4 ℳ.
Deutscher Dichterwald (mit Beiträgen von Uhland, Schwab, Eichendorff u. a.). Tübgn., 1813. 3 ℳ.
Romantische Dichtungen. Karlsr., 1817. 2,50 ℳ.
Geschichte zweier Somnambülen. Karlsr., 1824. 4,25 ℳ.
Die Seherin von Prevorst. Stuttg. 4. Aufl. 1876. 7,50 ℳ.
Blätter aus Prevorst. Karlsr., 1831—38. 26,75 ℳ.
Dichtungen. 3. Aufl. Stuttg., 1841. 7 ℳ. I.: Lyrische Dichtungen. II.: Die Reiseschatten, Die Heimatlosen, Ein ärztliches Spiel u. Die Bärenhäuter im Salzbade.
Lyrische Gedichte. 5. Aufl. Stuttg., 1854. 8 ℳ.
Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804. 2. Abdr. Stuttg., 1886. 4,50 ℳ.
Der letzte Blütenstrauß. Stuttg., 1852. 3,60 ℳ.
Winterblüten. Stuttg., 1859. 3 ℳ.
Ausgewählte poetische Werke. 2 Bde. Stuttg., 1878 u. 79. 3,50 ℳ.

B. Schriften über Kerner.

D. F. Strauß, Zwei friedliche Blätter. Altona, 1839. 3 ℳ.
A. Reinhard, Justinus Kerner und das Kernerhaus zu Weinsberg. Gedenkblätter aus des Dichters Leben. 2. Aufl. Tübingen, 1886. 2 ℳ.
Marie Niethammer (geb. Kerner), Just. Kerners Jugendliebe u. mein Vaterhaus. Stuttg., 1876. 4 ℳ.
J. du Prel, Kerner und die Seherin von Prevorst. Leipzig, 1886. 1 ℳ.

LXXIII. Gustav Schwab.

1. Das hölzerne Pferd.

Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. II. 3. Aufl. 369 u. f.| — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 67.

Dies Stück ist in Lübens Lesebuche zwar mit „G. Schwab" unterzeichnet, stammt aber in dieser Form nicht von diesem Dichter, sondern von Vernaleken, der es nach Schwabs eben genanntem Werke für sein „geschichtliches Lesebuch" bearbeitet und namentlich sehr zusammengezogen hat.

2. Das Gewitter.
(1828.)

Schwab, Gedichte. Stuttg., 1829. II. 369. — 4. Aufl. 1851. 197. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 134. — Lüben, Auswahl. III. 257.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Urahne", Urgroßmutter. — Die Stube kann durch die schwüle Gewitterluft, oder auch an sich dumpf sein. Letzteres ist hier das Wahrscheinlichste; denn die Familie ist arm, bewohnt also wohl nur ein kleines Zimmer. Die Bezeichnung ist sehr gut gewählt, weil dadurch die Sehnsucht trefflich begründet wird, welche nachher die einen aussprechen, und die gedrückte Stimmung, welche aus den Reden der andern herausklingt. Nicht als ob jenes Verlangen und diese Stimmung durch die Dumpfheit der Stube hervorgerufen würden, aber die Zustände der Natur gehen mit denen des Geistes oder der Geister Hand in Hand und ergänzen, erklären sich gegenseitig.

Im „Pfühl" = in Kissen ruhen. Pfühl, mhd. pfulwe von lat. pulvinus, das Bettstück, welches zwischen dem Unterbett und dem Kopfkissen liegt. Hier ist vielleicht das Kissen im Lehnstuhl gemeint.

2. „Hag" abgeschlossener Wald, dichtes Gebüsch, Hain, auch Name für einen lebendigen Zaun, für eine Umfriedigung, Einhegung, weshalb man auch einhägen sagt, von dem althochd. Wurzelverbum hagan, hakan, umzäunen, umbüschen, hegen. Die Zusammensetzungen Hagapfel, Hagebuche, Hagebutte, Hagedorn erklären sich hieraus. — „Anger", wildgrünes Grasland in der Umgebung einer Ortschaft. — Ich bin ihm hold = ich bin ihm gut, ich liebe ihn. — „Der Donner grollt", er tönt dumpf rollend, man vernimmt ein fernes und undeutliches Rollen des Donners, aus mhd. grëllen, durchdringend, vor Zorn schreien, angelsächsisch grëllan, zum Streit herausfordern.

3. „Gelag", Schmaus, Zusammenkunft und Zusammenliegen zu lustigem Trinken oder Speisen. — „Ich rüste mein Feierkleid", mache es zurecht, setze es instand. — „Das Leben, es hat auch Lust nach Leid". Die Sorgen und Arbeiten während der Wochentage sind das Leid; die Ruhe und Erholung während des Sonntags sind die Lust. — „Dann scheint die Sonne wie Gold!" Sie scheint dann hell und freundlich, wie das Gold hell und freundlich schimmert.

5. „Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?" d. h. einschlägt.

6. „Sie hören's nicht, sie sehen's nicht". Mit dem den Zeitwörtern angehängten es ist das Donnern und Blitzen gemeint.

2. Die dem Gedicht zu Grunde liegende Thatsache.

Im J. 1828 wurde im „Schwäbischen Merkur" folgendes mitgeteilt und von Schwab zu dem besprochenen Gedichte benutzt:

„Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen und tötete von 10 Bewohnern desselben 4 Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letztere 8 Jahre alt."

3. Inhaltsangabe.

An einem schwülen Sommertage waren zu Tuttlingen die weiblichen Glieder einer Familie, bestehend aus der Urahne, der Großmutter, der Mutter und ihrem Kinde, in der dumpfen Wohnstube beisammen. Jede der Personen war in ihrer Weise beschäftigt, und keine ahnte etwas Schlimmes. Das Kind freut sich auf den morgen kommenden Sonntag, an dem es im Freien spielen und Blumen pflücken will. Die Mutter teilt die Freude des Kindes, da der Sonntag ein besseres Gericht bringt, das Anlegen der Feierkleider gestattet und nach sechstägigem Arbeiten und Sorgen Ruhe und Freude gewährt. Die Großmutter erwartet keine Freude am Feiertage, da ihr die Besorgung des Hauswesens am Sonntage ebenfalls obliegt. — Die altersschwache Urgroßmutter spricht ihre Todessehnsucht aus, die als einzige starke Empfindung noch in ihr lebt, weil sie sich nicht mehr nützlich machen könne und für Freude und Schmerz des Lebens unempfänglich geworden sei.

Mittlerweile war ein schweres Gewitter heraufgezogen, dessen leise grollende Donner man überhört hatte. Plötzlich schlägt ein Blitz in die Stube und tötet alle vier in einem Augenblick.

4. Charakteristik der Personen.

a. Das Kind spielt in der Stube und freut sich auf den Sonntag nur aus dem Grunde, weil es dann recht ungestört im Freien spielen, Blumen pflücken, Sträußchen und Kränze winden und durch Hag und Anger, Thal und Höhen springen kann. Diese zwecklose heitere Thätigkeit ist dem kindlichen Alter eigentümlich; die ganze äußere Welt nimmt es unbefangen in sich auf, denkt und lebt nicht nach berechneten Zwecken und hat keinen Sinn für die Zukunft.

b. „Die Mutter sich schmückt", darin charakterisiert sich das Weib, welches nach äußerer Anmut strebt und gefallen will; sie hat des Lebens Leid schon erfahren, aber noch ist es nicht so heftig und dauernd auf sie eingedrungen, daß sich Sinn und Herz für die Freude und den unbefangenen Genuß ihr verschlossen hätte, sie freut sich auf das fröhliche Gelag, welches sie morgen halten wollen, sie sucht also Freude und Genuß in der Gemeinschaft, und die noch jugendlich-heitere Phantasie malt ihr liebliche Bilder vor die Seele („dann scheint die Sonne wie Gold").

c. „Die Großmutter spinnt"; in dieser Thätigkeit und den sie begleitenden Reden charakterisiert sich das Alter; seine Thätigkeit ist nicht mehr die unbefangene, freie, heitere des Kindes und der

Jugend, sie wird „vom Nutzen regiert“, des Lebens Anmut, Freiheit und Lust ist für sie dahin („Großmutter hat keinen Feiertag“), nur was einen Nutzen hat, einen Gewinn bringt, hat in ihren Augen ein Recht, und das zu schaffen, nur dazu ist ihr noch Lust und Kraft geblieben. Aber dem allen könnte ein gemeiner Sinn zu Grunde liegen, so soll's hier nicht sein, das würde zu dem Charakter der Gruppe nicht passen: was ihren Sinn adelt, ist der sittliche Ernst, der im Grunde ihrer Seele, nachdem Lust und Freude wie flüchtiger Schaum dahingeschwunden, zurückgeblieben ist („Wohl dem, der that, was er sollt'!“).“

d. „Die Urahne endlich sitzt hinter dem Ofen im Pfühl, gebückt, sie neigt sich dem Grabe entgegen, sie kann nicht mehr teilnehmen, weder an Lust, noch an Arbeit, sie sehnt sich hinweg aus dem Leben („was thu' ich noch auf der Welt“).“

„So senkt sich die Schilderung immer mehr dem Ende zu, und die Sehnsucht nach dem Tode, welche die Urahne ausspricht, verknüpft mit dem Folgenden und bereitet vor auf den Schluß. Das Kind in naiver Freude am Leben, ohne seinen Ernst zu kennen und von seinem Leide berührt zu sein, die Mutter bekannt mit Leiden, aber dadurch der Lebenslust nicht entfremdet, die Großmutter von des Lebens heiterer Seite abgewendet und nur noch voll Sinn für die sittliche Aufgabe, die Urahne endlich, wieder zurückweisend auf das Kind, stumpf und ohne Interesse am Leben.“ (Kriebitzsch, im „Prakt. Schulm.“ 1853.)

5. Grundgedanke.

Der Grundgedanke läßt sich mit dem auch als Überschrift für das Gedicht zu gebrauchenden Sprichworte ausdrücken: „Der Mensch denkt, Gott lenkt“.

Faßt man bloß die Schlußzeile des ganzen Gedichtes ins Auge: „Und morgen ist's Feiertag“, so wird der Grundgedanke etwa so lauten: Der Tod erlöset von irdischen Bürden und Sorgen und führt zum Genuß höherer Freuden.

Außerdem liegen noch folgende Gedanken so nahe, daß sie leicht in den Kindern angeregt werden.

„Heute rot, morgen tot.“

„Der Tod verschont kein Alter.“

„Der Tod macht allen Plänen für die Zukunft, ehe man's denkt, ein Ende.“

6. Gedankenfolge.

Die 1. Str. führt den Leser auf den Schauplatz, macht ihn mit den Personen bekannt und charakterisiert diese kurz durch Angabe ihrer verschiedenen Beschäftigungen. Die 4 folgenden Str. vollenden die Schilderung, indem sie jede Person einzeln vorführen und reden lassen. Die letzte enthält endlich die schreckliche Kata-

strophe selbst. Auf diese, als auf etwas Außerordentliches, was da noch folgen wird, macht den Leser allemal die letzte Zeile der 5 vorhergehenden Str. aufmerksam, und gleicher Weise wiederholt sich zu Anfange der 4 mittleren Str. die Hindeutung auf den Feiertag. Durch diese Einrichtung wird auch der Hörer schon befähigt, die einzelnen Abschnitte des Ganzen deutlich zu unterscheiden.

Darstellungsweise.

„Offenbar hat den Dichter zunächst der Umstand angezogen, daß hier eine ganze Geschlechtsfolge plötzlich von einem schnellen Tode dahingerafft wurde; aber bewundernswert ist es, wie entsprechend er diesen allerdings interessanten Umstand aufzufassen und zu behandeln wußte. Er hat sich nicht damit begnügt, die Thatsache in Versen zu erzählen und hierauf vielleicht mit einer erbaulichen Nutzanwendung zu schließen, sondern er hat vielmehr danach gestrebt, die Sache lebensvoll darzustellen, so daß der Leser an den Personen höheres Interesse nimmt, deshalb zugleich auch tiefer gerührt wird. Er hält daher zwar das Beisammensein der vier Personen in engem Raume fest, will aber doch, daß sie uns denkend und handelnd entgegentreten und dadurch ein Gemütsleben offenbaren, wie es den vier verschiedenen Altersstufen entspricht. Zu diesem Zwecke kam der Dichter auf den höchst glücklichen Gedanken, die Begebenheit selbst auf den Vorabend eines Feiertages zu verlegen. Auf diesen letzteren sind nun aller Gedanken hingerichtet, und indem sie sich, jede Person nach der ihrem Alter entsprechenden Eigentümlichkeit, darüber bereden, schließen sie durch dem innersten Gemütsleben entsprechende Äußerungen jede Falte des Herzens auf, und es entrollt sich dem Leser ein Bild, welches in kurzen, aber kräftigen Zügen die verschiedenen Perioden des menschlichen Lebens mit ihren eigentümlichen Wünschen und Hoffnungen treu darstellt. So sehen wir denn das Kind mit seinen kindlichen, nur dem Vergnügen geweihten Vorsätzen, — die lebensfrohe Mutter, — die sich aufopfernde, den Ernst des Daseins erkennende Großmutter und die lebensmüde Urahne. Sie alle trifft ein Schlag, welcher Pläne vereitelt, Sorgen stillt und Wünsche erfüllt." (Kellner, „Übungsstoffe".)

Die Sprache des Gedichtes ist einfach und klar, fern von allem Prunk. In den stockenden und zuckenden Rhythmen bebt aber eine schwüle, ängstliche Vorahnung, die sich der Stimmung der Hörer bemeistert. Jede Str. bildet ein Ganzes.

Die Verse sind alle paarweise und männlich gereimt, so daß jede Str. in 3 einander ähnliche Teile zu zerfallen und somit das ganze Gedicht für das Ohr nicht sowohl in 6 sechszeilige, als vielmehr in 18 zweizeilige Strophen sich zu zerlegen scheint. Daß dies aber nicht geschieht, hat seinen Grund 1) in der streng sym-

metrischen Gliederung des Stoffes (6 ebenmäßige Gruppen), die der metrischen Form zu Hilfe kommt; 2) in dem Umstande, daß die beiden Schlußverse einer Str. nur je 3 Hebungen haben, während in den übrigen je 4 vorkommen; 3) daß die meisten Str. mit einem kräftig wirkenden refrainartigen Verse schließen, und daß endlich 4) die 4 mittleren Str. in ihrem ganzen Bau etwas durchaus Übereinstimmendes haben. Nicht bloß die Endverse, auch die Anfangsverse derselben haben etwas Refrainartiges, so daß Anfang und Ende des strophischen Ganzen sich dem Ohre aufs bestimmteste darstellen muß. Besonders schön in Bezug auf die Anordnung ist, daß jedesmal der Anfangsvers auf den Feiertag, der Schlußvers auf das Gewitter hinweist.

„Das Gewitter“ gehört nach dem Gesagten ohne Frage zu den schönsten und wirkungsreichsten Gedichten G. Schwabs. Mit Rücksicht auf die Veranlassung, auf den Inhalt, muß es zu den poetischen Erzählungen gerechnet werden; die Sprache hat jedoch etwas vom Ton der Ballade, weshalb man das Gedicht auch wohl zu dieser Dichtungsart rechnet.

8. Schriftliche Aufgaben.

1) Die Stube vor und nach dem Einschlagen des Blitzes. 2) Charakteristik der vier Altersstufen. 3) Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen. 4) Die einzelnen Akte der Begebenheit als Gemälde beschrieben.

3. Der Reiter und der Bodensee.

(1826.)

Schwab, Gedichte. Stuttg., 1828. I. 364. — 4. Aufl. 1851. 402. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 111. — Lüben, Auswahl. III. 258.

1. Erläuterungen.

7. „Bühl“, natürliche Erhöhung des Boden in einer Ebene, der etwas längliche und fast horizontal fortlaufende Hügel, allgemein: ein niedriger Berg. Der Ausdruck Bühl ist zwar im Neuhochdeutschen nicht gewöhnlich, kommt aber doch bei mustergültigen Schriftstellern vor bei Goethe z. B. in Joh. Sebus: „Zum Bühle da rettet euch!“

2. Inhaltsangabe.

Ein Reiter reitet zur Winterszeit in scharfem Trabe dem Bodensee zu, um sich noch vor Eintritt der Nacht mittels des Kahnes überfahren zu lassen. Da der Schnee die Wege unkenntlich gemacht hat, so muß er feldein über Dorn und Stein reiten. Nach einiger Zeit kommt er aus den Bergen heraus ins ebene Land. Dorf und Stadt bleiben nach und nach hinter ihm, und der Schnee dehnt sich vor ihm aus wie ein weites Sandfeld. Er reitet mehrere

Meilen, ohne Unebenheit zu sehen oder zu fühlen, ohne einen andern Laut zu hören, als das Schreien der Schneegans und das Flattern des Wasserhuhns. Den See kann er nicht erspähen. Da bricht der Abend ein. Aus der Ferne blinkt ihm Lichtschein entgegen. Er sieht wieder Hügel und fühlt wieder unter sich die Unebenheiten des Bodens. Nach kurzem Ritt kommt er in ein Dorf und fragt in demselben ein Mägdlein nach der Entfernung bis zum Bodensee. Diese erstaunt über die Frage und versichert, daß der See bereits hinter ihm liege. Der Reiter schaudert, er ahnt, daß er über den See geritten ist. Voller Verwunderung schildert das Mägdlein die Gefahr, in der er geschwebt hat, und ruft die Dorfbewohner herbei, um das Unerhörte auch aus deren Munde zu vernehmen. Man wünscht dem Fremden Glück zu dem gethanen Ritt und ladet ihn ein, sich zu erquicken. Aber die große Gefahr, in der er sich unbewußt befunden und welcher er ahnungslos entronnen, tritt nun in allen Einzelheiten vor seine geistige Anschauung, und das Grauen vor den Bildern seiner Vorstellung tötet ihn plötzlich.

3. Grundlage.

Die Grundlage zu dieser Ballade bildet eine mündliche Sage am Bodensee. Gewöhnlich wird sie ins Jahr 1695 verlegt, wo der See am 5. Febr. ganz überfror. Der Schulmeister von Altnau bei Constanz machte mit seinen Schülern einen Spaziergang über das Eis nach Langenargen, wo sie alle vom Grafen von Öttingen gespeist wurden. Zu Arbon (Stadt am Bodensee) hielt man am 13. Febr. ein Freischießen auf dem See. Am 3. Febr. 1830 fror er wieder zu. Zu wiederholten Malen hatte Schwab die Umgegend des Bodensees bereist, und die Frucht seiner zuverlässigen landschaftlichen, historischen und topographischen Studien war das im Herbste 1826 erschiene Werk: Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg, dem er als Zugabe unter anderen auch das obige Gedicht anschloß.

4. Gedankengang.

Der Dichter berichtet zuerst von einem Reiter, der zur Winterszeit eilend nach dem Bodensee reitet. Dann schildert er ausführlicher den Weg, den derselbe wegen des starken Schneefalls feldein nehmen muß, wobei der überfrorene Bodensee im allgemeinen als eine weite Ebene, durch einige noch hinzugefügte Merkmale jedoch so bezeichnet wird, daß der Leser ahnet, was sich ereignet. Als Gegensatz zu dem langen Ritt durch die öde menschenleere Ebene wird uns nun die Ankunft im Dorfe vorgeführt, was einen wohlthuenden Eindruck hervorbringt, der jedoch durch die zum Schluß eintretende Katastrophe wieder aufgehoben wird.

5. Darstellungsweise.

Diese Ballade ist dem Dichter ganz vorzüglich gelungen; alle

poetischen Farbentöne weiß er effektvoll anzuwenden. Die Allitteration in Str. 1. 2. 4. 5. 8. 11. 14. 23. 28 durch das malerische s, r u. h; die Assonanz durch das unheimliche u in Str. 23 u. 24, das Verwunderung ausdrückende ü u. ei in Str. 25, das freudige i in Str. 26, die ertötende Gewalt des Schreckes durch die dumpfen o u. a in Str. 30 u. 31; die schönen Epitheta in Str. 1. 3. 4. 14. 15. 23. 26. 29, die vielen Gegensätze sind die Kunstmittel, durch welche der Dichter, die ergreifende, psychologisch wahre und grause Wirkung hervorzubringen versteht. Wären seine übrigen Gedichte dieser Gattung von derselben Schönheit, so müßte man Schwab neben Bürger und Goethe stellen.

Die Sprache ist einfach, kräftig und schön, ganz dem Gegenstande angemessen, die zweizeilige Strophenform volksmäßig und hier sehr wirkungsreich. Die Verse sind aus Jamben und Anapästen gebaut und versinnlichen durch ihre kurzen 4 füßigen Reimpaare mit durchweg männlichen Reimen die Hast und ängstliche Eile des Reiters.

6. Idee des Gedichtes.

Der Dichter stellt in dieser Ballade die vernichtende Macht poetisch dar, welche ein plötzlicher Schrecken noch nach glücklich überstandener Gefahr auf den Menschen ausübt. In welchem Maße ihm das gelungen, ersehen wir am besten aus der mächtigen Wirkung, welche das Lesen des Gedichtes auf jeden fühlenden Menschen hervorbringt, nämlich das Gefühl, „daß die Flucht über den Tod hinaus doch nur eine Flucht in die Arme des Todes ist.“

4. Johannes Kant.

(1833.)

Schwab, Gedichte. 4. Aufl. Stuttg., 1851. 287. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 117. — Lüben, Auswahl. III. 259.

1. Erläuterungen.

1. u. 2. V. Immanuel Kant, geb. den 22. April 1724, gest. den 12. Febr. 1804, war einer der größten Denker Deutschlands. Er brach in der Philosophie eine ganz neue Bahn und begründete dadurch eine philosophische Schule. Seine bedeutendsten Werke sind die „Kritik der reinen Vernunft“ und die „Kritik der praktischen Vernunft“. Auf ihn bezieht sich, was der Dichter in den beiden ersten Versen sagt. Kant nannte die Vorstellung von einem Gesetz, welches den menschlichen Willen durch Nötigung bestimmt, ein Gebot, und die in Worten ausgedrückte Formel für ein solches Gebot einen Imperativ. Er unterschied nun Imperative der Geschicklichkeit, der Klugheit und der Sittlichkeit, je nachdem das Gebot eine Regel sei für einen besonders zu wirkenden Zweck (z. B. in der Kunst), oder ein Ratschlag für Her-

beischaffung und Erhaltung der eigenen Wohlfahrt, oder endlich eine unbedingte Richtschnur für alles moralische Handeln. Die Formel für das Gebot des sittlichen Handelns nannte er den kategorischen (entscheidenden) Imperativ. Derselbe lautet: „Handle immer nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie allgemeines Gesetz werde."

5. Johannes Kantius, gebürtig aus Kant in Schlesien, daher sein Name, starb 1473 in hohem Alter als Doktor und Professor der Theologie zu Krakau. Weil sein Körper viele Jahre nach seinem Tode noch unverwest befunden wurde, rechnete man ihn zu den Heiligen.

38. „Niet", ein stumpfer Nagel oder Stift, der durch zwei zu verbindende Teile hindurchgebracht wird und dann an einem oder an beiden Enden um- oder breitgeschlagen wird; hier wohl Schloß und Haken, wodurch die beiden Deckel des Bandes zusammengehalten werden.

50. „ohne Halt", ohne Halt zu machen.

2. Inhaltsangabe.

Was Immanuel Kant über den kategorischen Imperativ aufgestellt hat, übte lange vor ihm Joh. Kant, wie folgende Erzählung beweist.

Joh. Kant, Professor der Theologie in Krakau, beschloß noch in grauem Alter eine Reise nach Schlesien, seiner Heimat. Nachdem er sein Haus bestellt und sich reichlich mit Reisegeld versehen, trat er den langen Weg zu Pferde an. Er führte durch die dunkeln, einsamen polnischen Wälder. Kant achtete weder auf seine Umgebung, noch auf den Verlauf des Tages, sondern vertiefte sich in gewohnter Weise in Gegenstände seines Berufs. Darüber war es Abend geworden und sein Pferd im Dunkeln in eine finstere, unwegsame Schlucht geraten. Plötzlich wird er von rohen Wegelagerern überfallen. Ohne recht zu wissen, was er thut, steigt er vom Rosse, giebt den vollen Reisebeutel und alle wertvollen Gegenstände hin, die er an sich trägt, selbst das mit Silberbeschlägen und Niet versehene Meßbuch. Nun fleht er um sein Leben. Der Hauptmann faßt und schüttelt ihn an der Brust und fragt in brüllendem Tone, ob er auch alles hingegeben habe, nichts mehr im Stiefel oder Gurt versteckt trage. Bis zum Tode erschrocken, beteuert er, daß dies nicht der Fall sei. Darauf stoßen die Räuber ihn fort in den schwarzen Wald. Ohne Halt zu machen, eilt er so schnell, als säße er noch auf dem Rosse. Unwillkürlich fährt er während des Gehens am vordern Saume seines Kleides hinab und entdeckt dabei die dort eingenähten Goldstücke. Dieser unerwartete Fund versetzt ihn in freudige Stimmung, er hofft, damit die Reise machen und mit seinen Freunden sich gütlich thun zu können. Aber plötzlich bleibt er stehen; die Stimme seines Ge-

wissens ruft ihm zu, daß er vorhin den Räuberhauptmann belogen habe. Ohne zu säumen, kehrt er um und geht schnellen Schrittes zurück zu den Räubern, die noch mit dem Teilen der Beute beschäftigt sind. Demütig tritt er vor sie hin und erklärt, daß der Schreck ihn vorhin zum Lügner gemacht habe, und bittet dann um Verzeihung. Darauf reißt er den Kleidessaum auf und bietet den Räubern das eingenähte Gold dar. Da keiner zugreift, bittet er beschämt und wiederholt, daß er das Gold böslich verleugnet habe. Diese unglaubliche Gewissenhaftigkeit macht einen so starken Eindruck auf die verhärteten Gemüter der Räuber, daß sie sich plötzlich des Gebotes: „Du sollst nicht stehlen!“ bewußt werden. Alle springen auf und werfen sich vor Kant aufs Knie. Nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens regt sich die Schar wieder und beeilt sich, dem Beraubten alles wieder zurückzugeben und ihm aufs Pferd zu helfen. Sie segnend und ihnen gründliche Reue wünschend, scheidet er, von neuem sich wiederholend, daß er im Grunde eben so schlecht gehandelt habe, wie die Räuber. Als er jedoch den finstern Wald hinter sich hat und das Morgenrot ihm entgegen leuchtet, wird ihm wieder froh zu Mute. Betend, daß der Wille Gottes im Himmel und auf Erden geschehen möge, eilt er der Heimat zu.

3. Darstellungsweise.

Das Gedicht gehört zu den Erzählungen, und zwar zu den lehrreichen, ist aber desungeachtet reich an poetischem Gehalt. Der Dichter veranschaulicht uns die siegreiche Macht, welche die sittliche Hoheit eines frommen Christen selbst auf niedrige, tief gefallene, lasterhafte Menschen auszuüben vermag, und thut dies in sinnlich lebendiger Darstellung und in einem einfachen Tone, der aber das bestimmteste Gepräge der Herzlichkeit trägt, in die sich eine leise Färbung von Schalkhaftigkeit mischt. Dieser Ton, sowie manches andere, erinnern an die Idylle, in welcher ebenfalls das beschreibende Element vorherrschend ist; die Idylle kann jedoch nur das friedliche Vollglück eines in engen Verhältnissen hinfließenden Menschenlebens zum Objekt der Schilderung haben.

Leben und Charakteristik G. Schwabs.

I.

Gustav Schwab wurde am 19. Juni 1792 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater Geheimer Hofrat, später Oberstudienrat war. Dieser erteilte seinem Sohne den ersten Unterricht und schickte ihn dann in das berühmte Tübinger Stift, aus dem die Philosophen Hegel, Schelling, David Strauß, der Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer und die Dichter Hölderlin, Ed. Mörike und Herwegh hervorgingen. Von 1809—14 studierte Schwab Philo-

logie und Theologie. Schon als Student ließ er in Uhlands „Deutschem Dichterwalde“ und in Kerners „Schwäbischem Almanach“ einige lyrische Gedichte abdrucken, wodurch er seinen poetischen Beruf beurkundete und die Aufmerksamkeit tüchtiger Männer auf sich lenkte. Goethe, Tieck, Novalis, A. W. Schlegel und Uhland übten großen Einfluß auf seine poetische Entwickelung aus. 1815 machte Schwab eine Reise nach Norddeutschland und wurde namentlich in Berlin durch Fouqué, Franz Horn, Chamisso, Schleiermacher, Neander u. a. sehr für die Dichtkunst begeistert. Von seiner Reise zurückgekehrt, kam er als Repetent an das theologische Seminar zu Tübingen, welche Stelle er zwei Jahre später (1817) mit einer Professur der alten Litteratur am obern Gymnasium in Stuttgart vertauschte, wo er 20 Jahre lang wirkte. 1837 wurde er Landpfarrer in Gomaringen (bei Tübingen) am Fuße der schwäbischen Alp. Sein gastliches Haus daselbst war für jeden wandernden Dichter und Litteraten geöffnet, so daß in der schönen Jahreszeit fast kein Tag verging, an welchem nicht Fremde an der stillen Pforte des Pfarrhauses anklopften und freundlichen Zutritt erhielten. Im Sommer 1841 machte Schwab eine Reise nach Norddeutschland und Skandinavien. Bei seiner Rückkehr in die Heimat fand er seine Ernennung zum Stadtpfarrer an St. Leonhard in seiner Vaterstadt und zum Amtsdekan der Diöcese Stuttgart vor. Im Herbst 1845 wurde er Oberkonsistorialrat und Oberstudienrat. Bei der Einweihung der neuen Universitätsaula in Tübingen erhielt er die theologische Doktorwürde. Das Gedicht: „Für Schleswig-Holstein“, welches als Prolog in einem zum Besten der Schleswig-Holsteiner veranstalteten Konzert in Stuttgart gesprochen wurde, war Schwabs Schwanengesang; denn wenige Tage darauf, in der Nacht vom 3. auf den 4. Nov. 1850, starb er. „Lebt alle wohl! Herr Jesus Christ!“ waren die Worte, mit denen des Dichters Geist dem Irdischen entschwebte. Am 6. Nov. Nachm. 3 Uhr wurden Schwabs sterbliche Reste der Erde übergeben. Der greise Uhland warf die letzte Erdscholle in das Grab seines teuern Freundes.

II.

Schwab steht als Dichter Uhland am nächsten und kann wohl als Jünger desselben bezeichnet werden. In Bescheidenheit erklärt er sich in einer Strophe selbst für Uhlands ältesten Schüler.*) Er ist eine klare und gemütvolle, begabte und empfängliche Natur, erreicht jedoch seinen Meister nicht, da er sich nicht in der Weise

---

*) Doch mich laß immer froh gestehen,
Daß ich dein ält'ster Schüler bin:
Will den in mir die Nachwelt sehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin. Gedichte, I. 10.

von der romantischen Schule losgemacht und einen selbständigen Weg eingeschlagen hat, wie dieser.

Am meisten versucht hat sich Schwab in der Rhapsodie. Seine große Neigung zur Sagenforschung hat ihn indes vielfach verleitet, alte Geschichten, die ohne poetische Grundlage sind, zu wählen, oder eine Darstellung derselben ohne alle höhere Auffassung zu geben. Dadurch sind viele seiner Rhapsodien zu bedeutungslosen Reimereien herabgesunken, wie wir sie von Minderbegabten in Überfluß haben. Höher als die Rhapsodien stehen Schwabs Balladen; auch die Legende hat er vielfach kultiviert. Am schwächsten und mit Uhland gar nicht zu vergleichen ist Schwab als Lyriker. Unter den wenigen Gedichten, die ihm in dieser Gattung gelungen sind, stehen oben an: „Bemoster Bursche zieh' ich aus" und „Die Wolke am Sternenhimmel".

In litterar-historischer Hinsicht ist Schwab vielfach thätig gewesen und hat sich ganz entschiedene Verdienste erworben teils durch Übersetzungen, teils durch Überarbeitungen von antiken, besonders aber nationalen Sagen.

4. Schriftliche Aufgaben.

Die schwäbische Dichterschule.

Litteratur.

A. Schwabs Schriften.

I. Gedichte.

Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Württemberg. Stuttg., 1819. 2,50 ℳ.

Die Legende von den heiligen drei Königen. Stuttg., 1821. 4 ℳ.

Möringer, schwäbische Sage in vier Romanzen. Stuttg., 1824.

Appenzeller Krieg in neun Romanzen. Stuttg., 1825.

Gedichte. 2 Bde. Stuttg., 1828–29. 9 ℳ.

Gedichte. Neue Auswahl. 1838. 1846. 1851. 8 ℳ.

Gedichte. Gesichtete und neuvermehrte Ausg. mit einer biogr. Einleitung von G. Klee. Gütersloh, 1882. 3 ℳ.

II. Prosaische Schriften.

Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. 3 Bde. Stuttg., 1838—40. 11. Aufl. 1877. Geb. 13,50 ℳ.

Schillers Leben. Stuttg., 1840. 2. Abdr. 1859. 5,25 ℳ.

Wegweiser durch die deutsche Litteratur (mit Klüpfel). Lpzg., 1846. 2. Aufl. 1847. 3. Aufl. 1861. 4. Aufl. 1870. 3 ℳ.

Die deutschen Volksbücher für jung u. alt wieder erzählt. Mit 180 Illustr. Stuttg., 1858. 10,50 ℳ.

G. Schwab, Kleine pros. Schriften. Ausgewählt und herausgegeben v. K. Klüpfel. Freiburg i Br. u. Tübingen, 1882. 3,50 ℳ.

III. Reisehandbücher.

Die Neckarseite der schwäbischen Alp. Stuttg., 1823. 5 ℳ.

Der Bodensee. Stuttg., 1827. 2. Aufl. 1840. 3 ℳ.

Wanderungen durch Schwaben. 3. Aufl. Lpzg., 1851. 4,20 ℳ.

Die Schweiz in ihren Ritterburgen u. Bergschlössern histor. dargestellt. 3 Bde. Chur, 1828—39. 18,75 ℳ.

IV. Sammelwerke.

Erlesene Gedichte von Paul Fleming. Stuttg., 1820. 3 ℳ.
Fünf Bücher deutscher Lieder u. Gedichte. Lpzg., 1835. 2. Aufl. 1840. 4. Aufl. 1857. 5. Aufl. besorgt v. M. Bernays. 4,50 ℳ.
Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. 2 Bde. Stuttg., 1842. 2. Aufl. 1860. 9 ℳ.

V. Übersetzungen.

Lamartines poetische Gedanken, metrisch übersetzt. Stuttg., 1826. 4 ℳ.
Napoleon in Ägypten, von Barthelemy u. Mery, übersetzt. Stuttg., 1829. 3 ℳ.

B. Schriften über Schwab.

Klüpfel, Gustav Schwab. Sein Leben u. Wirken. Lpzg., 1858. 5,40 ℳ.
G. Schwabs Leben. Erzählt von seinem Sohn Christoph Theodor Schwab. Freiburg i. Br. u. Tübingen, 1883. 4 ℳ.

LXXIV. Wilhelm Müller.

1. Frühlingseinzug.

(Zuerst in: Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1826.)

W. Müller, Vermischte Schriften. Lpzg., 1830. I. 229. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 168. — Lüben, Auswahl. III. 262.

In den beiden ersten Strophen wird der in Eil und Angst sich zum Abzuge rüstende Winter trefflich geschildert, in den übrigen dagegen alles anschaulich vorgeführt, wodurch der Frühling sich ankündigt: Blumenknospen, Junker Morgenwind, Ritter Sonnenschein, der sanfte Schmeichler Blütenhauch und die Nachtigall.

Schriftliche Aufgaben.

1. Die Erstürmung der Winterburg durch den Frühling.
2. Der Jubel der Natur beim Einzuge des Frühlings.

2. Die Forelle.

(Zuerst in der Urania für 1826.)

Ebendaselbst, 1830, I. 249. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 38. — Lüben, Auswahl. III. 264.

Das Gedicht ist eine naturgetreue Darstellung und sinnige Deutung der heitern Lebensweise einer Forelle. Der Dichter hat dem Treiben des muntern Tierchens mit Vergnügen zugesehen und mancherlei Betrachtungen dabei angestellt, die er in Form eines Wunsches für sich am Schlusse ausspricht.

Einer besondern Erklärung des Gedichtes bedarf es nicht, besonders, wenn im Naturgeschichtsunterricht vorher von dem Tiere die Rede gewesen ist.

3. Der kleine Hydriot.

(Zuerst in: Lieder der Griechen 1821. 2. Heft.)

Ebendaselbst, 1830. II. 216. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 138. — Lüben, Auswahl. III. 265.

1. Erläuterung.

„Hydriot“ bezeichnet einen Bewohner der griechischen Insel Hydra. Dieselben sind als ausgezeichnete Seeleute bekannt.

2. Inhaltsangabe.

Der kleine Hydriot erzählt uns in diesem Gedicht seine Erziehungsgeschichte. Als er noch ein kleiner Knabe war, nahm ihn der Vater schon mit aufs Meer und lehrte ihn das Schwimmen und Tauchen, zwei für seinen spätern Beruf unentbehrliche Geschicklichkeiten. Als Beweis für die erworbene Fertigkeit holte er ein ihm zum Lohn bestimmtes Silberstückchen dreimal vom Meeresgrunde herauf. Dann gab der Vater dem Knaben Anleitung zum Rudern und Führen eines kleines Kahnes, und als er dies vermochte, nahm er ihn mit aufs große Schiff. Sein erster Platz war hier der Mastkorb. Der Vater lehrte ihn, auf alles zu achten, was für die Schiffahrt wichtig ist. Mehrfach ereignete es sich, daß der Sturm den Mast bis in die Flut bog und die Wogen über den Mastkorb hinweg spritzten. In solchen Augenblicken sah der Vater dem Sohn prüfend ins Angesicht, wurde rot vor Freude, wenn er Unerschrockenheit und Mut wahrnahm, wünschte ihm Glück zu dem gewählten Berufe. Endlich als das Vaterland in Not kommt, überreicht der Vater dem Sohne ein Schwert und weihet ihn zum Kämpfer für Gott und Vaterland. Mit festem Auge begegnet der Jüngling dem prüfenden Blicke des Vaters, streckt den Arm himmelwärts und fühlt sich durch die Gabe hochgeehrt und verpflichtet zum Kampf auf Tod und Leben. Beglückt durch den dadurch sich offenbarenden edlen Mannessinn, wünscht der Vater mit vor Freude geröteten Wangen dem Sohne Glück zur Führung des Schwertes.

3. Die Personen des Gedichtes.

a. Der **Vater** ist Seefahrer. Da sein Sohn auch Neigung und Fähigkeit zu diesem Berufe zeigt, so erzieht er ihn sorgfältig dafür. Seine Erziehung ist einfach und hart, ganz auf die Entwickelung von Kraft, Mut, Geschicklichkeit und Einsicht dessen gerichtet, was ein Schiffer wissen muß, um den Kampf mit den Elementen besser bestehen, oder zu rechter Zeit der Gefahr ausweichen zu können. Die bei verschiedenen Gelegenheiten gemachte Wahrnehmung, daß seine auf die Erziehung des Sohnes verwandte Mühe von bestem Erfolg sei, erfüllt ihn mit großer Freude. Den Sohn belohnt er dafür mit einem Zufriedenheit ausdrückenden Blick und einem einfachen Glückwunsche. Die Not des Vaterlandes geht ihm zu Herzen. Freiwillig verzichtet er auf die Beihilfe, welche der Sohn ihm in seinem Berufe gewährt, und weihet ihn dem Kampfe für die Freiheit desselben.

b. Der Sohn widmet sich mit ganzer Hingebung dem Berufe seines Vaters. So hart die Vorbereitungen dazu auch sind, so unterzieht er sich denselben doch gern und ohne Murren und strebt nach Erlangung der höchsten Fertigkeit dafür. In den so häufigen und großen Gefahren, die sein Beruf darbietet, legt er größte Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit an den Tag und erfüllt so ganz die Wünsche und Hoffnungen seines sorgsamen Vaters. Das traurige Los seines Vaterlandes (Griechenlands) reift den Knaben schnell zum Manne. Die Überreichung eines Schwertes durch den Vater weiht ihn zum Kampfe für dasselbe. Tief empfindet er, daß er sich der ihm hierdurch erwiesenen Ehre nur durch Tapferkeit und Mut würdig erweisen kann. Das Schwert mit kräftigem Arme emporhaltend, gelobt er sich, sie treu bis in den Tod zu üben.

4. Darstellungsweise.

Das Gedicht gehört zu der Sammlung von wohlgelungenen Griechenliedern, zu denen der Dichter durch den sechsjährigen Heldenkampf (1821—27), in dem die Griechen das fast vierhundertjährige Joch der Türken abschüttelten, entflammt wurde. Die Darstellung ist markig und voll Feuer, und das Metrum, der neuere Nibelungenvers, dem sich im ganzen Gedicht aussprechenden Stolze sehr angemessen.

5. Schriftliche Aufgaben.

Ein Seemann erzählt die Jugendgeschichte seines Sohnes.

4. Der Glockenguß zu Breslau.

(Zuerst in: Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. 1817. Nr. 45, S. 177.)

W. Müller, Vermischte Schriften. Lpzg., 1830. I. 393. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 89. — Lüben, Auswahl. III. 266.

1. Grundlage zum Gedicht.

Diesem Gedicht liegt eine alte Sage zu Grunde, die wir mitteilen, wie sie Grimm in den „Deutschen Sagen“ erzählt.

„Als die Glocke zu St. Maria Magdalena in Breslau gegossen werden sollte, und alles dazu fertig war, ging der Gießer zuvor zum Essen, verbot aber dem Lehrjungen, bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkessel anzurühren. Der Lehrling aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Hahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus, und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt, weiß sich der arme Junge gar nicht zu helfen, endlich wagt er's doch und geht weinend in die Stube und bekennt es seinem Meister, den er um Gottes willen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen, nimmt das Messer und ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann

eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werke zu retten sei, und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegossen und ohne Fehl; voll Freude kehrt der Meister in die Stube zurück und sah nun erst, was für Übles er gethan hatte. Der Lehrling war verblichen, der Meister wurde eingezogen und von den Richtern zum Schwert verurteilt. Inmittelst war auch die Glocke aufgezogen worden, da bat der Glockengießer flehentlich, ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihre Resonanz auch wohl noch hören, da er sie doch zugerichtet hätte, wenn er die Ehr' vor seinem letzten End' noch haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren, und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathaus herunterkommen, geläutet. Die Glocke ist so schwer, daß, wenn man fünfzig Schläge gezogen hat, sie andere fünfzig von selbst geht."

Diese Sünderglocke hängt noch heute in dem Glockenhause des südlichen Turmes zu Magdalenen in Breslau.

Sie wurde nach Menzels topographischer Chronik von Breslau am 17. Juli 1385 von Michael Wilden im Ohlauschen Zwinger gegossen und wiegt 113 Ctr.

In außerordentlich korrekter gotischer Mönchsschrift führt sie folgende Aufschrift:

Maria ist der Name mein, Selic musen alle die seyn, die meinen lout horen oder vornemen spate ader fru die sprechen Gote dem Hern czu amen. O Rex Gloriae veni cum pace amen. Anno Domini MCCCLXXXVI fusa est haec campana in die Alexii.

Unter der Sentenz befindet sich ein ebenfalls relief gearbeitetes kleines Kruzifix.

Die Chronik erzählt aber keine Silbe von der oben mitgeteilten Sage; es knüpft sich nur eine solche an die große Glocke der Elisabethkirche, die im Lauf der Jahrhunderte auf die Magdalenenglocke übergegangen sein mag.

Nach jener Sage soll die große Glocke zu Elisabeth im J. 1507 zum erstenmal einen Sebald Sauermann zu Grabe geläutet haben, weil dieser der Hauptbeförderer ihres Gusses war. Bis zum J. 1526 wurden die beiden Glocken zu Elisabeth und Magdalenen bei Ausführung eines Delinquenten geläutet; alsdann aber beschloß der Rat, beim letzten Gang eines armen Sünders nur die große Glocke zu läuten. Der erste Verbrecher, dem man sie zur Hinrichtung läutete, war ein Schreiber, Johann Beer aus Glogau. (Nach der Gartenlaube von 1873.)

Obige Sage gehört übrigens zu den sogenannten wandernden; denn man erzählt sie auf Rügen, in Westfalen, zu Buberow bei Langen, an der Grenze der Altmark in der Nähe des hannöverschen Städtchens Wittingen und in

der Nähe von Oderberg. Bei letztgenanntem Orte liegt der berühmte Stein von Lunow, der vermutlich früher ein Grenzstein gewesen ist. Von ihm berichtet die Sage: Hier sollte die Lunower Glocke gegossen werden; der Meister aber, den man zu diesem Zwecke herbeigerufen hatte, versuchte vergeblich, das rechte Gemisch der Glockenspeise zu treffen; immer wieder mißlang der Guß. Endlich ging er nach Oderberg, um noch einiges Metall herbeizuholen. Während seiner Abwesenheit versuchte der Lehrbursche den Guß, und siehe da — er gelang ihm glücklich. Als nun der Meister zurückkehrte, geriet er über den Vorwitz des Burschen in hellen Zorn und erschlug ihn. Darum setzte man hier den Stein und schrieb die Geschichte darauf, aber in einer fremden unbekannten Schrift, die heute kein Mensch mehr entziffern kann.

2. Darstellungsweise.

Der Dichter hat sich zwar eng an die Sage angeschlossen, dieselbe jedoch etwas erweitert und durch Anfügung einer moralisch befriedigenden Lösung veredelt. Hierzu gehört namentlich, daß er den Glockengießer sich selbst dem Gericht überliefern läßt, während die Sage berichtet, daß er eingezogen worden sei. Dadurch wächst die Teilnahme für den Meister mindestens in dem Maße, wie sie durch den im Zorn vollbrachten Mord geschwächt wird. Überhaupt ist das Bild des Glockengießers gleich zu Anfange und dann gegen den Schluß hin trefflich gezeichnet und dadurch würdig zur Hauptfigur erhoben.

Die Sprache ist einfach, leichtflüssig, edel und für den Gegenstand gewinnend; jedoch vollständig dunkel im 3. u. 4. V. der 28. Str.:

Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Da nach brieflicher Mitteilung des Herrn Prof. Max Müller für die auch ihm unverständlichen Verse kein Erläuterungsmoment in dem Nachlasse seines Vaters sich vorgefunden hat, so sind alle Erklärungen bloße Vermutungen. Denn man weiß nicht, ob das Versprechen des Todes Subjekt und Leben Objekt ist, oder ob der Dichter umgekehrt konstruiert hat: das Leben bricht das Versprechen des Todes nicht. Verfolgen wir beide Konjekturen!

Dem Meister klingt die Glocke auf dem Wege zum Tode so voll, so hell und rein, daß ihm die Augen übergehen und seine Blicke sich verklären; denn er hat in ihrem Klange mehr als Klang, also eine Stimme vernommen, die ihm, dem bußfertigen Sünder, zugerufen: Obgleich du jetzt den Nacken zum Tode neigen mußt nach dem göttlichen Richterspruche: Wer Menschenblut vergießet, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden (Blut will wieder Blut), so kann doch dieses dein bußfertiges Sterben (mit dem Inhalte: du findest Gnade vor Gottes Richterstuhle: er ruft dir zu: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben) dein Leben nicht ewiglich vernichten. Mithin wäre das Versprechen des Todes: Sündenvergebung, ewiges Leben, Seligkeit. Dieses tröstliche Versprechen hat er aus

dem Munde der Glocke vernommen, daher seine Seelenruhe auf dem Gange zum Richtplatze, daher seine Lebenszuversicht, obgleich er das leibliche Leben verliert. Er hält sich an Christi Ausspruch: Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe! Man kann die Worte vielleicht auch so verstehen, und das scheint mir das einfachste, das Versprechen, die Zusage, das Urteil des Todes bricht ihm das Leben nicht. Was hat der Tod, das Töten (personifiziert) dem Getöteten versprochen? Sühne durch Sterben, durch Blutvergießen. Dieser Richterspruch des Todes: Blut will wieder Blut, kann ihm aber das Leben, die Lebenszuversicht, gewirkt durch den Glauben an Gottes Gnade, die ihm verzeiht und ihm trotz der Mordthat das ewige Leben giebt — nicht brechen. Er lebet, obgleich er stirbt. Konstruierte man umgekehrt, so wäre der Sinn etwa folgender: das Leben bricht nicht, läßt also in Erfüllung gehen das Versprechen des (bußfertigen, gläubigen) Todes: das ewige Leben, die Seligkeit; mithin erfüllt das Leben (Christus, der die Auferstehung und das Leben ist) die himmlische Botschaft, die der reuige Sünder glaubensvoll aus dem Klange der Glocke vernommen hat, es gewährt ihm Auferstehung und ewiges Leben. Auf jeden Fall sind die Verse etwas dunkel.

Im 3. V. der 11. Str. ist sehr zweckmäßiger Gebrauch von der Allitteration gemacht („das wogt und wallt und wirbelt"). Die Verse sind jambisch, dreifüßig; der 2. u. 4. hat männlichen Reim, der 1. u. 3. sind reimlos, endigen aber weiblich und haben dadurch eine überzählige Silbe.

3. Grundgedanke.

Der Dichter zeigt, daß der beste Mensch sich durch den Zorn zu böser That kann hinreißen lassen. Oder auch: Jak. 1, 20.

4. Schriftliche Aufgaben.

1. Selbstanklage des Glockengießers. 2. Charakteristik des Meisters.

5. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

(Zuerst in: Lieder der Griechen, 1821. 2. Hft.)

W. Müller, Vermischte Schriften. Lpzg., 1830. II. 207. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 118. — Lüben, Auswahl. III. 268.

1. Geschichtliches.

Alexander Ypsilanti, geb. 1791 zu Konstantinopel, ältester Sohn des moldauischen Hospodars*) Konstantin Ypsilanti, trat 1805 in russische Kriegsdienste, wurde 1813 Rittmeister bei der Gardekavallerie, und machte als solcher den Krieg gegen Napoleon mit. Er verlor in der Schlacht von Dresden die rechte Hand,

*) Titel der Fürsten in der Moldau und Wallachei.

wurde im folgenden Jahre Oberst und Adjutant des Kaisers Alexander und erwarb sich dessen Vertrauen und Gunst in so hohem Maße, daß er schon 1817, also in seinem 26. Lebensjahre, zum Generalmajor befördert wurde. Erfüllt mit Liebe zu seinem Vaterlande, trat er der Hetäria, d. h. dem Bunde der Freunde, bei, deren Zweck war, die künftige Befreiung Griechenlands vorzubereiten, und schloß sich eng an Capo d'Istrias, das Haupt dieses Bundes an. Als der in das Interesse gezogene Wallache Wladimiresko im Januar 1821 an seine Landsleute einen Aufruf zur Empörung erließ und sich mit den um sich versammelten Unzufriedenen der Hauptstadt Bukarest bemächtigte, begab sich Ypsilanti in Begleitung vieler Hetäristen nach Jassy, der Hauptstadt der Moldau, um die Leitung der Insurrektion zu übernehmen. Hier erließ er denn im März 1821 einen Aufruf an alle Griechen im türkischen Reiche, sich für ihre Freiheit zu erheben, indem er sie dabei auf den sichern Beistand Rußlands verwies. Der Aufruf hatte in der Moldau einigen Erfolg, brachte aber doch nicht soviel streitbare Männer zusammen, als erforderlich waren, um sich gegen die Türken behaupten zu können. Kaiser Alexander, auf dessen Hilfe man nicht ohne guten Grund gerechnet hatte, mißbilligte den Aufstand und entließ Ypsilanti ungnädig aus dem russischen Staatsdienste. Sultan Mahmud II. nahm furchtbare Rache an den Empörern und gestattete, daß an einem Tage, am 19. April 1821, sämtliche griechische Bewohner Konstantinopels niedergemetzelt und auf seinen Befehl bald darauf die Rädelsführer, derer man sich bemächtigt hatte, hingerichtet wurden. Die Insurrektion wurde dadurch bedeutend geschwächt, litt auch bald unter dem Zerwürfnis der an ihr Beteiligten. In dem Gefecht bei Dragaschan (19. Juni 1821) bekam sie den Todesstoß. Die Trümmer der kleinen Befreiungsarmee lösten sich nach heldenmütigem Kampfe vollständig auf, und Ypsilanti suchte sein Heil in der Flucht durch das österreichische Gebiet. Kaum war er aber in Siebenbürgen angekommen, als er gegen alles Völkerrecht im Namen des Kaisers von Österreich verhaftet und nach der ungarischen Festung Munkacs (Munkatsch) transportiert wurde. Hier brachte er zwei Jahre unter sehr harter Haft zu, bis seine Gesundheit so weit zerrüttet war, daß man ihn nach Theresienstadt in eine mildere Gefangenschaft versetzen mußte. Erst im Dezember 1827, als der Krieg Rußlands gegen die Pforte bereits erklärt war, erhielt er auf Verlangen des Kaisers Nikolaus seine Freiheit wieder. Er starb aber schon Ende Januar 1828 zu Wien infolge der erlittenen Körper- und Seelenleiden.

2. Erläuterungen.

V. 16—18 beziehen sich auf den Sieg in den Thermopylen, den Odysseus im Oktbr. 1822 über Churschid Pascha errungen

hatte, als dieser mit 5000 Mann Reserve zu seinem Hauptheere nach Korinth und Argos stoßen wollte.

3. Inhalt.

In den ersten 12 Zeilen spricht der Dichter die Sehnsucht des gefangenen Griechenfürsten nach seinem geliebten Vaterlande aus, in den letzten 12 dessen Freude über die durch Leonidas' Geist ihm überbrachte Nachricht vom endlichen Siege der Griechen und über die Befreiung des Landes vom Joche der Türken.

4. Darstellungsweise.

Das Gedicht gehört mit zu den besten Griechenliedern Müllers. Ganz besonders wirksam ist, daß dem gefangenen Helden der endliche Sieg durch den berühmtesten Helden des alten Griechenlands, durch Leonidas verkündet wird.

Das breite Versmas entspricht der frohen Siegesnachricht ebenso trefflich, wie die angewandten Trochäen. Die achtfüßigen Verse haben, wie es bei solcher Länge nötig ist, in der Mitte einen Einschnitt.

5. Schriftliche Aufgaben.

Ypsilanti erzählt sein Traumgesicht.

Leben und Charakteristik W. Müllers.

I.

Wilhelm Müller ward den 7. Okt. 1794 zu Dessau geboren. Sein Vater war dort Schuhmacher, besaß jedoch eine für seinen Stand recht gute Bildung und genoß daher allgemeine Achtung. Die Liebe der Eltern zu ihrem Sohne war so außerordentlich groß, daß er durchaus thun konnte, was er wollte; nie haben sie es über sich vermocht, ihn zu strafen. Die Wahl der Selbstbeschäftigung war daher dem Knaben gänzlich überlassen. Die Folge hiervon war, daß Müller noch als Jüngling bald dies, bald jenes trieb. Bei seiner Begabung wurde ihm dies Hin- und Herschwanken indes doch nicht nachteilig; vielmehr wurde dadurch das Gefühl von Unabhängigkeit erweckt und genährt, das einen Grundton in W. Müllers Dichterleben ausmacht, und der Keim zu der Vielseitigkeit des wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens in ihm gelegt, die in seiner schriftstellerischen Thätigkeit immer sichtbar war.

Sein Dichtertalent zeigte sich frühzeitig. In seinem 14. Jahre hatte er schon einen ganzen Band Elegien, Oden, kleine Lieder und ein nach einem Roman bearbeitetes Trauerspiel wie zum Drucke geordnet. Als Primaner schrieb er vor Beginn der Schulstunde oft die ganze Tafel voll Verse. In seinem 11. Jahre starb ihm die Mutter. Der Vater verheiratete sich nach einigen Jahren wieder mit einer vermöglichen Bürgersfrau und wurde dadurch in den Stand gesetzt, den Sohn studieren zu lassen.

Im J. 1812 bezog der 18jährige Jüngling die Universität Berlin, um Philologie und Geschichte zu studieren, trat aber bald als Freiwilliger ins preußische Heer und nahm teil am deutschen Freiheitskriege in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Culm. 1814 kehrte er nach Berlin zurück, nahm seine Studien wieder auf und beschäftigte sich namentlich eifrig mit altdeutscher Sprache und Litteratur. Eine Frucht dieser Studien war 1816 die „Blumenlese aus den Minnesängern".

Sein Aufenthalt in Berlin führte ihn auch mit Freunden der Poesie zusammen, und durch diese Vereinigung genährt und gefördert, trieb sein längst knospendes Talent die ersten Blüten. Die Dichtung hatte im Sommer 1814 einige junge Männer verbunden, die während des Feldzuges einander befreundet worden und jetzt aus diesem heimgekehrt waren. Graf Friedrich von Kalckreuth, Graf Georg von Blankensee und Maler Wilhelm Hensel waren die ersten, die sich zusammengefunden. Später trat Wilhelm von Studnitz und zuletzt Wilhelm Müller zu ihnen. Obgleich dieser letzte der jüngste von allen an Jahren und Bestrebungen war, so erkannten die älteren Freunde doch bald in ihm das schönste Talent und betrachteten ihn als die Blüte ihres Vereins. Diese Vorempfindung, sowie der Umstand, daß Müller den Studien ungeteilt angehören durfte, während die übrigen Freunde andern Berufspflichten obliegen mußten, veranlaßte den Grafen Kalckreuth, ihm die Leitung des kleinen Bundes als Ordner zuzuerkennen, und alle Freunde stimmten ihm bei. Die „Bundesblüten", die im J. 1816 in Berlin bei Maurer erschienen, enthalten die Erstlinge der lyrischen Muse Müllers. Durch die Verbindung mit dem Grafen Kalckreuth wurde dieser in den litterarischen Cirkel des Feldmarschalls, der der Vater des Freundes war, gezogen, und die Freunde lebten thätig und fröhlich beisammen, bis der Krieg sie im Frühjahr 1815 aufs neue auseinander führte. In diesem Kreise entstand auch sein Liederspiel: „Die schöne Müllerin", das mit verteilten Rollen von befreundeten Männern und Frauen — Fouqué, Tiedge, W. Hensel und dessen Schwester Luise — vorgetragen wurde, wobei dem Dichter die des Müllerburschen zugefallen war. Müller allein blieb in Berlin zurück und überholte bald in der Entwickelung seines schönen Talentes die Freunde in gleicher Weise, als er ihnen von Natur überlegen war.

Nach dem Schlusse seiner wissenschaftlichen Bildungszeit, im J. 1817, eröffnete sich unserm Dichter unerwartet eine glänzende Aussicht zur Ausbildung seines Talentes, wie überhaupt seines Geistes, durchs Leben und durch die Anschauung fremder Natur und Nationalität. Der Graf Sack unternahm 1817 zur Stärkung seiner Gesundheit eine Reise nach Ägypten. Um dieselbe zugleich

für die Wissenschaft nützlich zu machen, veranlaßte er die Berliner Akademie, ihm einen Gelehrten auf seine Kosten mitzugeben. Die Wahl fiel auf Müller. Die Reise sollte über Wien und Konstantinopel gehen, allein nach zweimonatlichem Aufenthalte in Wien, den Müller hauptsächlich der Erlernung der neugriechischen Sprache widmete, änderte der Graf, dem Dichter zu Liebe, seinen Plan und nahm seinen Weg über Florenz, Venedig und Rom, also durch Italien, das gelobte Land der Dichter und Künstler. In Florenz traf Müller ganz unerwartet mit seinem Freunde, dem Grafen Kalckreuth, zusammen. Hier und später in Rom schwelgten beide in Kunstgenüssen, während der dafür weniger empfängliche Sack nur seiner Gesundheit lebte. Je bekannter Müller mit dem klassischen Lande wurde, desto weniger konnte er sich davon trennen. Nach und nach entstand zwischen Sack und seinem jungen Begleiter eine gewisse Unbehaglichkeit, die zur Folge hatte, daß beide sich trennten. Sack reiste allein nach Ägypten, und Müller wanderte nach Neapel, blieb den Sommer über in Albano und kehrte im Frühjahr 1819 wieder nach Berlin zurück. Auf seine Dichterphantasie wirkte die ganze Reise vorteilhaft ein; eine große Anzahl von Liedern verdankt ihre unmittelbare oder spätere Entstehung derselben, und die Summe von Erfahrungen und Lebensanschauungen während seines Aufenthaltes in Italien und Rom legte er in seinem Werke: „Rom, Römer und Römerinnen“ nieder. Noch im J. 1819 ward Müller als Lehrer der klassischen Sprachen an die neuorganisierte Gelehrten-Schule nach Dessau berufen und auch bald darauf als herzoglicher Bibliothekar angestellt. 1821 vermählte er sich mit Adelheid v. Basedow, Tochter des herzoglich dessauischen Regierungsrats v. Basedow und Enkelin des berühmten Pädagogen. Von nun an machte er fast jährlich Reisen in Deutschland, um sich an den Schönheiten der Natur zu erfreuen und Freunde zu besuchen. Die Eindrücke dieser Reisen suchte er in leichten Liedern festzuhalten: „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten“ und 1824 „Frühlingskranz aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden“, in denen es jauchzt und jubelt, und aus denen Franz Schubert, Friedrich Schneider, Methfessel u. a. die Melodieen herausgehorcht haben.

Im Frühjahr 1826 bekam Müller, von seinen Kindern angesteckt, den Keuchhusten, der ihn sehr angriff. Um sich zu erholen, gab ihm der Herzog die Erlaubnis, eine Sommerwohnung im Garten Luisium zu beziehen, dieselbe, in der Matthisson früher viele Jahre gelebt hatte. Dieser Aufenthalt wirkte geistig und körperlich höchst wohlthätig auf ihn ein. Auf Anraten des Arztes besuchte er mit seiner Frau noch in demselben Jahre die Bäder von Eger. Sie bekamen ihm so gut, daß er gesund und gestärkt in seine Heimat zurückkehrte. Da Müllers äußere Verhältnisse jetzt sich sehr günstig

gestaltet hatten, so war seine Stellung in Dessau eine höchst glückliche. Geachtet von seinem hohen Fürstenpaare, dem zu Liebe er alle Aufforderungen von sich wies, die namentlich in der letzten Zeit häufig an ihn kamen und ihm anderweitige, den äußern Umständen nach glänzendere Anstellungen verhießen; geliebt von seinen Schülern, die mit einer wahren Begeisterung an ihm hingen; von jedem, der seinen Charakter und sein Wesen einmal erkannt hatte, gern gesehen, lebte er in erhöhtem Gefühl seines häuslichen Glückes, im Besitz einer geistreichen, vortrefflichen Gattin und eines gesund heranblühenden Kinderpaares, dem er der zärtlichste Vater war, und mit welchem er in stundenlangen Spielen zum fröhlichen Kinde werden konnte. Dankbar erkannte er, was ihm die Vorsehung gegeben; er genoß es als Dichter, und sein menschlich beglücktes Dasein spiegelte sich in seinen Dichtungen wieder.

Im Frühjahr 1827 wurde Müller von einer großen Mattigkeit und Nervenabspannung befallen; er kränkelte mehrere Wochen und vermochte durchaus nicht zu arbeiten. Zu Anfang des Sommers trank er zu Hause den Egerbrunnen und machte dann mit seiner Frau eine Erholungsreise nach dem Rheine. In Württemberg ward er mit G. Schwab und Ludwig Uhland bekannt und befreundet, und auf seiner Rückreise verbrachte er in Weinsberg bei Just. Kerner einen „Abend voll Sängerjugend". Am 24. Sept. kam er in Dessau wieder an und sagte seinem Arzte, „daß er sich ganz erstaunlich wohl fühle"; aber schon in der Nacht des 30. Sept. starb er an einem Schlagflusse. Als Müller den Just. Kerner besuchte, ließ dieser, dem Sänger der Griechenlieder zu Ehren, die griechische Fahne aus dem alten Turme seiner Wohnung wehen. Aus Unkenntnis der Farben dieser Fahne wurde auf den weißen und hellblauen Grund ein schwarzes Kreuz gesetzt. In der Nacht wurde die hellblaue Farbe durch den Regen und Herbstnebel völlig ausgewaschen, und statt der griechischen Fahne blickte am Morgen dem bald vollendeten Sänger eine bedeutungsvolle weiße mit schwarzem Kreuz nach. Uhland schrieb dem scheidenden Dichter, nicht ahnend, daß er für immer scheide, folgendes Gedicht ins Stammbuch, das durch Müllers frühen Tod prophetische Bedeutung erlangte:

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling süß und licht,
Auch jener große klare —
Getrost, er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an."

II.

Müller hat sich vorzüglich als Lyriker ausgezeichnet und als solcher manches geliefert, was die Zeit überdauern wird. Seine Empfindungen sind wahr und tief, seine Darstellung ist leicht und beweglich, sein Auge offen für die Natur, sein Herz für die höchsten Ideen der Menschheit empfänglich, seine Seele voll Frische und Mut. Bei dem großen Umfange seiner melodiösen Sprache beherrschte ihn die Neigung, einem Lieblingsgegenstande alle möglichen poetischen Seiten abzugewinnen und die ganze Fülle von Klängen zu entlocken, die in ihm wohnen. Zu seinen gelungensten Produktionen gehören die „Gedichte eines reisenden Waldhornisten" und die schon erwähnten, aus wahrer Begeisterung geflossenen „Griechenlieder", die als eine „geistige Macht der griechischen Sache mehr nützten, als manche sogenannte Bundesgenossen und den väterlichen Regierungen der damaligen Zeit große Besorgnisse einflößten, so daß die letzten Lieder von der Censur unterdrückt wurden und erst lange nach dem Tode des Dichters veröffentlicht werden konnten". Müllers Novellen sind ohne besondern Wert.

Litteratur.

Blumenlese aus den Minnesängern. Berlin, 1816. 2,50 ℳ.
Rom, Römer und Römerinnen. 2 Bde. Berlin, 1820. 7,50 ℳ.
Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. Dessau, 1821, 1826. 2. Bdchen. 1824. 6 ℳ.
Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh. Lpzg., 1822—27. 10 Bde. 40,50 ℳ, später fortgesetzt v. K. Förster.
Griechenlieder. Neue vollst. Ausg. Lpzg., 1844. 2,40 ℳ, jetzt 60 ₰.
Vermischte Schriften, herausgeg. u. mit einer Biogr. Müllers begleitet von G. Schwab. 5 Bde. Lpzg., 1830. 18 ℳ, jetzt 12 ℳ.
Gedichte, herausgeg. u. mit einer Biogr. begleitet v. G. Schwab. 2 Bde. Lpzg., 1837. 8 ℳ.
Gedichte, Miniaturausg. 2 Bde. Lpzg., 1850. 9 ℳ.
Ausgewählte Gedichte. Lpzg., 1864. 2 ℳ.
M. Müller, Gedichte v. W. Müller. Mit Einleitung u. Anmerk. Lpzg., 1868. 2 Bde. 2,40 ℳ.

LXXV. Heinrich Heine.

1. Leise zieht durch mein Gemüt.

Heine, sämtl. Wke. Hamburg, 1874. XVI. (Dichtungen.) 2. Tl. 144. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 186. — Lüben, Auswahl. III. 275.

Dieses zarte, aus Frühlingsgeläute in dem Gemüte des Dichters geborene Lied, das ihm in der Ferne und in der Nähe die frischen Kinder des Lenzes, namentlich seine Lieblingsblume, die Rose, grüßen soll, bedarf keiner Erklärung. Es sind sehnsuchtsvolle Seufzer eines Kranken, der seinen lieben Freunden nicht entgegen gehen kann.

Dieses Lied ist 85 mal in Musik gesetzt worden. Eine Komposition von Mendelssohn-Bartholdy siehe Liedersammlung von Röder u. Huth. B. Oberstufe Nr. 53.

2. Brockenreise.
(1826.)

Reisebilder, Hamburg, 1848. I. 173. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 41. — Lüben, Auswahl. III. 269.

3. Das Ilsethal.
(1826.)

Ebendaselbst, 1848. I. 223. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 42. — Lüben, Auswahl. III. 271.

Beide Stücke sind aus Heines „Harzreise" entlehnt. Wer den Brocken und das Ilsethal kennt, der wird die Schilderungen, welche der Dichter von ihnen entwirft, ebenso treu, als die Darstellung selbst schön finden. Es ist alles in anschaulichster Weise und doch ohne jede Weitschweifigkeit gezeichnet; man fühlt sich mitten in die Gegend hinein versetzt und alles um sich her belebt.

4. Belsazar.
(1821.)

Heine, Buch der Lieder. 22. Aufl. Hamburg, 1864. 68. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 124. — Lüben, Auswahl. III. 272.

Die Grundlage zu diesem wohlgelungenen Gedicht bildet die bekannte, Daniel 5 enthaltene Erzählung von dem Mahle des babylonischen Königs Belsazar und dessen darauf erfolgtem Tode. Die Schilderung des bacchanalischen Mahles ist so lebhaft ausgeführt, daß der durch die Schrift an der Wand erzeugte Schrecken des Königs und seiner Knechtschar einen furchtbaren, äußerst wirksamen Kontrast damit bildet. Ganz dem Sinne der wüsten Höflingsschar entsprechend ist es, daß der König durch die Hand der eigenen Knechte umgebracht wird.

Die Strophen sind zweizeilig, dem Volkstone angemessen, jedoch unregelmäßig gebaut, zwischen die Jamben treten hier und da Anapästen.

Der Dichter führt sein Gedicht unter den Romanzen auf; es ist jedoch eine echte moderne Ballade.

Schriftliche Aufgaben.

Hochmut kommt vor dem Fall.

5. Sehnen.

Ebendaselbst, 1864. 131. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 4. — Lüben, Auswahl. III. 273.

In diesem Gedicht ist von zwei Bäumen, einem Fichtenbaume und einer Palme die Rede. Beide Bäume haben, äußerlich betrachtet, miteinander gemein, daß sie einsam stehen; in allem übrigen aber sind sie in Gegensätze zu einander gestellt.

Die Gegensätze werden am besten erkannt, wenn man sie nach den Arten zusammenstellt.

1. Der Fichtenbaum gehört dem Norden an, die Palme dem Morgenlande und den tropischen Gegenden.

2. Der Fichtenbaum steht auf kahler Höhe, die Palme auf brennender Felsenwand.

3. Der Fichtenbaum ist mit weißer Decke von Eis und Schnee umhüllt; die Palme steht auf brennender Felsenwand.

4. Den Fichtenbaum schläfert, er träumt von einer Palme; die Palme trauert schweigend. „Schweigend" tritt hier in Gegensatz zu der Thätigkeit „träumt".

5. Der Fichtenbaum, die Palme. Vielleicht wollte der Dichter hierdurch den Gegensatz der Geschlechter andeuten und änderte deshalb Fichte in Fichtenbaum.

Aus dem vierten Gegensatze ersehen wir zugleich, daß keiner der Bäume mit seiner Lage zufrieden ist, beide vielmehr mit Sehnsucht nach etwas anderem erfüllt sind. Sonach haben die Bäume zweierlei miteinander gemein: die Einsamkeit und das Sehnen. Letzteres ist der Grundzug, die Idee des Gedichtes und passend durch die Überschrift ausgedrückt. Im „Buch der Lieder" hat das Gedicht keine Überschrift.

Auf den ersten Blick erkennt man, daß der Dichter nicht die Gegensätze zwischen Fichte und Palme an und für sich darstellen wollte, sondern daß es ihm darauf ankam, die Gegensätze im Geistesleben (vielleicht die tiefe Zerrissenheit des eigenen Herzens, welche mit allen Realitäten des Lebens gebrochen hat) in einem Naturbilde zu finden und zu zeigen. Dergleichen Gegensätze bieten nicht bloß die Verschiedenheiten der Völker, namentlich die der kalten und heißen Zone dar, sondern auch die einzelnen Menschen in Charakter und Temperament, in Alter und Geschlecht, ja sie zeigen sich oft genug in ein und derselben Menschenbrust.

„Alles Leben besteht in Gegensätzen, die sich suchen oder abstoßen, die sich versöhnen oder vernichten, die für oder wider einander wirken. Diese polarischen Gegensätze in der Natur sind es, welche das Lied in diesen wundervollen Bildern darstellt; die polarischen Gegensätze im Geistesleben sind es, welche unter diesen Bildern veranschaulicht werden. Das sind die Gegensätze in den Nationen — die glühende Leidenschaft der tropischen Länder und das öde verkümmerte, nur vegetierende Dasein in den kalten Zonen — die Gegensätze in einer Nation, wo die einen auf leuchtenden, glühenden Höhen wandeln, die andern in kümmerlicher rauher Öde leben, aber beide einsam, unbefriedigt, in stiller Zeit wohl voll Trauerns und Sehnens — die Gegensätze der Charaktere und Temperamente, die einen glühend im Ringen nach hohen Idealen, voll Thatenlust und Kraftgefühl, die andern sehnsüchtig und in schwermütigem Verzweifeln dahinwelkend — die Gegensätze ferner der Alter und Geschlechter durch den Widerspruch zwischen

dem glühenden Sehnen und Verlangen und Drängen des jugendlichen Alters und dem kalten, öden, leeren Gemütsleben einer in sich selbst verschlossenen, fremden Leiden und Freuden abgestorbenen Seele, früheren oder späteren Alters — endlich der Widerspruch in einer Menschenseele, die polarischen Gegensätze, welche in einer Menschenbrust wider einander hin- und herwogen und immer in unversöhntem Kampfe stehen miteinander, wie ein Gott des Lichts und der Finsternis. Alle diese allgemeinen Gegensätze sind unter diesen erhabenen, edlen Bildern begriffen. Die Erfahrung setzt diese Gegensätze, wie die Natur in dem natürlichen Leben; sie sind einmal da. Die Poesie kann sie nicht aufheben, aber sie schlägt wenigstens eine Irisbrücke von einem zum andern, indem sie durch einen geistigen Zug der Sehnsucht sie verbindet. Das ist des Gedichtes Schönheit. Diese ewige Zweiheit, welche immer zu einer Einheit wird, ist es, welche der Dichter ausdrückt. Traurig aber ist es um ein Herz bestellt, das in solch ungestilltem Sehnen und hoffnungslosen Klagen sich verzehrt und keine Versöhnung kennt." (Kriebitzsch, Deutsche Dichtungen.)

Komponiert wurde dieses Lied 74 mal.

6. Die Grenadiere.

(1819.) (1816.)?

Heine, Buch der Lieder. 22. Aufl. Hamburg, 1864, 56. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 104. — Lüben, Auswahl. III. 273.

1. Inhalt.

Zwei in dem Feldzuge von 1812 in Rußland gefangen genommene Franzosen kehren nach Frankreich zurück. In Deutschland hören sie, daß das große Heer besiegt und zerschlagen und der Kaiser gefangen ist. Das preßt ihnen bittere Thränen aus, macht ihre alten Wunden brennen. Der eine will vor Gram sterben, und der andere wäre auch bereit, hätte er nicht zu Hause eine Familie zu versorgen. Jener achtet die Pflicht gegen seinen Kaiser höher, als die gegen die Familie, und bittet den Kameraden, wenn er jetzt stürbe, seine Leiche mit nach Frankreich zu nehmen und ihn dort mit Ehrenkreuz, Flinte und Degen zu begraben; dort wolle er im Grabe wie eine Schildwache horchen, bis er Kriegsgetümmel vernehme, dann aber aus dem Grabe hervorsteigen, um seinen Kaiser zu schützen.

2. Idee des Gedichtes.

Der Dichter zeigt, daß die Liebe der französischen Soldaten zum Kaiser Napoleon eine unbegrenzte gewesen ist.

Der Grund zu dieser wohl nicht zu leugnenden Thatsache lag ohne Zweifel darin, daß Napoleon ein geschickter Feldherr war, der seine Soldaten oft zum Siege führte. Solchen Feldherren sind die Soldaten zu allen Zeiten unbeschränkt ergeben gewesen.

wie die Geschichte lehrt. Man darf nicht vergessen, daß Heine eine Zeitlang ein großer Lobredner Napoleons war.

3. Darstellungsweise.

Das Gedicht gehört mit zu den besten Heines. Die Gefühle des alten Grenadiers sind so wahr und trefflich geschildert, daß es nicht verwundern kann, wenn der Dichter, der hier eine Grundstimmung der französischen Nation darstellte, für dieses Gedicht das Kreuz der Ehrenlegion erhielt.

Die Strophen sind unregelmäßig, die Verse aus Jamben und Anapästen gebildet. Letztere stehen aber gewöhnlich an der Stelle, wo sie besonders wirksam sind, z. B. Str. 2, 5, 8, 9. Die Sprache nähert sich in glücklicher Unbefangenheit dem Tone des Volksliedes. Gottschall bezeichnet das Gedicht als eine „moderne Ballade“.

4. Schriftliche Aufgaben.

1. Das Testament eines sterbenden Kriegers. 2. Brief eines heimgekehrten Franzosen über seinen Kameraden.

Leben und Charakteristik H. Heines.

I.

Heinrich Heine wurde den 13. Dez. 1799 in Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren, die in dem engen, einstöckigen Hause Nr. 602 in der Bolkerstraße ein Tuch- und Manufakturwarengeschäft etabliert hatten, welches sie aber späterhin in das gegenüberliegende große und prächtige Haus verlegten, das jetzt die Nr. 42 führt. Das Geburtshaus hat der spätere Besitzer abbrechen und unter Nr. 53 ein neues, größeres an dessen Stelle aufführen lassen. Seit dem 31. Jan. 1867 ziert dasselbe eine Marmortafel mit der Inschrift: Geburtshaus von Heinrich Heine.

Die abweichenden Angaben des Geburtsjahres von Heinrich Heine liegen in folgendem: Um in die Prima des Gymnasiums in Düsseldorf aufgenommen zu werden, war neben geistiger Reife ein bestimmtes Alter vorgeschrieben. Damit Heine aber bei der Versetzung nicht als zu jung befunden werden möchte, datierte die Mutter den Geburtstag um 1 Jahr zurück. So hat er auch selbst einmal seinen wirklichen Geburtstag um einige Wochen hinausgeschoben und auf den 1. Januar 1800 verlegt, um sich scherzweise einen der ersten Männer des Jahrhunderts zu nennen.

Seine Mutter war eine schöne, geistreiche, selbst politisch gebildete Frau von anspruchslosem, sicherem und freundlichem Benehmen, und pflegte und beschützte in ihrem gastlich freigebigen Hause Litteratur und Kunst.

Nachdem Harry (das war sein eigentlicher Name, den er zu Ehren eines lieben Jugend- und Geschäftsfreundes vom Vater führte) von der Mutter das Lesen und Schreiben gelernt und eine israelitische

Privatschule besucht hatte, kam er in seinem 10. Jahre auf das Gymnasium zu Düsseldorf, wo er durch seine Leistungen sich rühmlich auszeichnete und trotz seines ausgelassenen Wesens schon damals der Stolz der Familie war. Als 13jähriger Knabe widmete er seinen Eltern zur Feier des Hochzeitstages folgendes Gratulationsgedicht:*)

O, habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter! gebt dem Glück auch heute viel Befehle,
Wenn Vater und der Mutter schöne Seele
Heute feiern ihren schönsten Tag!

Düsseldorf, den 1. Februar 1813. Harry Heine.

Seine Handschrift war damals schon so schön, daß sie als kalligraphische Vorlage hätte dienen können. Auch bekundete er ein schönes Zeichentalent, und machte unter seinem Privatlehrer, dem Bruder des berühmten Peter Cornelius, so ausgezeichnete Fortschritte, daß seine mit Kreide gezeichneten Köpfe mustergiltig waren und im Elternhause lange unter Rahmen aufbewahrt wurden. In seiner Gymnasialzeit dichtete er sein erstes Gelegenheitsgedicht. Es befindet sich in dem Buche der Lieder S. 79 unter dem Titel: An eine Sängerin, als sie eine alte Romanze sang, mit dem Anfange:

„Ich denke noch der Zaubervollen,
„Wie sie zuerst mein Auge sah."

und bezieht sich auf die ungefähr 20jährige Primadonna der Düsseldorfer Oper, Caroline Stern.

Dieselbe hatte in einem Konzert zum Besten der Armen auf den Wunsch von Heines Mutter eine prachtvolle Romanze gesungen und unerhörten Beifall geerntet. Als sie nach dem Konzert in dem Heineschen Hause zum Souper war, hatte Harry den ganzen Abend über nur Blicke für die reizende, vom Düsseldorfer Publikum fast angebetete Sängerin, der aber noch von keinem Herrn ein Gedicht gewidmet worden war. Wie groß war jedoch die Überraschung der Mutter, als der geliebte Sohn ihr am Morgen das oben erwähnte, kalligraphisch schön auf Velinpapier geschriebene und mit Arabesken verzierte Gedicht ängstlich überreichte.

Die Sängerin küßte in ihrem Entzücken den ganz verwirrt gewordenen jungen Dichter und behielt die Romanze als das teuerste Andenken.

Spiegelt sich aber in dem Schlusse:

„Das war ein laut verworr'nes Schallen,
Das mich aus meinen Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute schlugen in die Hände
Und riefen „Bravo" ohne Ende;
Die Sängerin verneigt sich tief."

nicht schon die ganze originelle Dichtungsweise Heines ab?

---

*) Nach Strodtmann „Heines Leben und Werke" ist die erste Hälfte einem Geburtstags-Epigramme Klamer Schmidts (Göttinger Musenalmanach für 1777, S. 132) wörtlich entnommen.

Da es Absicht der Mutter war, daß ihre Kinder auch recht musikalisch gebildet würden, sollte Harry wider seine Neigung die Violine spielen lernen und erhielt durch einen Lehrer im Hause den Unterricht. Allein nach Jahresfrist war er nicht imstande, die Tonleiter rein zu spielen, weil er während der Musikstunde meistens auf dem Divan lag und von seinem Lehrer durch Violinspiel sich unterhalten ließ, weshalb die weitere Unterweisung aufgegeben wurde. Einen noch größeren Widerwillen hatte er gegen den Tanzunterricht.

In den Oberklassen des Gymnasiums fesselte ihn besonders der philosophische Unterricht des freisinnigen Direktors, Professor Schallmeyer, der die großen Gaben seines Zöglings frühzeitig erkannte und sorgsam pflegte, ein Moment, auf das Heines später hervortretender Rationalismus sich zurückführen läßt. Auch las er mit dem gleichgesinnten Sohne eines reichen Kornhändlers schon damals Spinozas und andere rationalistische Werke, jedenfalls mit eine Ursache zu dem später so poetisch ausgebildeten Weltschmerze.

Seine erste Jugendliebe war ein sehr junges, phantasiereiches Mädchen, Namens Josepha, deren Onkel Scharfrichter in Düsseldorf war und gänzlich vereinsamt in seinem abgeschiedenen Freihause wohnte. Zu dieser sinnigen Waise, zu dem „verfehmten, blassen, schönen Kinde", fühlte er sich magnetisch hingezogen und verkürzte durch seine Besuche sehr oft ihre einsamen Stunden. Noch in späten Jahren erzählte er gern von diesem „blassen" Mädchen, das er statt Josepha „Säfchen" nannte. In diesem düstern, verfehmten Orte, in diesem Umgange, zu dem sich noch zuweilen die Schwester des Scharfrichters, die sogenannte „Hexe von Goch", mit ihren unheimlichen Volkssagen und Totenliedern gesellte, liegt der erste Keim zu Heines trüben Jugendpoesien mit ihrem düstern Seelenschmerze. Dahin gehören die Traumbilder:

„Ein Traum, gar seltsam schauerlich,
Ergötzte und erschreckte mich."

und das wunderbare Gedicht, „der Kirchhof":

„Ich kam vor meiner Herrin Haus."

Nach Beendigung seines Gymnasialkursus hätte der aufgeweckte Jüngling am liebsten eine Universität bezogen, um sich wissenschaftlichen Studien zu widmen; allein für die medizinische Laufbahn, die einem Juden nur offen stand, hatte er kein Interesse. So wurde er nach wiederholten Beratungen für den Handelsstand bestimmt und zu seiner Vorbereitung auf einige Monate in die Vahrenkampsche Handelsschule unweit des elterlichen Hauses geschickt. 1815 nahm ihn sein Vater mit zur Frankfurter Messe und verschaffte ihm einen Platz im Kontor des dortigen Bankiers Rindskopf.

Allein das einförmige Geschäftsleben vermochte seinen lebhaften Sinn nur 14 Tage zu fesseln. Nach zwei Monaten kehrte er ins

elterliche Haus zurück, und der Vater war in nicht geringer Sorge um das künftige Schicksal des „ungeratenen Jungen“.

Wahrscheinlich auf Anraten des Oheims Salamon Heine kam er 1816 oder 1817 nach Hamburg, um unter dessen Augen und Leitung die kaufmännische Laufbahn fortzusetzen. Doch auch hier langweilte ihn die Kontorarbeit, und es wurde nun auch den Hamburger Verwandten klar, daß Harry sich nicht als Kaufmann qualifiziere, und daß seinem innern Drange zu gelehrten Studien nachgegeben werden müsse, was übrigens die Mutter von Anfang an erkannt und gewünscht hatte. Der reiche Oheim erklärte sich bereit, ihm die Mittel zu einem dreijährigen Studium der Rechte zu gewähren, um nach bestandener Staatsprüfung in Hamburg als Advokat sich niederlassen zu können.

Voller Freude kehrte Harry im Sommer 1819 ins elterliche Haus nach Düsseldorf zurück, vervollkommnete sich noch im Lateinischen, las auch mit wachsendem Interesse die Uhlandschen Lieder und Balladen, und eine Folge dieses Genusses waren seine „Grenadiere“ und die meisten Traumbilder, Lieder und Romanzen der „Jungen Leiden“.*) Im Spätherbste 1819 bezog er die Universität Bonn, um dem Wunsche des Oheims zu entsprechen. Trotz seines lebhaften Wesens ist Heine nie ein flotter Student gewesen: Tabakrauchen war ihm zuwider, Bier liebte er gar nicht, Wein trank er sehr mäßig. Aber auch das Brotstudium behagte ihm nicht, dagegen deutsche Geschichte und Litteratur, und fleißig besuchte er die Vorlesungen bei A. W. v. Schlegel, Arndt, Delbrück und Hundeshagen. Insonderheit fesselten ihn Schlegels feinsinnige Analysen des Nibelungenliedes, wie er auch alle bedeutende Erscheinungen der poetischen Litteratur des Auslandes verfolgte. In dieser Zeit dichtete er auch seine „Fresko-Sonette“ und begann die Tragödie „Almansor“. Um letztere zu vollenden, vertauschte er gegen Ende des Sommer-Semesters 1820 seine Wohnung in Bonn mit einer andern am entgegengesetzten Rheinufer im lieblichen Dörfchen Beul; trotzdem wurde sie erst im Herbste des folgenden Jahres in Berlin druckfertig.

Da aber die poetische Thätigkeit die juristischen Studien zu verdrängen drohte, verließ er im September 1820 Bonn und pilgerte nach Göttingen, um dort ungestörter „ochsen“ zu können. Obwohl er sich nach seiner Immatrikulation am 4. Okt. von allem studentischen Treiben fernhielt, zumal ihn der steife, patente und schnöde Ton der hochmütigen hannöverschen Junker und der ungemilderte Korpsgeist der Burschenschaften langweilte und abstieß, da diese einen allgemeinen, freundlich zwanglosen Verkehr unter der akademischen Jugend geradezu unmöglich machten: so ward er doch einer ge-

*) Nach Strodtmann soll in dieser Zeit auch erst das oben angeführte Gedicht entstanden sein: An eine Sängerin, als sie eine alte Romanze sang.

ringfügigen Sache halber zu einem Ehrenhandel gezwungen und am 23. Jun. 1821 auf ein halbes Jahr mit dem Consilium abeundi belegt.

Mit Genehmigung seiner Eltern verließ er Göttingen und begab sich in den letzten Tagen des Februars nach Berlin. Hier studierte er eifrig Jurisprudenz, besuchte aber auch fleißig die akademischen Vorlesungen von der Hagens über altdeutsche Litteratur, die von Franz Bopp über Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft und die des alten Wolf über die Dichtungen der Griechen, klagte aber schon damals über schmerzhafte und verstimmende Reizbarkeit der Kopfnerven.

Die Stadt selbst war für ihn eine neue Welt. Überrascht von der Schönheit und Breite der Straßen, den Prachtgebäuden, den glänzenden Schaufenstern, den verschiedenartigsten Sehenswürdigkeiten und dem auf- und abwogenden Menschenstrome, gab er sein in Bonn und Göttingen beobachtetes zurückgezogenes Leben auf und stürzte sich in den freien Abenden in die gesellschaftlichen Zerstreuungen. Gar bald ward er eingeführt in einen großen Kreis von Familien, deren Mitglieder zu den begabtesten und ausgezeichneten Menschen gehörten.

Zuerst war es das Haus seines Düsseldorfer Landsmanns, des feinfühlenden Stilkünstlers Varnhagen von Ense, wo die geistigen Spitzen Berlins, die Vertreter von Kunst und Wissenschaft zusammenkamen. Die Seele des Hauses war die unvergleichliche, hochbegabte Rahel. Die „liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele, die geistreichste Frau des Universums“ hatte für die poetische Begabung, wie auch für das reizbare, zwischen Weichheit und bitterem Spott auf- und abschwankende Empfindungsleben ihres jungen Freundes und Schützlings das zarteste Verständnis und die wohlwollendste Sympathie. Auch hatte sie in ihren blitzenden Äußerungen und Schlagantworten viele Ähnlichkeit mit dem mutwilligen Dichter, dem sie den aristophanischen Beinamen eines „ungezogenen Lieblings der Grazien“ gab, obwohl seine Figur und äußere Erscheinung nichts Imposantes darbot.

Heine war kaum mittelgroß, bartlos, blond, bleich und schwächlich, die Nase aber schön, leicht gebogen und scharf geschnitten. Wie ein Kurzsichtiger kniff er gern die Lider der mittelgroßen, schalkhaften Augen voll Geist und Leben ein, wobei sich dann wegen der hochstehenden Jochbeine jene kleinen Fältchen zeigten, die eine polnisch-jüdische Abkunft verraten konnten. Seine hellblonden Haare waren stets glattgestrichen und die alabasterweißen Hände von der zartesten Form, weshalb er diese auch gern zeigte. Im übrigen sah man ihm den Juden nicht an; doch war sein Gesicht von eigentümlichem Gepräge, so daß man gleich aufmerksam auf ihn wurde und ihn nicht leicht wieder vergaß.

Sein Wesen und Benehmen war still vornehm, damals noch

weich und der Stachel des Sarkasmus noch nicht ausgebildet, der später die Rose seiner Poesie umdornte. Peinigte ihn nicht sein nervöser Kopfschmerz, so wirkte seine allezeit heitere Laune wahrhaft bezaubernd auf seine Umgebung. Er sprach mit leiser Stimme, eintönig und langsam, als wolle er auf jede Silbe Wert legen. Warf er ein witziges oder geistreiches Wort hin, so bildete sich um seine Lippen ein viereckiges Lächeln, daß sich nicht beschreiben läßt.

In dem Varnhagenschen Zirkel schwärmte man allgemein für Goethe. Gar bald entdeckte man aber in den volksliedartigen Motiven, in der künstlerischen Beherrschung des Stoffes, der lebendigen und kunstvoll abgerundeten Gestaltung, der ungekünstelten Natürlichkeit der Sprache und der einschmeichelnden Sangbarkeit der Heineschen Lieder eine gewiße Verwandtschaft mit Goethe, was Heine in geselliger und litterarischer Beziehung sehr förderlich war. In dem Salon der Rahel verkehrte er in freundschaftlichem Tone mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, mit dem großen Philosophen Hegel, dem unsterblichen Bildhauer Rauch, dem Holzschnittkünstler Prof. F. W. Gubitz, dem großen Kanzelredner Schleiermacher, sowie mit Hitzig, Chamisso, Fouqué und der idealisch schönen Frau Ludwig Roberts, Friederike, der er seine schönsten Lieder und einen großen Teil seines Herzens widmete.

Einen andern, in sich abgeschlossenen Kreis traf er in dem Veitschen Hause. Der alte Herr Philipp Veit, Chef eines angesehenen Handlungshauses, und seine vortreffliche Gattin versammelten jeden Donnerstag einen Kreis von gediegenen Männern um sich, von denen viele aufrichtige und einflußreiche Freunde von Heinrich Heine wurden. Zu ihnen gehörte der vielseitig gebildete Moses Moser, der, obwohl nur Kaufmann, doch ein gründlicher Kenner der neueren Sprachen war. Er las z. B. den Shakespeare englisch, Cervantes spanisch, Dante italienisch; Sonntags fesselte ihn Plato, Homer oder Tacitus; ferner trieb er Sanskrit-Studien, Astronomie, war ein gediegener Philosoph und umfassender Kenner der neuesten belletristischen Litteratur.

Dieser gründlich gebildete Mann, diese lebendige Encyklopädie war Heine äußerst nützlich und bequem, abgesehen davon, daß die Tasche des Philosophen immer voll, die des Dichters immer leer war.

Dieser Moser ist unter dem Namen „Marquis Posa“ der Liebling der Heineschen Familie geworden. An diesen bewährten und edeln Freund hat Heine die heute lachenden, morgen wehklagenden Briefe im XIX. Bande der Gesamtausgabe seiner Werke gerichtet.

Ein anderes Mitglied des Veitschen Kreises war der hochberühmte und geistreiche Jurist Eduard Gans, der Verfasser des „Erbrechts in weltgeschichtlicher Entwicklung“ und der junge, hübsche und liebenswürdige Joseph Lehmann, der später Redakteur und Herausgeber des „Magazins für die Litteratur des Auslandes“ ward.

Lehmann war ein Verehrer Heines von seinem ersten Auftreten an und erkannte dessen volle Bedeutung bereits im J. 1821. In seiner vielgelesenen Zeitschrift folgte er treu der litterarischen Laufbahn seines Freundes und hat unter dem Namen Anselmi die ersten kritischen Anzeigeu von Heinrich Heines Gedichten geliefert. Seine gelungenen Parodieen derselben sind sogar häufig für Dichtungen Heines gehalten worden.

Ebenso stand Heine in herzlichem Verkehr mit dem liebenswürdigen und edel gesinnten Chamisso, dem, wenn er dichtete, der ganze Schatz der deutschen Sprache erschlossen war, und mit dem Kriminalrat Julius Eduard Hitzig, der Heines poetischer Jugend die regste Teilnahme bezeigte.

Heine hatte von Göttingen aus in dem Buchhändler F. A. Brockhaus in Leipzig keinen Verleger für seine zusammengestellten Gedichte finden können, und bot jetzt das Manuskript dem Prof. Gubitz an, dessen „Gesellschafter“ damals das litterarische Orakel der gebildeteren Kreise Berlins war.

Am 7. Mai 1821 erschien in demselben das humoristische Kirchhofs-Traumbild, und im Laufe der nächsten Wochen folgten „Die Minnesänger“, das „Gespräch auf der Paderborner Heide“, zwei der „Fresko-Sonette“, der Sonettenkranz an A. W. von Schlegel, das Traumbild: „Die Brautnacht“, das „Ständchen eines Mauren“, und eine Übersetzung der Geisterlieder aus Byrons „Manfred“.

Die Gedichte erregten durch ihren kecken, leidenschaftlichen, zum Teil ganz neuen Ton ungewöhnliches Aufsehen, und die Maurersche Buchhandlung übernahm den Verlag gegen ein Honorar von 40 Freiexemplaren.

Als im Dez. 1821 die Eltern das erste Bändchen von Heines Gedichten durch die Post empfingen, und der Vater das sauber gedruckte und grün eingebundene Exemplar mit wachsendem Wohlgefallen in den Händen hielt, glaubte er nicht, daß bei der Abgötterei für Goethe, bei dem wahren Goethe-Kultus, sein Sohn je hervortreten würde. „Wie soll mein Junge aufkommen, wenn man immer und immer nur von Goethe sprechen will?“ Sein ganzes Haus schwärmte auch für ihn, Mutter und Kinder erfreuten sich an seinen Gedichten. So oft der Vater aber einen Band in die Hände nahm und den Titel las: „Gedichte von Goethe“, verfinsterte sich sein sonst so heiteres, freundliches Antlitz. Um dem Kummer des Vaters ein Ende zu machen, der sich zuletzt in einen förmlichen Haß gegen Goethe verwandelt hatte, ließ Harry in aller Stille die Gedichte umbinden, kratzte den Namen „Goethe“ sanft aus und ließ die Stelle mit „Schultze“ überkleben. Als der Vater eines Tages zufällig einen Band dieser Gedichte aufschlug und „Gedichte von Schultze“ las, legte er ihn ganz heiter zufrieden beiseite und dachte bei sich: „Weder dieser Schultze, noch ein Müller,

noch ein Meier werden dem Namen meines Sohnes hinderlich sein". Die Mutter aber, die sofort den Witz ihres Harry bemerkt hatte, öffnete einst in Abwesenheit des Vaters einen solchen Band und sagte, hindeutend auf den Namen Schultze: „Mein lieber Sohn, möchtest du einst nur halb so berühmt werden wie „Schultze", der Verfasser dieser Gedichte."

Ermutigt durch den Erfolg entstanden nun schnell nacheinander andere Dichtungen: im Jan. 1822 binnen drei Tagen die Tragödie „Ratcliff", im Sommer 1822 die Lieder des „lyrischen Intermezzos", „Die Götterdämmerung", und die rührend liebliche „Wallfahrt nach Kevlaar". Im April 1823 versandte Ferd. Dümmler in Berlin die Tragödie Almansor, von der schon im November des J. 1821 eine Reihe von Scenen im „Gesellschafter" erschienen waren.

Von Berlin reiste Heine in den ersten Tagen des Mais 1823 nach Lüneburg, das seine Eltern seit Jahresfrist zum Wohnsitze erwählt hatten, nachdem der Vater durch zunehmende Kränklichkeit zur Liquidation seines Geschäfts in Düsseldorf veranlaßt worden war. Aus dem Erlös der Masse und dem Verkaufe des Hauses war der Familie ein Kapital erwachsen, von dessen Zinsen sie bei bescheidenen Ansprüchen notdürftig leben konnte.

Nachdem er den Sommer 1823 das Seebad Cuxhafen erfolglos gegen seinen Kopfschmerz gebraucht hatte, verlebte er den Herbst in dem elterlichen Hause und dichtete inmitten eifriger Rechtsstudien: „Du bist wie eine Blume" (Lüben, Auswahl III. 275), „Du hast Diamanten und Perlen" und die „Lorelei" (Lüben, Auswahl III. 274).

Um aber seine Studien zum Abschluß zu bringen, ließ er sich in Berlin am 24. Dez. exmatrikulieren, reiste am 19. Jan. 1824 nach Göttingen, wo er am 30. Jan. wieder akademischer Bürger wurde.

Im September desselben Jahres unternahm er eine vierwöchentliche Fußwanderung durch den Harz und Thüringen, und eine Folge derselben waren seine Reisebilder, deren 1. Band Ende Mai 1826 erschien.

Da aber der Oheim keine Studiengelder mehr gewähren wollte, mußte der Neffe eifriger die unerläßlichen Kollegien besuchen, angestrengter über den Pandekten sitzen und versprechen, im Frühjahre 1825 sich zum juristischen Examen zu melden. Dieses bestand er am 3. Mai und promovierte als Doktor (den 20. Juli 1825), nachdem er am 28. Juni in der Dienstwohnung des Superintendenten Grimm in Heiligenstadt zum evangelischen Glauben übergetreten war, und mit Beibehaltung des Familiennamens in der Taufe für seinen Namen Harry die Vornamen Christian Johann Heinrich erhalten hatte.

Nach seiner Promotion trat er, einen liberalen Wechsel vom zufrieden gestellten Oheim in der Tasche, eine Erholungsreise nach der Insel Norderney an, wo der erste Cyklus seiner Nordseebilder

entstand, da das Bad seine nervösen Kopfschmerzen beseitigte, die ihn die letzten Jahre gequält und am Arbeiten gehindert hatten.

In den ersten Tagen des Novembers ließ sich endlich der Dr. juris Heinrich Heine in Hamburg als Advokat nieder. Allein seine vorwiegend poetischen Neigungen entzogen ihm die Lust und Energie, sich in prosaische Studien zu vertiefen. Er entsagte daher bald der juristischen Laufbahn, um nur dem Schriftstellerberufe zu leben.

Nachdem er im Sommer 1826 das Seebad Norderney wiederum mit Erfolg besucht hatte und am 23. Sept. zu seinen Eltern nach Lüneburg zurückgekehrt war, faßte er den ernstlichen Entschluß, dem Vaterlande den Rücken zu kehren, da ihn die persönlichen Verhältnisse, „der nie abzuwaschende Jude", und die Hoffnungslosigkeit, in Preußen eine Staatsanstellung zu erhalten, von hinnen trieben. Doch arbeitete er fleißig am 2. Bande seiner Reisebilder und vollendete den 2. Cyklus seiner Seebilder, die 3. Abteilung der Nordsee und Le Grand. 1827 reiste er nach London und kam gekräftigt Ende September aus Norderney und Wangeroog nach Hamburg zurück. Nun ordnete und sichtete er seine Gedichte und Campe sandte im Oktober „die tugendhafte Ausgabe" als Buch der Lieder in die Welt. 10 Jahre dauerte es aber, bevor die 5000 Exemplare vergriffen waren. Dann aber folgte eine Ausgabe der andern; bis 1877 sind 40 Auflagen ediert worden.

Ende November 1827 traf Heine in München bei Cotta ein und verpflichtete sich auf ein halbes Jahr neben der Mitredaktion der „Politischen Annalen", des „Auslandes" und des „Morgenblattes" auch Beiträge für dieselben zu liefern.

Nach Ablauf des Kontraktes trat er im Juli 1828 eine Reise nach Italien an, kam aber nicht über Florenz hinaus, da ihn eine krankhafte Sehnsucht nach seinem Vater befiel. Eiligst begab er sich auf den Heimweg, empfing in Venedig die Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit des Vaters, in Würzburg aber die ihn erschütternde Kunde vom Tode desselben. Am 2. Dez. 1828 war er in Hamburg, wohin er mit der Mutter im Sommer übergesiedelt war, plötzlich an einem Nervenschlage gestorben.

Nach des Vaters Heimgange hielt Heine nun seinen Onkel Salomon für eine unversiegbare Goldquelle. Er, der den Wert des Geldes gar nicht kannte und immer bereit war, so zu leben, als ob Millionen ihm zu Gebote ständen, glaubte in dem Goldonkel den Mann zu besitzen, der seine enormen Ausgaben zu bestreiten und seine Schulden zu bezahlen hätte. Der gute Millionär hat das auch nicht selten gethan; dabei jedoch jedesmal dem Neffen einen tüchtigen Sermon gehalten, wohl mit die Ursache, daß Heinrich nie lange in Hamburg auszuhalten pflegte, sondern die erste Gelegenheit benutzte, die vom Onkel empfangenen Summen zu verschiedenen großen Reisen zu verwenden. Dessenungeachtet liebte der

Onkel seinen hochberühmten, wenn auch teuern Neffen und setzte ihm eine lebenslängliche jährliche Pension von 8000 Franks aus, die seit 1847 dessen Sohn Karl sogar mehr als verdoppelte. Heines Witwe bezog bis zu ihrem Tode jährlich 5000 Franks.

Nur kurze Zeit verweilte Heinrich bei den Seinen. Im Anfange 1829 ging er nach Berlin, Mitte April nach Potsdam, wo er in ländlicher Stille drei Monate lang am dritten Bande der Reisebilder arbeitete, im August aber nach Helgoland, wo er mit bestem Erfolge das kräftigende Seebad gebrauchte. Juni bis August 1830 finden wir ihn wieder in Helgoland, wo ihn die Kunde von dem Ausbruch der Julirevolution überraschte und in fieberhafte Aufregung versetzte. Die politisch unfreien Zustände in Deutschland behagten ihm nicht. Er war begeistert für die Ideen der französischen Revolution, deren freie Entwicklung ihm unter dem Schutze des Bürgerkönigtums gesichert schien. Daher zog es ihn nach Paris, nachdem es ihm nicht gelungen war, in Hamburg eine Rats-Syndikusstelle zu erlangen, und etwaige Aussichten auf einen Staatsposten in Preußen für ihn noch in weitem Felde lagen. Am 3. Mai 1831 fuhr er in die Seinestadt ein.

Von hier aus unternahm er manigfache Reisen; die letzte war nach Hamburg 1844. Zwei Früchte der letztern waren „Deutschland, ein Wintermärchen“ (1844), und „Atta Troll“ (1847), in welchen er mit Witz und beißender Ironie die politischen, philosophischen und religiösen deutschen Zustände schildert und die neuere deutsche Poesie persifliert. In Paris lernte er 1834 ein gutes, natürliches, heiteres Fräulein, Mathilde Crescence Mirat († 17. Febr. 1883 in Passy bei Paris), kennen und nach seinem Geständnisse mit einer Zärtlichkeit und Leidenschaft lieben, die ans Fabelhafte grenzt. Den 31. Aug. 1841 verheiratete er sich mit ihr und lebte in der glücklichsten, wiewohl kinderlosen Ehe. „Mathilde Heine, ein lebensfrohes Wesen, war überglücklich, wenn sie mit ihrem Henri auf den Boulevards von Paris flanieren, die Theater besuchen und alle möglichen Delikatessen der Restaurants teilen konnte.“ Mit ihrem natürlichen Esprit verstand sie vollkommen den Heineschen Humor, und war allezeit ein treues, sorgsames und liebendes Weib, das dem Gatten nie erlaubte, in melancholische Träumerei zu versinken. Leider waren beide nicht sparsam und verstanden nichts von ökonomischen Berechnungen, weshalb bei den reichsten Einkünften ihre Finanzen nicht blühen konnten, zumal „schmeichelnde Emigranten jeder Nation das so gastliche Haus auszunutzen verstanden“, und in gar vielen Fällen die bedeutenden Unterstützungen mit Verleumdungen jeder Art belohnten. In Paris wuchs Heines Dichterruhm von Jahr zu Jahr, „er wurde von den außerordentlichen Ehrenbezeugungen fast erdrückt“, ganz Frankreich war stolz auf ihn; denn der damalige erste Minister Thiers gestand, das Frankreich seit Voltaire keinen

glänzenderen Geist als Heine besessen, weshalb die Franzosen auch heute nur einen Henri Heiné kennen.

Obwohl sich die Gesundheit des Dichters in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Paris sehr gebessert hatte, so ward er doch von 1836 an wieder von den heftigsten Kopfschmerzen und linksseitiger Migräne geplagt, gegen die ärztliche Kunst und Seebäder sich erfolglos erwiesen. „Heines zarter Organismus, ein Gehirn- und Nervensystem, das in steter Vibration sich befand, das durch das leiseste Geräusch, Klopfen, Klavierspielen, ja Vogelzwitschern auf das schmerzhafteste aufgeregt wurde, eine so reizbare, sensitive Natur wurde allezeit von den Ärzten mit den schwächendsten Mitteln mißhandelt.“ Aderlässe, Blutegel, Abführungen ꝛc. steigerten das Nervenleiden in dem Maße, daß schließlich der ganze Körper gelähmt war, und die Krämpfe und Kolikschmerzen nur noch durch Opium bekämpft und erleichtert werden konnten. Nach dem ärztlichen Gutachten seines Bruders hätte der Dichter länger am Leben bleiben können, wenn er, fern dem lebenzehrenden Paris, von einem gebildeten deutschen Arzt behandelt worden wäre. Sein Schmerz ward im Laufe der Jahre so groß, sein Zustand so trostlos, „daß er monatelang mehr Qualen zu erdulden hatte, als die spanische Inquisition jemals ersinnen konnte“. „Und dennoch erhielt sich in diesem von Schmerzen unterwühlten Körper ein frischer, sprudelnder, heiterer Geist voller Witz, Ironie, Satire und epigrammatischer Schärfe bis zum letzten Lebenshauche.“

„Viele seiner Besucher, die die Welt mit Anekdoten, Meinungen, Ansichten und Äußerungen Heines über Politik, Religion und Litteratur in Feuilletons, Journalen und Büchern unterhalten haben, sind von ihm oft persifliert worden.“

Während mancher dieser litterarischen Touristen noch auf der Treppe war, rieb der „Schalk“ Heine, sarkastisch lächelnd mit den Worten sich die Hände: „Dem habe ich was nettes für seine Korrespondenz aufgebunden.“

Sein Krankenzimmer war mit allem Komfort ausgestattet, dessen ein Kranker bedurfte, und sein liebevolles, treues Weib, die so schön besungene Mathilde, pflegte und erheiterte ihn, wie in gesunden Tagen. Es ward seit 1850 für ihn eine Köchin gehalten, und zwei Wärterinnen wechselten bei ihm Tag und Nacht ab. Er hatte einen Vorleser und einen Sekretär, und sein letzter Arzt, der ausgezeichnete und berühmte Dr. Gruby bemühte sich, die Leiden ihm minder schmerzlich zu machen, da an eine Heilung nicht zu denken war.

Endlich erlöste ihn der Tod am 17. Febr. 1856 morgens 5 Uhr. Die Leiche wurde seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß am Fuße des stillen Montmartre beigesetzt. Das Grab ist umfriedigt von einem Eisengitter, und auf einer horizontalliegenden Steinplatte

erhebt sich ein schmuckloser Sandstein, bezeichnet mit dem Namen „Henri Heine".

Auf seinem Krankenlager gab Heine zu wiederholten Malen (1851 auch in seinem letzten poetischen Werke, dem Romancero), seine Bekehrung zum Glauben an einen persönlichen Gott und an eine persönliche Unsterblichkeit zu erkennen. Dieses Bekenntnis hat aber die verschiedenartigste Auffassung und Deutung erfahren, ist sogar als ein Heinescher frivoler Witz angesehen worden.

Sollte wirklich Heines Glaube und Gebet in seiner „Matratzengruft" nur Spott, oder der Name Gottes in seinem Munde nur Lästerung gewesen sein, wenn er z. B. in dem Briefe an seinen Bruder Max d. d. Paris, den 12. April 1843 schreibt: „Daß Mariechen (älteste Tochter seiner heißgeliebten Schwester Charlotte) eine so gute Partie machte, ist ein großes Glück, für welches ich dem lieben Gott danke."

Oder, wenn er als § 7 seines rechtsgültigen Testaments vom 13. Nov. 1851 (nach Strodtmann) diktiert: „Ich sterbe im Glauben an einen einzigen Gott, den ewigen Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich anflehe für meine unsterbliche Seele. Ich bedauere, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht gesprochen zu haben; aber ich wurde mehr durch den Geist meines Zeitalters, als durch meine eigenen Neigungen fortgerissen. Wenn ich unwissentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das wahre Wesen aller monotheistischen Glaubenslehren ist, so bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung."

Woher hat man die Bürgschaft, daß dieser Heinesche Gott der Hegelsche Gott „als Prozeß", der Saint-Simonistische Dieu-progrès ist, der sich in der Bewegung, in der Handlung manifestiert?

Oder womit will man es (nach Volkelt) belegen, daß er mitten in seinen Bekehrungsversicherungen durch die respektlosesten Witze über Gott nur um so drastischer zeigen will, zu welch erbärmlichem Wesen sich die Gottesgläubigen bekennen?

Auf Grund welcher Thatsachen glaubt man es bezeugen zu können, daß Heines Bekehrung zum Glauben keine Rettung aus seiner allgemeinen Zerrüttung, sondern nur deren tiefste Tiefe gewesen?

Wir unterfangen uns nicht, darüber zu Gericht zu sitzen, noch solch ein absprechendes Urteil zu fällen!

II.

Nach den von uns besprochenen Proben, denen sich mit Leichtigkeit noch eine nicht unbedeutende Anzahl von gleichem, zum Teil von noch höherem Werte beigesellen ließen, erscheint Heine als höchst gewandter Prosaist und ausgezeichneter Lyriker. Und

in Wahrheit ist er beides, leider nur nicht in allen seinen Produktionen, ja nicht einmal in der Mehrzahl derselben.

Am schönsten tritt seine Prosa uns in seinen „Reisebildern“ entgegen, aus denen unsere Proben entnommen sind. Die freie musikalische Bewegung, welche sich durch dieselbe zieht, giebt ihr fast poetische Bedeutung. Dabei ist alles vollkommen durchsichtig und so plastisch im Ausdruck, daß wir die Gegenstände seiner Darstellung leibhaftig um uns zu sehen glauben. Heine ist sich seiner Geschicklichkeit in der Darstellung bewußt und sagt selbst, daß er es zu einer „göttlichen Prosa“ gebracht habe. Dieser Umstand hat ihn oft verleitet, sich in seiner stilistischen Kunstfertigkeit zu zeigen, den Stil gewissermaßen zum Zweck seiner Darstellung zu machen. Heines Stil ist darum nicht überall der Stil des reinen Inhalts, welcher seine höchsten Gesetze nur von den darzustellenden Gedanken empfängt und mit denselben nie willkürlich zu schalten wagt, sondern er ist der Stil des subjektiven Beliebens, oft genug selbst der schimmernden Leerheit.

Als Lyriker nimmt Heine einen bedeutenden Rang ein, ist jedoch nur da wahrhaft groß, wo er ganz aus sich heraustritt, sich zur Objektivität hinaufschwingt. Leider geschieht das aber nicht gar zu oft. Die Eitelkeit hat sich in einem Maße in ihm entwickelt, daß sie ihn nur zu häufig verleitet, seinem geliebten Ich einen ungebührlichen Platz in seinen Gedichten einzuräumen. Außerdem gestattet er sich, Witz und Satire zu oft und mit unerhörter Kühnheit anzuwenden und Frivolitäten mit einfließen zu lassen, die viele seiner Gedichte für einen großen Teil von Lesern, für die Jugend stets, unlesbar machen. „Er malt die Schönheit, die Liebe, die Andacht, das Träumen; aber mit herber Satire und beißendem Spott zerstört er die entzückenden Bilder, die noch eben das Herz des Lesers und Hörers bezauberten, und vernichtet, oft nur durch einen geringen Beisatz, die ergreifendsten Situationen und läßt dem, den er noch eben beglückte, die schmerzlichste Enttäuschung zurück.“ Nichts ist ihm heilig; in einem glanzvollen, durchsichtigen Gewande treibt er mit Religion, Kunst, Wissenschaft und Leben ein schnödes Spiel — nur nicht mit der Eitelkeit, Keckheit und Koketterie seines Hohns — Liebe, Schönheit, Freiheit, Patriotismus, Enthusiasmus, Sittlichkeit, Idee, Philosophie, Politik, Unsterblichkeit, Religion, alles wird in der Werkstatt seines Witzes zerschnitten, zerfressen, zu Staub zerrieben und lachend in die Luft gestreut. (Man vergleiche miteinander „Seegespenst“ und „Frieden“. Lüben, Auswahl. III. 275. 277.)

Was Heine als Lyriker ist, spricht Hillebrand treffend aus, wenn er sagt: „Heine ist eine Art lyrisches Genie, aller Töne Meister, der innigsten wie der schärfsten, der hohen wie der tiefen. Die Zauberklänge des Herzens wie die Stimmen der Verzweiflung,

des Zornes, der spottenden Satire stehen ihm gleichmäßig zu Gebote. Fast in allem ist Musik, Geist und Bewegung. Heine hat eine Art, die nur ihm gehört und die oft selbst in ihren Mängeln noch Reiz genug hat, um diese zu vergessen." „Unser Dichter, sagt Varnhagen von ihm, hat den in unserer Zeit wahrlich ungeheueren Vorzug, daß er keine Phrasen macht," und wir stimmen gern in dieses Urteil ein. Je größer aber die Talente Heines waren, umsomehr muß man bedauern, daß er sich nicht überwinden konnte, sie in dem Dienste, welchem er sie gewidmet, mit reiner Kunstabsicht zu verwenden. Die Reflexion der Eitelkeit verfälschte die ursprüngliche Unmittelbarkeit, und das charakterlose frivole Spiel, das er in der Poesie mit der Poesie selber trieb, die Verhöhnung der Idee in ihrem eigenen Reiche, kurz, der ewige Selbstmord des Schönen gestattete nicht, daß sich der Heineschen Dichtung das Siegel der höheren Weihe durchweg aufdrückte. Man betrübt sich, man zürnt, wenn die tiefinnigsten Gefühle, die zaubervollsten Gebilde plötzlich durch ein widerwärtiges Mephistogelüst verdorben werden. Man fühlt sich nicht sicher im Genusse und das verdirbt den Genuß. Heine ist fast nur er selbst in der Zerstörung seiner selbst. Er haßt, indem er liebt, er lacht, indem er weint, er zerknickt die Blume, welche er gepflanzt, spottet des Geistes, dessen er sich rühmt, spielt französisch, indem er deutschheimisch fühlen möchte. Daß Heine einiges in voller Reinheit durchgeführt, läßt um so schmerzlicher empfinden, daß er so vieles in eitler Laune verunreinigt. Als er 1822 zuerst mit seinen „Lyrischen Gedichten" hervortrat, begrüßte ihn Deutschland sofort als einen Dichter eigener Weise. So reine Herzensmelodieen hatte man, seit Goethes Leier verstummt, nicht mehr vernommen; obgleich auch jetzt schon Mephistopheles mitunter das Wort der Verneinung in den Gesang der Seele hineinspricht. Die vorhin erwähnten „Reisebilder" bieten die schönsten Gaben seiner Gesangesmuse, die sich hier noch nicht in so kecken Ungezogenheiten gefällt, wie späterhin, obgleich sie schon hin und wieder Miene dazu macht. Wir können einzelnes nicht hervorheben, sonst würden wir an den „Sonnenuntergang", den „Gesang der Okeaniden", die „Bergidylle", die „Nacht am Strande" u. s. w. erinnern. Hier ist Leben, ist Anschauung, ist Frische und Unmittelbarkeit. Der 3. Teil mischt das Heiterste, das Herzlichste unter das Schnödeste, was jemals der freche Mund eines aristophanischen Humors ausgesprochen."

Die Stellung, welche Heine als Dichter einnimmt, bezeichnet er treffend selbst: „Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch selbst immer ein Romantiker, und ich war es in einem höheren Grade, als ich selbst ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tödlichsten

Schläge beigebracht, beschlich mich selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und sang ein Lied, worin ich mich allen holdseligen Übertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallen-Wahnsinn der einst so geliebten Weise hingab. Ich weiß, es war „das letzte freie Waldlied der Romantik“, und ich bin ihr letzter Dichter: mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward. Diese Doppelbedeutung wird mir von den deutschen Litteraturhistorikern zugeschrieben. Es ziemt mir nicht, mich hierüber weitläufig auszulassen, aber ich darf mit gutem Fuge sagen, daß ich in der Geschichte der deutschen Romantik eine große Erwähnung verdiene.“

„Der Welt- oder Liebesschmerz“, sagt Heines Bruder Max a. g. O. S. 18 ff., in der Brust des Dichters war nur der Reflex sowohl des einzelnen Individuums als ganzer Völker. Jeder Leidende, jeder Verzweifelnde, jeder glücklich oder unglücklich Liebende fand eine willkommene Stätte in Heines poetischer Seele. Sein poetisches Mitgefühl war so mächtig, daß er den beginnenden Schmerz seines eigenen Herzens verklingen ließ; im Objektiven verschwand sein eigenes Leid. Unerwartet bricht sein witzig-satirisches Naturell hervor, das im Bunde mit der Skepsis, die Pritsche gegen den Genius der Poesie schwingt, und zu einer Anschauung kommt, die von frommen Seelen oft eine triviale genannt worden ist. Der Dichter singt:

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt, —
Der andre liebt eine andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.“

Viele von Heines Biographen und Kommentatoren halten dieses Gedicht, wie so manches andere unglücklicher Liebe und verzweifelnden Schmerzes, für ein Stück des eigenen Lebens des Dichters.*) Sie irren. Gegen niemand hat er sich rückhaltloser, offener und treuer ausgesprochen, als gegen mich und versichert, daß die Hauptrichtung seiner Poesieen in seiner ersten Jugend und Jugenderziehung liegt, die unter der tiefsten Schmach und trübsten politischen Erniedrigung seines Vaterlandes verfloß, berührt von den direkten Einflüssen französischer Herrschaft. Der Dichter fühlt nur alles nach, als ob es in seinem eigenen blutenden Herzen vorgegangen wäre. Er kennt keinen Unterschied zwischen eigenem und fremdem Leide; aber der philosophische Schalk, oder der schalkhafte Philosoph macht dem ewigen Verbluten des Herzens damit ein

*) So auch Strodtmann, der, gestützt auf einen Brief Heines an Varnhagen von Ense vom 19. Okt. 1827, als Gegenstand dieses Herzensromans Amalie Heine bezeichnet, die dritte Tochter seines Oheims Salomon, die allerdings ihren Cousin geliebt hat.

plötzliches Ende, daß er sich hier, wie in vielen andern Gedichten, ganz auf den realistischen Boden stellt, mit dem Ausrufe:

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu“, —

aber schnell wieder zum edeln poetischen Mitgefühle zurückfliegend schließt:

„Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei“.

Litteratur.

A. Heines Schriften.

Sämtl. Werke, herausgegeb. v. A. Strodtmann. 21 Bde. Hambg., 1861—63. 50 ℳ, jetzt 42 ℳ. Inh.: 1. u. 2. Reisebilder. 3. Englische Fragmente u. Shakespeares Mädchen u. Frauen. 4. Novellistische Fragmente. 5.—7. Über Deutschland. (5. Zur Geschichte der Religion u. Philosophie in Deutschland. 6. Die romantische Schule. 7. Elementargeister u. Dämonen.) 8.—11. Französische Zustände. 12. Über Ludwig Börne. 13. u. 14. Vermischte Schriften. 15.—18. Dichtungen. (15. Buch der Lieder. 16. Tragödien u. Neue Gedichte. 17. Atta Troll. Deutschland, ein Wintermärchen. Zeitgedichte. 18. Romanzero. Letzte Gedichte.) 19.—21. Briefe.
Sämtl. Werke. Hrsgb. von Karpeles. Hamburg. 10 ℳ.
Sämtl. Werke. Bibliothek-Ausgabe. Hamburg. 8 ℳ.
Ges. Werke. Kritische Ges.-Ausgabe von Karpeles; in 9 Bdn. à 2,50 ℳ. Berlin, 1887.
Sämtl. Werke herausg. von Bölsche in 6 Bdn. Lpzg., Dürselen. 13,50 ℳ.
— — — O. F. Lachmann in 12 Lfgn. à 30 ₰. Lpzg., Reclam.
— — — — in 4 Bdn. Berlin, Warschauer. 6 ℳ.
— herausg. von J. Neuper in 30 Lfgn. à 25 ₰. Halle, Hendel.
— — von Elster in 36 Lfgn. à 30 ₰. Lpzg., Bibliogr. Institut.
Buch der Lieder. 40. Aufl. Hamburg, 1877. 6 ℳ.
Neue Gedichte. Letzte Gedichte. Stuttgart, 1888. 4 ℳ.

B. Schriften über Heine.

Stephani, Heine und ein Blick in unsre Zeit. Halle, 1834. 3 ℳ.
L. Börne, Über H. Heine. Frankf., 1840. 1 ℳ.
A. Boden, H. Heine über L. Börne. Zur Charakteristik Heines. Mainz, 1841. 50 ₰.
A. Nodnagel, Deutsche Dichter d. Gegenwart. Darmst., 1842. 2. Hft. 1 ℳ.
Alfred Meißner, H. Heine. Erinnerungen. Hamburg, 1856. 4,50 ℳ.
Adolf Strodtmann, H. Heines Wirken und Streben, dargest. an seinen Werken. Hamburg, 1857. 2,25 ℳ.
— —, H. Heines Leben u. Werke. Hamburg, 1884. 6 ℳ.
Max Heine, Erinnerungen an H. Heine u. seine Familie. Berlin, 1868. 4 ℳ.
H. Huth, Heinrich Heine. Im 24. Jahrg. d. prakt. Schulmannes. Lpzg., 1875.
Sintenis, H. Heine. Ein Vortrag. Dorpat, 1877. 80 ₰.
H. Hüffer, Aus dem Leben Heinrich Heines. Berlin, 1878. 3 ℳ.
Skizzen über H. Heine von seiner Nichte, Fürstin della Rocca. Wien, 1882. 3 ℳ.
Karpeles, H. Heines Biographie. Hamburg, 1885. 1,20 ℳ.
R. Prölß, H. Heine. Sein Lebensgang u. seine Schriften nach den neuesten Quellen dargestellt. Stuttgart, 1886. 4,50 ℳ.
W. Bölsche, H. Heine. Versuch einer ästhet.-krit. Analyse seiner Werke u. seiner Weltanschauung. Lpzg., 1888. 6 ℳ.
G. Karpeles, H. Heine u. seine Zeitgenossen. Berlin, 1888. 4 ℳ.
Kohut, H. Heine u. die Frauen. Berlin, 1888. 3 ℳ.
H. Keiter, H. Heine. Sein Leben, sein Charakter u. seine Werke. Köln, 1892. 1,80 ℳ.

LXXVI. Karl Lebrecht Immermann.

1. Frost und Tauwind.

K. Immermann, Gedichte. Hamm, 1822. 60. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 183. — Lüben, Auswahl. III. 279.

Der Dichter stellt den Kampf dar, der in jedem Frühjahr zwischen dem Winter und dem Tauwinde stattfindet. Um seinem Gedichte größere Frische und Lebendigkeit zu verleihen, personifiziert er beide und läßt jeden das aussprechen, was schweigend in der Natur erfolgt.

Der Frost macht sich zu Anfang breit, als wäre er ein Herrscher, der durch keine Macht vertrieben werden könne. Als der Tauwind seine Thätigkeit leise beginnt, fährt der Frost ihn grob an. Dann kämpfen beide gewaltig miteinander; der Sieg bleibt lange unentschieden. Der Winter zieht aber doch zuletzt den kürzern und knirscht vor Wut über seine Niederlage. Während beide noch kämpfen, tritt der Lenz ein und jagt die Raufbolde fort.

2. Der westfälische Hofschulze.

K. Immermann, Münchhausen. Düsseldorf. I. 2. Buch, S. 117 der 2. Ausg. — Berlin, 1858. I. 127. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 119. — Lüben, Auswahl. III. 279.

1. Inhaltsangabe.

Das Stück enthält die Schilderung eines westfälischen Hofschulzen. Es wird darin namentlich hervorgehoben: seine Berufsgeschicklichkeit, sein Fleiß und seine Sparsamkeit, sein Reichtum, sein Verhältnis zu den übrigen Bauern, sein Verhalten gegen Vornehmere, seine Grundsätze beim Handel, sein Festhalten am Hergebrachten und seine Zuneigung zu seinen Tieren.

2. Gedankenfolge in Dispositionsform.

I. Thätigkeit des Hofschulzen beim Ausbessern eines Wagenrades. Abschn. 1—3.

II. Gespräch des Pferdehändlers, Rezeptors u. Hofschulzen. Abschn. 4-7.
   1. Geschicklichkeit des Hofschulzen in mechanischen Arbeiten, übertrieben belobt durch den Pferdehändler. Abschn. 4. u. 6.
   2. Ablehnende Erwiderung des Hofschulzen. Abschn. 7.

III. Der Pferdehandel. Abschn. 8—11.
   1. Charakteristik des Pferdehändlers. Abschn. 8.
   2. Grundsätze des Hofschulzen beim Handel. Abschn. 9 u. 10.
      a. Er begehrt stets, was die Sache wert ist.
      b. Er läßt sich durch Dingen und Feilschen nicht von seinem Satze abbringen.
   3. Beweis des Hofschulzen, daß Handel ohne Vorschlag vorteilhafter sei. Abschn. 11.

a. Er kostet weniger Zeit.
b. Käufer und Verkäufer bleiben ruhig beim Handel und wahren sich vor Schaden.

IV. Unterredung des Rezeptors und des Hofschulzen über Umwandlung der Korngefälle in Geld. Abschn. 12—14.
1. Versuch des Rezeptors, den Hofschulzen für Umwandlung der Korngefälle in Geld zu stimmen. Abschn. 12.
2. Gründe des Hofschulzen für seine Ablehnung des gestellten Antrages. Abschn. 13 u. 14.
a. Glaube an die Strafe des Umgehens nach dem Tode für das Auflegen einer neuen Last.
b. Vom Oberhofe sind stets nur Körner gegeben worden.
c. Auf dem Acker wächst nur Korn, nicht Geld.
d. Es muß alles beim alten bleiben (was durch ein Beispiel nachgewiesen wird).

V. Gespräch des Pferdehändlers und Rezeptors.
1. über den Hofschulzen. Abschn. 15, 17 u. 18.
a. Er hält fest an seinen Grundsätzen.
b. Er zieht die besten Pferde und verkauft sie billig.
c. Er ist reich.
d. Er genießt Ansehen unter den Bauern.
e. Er beugt sich vor keinem Vornehmeren.
f. Er ist sparsam und fleißig.
2. über das westfälische und sächsische Volk.
a. Die Westfalen sind starr und widerhaarig, weil sie vereinzelt wohnen und alles besitzen, was sie brauchen.
b. Die Sachsen sind höflich und nachgiebig, weil sie beisammen wohnen.

VI. Abschluß des Pferdehandels. Abschn. 19—22.
1. Der Pferdehändler zahlt die verlangte Summe. Abschn. 19.
2. Der Hofschulze sagt ihm, daß er wisse, wieviel er bei diesem Handel verdiene. Abschn. 20.
3. Prüfung des Goldes. Abschn. 21.
a. Bedachtsamkeit und Kaltblütigkeit des Hofschulzen dabei.
b. Gezeter des Pferdehändlers über das Zurückweisen zu leichter Goldstücke.
(4. Der Rezeptor schleicht übelgelaunt vom Hofe.)

VII. Empfangnahme und Abführen des erkauften Pferdes. Abschn. 23 u. 24
1. Abschied vom Pferde.
2. Charakterisierung des Pferdehändlers.
3. Empfindungen des Pferdes u. seiner Pfleger beim Abschiede.

3. Der Hofschulze.

Der Hofschulze ist ein gesunder, kräftiger Landmann. Seinen Beruf versteht er gründlich; denn sein Hauswesen ist zweckmäßig

und schön eingerichtet, sein Vieh in weitem Umkreise das beste, sein Getreide steht vorzüglich, und seine Ackergerätschaften versteht er durch eigene Geschicklichkeit in gutem Stande zu halten. Durch Fleiß und Sparsamkeit hat er das ererbte Besitztum verbessert und vergrößert und dadurch sich zum reichen Manne gemacht. In seinen Bewegungen hat er etwas Rasches, doch kann er, wenn das Geschäft es fordert, auch sehr bedächtig sein. Im Handeln liebt er feste Preise und verschmäht dabei alles Dingen und Feilschen aus Grundsatz. Vornehmen gegenüber läßt er den Stolz durchblicken, den die Unabhängigkeit erzeugt. Seine Reden lassen ihn als verständigen und erfahrenen Mann erkennen. Am Alten und Hergebrachten hängt er aber mit Hartnäckigkeit fest.

Zur Vervollständigung dieses Bildes fügen wir noch eine kurze Charakteristik hinzu, welche Immermann im 6. Kapitel dem „wilden Jäger“, der eine Zeitlang beim Hofschulzen lebte, in den Mund legt. Seite 158 heißt es dort: Mein Hofschulze mag ein Mann von etlichen sechzig Jahren sein, doch trägt er den starken, großen, knochichten Körper noch ganz ungebeugt. In dem rotgelben Gesichte ist der Sonnenbrand der fünfzig Ernten, die er gemacht hat, abgelagert, die große Nase steht wie ein Turm in diesem Gesichte, und über den blitzenden blauen Augen hangen ihm weiße, struppige Brauen, wie ein Strohdach. Er mahnt mich wie ein Erzvater, der dem Gotte seiner Väter von unbehauenen Steinen ein Mal aufrichtet und Trankopfer darauf gießt und Öl, und seine Füllen erzieht, sein Korn schneidet, und dabei über die Seinigen unumschränkt herrscht und richtet. Nie ist mir eine kompaktere Mischung von Ehrwürdigem und Verschmitztem, von Vernunft und Eigensinn vorgekommen. Er ist ein rechter, uralter freier Bauer im ganzen Sinne des Wortes; ich glaube, daß man diese Art Menschen nur noch hier finden kann, wo eben das zerstreute Wohnen und die altsassische Hartnäckigkeit, nebst dem Mangel großer Städte den primitiven Charakter Germanias aufrecht erhalten hat. Alle Regierungen und Gewalten sind darüber hingestrichen, haben wohl die Spitzen des Gewächses abbrechen, aber die Wurzeln nicht ausrotten können, denen dann immer wieder frische Schößlinge entsprossen, wenn gleich sich diese nicht mehr zu Kronen und Wipfeln zusammenschließen dürfen.

Über die Entstehung der größeren westfälischen Bauernhöfe vergl. man das 3. Kapitel, S. 133.

4. Schriftliche Aufgaben.

1. Brief des Rittmeisters N. in Unna an den Pferdehändler Marx in Osnabrück, ihm eine fehlerfreie Stute für 30 Pistolen zu besorgen. 2. Antwort des Pferdehändlers an den Rittmeister. 3. Anweisung des Rittmeisters an den Pferdehändler, seinem Bur-

schen gegen Entrichtung der Kaufsumme das Roß zu übergeben. 4. Der Pferdehändler stellt dem Rittmeister eine Quittung über die empfangene Kaufsumme aus. 5. Marx stellt einen Schein über die Fehlerlosigkeit der Stute aus und übergiebt diesen dem Burschen des Rittmeisters.

Leben und Charakteristik K. L. Immermanns.

I.

Karl Lebrecht Immermann wurde am 24. April 1796 zu Magdeburg geboren. Sein Vater, Kriegs- und Domänenrat, ein strenger Altpreuße aus den Zeiten Friedrichs II., erteilte ihm den ersten Unterricht und hielt ihn zum pünktlichsten Gehorsam, zu Fleiß und Ordnung an. Nie durfte der Knabe etwas Neues vornehmen, bevor er nicht das Frühere vollkommen verstanden und sich ganz zu eigen gemacht hatte. Schon früh regte sich in ihm die Lust zu Versen und zum Theater. Im 12. Jahre schrieb er sein erstes Geburtstagsgedicht, im 16. ein Drama, „Prometheus", und eine Elegie auf den Tod Heinrichs von Kleist. Die Verhältnisse des Staates schreckten ihn früh aus der Theaterlust empor. Seinem väterlichen Vorbilde getreu, blieb Immermann auch unter der französischen Herrschaft strenger Altpreuße. Aus jener Zeit in der er monatelang in völliger Waldeinsamkeit lebte, stammt jene düstere Lebensstimmung, jene Hinneigung zur Natur und zu einer gewissen Abgeschiedenheit, die ihn vor allem charakterisiert. 1813 studierte er in Halle die Rechte. In dieser Zeit besuchte er auch öfter das Theater in Weimar, in dem damals noch Goethes Geist waltete. Bei seinen dramatischen Arbeiten gedachte er häufig jener vergangenen Zeiten. 1815 machte er den Feldzug in den Niederlanden und in Frankreich mit. Mit dem J. 1817 trat er in den Staatsdienst, wurde erst als Referendar in Magdeburg, 1819 als Divisions-Auditeur in Münster angestellt und zu Anfange des J. 1824 als Kriminalrichter nach Magdeburg zurückversetzt. Seit 1827 lebte er als Landgerichtsrat in Düsseldorf, wo er größere Freiheit gewann, bis er 1837 die Leitung des dortigen Theaters übernahm und im Umgange mit poetischen Freunden, Künstlern und Gesinnungsgenossen, wie Schadow, F. v. Üchtritz, Schnaase, ein Lebenselement fand, das ihn zufrieden stellte. Ein Schlagfluß machte am 25. August 1840 seinem Leben ein Ende, das er seit 1838 ganz der Poesie gewidmet hatte.

II.

Immermann ist ein Mann von hoher Begabung, am ausgezeichnetsten als Novellist, ohne Bedeutung als Lyriker. Durch die strenge Erziehung, welche er genossen, war ein Zwiespalt in seiner Natur entstanden, der niemals ausgesöhnt worden ist und

sich in unerquicklicher Weise durch alle seine Dichtungen zieht. „Sein ganzes Dichterwesen und Dichterleben ist ein Kampf der Phantasie mit der Disciplin des Verstandes, der Neigung für den Geist der Zeit mit der alten Wurzel preußischer Beamtenhärte. Durch fast alle seine Werke kann man diesen Dualismus verfolgen. Voll Begeisterung hinstrebend auf die Wege poetischer Idee, konnte Immermann sich doch nicht losmachen von dem Schwergewichte, welches die verständige Macht seinem idealen Fluge anheftete. Daher kam es denn auch, daß er einerseits mit stolzer Selbstbewußtheit der Zeitrichtung gegenüber sich wohl überschätzte, anderseits ihren Inhalt, auf den er sich doch richtete, zu keiner rechten poetisch-freien Durchbildung verarbeiten, überhaupt der Stoffe nicht künstlerisch Meister werden konnte.“ (Hillebrand.)

Unter den zahlreichen Komödien und Tragödien, die Immermann geschrieben hat, sind „Andreas Hofer“ und „Ghismonda oder die Kunst des Schweigens“ die bekanntesten. Mit dem Roman „Epigonen“ (1836) tritt Immermann in den Kreis der Gegenwart ein, erklärt sie jedoch nicht dichterisch in ihrem wahren Werte, sondern hält ihr nur den Spiegel ihrer Verirrungen und ihrer zerrissenen Zustände vor. Weit höher steht sein „Münchhausen“, ein komischer Roman, in welchem die Zustände unserer Zeit satirisch aufgefaßt sind. Durch den trefflich darin dargestellten Hofschulzen hat der Dichter die Bahn gebrochen für die spätere dorfgeschichtliche Litteratur. Das letzte, unvollendet gebliebene Gedicht Immermanns ist sein „Tristan und Isolde“. Wäre es ihm vergönnt gewesen, diese Dichtung zu vollenden, so stünde sie vielleicht als das bedeutendste Werk der romantischen Schule da, der Immermann ohne Zweifel angehört, ungeachtet er es nicht immer zugeben wollte.

Eine harte, zum Teil ungerechte Beurteilung hat Immermann durch Platen in dem Lustspiel: „Der romantische Ödipus“ erfahren.

Litteratur.

A. Immermanns Schriften.

Die Prinzen von Syrakus, romant. Lustspiel. Hamm, 1821. 1,50 ℳ.
Trauerspiele. Hamm, 1822. 5 ℳ.
Die Papierfenster eines Eremiten. Hamm, 1822. 2,50 ℳ.
Gedichte. Hamm, 1822. 3 ℳ.
Gedichte. Neue Folge. Stuttg., 1830. 4,50 ℳ.
Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey. Münster, 1822. 50 ₰.
König Periander und sein Haus. Trauerspiel. Elberf., 1823. 2 ℳ.
Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters. Münster, 1823. 75 ₰.
Das Auge der Liebe. Lustspiel. Hamm, 1824. 2 ℳ.
Cardenio und Celinde. Trauerspiel. Berlin, 1826. 2,50 ℳ.
Über den rasenden Ajax. Eine ästhet. Abhandlg. Magdeb., 1826. 1,25 ℳ.
Das Trauerspiel in Tirol. Dramat. Gedicht. Hamburg, 1828. 2,50 ℳ.
Die Verkleidungen. Lustspiel. Hamburg, 1828. 2,50 ℳ.

Kaiser Friedrich II. Trauerspiel. Hamburg, 1828. 3 ℳ.
Die Schule der Frommen. Lustspiel. Stuttg., 1829. 2 ℳ.
Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Kavalier. Hamburg, 1829. 75 ₰. (Lyrische Ausfälle gegen Platen enthaltend.)
Miscellen. Stuttg., 1830. 4 ℳ.
Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in 3 Gesängen. Hamb., 1830. 2,50 ℳ.
Alexis. Eine Trilogie. Düsseldorf, 1832. — Berlin, 1863. Mit 28 Illustr. 3 ℳ.
Merlin. Eine Mythe. Düsseldorf, 1832. 4,50 ℳ.
Reisejournal. Düsseldorf, 1833. 7,50 ℳ.
Die Epigonen. 3 Bde. Düsseld., 1836. 2. Aufl. Berlin, 1854. 11,25 ℳ.
Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken. 4 Teile. Düsseld., 1838—39. 3. Aufl. Berlin, A. Hoffmann. 4 Teile. in 2 Bdn. 1857. 3 ℳ.
Immermanns Oberhof. (Aus dem Münchhausen.) Mit 60 Illustrationen. Berlin, 1863. 13,50 ℳ.
Immermanns Oberhof. Kabinetts-Ausg. Hamburg, 1870. 3 ℳ.
Memorabilien. 3 Teile. Hamburg, 1840—43. 16 ℳ.
Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen. Düsseld., 1841. 2. Aufl. Berlin, 1854. 6 ℳ.
A. Schrödters Bild von der Flasche, mit erklär. Text von K. Immermann u. W. Cornelius. Berlin, 1841. 2,50 ℳ.
Gesammelte Werke. 14 Bde. Düsseld., 1835—43. 87,50 ℳ.
Die Opfer des Schweigens. Trauerspiel. In: Frank, Taschenbuch dramatischer Originalien. 3. Jahrg. Lpzg., 1839.
Immermanns Werke. Herausg. von Boxberger. Berlin, Hempel. 10 ℳ.

B. Schriften über Immermann.

Ferd. Freiligrath, Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Mit Immermanns Bildnis in Stahlstich nach einer Zeichnung v. C. F. Lessing. Stuttg., 1842. 4,50 ℳ.
Karl Immermann, sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. (Herausgeg. von G. zu Puttlitz.) 2 Bde. Berlin, 1870. 9 ℳ.

LXXVII. August von Platen.

1. Das Grab im Busento.

(1820.)

Platen, Ges. Werke. Stuttg., 1853. I. 132. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 53. — Lüben, Auswahl. III. 285.

1. Geschichtliche Grundlage.

Alarich, ein kühner, siegreicher und darum hochgeachteter Anführer der Westgoten, hatte Rom unter dem feigen Könige Honorius am 24. August 410 zum drittenmal eingenommen. Nach der Eroberung zog er durch Campanien und Lucanien nach Bruttium, blieb dort längere Zeit und beabsichtigte dann von Rhegium aus nach Sicilien überzusetzen. Er litt jedoch Schiffbruch und durch „diesen Unfall abgeschreckt, starb er, während er überlegte, was er thun sollte, eines frühen Todes. Darauf begruben ihn die Seinen in dem Flusse Barentinus, welcher nahe bei der Stadt Consentia fließt“. (Jornandes, Lindenbrogsche Ausg. Hamburg, 1611. 110 ff.)

Dieser Barentinus, ein Nebenfluß des Crathis, jetzt Crati, welcher bei Consentia entspringt, ist nach Forbiger der heutige Accente oder Busiento. Auch Aschbach (Gesch. der Westgoten, Frankfurt, 1827, 92) bleibt bei Cosentia und dem dabei fließenden Flusse stehen, den er aber Busentum nennt und sagt: „er heißt jetzt Baseno oder Busento".

Römische Gefangene mußten das Wasser ableiten, in dessen Bette das prachtvolle Mausoleum Alarichs, mit römischen Trophäen geschmückt, aufgerichtet wurde. Nachdem der Fluß dann wieder in sein altes Bett geleitet worden war, so daß seine Wellen das Grab des Helden überfluteten, wurden die Arbeiter getötet, damit niemand dasselbe auffinden und schänden könne.

2. Inhalt.

Nachdem der Dichter die Erscheinungen geschildert hat, welche in seiner Phantasie dadurch erregt worden sind, daß er sich im Geiste zur Nachtzeit an die Grabstätte des Helden versetzt hat, erzählt er, daß die Goten, um ihren allzu früh verstorbenen jugendlichen Führer würdig zu bestatten und vor der Beraubung der Römer zu sichern, den Busento abgeleitet, in seinem Bette ein Grab angefertigt, in dasselbe den Leichnam mit Rüstung und Streitroß versenkt, dann das Wasser wieder in den Fluß gelenkt und hierauf zu Ehren des Helden Lobgesänge angestimmt hätten.

3. Darstellungsweise.

Der Dichter hat sich zwei Abweichungen von der Geschichte erlaubt. Er läßt nämlich die Arbeit nicht durch gefangene Römer, sondern durch die Goten selbst ausführen, und übergeht die Tötung der Arbeiter mit Stillschweigen. Jene Abänderung gewährt ihm den Vorteil, die Goten in ihrer Liebe zum Helden zeigen zu können; und durch diese Weglassung bleibt das Werk der innigsten Liebe und Verehrung ohne den Flecken, der durch die Ermordung der Arbeiter entsteht. Das ganze Gedicht hat dadurch einen reineren, ganz edlen Inhalt bekommen und macht so einen sehr wohlthuenden Eindruck.

Die Strophen dieses Gedichtes sind zweiversig; die Verse sind aus 8 Trochäen gebildet und haben, mit Rücksicht auf die hierdurch entstehende Länge, in der Mitte einen rhythmischen Einschnitt (Diärese, vergl. Bd. I. 34). Dasselbe Metrum hat auch der Löwenritt von Freiligrath. Die Reime sind weiblich und sämtlich mustergültig.

„Und wie entspricht," sagt Hiecke, „das breit hinwallende Metrum dem Stolze des tapferen, selbstbewußten Volkes, und wiederum das fallende, elegische Maß seiner Trauer! Wie glücklich ist dabei der Griff, das der letzte Trochäus voll ausklingt, nicht gekürzt ist: so werden die Reime in aller ihrer Fülle doch weiblich klagend, während der Trochäus, seiner Kürze beraubt, der Reim, mit männ-

licher Kraft am Schlusse aufschlagend, den Charakter des Gedichtes wesentlich, und zwar zu dessen Nachteile, ändern würde; jetzt ist es zugleich von stolzem Selbstgefühl und — noch in höherem, durch dieses noch gehobenem Grade, — von ergreifender Wehmut durchhaucht.“ Dazu die hochpoetische, musikalisch-schöne Sprache mit den vielen Assonanzen und der charakterisierenden Allitteration und Annomination.

„Kaum der Bemerkung wird es bedürfen, daß auch die geringe Ausdehnung des Gedichtes die Wirkung erhöht. — Zu gedenken ist nur noch der schönen Einleitung und des entsprechenden Abschlusses. Noch jetzt (und daher, nicht vom toten Pergament, hat der Dichter die Kunde; denn das entsiegelte Auge des Dichters sieht selber, sein Ohr hört leiser als das der andern mühseligen Sterblichen), noch jetzt tönen im schwächeren Nachklange die Grabgesänge, denen aus den mitfühlenden Wellen Antwort schallt: Die Wirbel und die hohen Stromgewächse deuten leise noch jetzt auf die Stätte des Heldenmales hin, und auf und ab ziehen in nächtlicher Stille die Scharen der klagenden Tapferen. Aber nicht an diese Stelle sollen jene Trauer- und Lobgesänge gebannt sein: ein so großer Verlust, eine so großartig sich äußernde Trauer ist wert, daß die Sympathie der Busentowellen sie von Meer zu Meer tragen zum unvergänglichen Zeugnis der Liebe eines Heldenvolkes zu seinem toten Heldenkönig.“ (Archiv von Herrig u. Viehoff, II. 302.)

In Platens Werken wird das Gedicht unter den Balladen aufgeführt, zu denen es auch gerechnet werden muß.

G. Pfizer hat über denselben Gegenstand ein Gedicht geliefert: „Alarichs Grab“. Er geht bei seiner Schilderung mehr ins breite, hat jedoch einige von Platen übergangene Nebenumstände mit aufgenommen. Bei der Bereitung des Grabes läßt er die Waffen gebrauchen, wodurch ein hoher Grad von Verehrung des Helden ausgedrückt wird.

Andere Unterschiede ergeben sich leicht bei einer Vergleichung beider Gedichte, die anzustellen empfehlenswert ist.

4. Schriftliche Aufgaben.

1. Ein Gote erzählt die Bestattung Alarichs. 2. Vergl. das Gedicht mit der historischen Grundlage.

2. Der Pilgrim vor St. Just.

(1819.)

Platen, Ges. Werke. Stuttg., 1853. I. 131. — Lüben u. N., Leseb. VI Nr. 120. — Lüben, Auswahl. III. 286.

1. Geschichtliche Einleitung.

Kaiser Karl V. regierte während der Reformationszeit von 1519—56, in welchem Jahre er freiwillig die Regierung seiner

vielen Reiche niederlegte. In feierlicher Abschiedsrede übergab er 1555 seinem Sohne Philipp in Brüssel die Regierung der Niederlande, 1556 auch die von Spanien, Neapel und Westindien, und zu Gunsten seines Bruders (Ferdinand I.) entsagte er 1558 auch der römisch-deutschen Kaiserkrone. Alle seine hohen Entwürfe: die getrennten Religionsparteien wieder zu vereinigen, die päpstliche Gewalt zu beschränken, die alte Kaisermacht herzustellen, dem spanisch-habsburgischen Hause den deutschen Thron zu sichern, Frankreich zu demütigen, die Türkenmacht zu brechen &c., sah er vereitelt, trotz seiner Klugheit und Geistesgröße. Seine Regierung, die er in der Abschiedsrede in Brüssel vor den versammelten Ständen als eine stete Pilgerschaft bezeichnete, da er allenthalben mit eigenen Augen habe sehen wollen, war zu Ende. Er legte den Pilgerstab aus der Hand und bezog am 3. Febr. 1557 das Hieronymitenkloster St. Just in Estremadura, um fern von dem Getümmel und Streite der Welt dem müden Leibe und gebrochenen Herzen die erwünschte Ruhe zu gönnen. Seine kleine Wohnung stand mit dem Kloster in enger Verbindung, so daß er durch einen verdeckten Gang in die Kirche desselben gelangen konnte. Hier verlebte er noch zwei Jahre in ernster Betrachtung über die Eitelkeit irdischer Größe. Vergebens wollte er dort zwei Uhren in einen Gang bringen und sprach ernst und bitter: „So vermag ich nicht einmal zwei Uhren in denselben Gang zu bringen und vermaß mich doch einst, so viele tausend Menschen zu einem einzigen Glauben zu bringen". Er verschied am 21. Sept. 1558, nachdem er wenige Wochen vorher bei lebendigem Leibe sein eigenes Leichenbegängnis halten ließ und tieferschüttert in der Kirche die feierlichen Totengesänge hörte, die am Trauergerüste für sein Seelenheil angestimmt wurden.

2. Inhalt.

Kaiser Karl V. kommt zur Nachtzeit bei stürmischem Wetter vor das Kloster St. Just und begehrt von den Mönchen Einlaß. Er will bei ihnen ausruhen von seinen Geschäften, ein Ordenskleid anziehen, eine kleine Zelle bewohnen und dereinst in einen Sarkophag*) gelegt sein. Indem er im Gespräch die einzelnen Akte seiner Einkleidung zum Mönch bezeichnet, hebt er zugleich die Kontraste hervor, in denen dieselben mit seinen früheren Verhältnissen stehen: die kleine Zelle mit seinen großen Reichen, das geschorene Haupt mit dem durch Kronen geschmückten, die Mönchskutte mit dem

---

*) Ein Sarkophag = Fleischfresser, war ursprünglich ein aus Kalkstein gehauener oder mit assischem Stein (Alaunschiefer von Assos bei Troas) ausgelegter, die Leichen schnell aufzehrender Steinsarg. Jetzt versteht man darunter einen steinernen Behälter für einen Sarg, auch bloß einen altertümlich gearbeiteten, kostbaren Sarg.

reichen Kaisermantel. In der Schlußstrophe vergleicht er seinen morschen Körper mit dem alten, dem Verfalle nahen Reiche.

3. Darstellungsweise.

Die Kontraste, welche in diesem Gedichte enthalten sind, haben eine vorzügliche Wirkung und stellen recht anschaulich und ergreifend die Nichtigkeit der irdischen Größe und Herrlichkeit dar. Str. 1. stürmische, sternenlose Nacht, einsam gelegene, stille, finstere Klostermauern — ein erschöpfter Wanderer, den der mühevolle Weg leiblich und geistig gebrochen. Kleine Zelle — mehr als die Hälfte dieser Welt war mein. Str. 4. u. s. w. Str. 5—7. Auch in der 2. Strophe wird durch die Worte: „mich weckt", und „euch in die Kirche schreckt", ein Gegensatz ausgesprochen. Was dem Kaiser Herzensbedürfnis ist — andächtiges Gebet und stille, gläubige Gottesverehrung, namentlich am frühen Morgen in der Kirche — ist den behagliche Ruhe liebenden Mönchen bloß Ordensvorschrift, die unangenehm ihre Behaglichkeit und gesellige Freude stört.

Auch in Form und Sprache ist der ernste und schwere Inhalt ausgeprägt: in zweiversigen, fünffüßigen jambischen Strophen mit männlichem Reim, kurzen Sätzen mit vielen einsilbigen Wörtern offenbart der todmüde Wanderer gleich einem Sterbenden seinen letzten Willen. Trefflich ist die Ballade von Löwe komponiert worden.

Das Gedicht wird bei Platen unter den Balladen aufgeführt.

4. Schriftliche Aufgaben.

Monolog Karls V. im Kloster St. Just.

3. Harmosan.
(1830.)

Platen, Ges. Werke. Stuttg., 1853. I. 138. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 121. — Lüben, Auswahl. III. 286.

1. Geschichtliche Grundlage.

Der Sohn des Persers Sassa, Arschid oder Artaxerxes genannt, machte der parthischen Herrschaft unter Artaban IV. 226 n. Chr. ein Ende, nahm das Reich als ein neupersisches unter dem Namen Artaxerxes I. in Besitz und wurde dadurch Stifter des Herrscherhauses der Sassaniden, die später der Gewalt der Araber unterlagen. Ihre Residenzstadt war Madain (Doppelstadt aus der Vereinigung von Seleucia und Ktesiphon), am östlichen Ufer des Tigris gelegen. Der letzte der Sassaniden war Jezdedgerd III., Enkel Kosru II. (591—628). Dieser Jezdedgerd III. (auch Yezdedschird, Yezdegerd, Isdegerd, Jesdegerd geschrieben), kam 632 auf den Thron, wurde aber von Omar, dem zweiten Kalifen, der seit 634 den Islam über Vorderasien zu verbreiten suchte, angegriffen. Nach der dreitägigen Schlacht bei Kadesia

636, in welcher das persische Heer zersprengt und der größte Teil desselben aufgerieben wurde, setzten die Araber unter ihrem tüchtigen Feldherrn Saad Ibn Ali Wakkas über den Euphrat und Tigris, eroberten Madain und plünderten das „schätzereiche" Ktesiphon.

Nachdem $^1/_5$ der Beute für den Staatsschatz in Medina ausgeschieden war, wurde das übrige unter die Truppen verteilt. Jeder von den 60000 Mann erhielt als Anteil 12000 Drachmen oder Dirhem (à 52 Pfge.) Silber. Die in den Sälen des berühmten „weißen Palastes" ausgestellten Kostbarkeiten und Kunstwerke, die wertvollen Gegenstände von Gold, Silber und Edelgestein, die herrlichen Erzeugnisse Indiens, die auf Befehl Saads alle dahin gebracht waren, erregten das Erstaunen der Moslim, die den Wert und Gebrauch kaum zu schätzen wußten.

Unter den Kunstwerken war das Merkwürdigste ein seidener Teppich von 300 Ellen Länge und 60 Ellen Breite. Auf demselben war das Paradies abgebildet und zwar so, daß die Blumen, Früchte und Bäume durch Goldstickerei und kostbare farbige Edelsteine dargestellt waren, das Ganze von einem bunten, grünen Kranze umwoben.

Der Feldherr sandte das Meisterwerk der Natur und des Fleißes dem Kalifen; Omar aber, unempfänglich für solche Reize, zerschnitt es und verteilte es unter die sechs noch lebenden Gefährten des Propheten. Alis Anteil allein hatte noch einen Wert von 10000 Silberstücken. In den Prunkgemächern des weißen Palastes fanden sich ferner kostbare, mit Edelsteinen besetzte Waffen, die Reichskrone mit dem größten Diamanten, ein goldenes Kamel, und bedeutende Vorräte von Moschus, Ambra, Sandelholz und Kampfer.

Nach der Eroberung von Ktesiphon setzten die Araber dem fliehenden Jesdegerd nach, schlugen ihn in mehreren blutigen Treffen, und viele Provinzen des persischen Reichs fielen in die Gewalt der Araber, die auch Saracēnen oder Sarazēnen, d. h. Morgenländer genannt wurden. Die Landschaft Susiana wurde aber von dem tapfern Satrap (Statthalter) Hormuzan (Hormusan, Harmozan, Harmosan) längere Zeit hartnäckig verteidigt, bis endlich der ausgezeichnete Führer der Araber und älteste Gefährte des Phropheten, der oben genannte Saad, ihn überwand und als Gefangenen nach Medina zu Omar sandte. Der an Fürstenpracht gewöhnte Perser sah mit Erstaunen den Kalifen im einfach wollenen Kleide während der Mittagshitze vor dem Eingange der Moschee schlafend liegen.

Omar erklärte den Besiegten durch Überreichung eines Trunkes für seinen Gast und hielt ihm auch, obwohl Harmosan den Trunk unberührt ausgegossen, in schlicht religiöser Strenge die Treue, was den Satrap bewog, zum Islam überzutreten.

Auch in der entscheidenden Schlacht bei Nehavend 642, süd-

östlich von Hamadan (Ekbatana) gelegen, wurden die Perser geschlagen, und Jesdegerd rettet sich über den Oxus oder Dschihun-(Gihon-) Fluß, den jetzigen Amu-Darja.

Von hier aus versuchte er noch einmal das Glück der Waffen, erlag aber der Übermacht seiner Feinde. Er wurde auf der Flucht 650 oder 651, im 7. Jahre von Othmanns Kalifate (denn Omar war schon 644 ermordet worden) getötet. Wie und auf welche Weise, ist unbekannt geblieben. Nach der Sage soll ein raubsüchtiger Müller, verlockt durch die kostbaren Ringe und Armbänder, ihn beim Übersetzen über einen Fluß erschlagen haben.

2. Inhalt.

Nach der Besiegung Jesdegerds, des letzten Sassaniden, durch Omar war der Satrap Harmosan am Leben geblieben. Er wurde dem Sieger in Ketten vorgeführt und finster von ihm gefragt, ob er nun seines Volkes Ohnmacht anerkenne. Harmosan entgegnete, daß es von Unbedacht zeugen würde, wollte er dem Sieger widersprechen; nur die Bitte erlaube er sich auszusprechen, ihn durch einen Becher Wein zu erquicken. Omar läßt seine Bitte sofort erfüllen. Harmosan befürchtet, daß der Wein vergiftet sei, und zaudert daher, zu trinken. Als der Fürst das merkt, versichert er feierlich, daß ein Moslem (Mohamedaner) nie seinen Gast täusche, und er nicht eher sterben solle, als bis er getrunken hab'. Am Wortlaut der eben vernommenen Versicherung sich haltend, schleudert Harmosan das Glas auf den Boden, statt zu trinken. Omars Begleiter stürzen sogleich auf den Satrap los, um die Hinterlist zu bestrafen; aber der Fürst wehrt ihnen und schenkt ihm das Leben, hinzufügend, daß das Wort eines Helden allezeit heilig sein müsse.

(Über das Ende Jesdegerds siehe auch das Gedicht von Rückert: Jesdegerd. Fr. Rückert, 7 Bücher morgenländ. Sagen und Geschichten. Stuttg., 1837. 249.)

3. Darstellungsweise.

Nachdem der Dichter uns kurz mit dem Schicksal der Sassaniden bekannt gemacht hat, führt er die Personen seines Gedichtes vor. Beide zeigen sich als Männer, die es wert sind, besungen zu werden: Harmosan frei von feiger Unterwürfigkeit und begabt mit Geistesgegenwart, der Zierde eines Feldherrnn Omar als hochherzig und treu. Ohne irgendwo ein Wort zu viel zu sagen oder breit zu werden, zaubert uns der Dichter durch seine anschauliche Darstellung ein Bild vor, an dem kein Zug vermißt wird; wir sehen alles im Geiste, als wären wir Augenzeugen.

Die Strophen bestehen aus 4 V., d e V. sind aus 8 Jamben gebildet und haben in der Mitte eine Diärese. Die Reime berühren sich (aa. bb.), sind männlich und alle von vortrefflichem Klange, wie die Jamben.

4. Schriftliche Aufgaben.

1. Vergleichung des Gedichtes mit der geschichtlichen Grundlage.
2. Charakteristik Harmosans und Omars — nach dem Gedichte — nach der Geschichte.

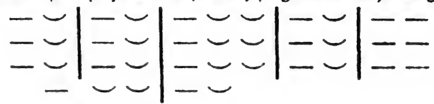
4. Der Vesuv im Dezember 1830.

Platen, Ges. Werke. Stuttg., 1853. II. 193. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 122. — Lüben, Auswahl. III. 287.

Damit die Schüler imstande sind, zu erkennen, wie treffend und lebendig der Dichter die Erscheinungen schildert, welche der Vesuv in seiner vulkanischen Thätigkeit darbietet, ist es notwendig, sie mit dem Wesen solcher Ausbrüche vorher bekannt zu machen. Es geschieht das natürlich im naturhistorischen oder geographischen Unterrichte, kann aber auch in die Sprachstunde verlegt werden, falls jene Gegenstände sich nicht darüber verbreiteten. Der Lehrer findet das Nötige hierüber in verschiedenen Schriften, z. B. in den „Geologischen Bildern" von Cotta S. 19 u. f., in Burmeisters „Geschichte der Schöpfung", S. 66 u. f., in Leonhards „Lehrbuch der Geologie", 658 u. f., im „Buch der Geologie" (Leipzig), Abschn. 4, in Fr. W. Hoffmanns „Grundzügen der allgemeinen Erdkunde", Cap. VIII., 284 u. f., Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von R. Virchow u. Frd. v. Holtzendorff. Heft 185. Der Vesuv. Von G. von Rath. 1873. Auch die Beschreibung, welche Goethe von seiner Besteigung des Vesuvs giebt, kann gut benutzt werden. XIX. 194 ff.

Nach einer Vorbereitung, wie diese Schriften sie gewähren, bedarf diese herrliche Ode dann keiner weitern Erklärung.

Zur äußern Darstellung derselben hat Platen eine der gebräuchlicheren antiken Strophen, die sogenannte sapphische, verwendet, die aus dem dreimal wiederholten sapphischen und hinzugefügten adonischen Verse besteht und also nach folgendem Schema gebildet ist:



5. Saul und David.

(1816.)

Platen, Ges. Werke. Stuttg., 1853. I. 16. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 123. — Lüben, Auswahl. III. 288.

1. Inhalt.

Der König Saul läßt David rufen, damit er ihn durch seinen Gesang erheitere. David stimmt ein Loblied auf Gottes Größe an. Er weist dieselbe aus der Herrlichkeit der göttlichen Geschöpfe nach und redet namentlich viel von der Sonne und dem Pflanzen-

schmuck der Erde. Den König fordert er auf, die Krone vom Haupte zu setzen und hinaus in die reinen Gotteslüfte zu treten. Nach seiner Meinung müsse sich der König noch mehr zum Lobe Gottes gedrungen fühlen, als er, der schlichte Hirtenknabe. Da er Thränen im Auge des Königs erblickt, so fordert er ihn auf, sich durch den Anblick der Größe Gottes Ruhe der Seele zu verschaffen und sich an seinen harmonischen Tönen zu laben. Aber diese Aufforderung steigert nur den Unmut des Königs: er wirft mit dem Spieße nach dem ihm verhaßten David. 1. Sam. 18, 9—11.

2. Idee des Gedichtes.

Der Dichter zeigt an Saul und David, daß man wahre Zufriedenheit und Seelenruhe nicht durch den Glanz des Thrones erlangt, sondern allein durch Festhalten an Gott und durch den Hinblick auf seine herrlichen, sein Lob verkündenden Geschöpfe.

3. Darstellungsweise.

Die schöne Wirkung dieser Romanze beruht hauptsächlich auf dem Gegensatz, den der fromme, für Gott und die Natur begeisterte Jüngling David und der finstere argwöhnische, der Leidenschaft hingegebene König Saul bilden. Die Herzlichkeit und Unbefangenheit, mit welcher David den König ermuntert, sich des Königsschmuckes zu entledigen, Seelenruhe in der Natur zu suchen und sich der Harmonie der Töne zu erfreuen, bezeichnet sein ganzes Denken und Empfinden, sein kindliches Gemüt trefflich. Sauls Seelenzustand wird nur mit wenigen Worten gezeichnet, aus seiner grausen That aber hinreichend erkannt. Beider Charakter ist bibeltreu.

Die Strophen bestehen aus 4 Versen, die Verse aus 5 Jamben, der 2. u. 4. mit überzähliger Silbe. Die Reime kreuzen sich; der 1. u. 3. sind männlich, der 2. u. 4. weiblich.

6. Gasele.

Platen, Ges. Werke. Stuttg., 1853. II. 15. Nr. 30. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 124. — Lüben, Auswahl. III. 288.

1. Erläuterung.

„Phaläne", Nachtschmetterling. Sie sind nicht so vielfarbig als die Tagschmetterlinge.

2. Grundgedanke.

Der Grundgedanke dieser Gasele ist, daß niemand etwas anderes aus sich machen kann und soll, als wozu ihm die Natur die Fähigkeit verliehen hat. Um das recht anschaulich zu zeigen, und jedem zugleich Zufriedenheit mit seinem Lose einzuflößen, hebt der Dichter in jeder Strophe von dem genannten Gegenstande das hervor, wodurch er sich auszeichnet, und fügt dann das hinzu, wonach er thörichterweise streben könnte.

3. Form der Darstellung.

Das Gedicht besteht aus 5 zweiversigen Str.; jeder V. ist aus

5 Jamben gebildet. Die V. der 1. Str. reimen sich mit demselben Worte, mit „nicht“. Dieser Reim geht im 2. V. jeder Str. durch das ganze Gedicht, während der 1. V. ohne Reim bleibt.

Gedichte dieser Art, d. h. mit zweiversigen Str., deren 1. einen gepaarten Reim hat, der im 2. V. jeder folgenden Str. beibehalten wird, während der 1. V. reimlos bleibt, nennt man Gasēlen (Ghaselen, das Gasel oder auch die Gasele im Singular). Sie sind persischen Ursprungs, wurden von Rückert eingeführt, und außer ihm von Platen besonders gepflegt. (Vergl. III. 320.)

Die deutschen Dichter haben mancherlei Veränderungen der ursprünglichen Form eintreten lassen, sind namentlich nicht bei Reimen aus einem Worte stehen geblieben, sondern lassen ebenso oft zwei, ja sogar eine halbe Zeile wiederkehren. Eine Vergleichung der Gaselen von Rückert und Platen läßt diese Weiterbildung der fremden Form leicht erkennen. Platen sagt mit Beziehung hierauf:

„Der Orient ist abgethan,
Nun seht die Form als unser an.“

„Die Behandlung des Gasels ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden; sie erfordert eine außerordentliche Gewandtheit, besonders, wenn den Reimklängen mehrere Wörter folgen, da diese vorgeschriebene Wiederholung desselben Begriffs oder Gedankens den Dichter zu zwingen scheint, sich immer in einem und demselben Ideeenkreise zu bewegen, was aber vor allem zu vermeiden ist; er muß gerade in dieser beengenden Form einen größtmöglichen Reichtum an Gedanken entwickeln, oder vielmehr, er muß den einen dem Gedichte zu Grunde liegenden Gedanken nach den verschiedensten Richtungen hin anschauen und ihm auf geistreiche Weise mannigfaltige, wohl auch unerwartete Seiten abzugewinnen suchen. — So sehr sich das Gasel zu Darstellungen tiefer Empfindungen der Liebe und des Genusses eignet, weil die eine Empfindung der Form wegen durch das ganze Gedicht zieht und immer wieder auftaucht; so verfällt es doch leicht in bloße Spielerei, wenn der Dichter die Form nicht mit vollendeter Meisterschaft behandeln kann, oder wenn man der Form den Inhalt aufopfert. Deshalb haben auch nur Meister wie Rückert und Platen, welche bei echt poetischem Leben auch große Sprachkünstler waren, hierin Bedeutendes geleistet.“ (Kurz.)

7. Venedig.

Platen, Ges. Werke. Stuttg., 1853. II. 107. Nr. 30. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 125. — Lüben, Auswahl. III. 289.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Venedig liegt nur noch im Land der Träume“. Seine Blütezeit ist längst vorüber.

„Wirft nur Schatten her aus alten Tagen", zeigt nur noch Reste seiner früheren Größe und Schönheit.

„Leu der Republik". Der geflügelte Löwe des heiligen Markus ist Venedigs Wappen; er ist auf dem Markusplatze auf einer riesigen, 80′ hohen Granitsäule errichtet, die einst, mit noch zwei andern, aus Griechenland gebracht wurde.

„Öde feiern seines Kerkers Räume". Die Republik Venedig errichtete 1454 eine Staatsinquisition, die anklagende, untersuchende, verurteilende und vollziehende richterliche Behörde zugleich war. Zu Gefängnissen dienten derselben die Bleidächer (Kammern mit Blei gedeckt) und die Brunnenkeller. In jenen wurden die Gefangenen durch Sonnenhitze und Winterkälte gleich furchtbar gequält; in diesen standen sie beständig einige Fuß tief im Wasser. Zur Zeit der Republik fehlte es diesen schrecklichen Kerkern nie an Bevölkerung, während sie in der Zeit, von der der Dichter redet, verödet dastehen.

2. „Die eh'rnen Hengste." Über dem Eingange der Marcuskirche stehen vier Rosse aus vergoldeter Bronze von hoher Schönheit. Sie sind das Werk eines griechischen Künstlers. Napoleon (der „korsikanische Überwinder") ließ sie 1797 nach Paris schleppen, aber sie mußten 1815 wieder zurückgegeben werden.

3. „Das Volk von Königen", das Volk, in dem jeder reich war und baute wie ein König.

4. „Brauen", (Braunen, Augenbraunen) die bogigen Haarstreifen über den Augen, zuweilen auch Stirn, überhaupt Gesichtszüge.

„Dogengräber". Dogen (spr. Dödschen), hießen die vom Volke gewählten Herzöge von Venedig und Genua.

2. Inhalt.

Das Gedicht gehört zu einer Reihe von (17) Sonetten, in denen der Dichter die Wahrnehmungen und Empfindungen,' welche er während eines Aufenthaltes in Venedig gehabt, in würdig erhabenen Bildern schildert. Dies in Rede stehende verbreitet sich über den gegenwärtigen Verfall dieser großen Stadt. Das jetzige Venedig verhält sich danach zu dem früheren, wie ein Schatten zu seinem Gegenstande. Alles hat sich darin verschlechtert, auch der Menschenschlag. Wie man nur Reste von den schönen Bauten findet, so begegnet man auch nur hie und da einem Gesicht, das noch an Ahnen jener Glanzzeit erinnert. Zweifelhaft ist, ob die „verödeten Kerker" als gutes Zeichen genommen werden können. Der Dichter kann damit auch sagen wollen, daß das Laster jetzt ungestraft einhergehe.

3. Schriftliche Aufgaben.

Parallele zwischen Platen und Rückert.

Leben und Charakteristik A. v. Platens.

I.

August Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. Okt. 1796 zu Ansbach geboren, also mit dem einst viel gefeierten Dichter Joh. Peter Uz in derselben Stadt. Des letzteren Sterbejahr war zugleich Platens Geburtsjahr. Platens Vater war preußischer Oberforstmeister zu Ansbach. Sein Geschlecht stammte von der Insel Rügen, wanderte nach Braunschweig-Lüneburg aus und gelangte am Hofe des Kurfürsten Ernst August von Hannover zu einem Einfluß und einer Bedeutung, die der Platenschen Linie bis heute erhalten blieb. Platen genoß von seinen „höchst würdigen Eltern", wie er sie in der verhängnißvollen Gabel (IV. 68) nennt, von frühester Jugend an eine vortreffliche Erziehung. Die Mutter besonders übte den wohlthätigsten und nachhaltigsten Einfluß auf das leichtbewegliche, weiche Gemüt des Knaben aus und legte schon früh den Grund zu dem, was den Dichter später auszeichnete: Liebe zum Ernsten, Edeln und Erhabenen, ein kräftiger Wille und ein entschiedenes Streben nach Selbständigkeit. Von seinen Eltern zum Militärdienste bestimmt, kam Platen 1806, also im 10. Lebensjahre, in die königliche Kadettenschule zu München und 1810 in das königliche Pageninstitut. 1814 wurde der 18jährige Jüngling Leutenant im Leibregiment Maximilians, und 1815 mußte er teilnehmen am letzten kriegerischen Feldzuge gegen Napoleon. Der Soldatenstand genügte aber dem Jünglinge nicht; er wäre viel lieber der Universitätsglocke in die Hörsäle der Weisheit gefolgt, als der Trommel auf den Exercier- und Paradeplatz. Im Herbst 1815 kehrte er aus Frankreich in seine Heimat zurück. Durch den Feldzug und den damit verknüpften häufigen Wechsel des Aufenthalts scheint die Lust zum Reisen, der er sich später ganz hingab, erwacht zu sein. 1816 machte er eine Fußreise durch die Schweiz, schwärmte jedoch in Liedern bald von einer Reise durch Europa zu Land und See. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich fleißig mit den Wissenschaften. Er hatte bis dahin noch keine Universität besucht. Nach kurzer Überlegung ging er im April 1818 nach Würzburg, um sich philosophischen und philologischen Studien zu widmen. Sein Fleiß war angestrengt und ausdauernd. Nach und nach erlernte er außer klassischem Deutsch noch Lateinisch, Griechisch, Französisch, Arabisch, Persisch, Spanisch, Portugiesisch, Italienisch, Englisch, Holländisch und Schwedisch, und las mit vortrefflichstem Erfolge die vorzüglichsten Dichter in der Ursprache. Im Okt. 1819 bezog Platen die Universität Erlangen. Die Tage, welche er hier verlebte, gehörten zu den glücklichsten seines ganzen Lebens. Mit glühendem Wissensdurst saß der Jüngling zu den Füßen des

Philosophen Schelling, dem er in drei Sonetten seine hohe Verehrung zollt. Als Student machte Platen jährlich kleine Ferienreisen durch die deutsche Heimat. Am längsten und liebsten hielt er sich in Wien auf. In Jena lernte er Goethe kennen, und in Bayreuth ward er mehrere Wochen bei Jean Paul gastfreundlich aufgenommen. Er sang dem bald darauf verstorbenen Dichter „für seine seelenvolle Liebe und Milde" ein schönes Sonett nach. Auch in Stuttgart fand er die herzlichste Aufnahme und freute sich besonders seiner persönlichen Bekanntschaft mit Uhland und Schwab, so daß er der schwäbischen Dichter noch in der „verhängnisvollen Gabel" ehrend gedenkt mit den Worten: „Von Stuttgart her dringt ein gemütlicher Ton zartfühlender, heimischer Lieder." Das Buch über die Weisheit der Inder von Fr. v. Schlegel und Goethes „Divan" erregten in Platen mächtig den Trieb zum Studium der orientalischen Poesie. Er strebte unablässig, das Wesen orientalischer Poesieformen zu begreifen, um einen Wettstreit der deutschen Sprache mit der Sprache des Orients beginnen zu können. Fr. Rückert war damals der einzige, welcher stark und gewandt die Sprache der Heimat handhabte, und den Geist des Ostens erkannte, weshalb sich auch Platen 1820 zu ihm auf die Burg zu Koburg begab, um wissenschaftliche Belehrung von ihm zu erhalten. Die Frucht davon waren die „Gaselen" (Erlangen, 1821); bald darauf erschien auch der „Spiegel des Hafis". Aber weder dieser noch jene verschafften dem Dichter die Anerkennung, wie sie ihm durch „Neue Gaselen" (Erlangen, 1823) zu teil wurde. Ziemlich rasch nach den Gaselen ließ Platen verschiedene kleine Lustspiele aufeinander folgen, die in glatten Versen gedichtet sind, denen aber doch mehr oder weniger der dramatische Nerv fehlt. Es gehören hierzu: „Der gläserne Pantoffel", zu dem die beiden bekannten deutschen Kindermärchen „Aschenbrödel" und „Dornröschen" den Stoff lieferten, das kleine scherzhafte Lustspiel „Berengar", das Schauspiel „Treue um Treue", das Lustspiel „Der Turm mit sieben Pforten".

Im Herbst 1824 machte Platen eine Reise durch die Schweiz und Oberitalien bis nach Venedig, wo es ihm so gut gefiel, daß er einige Wochen über die Urlaubszeit ausblieb, wofür er bei seiner Heimkehr mit einem mehrwöchigen strengen Arrest in Nürnberg büßen mußte. Die Frucht jener Reise nach Oberitalien waren die herrlichen, schon oben erwähnten „Sonette aus Venedig"; die Frucht des Arrestes die Abhandlung: „Das Theater ein Nationalinstitut". Die Eindrücke, welche Oberitalien und Venedig gemacht hatten, steigerten Platens Verlangen, auch das übrige Italien zu sehen, bis zur Sehnsucht. Er schrieb an Schwab: „In Italien gedenke ich mein Leben zu beschließen, und wenn ich mich dahin betteln müßte; denn nur dort hoffe ich meine Kunst zur Voll-

kommenheit zu bringen, wenn dieses Wort nicht ein Frevel ist. Aus der bildenden Kunst ziehe ich die größten Belehrungen." Sein sehnlichster Wunsch ging in Erfüllung; denn als der Buchhändler Cotta die schon mehrfach erwähnte, zu Anfang des J. 1826 vollendete, „verhängnisvolle Gabel" anständigst honorierte und König Ludwig von Bayern, dem der Dichter dieses Werk einreichte, den erbetenen Urlaub bewilligte, unternahm Platen, „satt von seinem Vaterlande", am 3. Sept. 1826 seine Reise nach Italien, dem Garten Europas, wo er schadlos gehalten wurde für so manchen Verlust und für manches in der Heimat verkannte Gedicht.

Den Winter über verbrachte Platen in Rom. Die dortigen Umgebungen stimmten ihn melancholisch. Acht Oden (3—10 im II. Bde.) aus dieser Zeit geben die Eindrücke, welche den Dichter hier bestürmten, klar zurück. Die ungewohnte Milde des Klimas, das im Winter dem Frühling gleicht, wurde dem Nordländer verderblich; seine Nerven litten in Rom so sehr, daß der zu Rate gezogene Arzt ihm jede größere Geistesanstrengung verbot.

Im Frühjahr 1827 verließ Platen Rom und begab sich nach Neapel, wo er in „heilsamer Luft" und unter „unwandelbarem Himmel" in jenem Elysium zu genesen hoffte, und das farbensatte Idyll: „Bilder Neapels", dichtete, worin er die herrliche Stadt und ihre Bevölkerung, südliche Natur und südliches Leben so meisterhaft schildert. Durch den Anblick des Hafens und des Meeres erhob sich sein Gemüt zu ruhiger Klarheit empor. Ohne zusagende Gesellschaft war er aber auch hier der Gefahr ausgesetzt, wieder in die alte Melancholie zu versinken. Es war daher ein großer Gewinn für ihn, hier in dem gleichgesinnten Maler und Dichter Kopisch aus Breslau einen wahren Freund zu finden. Mit ihm machte er im Sommer kleine Ausflüge nach den Inseln des Golfs von Neapel. Im Spätjahr blieb Kopisch in Neapel, und Platen begab sich über Sorrent nach Rom. Auf Veranlassung des Königs Friedrich Wilhelm IV. (damaligen Kronprinzen) von Preußen wurde dem Dichter der Antrag gestellt, gegen ein jährliches Honorar von 2600 Thlrn. eine kritische Zeitschrift für die Bühne herauszugeben; ein glänzender Antrag, den aber Platen ablehnte. Von Rom wandte er sich 1828 unter andern nach dem paradiesisch gelegenen Spoleto, nach Perugia, besuchte die Insel Elba, nahm Seebäder in Livorno, ging nach Pisa, Florenz, auf die Insel Palmaria, nach Genua, wanderte durchs Piemontesische, wo sich der lächerliche Fall ereignete, daß ihm seine eigenen Gedichte konfisziert wurden, nach Mailand und Bergamo und dann aus der „nebelreichen Lombardei" wieder ins Toskanische nach Florenz. Im nämlichen Jahre wurde Platen auch Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München und erhielt so durch den König eine

hinreichend unabhängige Existenz. Die folgende Zeit über durchkreuzte der Dichter Italien nach allen Richtungen, von 1830—32 widmete er sich in Neapel historischen Studien, kam im letztern Jahre, um eine heilige Pflicht zu erfüllen (sein Vater war gestorben), nach Deutschland zurück, verbrachte den Winter still in München, schrieb: „Die Liga von Cambrai", ging 1833 wieder nach Venedig, dichtete dort die reizende Ekloge (Idylle): „Das Fischermädchen in Burano" rc. Wegen einer 2. Auflage seiner „Gedichte" kehrte er noch vor Weihnachten dieses Jahres nach München zurück und ging von da nach Augsburg zu seinem teuren Grafen Fr. Fugger. Im J. 1834 reiste Platen wieder nach Italien ab, wohl nicht ahnend, daß er für immer aus der Heimat und dem deutschen Vaterlande scheide. In Neapel gebrauchte er die Seebäder, den Winter verbrachte er in Florenz, schiffte sich noch im März (1835) in Livorno ein, um mit dem Dampfschiffe nach Neapel zu reisen, das er jedoch eilend mit Sicilien vertauschte, doch kehrte er im Juli wieder nach Neapel zurück, von wo ihn aber bald wieder die Furcht vor der damals dort herrschenden Cholera nach Sicilien trieb. An seinem 39. Geburtstage verließ er Palermo und kam am 11. Nov. nach Syrakus, wo er an einen alten Herrn, Don Maria Landolina, empfohlen war, der ihn ganz vorzüglich freundlich aufnahm und ihm auch eine Wohnung besorgte. Platen erkrankte. Landolina pflegte ihn aufs sorgfältigste. Im Wahne, von der Cholera befallen zu sein, wandte der Patient ohne Wissen des Arztes Kampfergeist und Kamillendekokte in Übermaß an und verschlimmerte dadurch seine Krankheit in einem Grade, daß er derselben am 5. Dez. Nachm. um 3 Uhr erlag. Die Kunde von seinem Tode erregte große Trauer und rief zahlreiche, seinem Andenken geweihte Gedichte hervor, unter denen das von seinem treuen Freunde Kopisch das beste ist.

II.

Platen war ein gediegener, tiefer und sittlich reiner Charakter, der der Kunst sein tiefstes Sinnen, ja sein Leben selbst gewidmet hat. Die Kunst war ihm heilig. Die Zustände des Vaterlandes machten ihm keine Freude; er floh es deshalb, blieb ihm jedoch in seinem Herzen auch in der Fremde stets zugethan. Im Verlauf der Zeit entwickelte sich hieraus in ihm eine allgemeine Mißstimmung über den Zeitgeist, der sogenannte Weltschmerz. Viele seiner Gedichte geben Zeugnis davon, wie düster er die Welt ansah. Diese Verstimmung war auch die Ursache, daß er sich einbildete, man erkenne sein Dichtertalent nicht an. Angriffe nach dieser Richtung hin reizten ihn außerordentlich und wurden von ihm meistens in großer Bitterkeit erwidert.

Platen gehört ohne Frage zu den besten nationalen Dichtern.

Goethe, der Meister deutscher Dichtkunst, erklärt ihn für „ein hohes Talent“ und findet „alle Haupterfordernisse eines guten Poeten“ in ihm vereinigt.

Über die Mittel zur poetischen Darstellung verfügt Platen vollständig. Es dürfte kaum noch ein Dichter genannt werden können, der Sprache und Rhythmus so meisterhaft gehandhabt hätte, wie er. Überall strebt er, Reinheit der Form (in Reim und Rhythmus) mit dem Inhalt in die engste Beziehung zu einander zu setzen. Daher sind denn seine Dichtungen nach dieser Beziehung hin auch lauter Kunstwerke.

Aber nicht bloß musterhaft in betreff der Form sind Platens Gedichte; sie haben auch einen würdigen, wahrhaft poetischen Inhalt. Von seinen lyrischen Poesieen können viele den Goetheschen unbedenklich an die Seite gestellt werden. Schon oben haben wir auf seine vortrefflichen Sonette, Oden und Gaselen hingewiesen, auch eine Ballade besprochen, welche beweist, daß der Dichter auch in dieser Gattung fähig war, Vorzügliches zu leisten.

Als dramatischer Dichter hat Platen sich vornehmlich in der humoristisch-satirischen Komödie versucht, obgleich er auch Schauspiele geliefert. In der „verhängnisvollen Gabel“ und im „romantischen Ödipus“ kommt es ihm hauptsächlich darauf an, das Verwerfliche der romantisierenden neuen dramatischen Poesie zu geißeln. Müllner, Immermann, Heine, Houwald, Clauren u. a. werden in ihrer ganzen Blöße dargestellt. Hier und da wird der Dichter aber zu scharf, bleibt auch nicht ganz frei von Ungerechtigkeiten, die wir weiter oben schon in Bezug auf Immermann bemerkt haben. — Im ernsten Drama hat Platen nichts Bedeutendes geleistet, weil sein Weltschmerz eine unbefangene Auffassung des Menschenlebens nicht zuließ.

Durch mehrere seiner Oden und durch seine „Polenlieder“ ist Platen der Begründer unserer neuesten Freiheitslyrik geworden.

Wir schließen die Charakteristik mit der „Grabschrift“, welche der Dichter sich selbst gesungen. Klingt sie auch im Munde desselben als übertriebenes Selbstlob, so enhält sie doch Wahrheit.

„Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen:
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.
Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, sofern ich recht erwäge.
Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen:
Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen“.

Am 5. Dez. 1858 ist dem Dichter in Ansbach ein Denkmal gesetzt worden.

Litteratur.

A. Platens Schriften.

Ges. Werke in 5 Bdn. Stuttg., 1853 u. 54. 7,60 ℳ. Inh.: 1. Platens Biographie von K. Gödeke. Gedichte. 2. Gedichte. 3. Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläserne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampsinit. Der Turm mit sieben Pforten. Treue um Treue. 4. Die verhängnisvolle Gabel. Der romantische Ödipus. Die Liga von Cambrai. Parabase. Der grundlose Brunnen. Die großen Kaiser. Die Abassiden. Rosensohn. 5. Das Theater als Nationalinstitut. Über verschiedene Gegenstände der Dichtkunst u. Sprache. Geschichte des Königreichs Neapel. Ursprung der Carraresen u. ihrer Herrschaft in Padua. Lebensregeln.
Ges. Werke. Pr.-Ausg. in 1 Bde. Stuttg., 1839. 13,50 ℳ.
Werke. 2 Bde. Neue T.-Ausg. Stuttg., 1869. 2,10 ℳ.
Ges. Werke. (Volks-Ausg.) 2 Bde. mit 9 Stahlst. Stuttg., 1869. 4 ℳ.
— —. Neueste um die Polenlieder bereicherte Volksausg. Stuttg., 1876. 2 Bde. 3 ℳ.
Poetischer u. litterarischer Nachlaß. Ges. u. herausgeg. v. Joh. Mindwitz. 2 Bde. Lpzg., 1852. 2. Aufl. 1854. 2 ℳ. (Bildet den 6. u. 7. Bd. der „Ges. Werke".)
Gedichte aus dem ungedruckten Nachlasse. (Die „Polenlieder" enthaltend.) Herausgeg. v. Joh. Deeg. Straßburg, 1839, 1844, 1848.
Polenlieder. Frankf. a. M., 1849. 75 ₰.
Platens Tagebuch. Herausgeg. v. K. Pfeufer. Stuttg., 1860. 5 ℳ.
Briefwechsel zwischen Platen u. Joh. Minckwitz. Lpzg., 1836. 4,50 ℳ.
Gedichte. Mit dem Bildnis des Verfassers. Stuttg., 1848. 2,40 ℳ.

B. Schriften über Platen.

Joh. Minckwitz, Graf v. Platen als Mensch u. Dichter. Lpzg., 1838. 25 ₰.
Rath. v. Schlichtegroll, Erinnerungen an A. v. Platen in seiner Jugend. Mit bisher ungedr. Erstlingsgaben seiner Muse. München, 1852. 1,60 ℳ.

LXXVIII. Nikolaus Lenau.

1. Der Postillon.

N. Lenau, Gedichte. Stuttg., 1857. I. 214. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 108. — Lüben, Auswahl. III. 290.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Ob" hat die Bedeutung von über. Der Gedanke wird sogleich verständlich, wenn man den Zwischensatz, den die 2. Zeile bildet, beim Lesen wegläßt.

10. Schwager, Bezeichnung für Postillon. In Chur, früher Hauptknotenpunkt der Alpenstraßen, wurden die italienischen, auf dem Sattelpferde reitenden Postillons „chevalier" genannt. Daraus wurde im schweizerischen Deutsch Schewalger, Schwalger, endlich Schwager.

15. Vor „ob" hat man sich als zu denken: als ob.

2. Gedankengang.

In den ersten 4 Str. schildert der Dichter eine liebliche, linde mondhelle Mainacht, in den darauf folgenden drei (5—7) die schnelle nächtliche Fahrt eines Postillons durch diesen Nachtfrieden. In Str. 8 u. 9 wird das Bild eines Dorfkirchhofes entworfen und dann die Empfindung dargelegt, welche der Anblick desselben und die Erinnerung an seinen darauf ruhenden Kameraden in dem Postillon hervoruft. Die beiden letzten Str. gehören ihrem Sinne nach zu der Str. 5—7 geschilderten Fahrt des Postillons. Die beiden letzten Zeilen der Schlußstrophe deuten die Empfindungen des Dichters an.

3. Darstellungsweise.

Die Darstellung ist bei aller Kürze höchst lebendig. In den ersten 4 Str. wirkt hierauf ganz besonders günstig die Personifizierung der Mainacht, des Mondscheins, der leisen Lüftchen und die Belebung der Blüten durch ihre als duftend dargestellten Träume. Mit dieser äußerst sinnigen, das Gefühl des Lesers lebhaft anregenden Naturschilderung harmoniert trefflich die mit wenigen Strichen entworfene Zeichnung des Dorfkirchhofes und die Mitteilung und das Blasen des Postillons, während die schnelle Fahrt desselben, das laute Wagengerassel, Peitschenknallen und der Hufschlag der trabenden Rosse einen wohlangebrachten Kontrast bilden. Auch das Echo ist trefflich benutzt. Durch die beiden Schlußzeilen wird der Leser wieder in die ruhige und gemütliche Stimmung versetzt, welche das Gedicht überhaupt erzeugen soll.

Die Verse sind aus Trochäen gebildet. Die Reime kreuzen sich.

4. Idee des Gedichtes.

Die Hauptidee des Gedichtes ist die Darlegung der ehrenden Gefühle des Andenkens an den verstorbenen Kameraden des äußerlich rauh erscheinenden Postillons.

5. Schriftliche Aufgaben.

1. Ein Reisender schildert die sinnige Totenfeier eines Postillons in einer lieblichen, monddurchglänzten Mainacht. 2. Die Totenfeier eines Postillons. Von ihm selbst geschildert.

2. Die drei Indianer.

N. Lenau, Gedichte. Stuttg., 1857. I. 226. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 130. — Lüben, Auswahl. III. 292.

1. Erläuterungen.

Dem Lesen des Gedichtes ist vorauszuschicken eine Schilderung 1) der Bedrückungen, welche die Indianer durch die Europäer insonderheit durch die Spanier, nach Entdeckung Amerikas haben erdulden müssen, 2) des Niagarafalles, des größten Wasserfalles

der Erde. Das nötige Material dazu findet sich in allen größeren geographischen Schriften. Vergl. Fr. W. Hoffmann, Grundzüge der allgem. Erdkunde, S. 336, mit Abbildung des Niagarafalles.

2. Str. „Aufrecht überragend seine Jahre“, noch von so kräftiger Gestalt und aufrechtem Gange, wie man es bei einem Greise nicht erwarten sollte.

7. „Katarakt“, Wasserfall.

2. Gedankengang.

Der Dichter schildert zuerst das furchtbare Unwetter, was stattfindet, als die Indianer den Beschluß fassen, ihrem Leben ein Ende zu machen. Dann macht er uns kurz mit dem Äußern dieser Heroen bekannt. Hierauf läßt er durch den Greis die vom Haß geborenen furchtbaren Flüche über die Weißen aussprechen, wobei zugleich die beabsichtigte That der drei Indianer motiviert wird. Hieran schließt sich die Mitteilung über die Art und Weise, wie sie aus Verzweiflung ihren Vorsatz, zu sterben, ausführen, wobei nochmals des schrecklichen Unwetters gedacht wird.

3. Darstellungsweise.

Die unmenschliche Behandlung und gänzliche Beraubung, welche die Indianer von den Europäern erfahren, haben in jenen den bittersten Haß erzeugt. Nachdem sie die Überzeugung gewonnen, daß sie ihre Freiheit für immer verloren haben, fassen sie verzweiflungsvoll den Entschluß, diesem schmachvollen Leben ein Ende zu machen. Ihrer großherzigen Gesinnung entsprechend, wählen sie hierzu den Tod im Katarakt des Niagara. Sie glauben an einen großen Geist, der die Natur beherrscht und sich in den erhabenen Naturerscheinungen am deutlichsten offenbart, und werfen sich ihm in die Arme, suchen bei ihm Befreiung von ihren Leiden, von den Räubern ihrer Freiheit. Diesen grausen Akt nun malt der Dichter ganz mit den düstern Farben, die dazu erforderlich sind, doch so, daß die Indianer, namentlich der Greis, als mutige, freiheitsliebende Helden erscheinen. Den Hintergrund zu dieser Scene bildet die äußerst gelungene Schilderung des dabei stattfindenden Unwetters: Aufruhr in der Natur — wilde Leidenschaft in markerschütternder Sprache, in Worten gleich krachendem Donner, fallenden Blitzen und brausenden Wogen: schmettert, Splitter, Flammen, Fluten, wilden, Wogen, Sterbegestöhne, wildre Blitze, Wetter, Wolkenritze u. s. w., und die unheimlichen „u“ u. „au“ in Str. 4 und die dumpfen, die Katastrophe malenden „a“, „o“, „u“ u. „au“ in Str. 6 u. 7 prägen die Naturlaute trefflich aus. Es war überhaupt ein glücklicher Gedanke, die Natur bei dieser heldenmütigen That als mitfühlend, empört über die Greuel der Weißen darzustellen. Der Zorn und die That des Greises werden

dadurch gebilligt und verstärkt. Ein Leben ohne Freiheit hat für die freigeborenen Söhne der Natur keinen Wert.

Die V. sind aus 5 Trochäen gebildet, also ziemlich breit und der großartigen Scene ganz angemessen.

4. Schriftliche Aufgaben.

1. Ein Unwetter auf dem Eriesee. 2. Ein Augenzeuge schildert den Tod der Indianer als Unglücksfall. 3. Vergl.: die drei Indianer von Lenau und der Wilde von Seume.

3. Die Werbung.

N. Lenau, Gedichte. Stuttg., 1857. I. 281. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 131. — Lüben, Auswahl. III. 293.

1. Erläuterungen.

V. 2. „Magyaren", sprich Mäddjären, Nationalname der eigentlichen Ungarn.

7. „Zigeuner" sind ein aus Indien nach Südrußland eingewanderter Volksstamm, der als Schmiede, Kesselflicker und Drahtflechter meist ein nomadisierendes Leben führt. (Vergl. Lüben u. N., Lesebuch VI. Nr. 129. Die Zigeuner von Kohl.)

10. „Zimbal" oder Cimbal ist ein Saiteninstrument. Über den Resonanzboden eines handhohen, ca. 80 cm langen und 50 cm breiten trapezförmigen Kastens sind Metallsaiten zwei- und dreichörig gezogen, die mit zwei hölzernen, an dem einen Ende mit Wolle bewickelten Klöppelchen geschlagen werden.

88. „Singen Geigen, Grabsirenen" die auf den Geigen vorgetragenen Melodien, sind so sinnbethörend, zauberisch zum Grabe, d. i. zum sichern Untergange, verlockend wie die verführerischen Lieder der dämonischen Sirenen, jener Jungfrauen, mit denen Odysseus auf seiner Heimfahrt ein Abenteuer zu bestehen hatte.

2. Inhalt.

Eine Zigeunerbande, umgeben von bärtigen Magyaren, führt eine aufregende, kriegerische Musik auf. Ein anwesender Werber fordert sie auf, wilder zu singen und zu spielen. Der Zigeuner kommt seiner Aufforderung nach und läßt die alten Heldenweisen so kräftig erklingen, das der Werber ganz von Kriegsmut beseelt wird. In dieser Erregung erblickt er einen kräftigen, wohlgewachsenen Jüngling in der Gesellschaft. Überzeugt, daß derselbe ein tüchtiger Soldat sein würde, sucht er ihn durch einschmeichelnde Reden für sich zu gewinnen. Der Jüngling schweigt dazu. Mannigfache Gedanken und Gefühle bewegen ihn: er möchte ein Held werden, wie sein Ahn, aber auch den abmahnenden Bitten seiner alten Mutter und seiner Braut nachkommen. Den im Jünglinge vorgehenden Kampf erkennend, fordert der Werber ihn auf, sich

dem schönen Husarenleben zu widmen. In diesem Augenblicke schreitet eine finstere Gestalt leise durch die Versammlung, bleibt beim Werber stehen, flüstert ihm dringend etwas ins Ohr und entflammt ihn dadurch zur höchsten Begeisterung. Die Bande hierauf zur feurigsten Musik anfachend, eilt der Dämon aus der Versammlung, nachdem sein Auge noch einen weihenden Blick auf den Jüngling geworfen. Des Werbers Versuche, den Jüngling zu gewinnen, bleiben jedoch noch immer erfolglos; als derselbe aber anfängt ihn zu verhöhnen und feig zu nennen, da stürzt er zürnend hin zu ihm, schlägt ein und gürtet sich das Schwert sofort um die Hüften. Das Schicksal des Jünglings ahnend, vergießen die bärtigen Krieger bei diesem Anblick Thränen.

3. Idee und Darstellungsweise.

Der Dichter führt uns eine ungarische Werbescene vor. Selbst und mit Leib und Seele Ungar, schildert er mit lebhaften Farben die Beteiligten: den kriegsmutigen, mit Sporen und Schwert klirrenden Werber, die vom Sonnenbrande gebräunte und vom Weine rotglühende Zigeunerbande und ihre wilde, anregende Schlachtenmusik, den mit Liebe zur Mutter und zum Heldenruhme kämpfenden Jüngling, den finstern, für Werbung und Kampf anfachenden Dämon und mit einigen Strichen auch die anwesenden bärtigen Magyaren. Alles ist voller Leben und Bewegung und arbeitet auf den angestrebten Zweck hin. Der Jüngling in seinem Seelenkampfe bildet natürlich den Mittelpunkt des ganzen Gedichtes und ist deshalb auch am ausführlichsten und nach seinem ganzen Wesen geschildert. Er erregt unsere vollste Teilnahme. Die Liebe zum Heldenruhm und Vaterland trägt jedoch erst den Sieg über die Liebe der Mutter und Braut davon, als der Werber das Ehrgefühl aufstachelt. Es ist ein tief empfundener Seelenkampf, den der Dichter uns schildert, so lebhaft, als habe er ihn selbst einst durchgekämpft.

Für den Kriegsruhm an und für sich die Liebe zur Mutter und Braut aufzuopfern, ist nicht zu billigen; wohl aber stimmen wir dem Dichter freudig bei, wenn dieser Ruhm im Kampfe für das bedrängte Vaterland erworben werden soll. Das J. 1813 zeigte uns viele Jünglinge dieser Art, und die Mit- und Nachwelt hat sie gepriesen und zum Teil durch Lieder verherrlicht.

Die Verse sind sämtlich aus 4 Trochäen gebildet. Die Reime kreuzen sich und sind abwechselnd männlich und weiblich.

Leben und Charakteristik Lenaus.

I.

Nikolaus Lenau ist nicht der volle Name des Dichters, sondern nur ein Stück, das er 1830 aus seinem Familiennamen:

Nikolaus Franz Niembsch, Edler von Strehlenau herausgebrochen hat, so daß der Anfang und Schluß des eigentlichen Namens den jetzt so bekannten und geachteten Dichternamen Nik. Lenau bilden. Lenau wurde am 13 Aug. 1802 in dem ungarischen Dorfe Csatád (Tschatād), unweit Temesvar im Banat geboren. Sein Vater war daselbst Beamter der königlichen Kameralherrschaft, mußte jedoch bald wegen andauernder Kränklichkeit, die Folge seines wüst ausschweifenden Lebens und seiner Leidenschaftlichkeit, seine Stellung aufgeben. Er zog nach Ofen und starb dort im Frühjahr 1807 in seinem 29. Lebensjahre an der Schwindsucht. Die Mutter war ein empfindsames, religiöses Wesen, die ihren Niki inbrünstig liebte. Lenau war ein frommes und gottesfürchtiges Kind, betete täglich mit tiefster Inbrunst sein Morgen- und Abendgebet, richtete öfters einen Stuhl zum Altare ein und las Messe davor, wobei seine Schwester Resi ministrierte. Noch als Mann sprach er mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erste Mal, rein wie ein Engel, von der Beichte ging. Seinen ersten Unterricht genoß Lenau von 1812—1815 in den deutschen und lateinischen Schulen zu Pest, 1816 in Tokay, wohin die Mutter, zum zweitenmal mit einem Arzte vermählt, auch ihren geliebten Sohn mitnahm. Er erhielt hier von einem jungen Manne, Joseph von Kövesdy, hauptsächlich Unterricht in Rhetorik und Poesie. Nach seiner eigenen Versicherung verlebte er hier die beiden heitersten Jahre (das 15. u. 16.) seines Lebens. Besonderes Vergnügen machte ihm als Knabe das Vogelfangen; er machte sich beim Meisenlocken das wunderschöne Pfeifen mit den Lippen zu eigen. Der Wunsch seines zu Stockerau bei Wien wohnenden Großvaters führte ihn in seinem 17. Lebensjahre nach Wien. Auf der dortigen Universität studierte er drei Jahre lang Philosophie, und sollte dann zur Rechtswissenschaft übergehen. Statt des langen deutschen Rechtes studierte er das kürzere ungarische, und zwar in Presburg, wohin auch die Mutter von Tokay gezogen war. Noch vor vollendetem Studium beschloß er, sich der Landwirtschaft zu widmen, und begab sich zu diesem Zwecke auf die vom Erzherzog Karl errichtete Ackerbauschule nach Ungarisch-Altenburg. Auch dorthin begleitete ihn die liebende Mutter. Ein Jahr nachher, im Herbst 1823, verließ er auch die Landwirtschaft und ging mit seiner Mutter nach Wien, um dort endlich das vorher geschmähte deutsche Recht zu studieren. Nach weiteren drei Jahren ergriff er das Studium der Medizin und widmete ihm die J. von 1827—30. Er war ein moderner Faust, der vieles studierte, ohne bei einer Wissenschaft zu verharren, ohne Befriedigung zu finden, ohne einen praktischen Zweck im Auge zu haben. Treu blieb er nur seiner Geige, die er mit Raserei liebte und spielte, und der Poesie, der er sein Leben weihte und opferte.

Im Okt. 1829 starb seine Mutter. Ihr Tod war der herbste Verlust für ihn, den er im Leben erlitten hat. Beide hingen mit unaussprechlicher Liebe aneinander; viele von Lenaus Gedichten (man vergl. u. a. „Der Seelenkranke", (Lüben, Auswahl. III. 296.) „Zuflucht"; im Faust die Scene: „Der Abschied" (Lüben, Auswahl. III. 297) und „Der Traum") sind treuer Ausdruck seiner Kindesliebe. So singt er z. B. in dem Gedicht: „Einst und Jetzt" die schönen Worte:

„Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß' ich manchen lieben Ort;
Doch im Herzen wird so schwer mir,
Denn mein Liebstes ist ja fort.
Immer schleicht sich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier:
Doch er führt die Mutter abends
Nimmermehr entgegen mir."

Nach dem Tode der Mutter wohnte Lenau einige Zeit mit einem jungen Galizier, Nikolaus Boloz von Antoniewicz, zusammen. Diese gegenseitige Freundschaft mag nicht ohne Einfluß auf das Entstehen der Polenlieder des Dichters gewesen sein.

Durch übergroße Anstrengung hatte Lenau nach und nach seinen Körper geschwächt und seinen Geist gänzlich abgespannt. Um sich zu stärken, hielt er sich eine Zeitlang in den Bergen am Tauernsee auf, von wo er, völlig hergestellt, im Herbst 1830 wieder nach Wien zurückkehrte. Durch den Tod seiner Großmutter fiel ihm einiges Vermögen zu, und er beschloß, die ihm zuwider gewordenen Fachstudien aufzugeben oder wenigstens auszusetzen. Bald aber gab er den Bitten seiner Freunde nach und ging nach Heidelberg, um daselbst Doktor der Medizin zu werden. Auf der Reise dahin wurde er bekannt und befreundet mit den schwäbischen Dichtern G. Schwab, L. Uhland, J. Kerner, G. Pfizer, Alex. v. Württemberg u. a., mit denen er selige Tage verlebte. Später ward ihm Schwaben sein zweites Heimatsland. In Heidelberg verfiel er aber bald wieder in Schwermut, weshalb er, um sich zu erheitern, öfters poetische Wallfahrten nach Weinsberg, Stuttgart und Tübingen unternehmen mußte.

Von seinen Gedichten hat Lenau manche in Zeitschriften abdrucken lassen, das erste 1828 mit der Überschrift „Jugendträume". Er fühlte das Bedürfnis, sie gesammelt erscheinen zu lassen. In seinem Vaterlande war das unmöglich; Lenau ging deshalb nach Stuttgart, und fand dort die Cottasche Buchhandlung zum Druck derselben bereit. In dieser Zeit beschäftigte ihn lebhaft der Gedanke an die nordamerikanischen Urwälder. Er wollte den Niagara rauschen hören und Niagoralieder singen. Das gehöre, meinte er, notwendig zu seiner Ausbildung, denn seine Poesie lebe und webe in der Natur, und in Amerika müsse diese schöner und gewaltiger

sein, als in Europa. Aus der neuen Welt wollte er dann auch mit einer neuen Welt im Busen zurückkehren und Niegesungenes singen. Ende Juli 1832 verließ Lenau Europa, und nach zehnwöchentlicher Reise begrüßte er Amerika, das „Land der Freiheit", als sein Vaterland. Auf sein Gemüt hatte die Seereise die nachhaltigste und beste Wirkung, und der lange Anblick des erhabenen Meeres stimmte ihn zum feierlichen Ernst. Unbeschreiblich war ihm zu Mute, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, die matte Sonne sich zum Untergange neigte, der müde Himmel sich aufs weiche Meer legte, kein Vogel durch die Lüfte strich, kein Fisch aus der Tiefe stieg, und jedes Leben, jede Bewegung sich vom Schiffe zurückgezogen hatte in tiefe grenzenlose Einsamkeit.

Nordamerika entsprach den Erwartungen des Dichters nicht. Der Wein fehlte und die Nachtigall, und es schien ihm ein poetischer Fluch, daß die Amerikaner den schönsten der Sänger entbehren müßten. Ganz seinem Wesen zuwider war ihm auch das allzu materielle Streben. Es gehörte seiner Meinung nach eine Niagarastimme dazu, den Amerikanern zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geprägten. In Crawford County kaufte er sich 400 Morgen Urwald und gab sie einem seiner Reisegefährten, einem Zimmermann aus Württemberg, auf 8 Jahre in Pacht. In feuchter nebliger Herbstzeit durchritt er die Urwälder, holte den Uhland aus seiner Satteltasche, und ferne von der Heimat, tief im fremden Walde, las er sich den herrlichen Held „Harald". Im folgenden Frühjahr besuchte Lenau den Niagara, das Hauptziel seiner Reise, und kehrte dann über New-York nach Europa zurück, wo er bei Bremen voll Entzücken die heimatliche Erde begrüßte. Er hatte in Amerika weder die erhoffte politische Freiheit, noch die Gemütsruhe gefunden, nach der er sich gesehnt. In dem Gedichte „Der Urwald" sagt er von Amerika:

„Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest".

Andere poetische Früchte dieser Reise sind: „Das Blockhaus", „Niagara", „Der Indianerzug", „Meeresstille", „Die drei Indianer", „Sturmesmythe", die Meeres- und Matrosenscenen im Faust u. a.

Nach dieser Reise lebte Lenau teils in Wien, teils in Stuttgart, wo er von Zeit zu Zeit die neuen Auflagen seiner Gedichte besorgte, die in allen Blättern belobend angezeigt wurden und immer mehr Eingang fanden. Im Sommer 1844 lernte er in Baden-Baden ein sehr achtbares Fräulein aus Frankfurt a. M., Marie Behrens, kennen und verlobte sich mit ihr. Kaum zwei Monate später verfiel er in Stuttgart in die traurige Nacht des

Wahnsinnes, aus der ihn nach längeren schweren Leiden der Tod erlöst hat. Er saß gerade mit seinem Freunde, dem Hofrat Reinbeck, beim Frühstück, als er plötzlich schreiend aufsprang und einen Riß durchs Gesicht fühlte. Die rechte Wange war starr und bis ans Ohr gelähmt, der linke Mundwinkel in die Höhe gezerrt und das Auge stier und gläsern. Dem unglücklichen Dichter fiel das Gewicht seiner traurigen Lage schwer aufs Herz. Alle Hoffnungen auf häusliches Glück schienen ihm in den Abgrund eines schreckenvollen Verhängnisses versunken, da ihn der Unfall gerade in dem Augenblick getroffen, als er mit den letzten Anstalten zu seiner Verheiratung beschäftigt war. Auf fürchterliche Angst und Verzweiflung folgten Raserei, Tobsucht, Selbstmordsgedanken und Erschöpfung, und der unheilvollste Wahnsinn brach aus den Worten: „In die Freiheit will ich!" Man brachte ihn nun in die königliche Heilanstalt Winnenthal, drei Stunden von Stuttgart. „Nur nicht sterben" — rief er wiederholt — „ich lebe jetzt so gerne." Ein drittehalbjähriger Aufenthalt in dieser Anstalt wahr ohne günstigen Erfolg für den Kranken. Sein Schwager Schurz brachte ihn daher im Mai 1847 nach Oberdöbling bei Wien in die Irrenanstalt des Dr. Görgen. In früherer Zeit hatte Lenau einmal eine Einladung dieses Arztes in sein Haus mit den Worten abgelehnt: „Nein, nein, durchaus nicht! Ihr kriegt mich vielleicht ohnedies noch früh genug hinein." Eine Untersuchung durch mehrere Ärzte stellte heraus, daß keine Hoffnung für Wiederherstellung des armen Dichters vorhanden sei. Das Verhalten des Kranken war meistens ein ruhiges; sehr heitere Stimmung wechselte mit höchstem Trübsinn ab. In gesunden Tagen liebte Lenau Musik, und auch während seines Irrsinns brachte sie einen sichtlich wohlthuenden Eindruck auf ihn hervor. Nach langem Leiden brachte endlich der 22. Aug. 1850 ihm die heißersehnte Ruhe. Sein Wunsch, den er an seine geliebte Mutter in dem nachfolgenden Sonett: „Der Seelenkranke", ausgesprochen, ging im Augenblicke des Scheidens in Erfüllung:

„Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tief'res Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.
Nur eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr alles sagen;
Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die eine aber liegt verscharrt im Grunde.
O Mutter, komm, laß dich mein Fleh'n bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,
So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht.
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden."

Kurz vor Ausbruch seiner traurigen Krankheit besuchte der Dichter seine Schwester, die Frau des schon erwähnten k. k. Hofbuchhalters Schurz zu Weidling bei Kloster Neuburg unfern Wien. Dort besaß die Schwester auf einem Weinrebenhügel ein kleines Häuschen gerade gegenüber dem höchst lieblich im einsamen grünen Thälchen gelegenen, wahrhaft friedlichen Friedhof. Da sprach er zur Schwester: „Da werden wir vielleicht einmal alle beide recht lieb nebeneinander liegen". Aus Pietät für die Worte des Dichters ließen die Seinen des Geliebten Leiche, nachdem sie in Oberdöbling eingesegnet war, nach Weidling, in dies seligste aller Schlummerplätzchen überbringen, dessen Blumen die treue Schwester von ihren Fenstern aus sehen konnte. Der Sarg war mit dem Evangelium und mit Blumenkränzen geschmückt, und auf dem Friedhofe empfing ihn der Gesang der Liedertafel, die Lenaus Sonett: „Der Salzburger Kirchhof" als Quartett vortrug.

Lenau war der letzte seines Geschlechts; darum rief ihm sein Schwager Schurz am 24. Aug. unter reichlichen Thränen der Umstehenden in die Gruft nach: „Mögen sie auch, da du der Letzte eines edeln Stammes, dein Wappen stürzen und brechen und rufen: Heute — Niembsch von Strehlenau und nimmermehr! — Ich rufe dagegen: Heute — **Nikolaus Lenau und immerdar**"!

II.

Lenau gehört zu den vorzüglichsten **Lyrikern** der neuesten Zeit. Die meisten seiner lyrischen Gedichte zeichnen sich durch Zartheit, Wohllaut, tiefes Gefühl und innigsüße Wehmut aus. Nur selten zeigt sich darin eine heitere, frühlingsfrohe Stimmung. (Siehe Lüben, Auswahl III. 296. „Liebesfeier", und aus den Schilfliedern: „Auf dem Teich."*) Den eigentlichen Kern von Lenaus Poesieen bildet die Natur. Kaum dürfte noch ein anderer deutscher Dichter genannt werden können, der es, wie er, versteht, die Natur zu beleben und zu beseelen. Seine Naturmalerei ist Durchdringung der Natur mit Gefühl und Geist, so daß sie aus seinen Frühlings- und Herbstliedern, aus seinen Heide-, Schilf- und Waldliedern mit tausend geheimnisvollen Stimmen zu uns spricht. Meistens erklingen sie in moll, wie die Goetheschen in dur; denn in Lenau waren deutsches, ungarisches und slavisches Blut gemischt. Die Grundaccorde seiner Lyrik sind aber Liebe zur Einsamkeit in der Natur, die vor innerer Entzweiung zu schützen verspricht, sind Klagen über verlorenen Glauben, verlorene Liebe, Sehnsucht nach dem Tode, der alle Qualen enden soll. In seinen Romanzenkränzen „Clara Herbert" und „Johannes Ziska" ist es ihm auch in ausgezeichneter Weise gelungen, das Menschenleben mit dem Naturleben in eigentümliche Beziehung zu setzen.

*) Dieses ist 54mal komponiert worden.

Seine „Polenlieder" wetteifern mit den Platenschen; er hat sich durch sie und andere vaterländische Gesänge in die Reihe der politischen Dichter gestellt. In der epischen Poesie hat sich Lenau mit den „Albigensern" und mit dem „Savonarola" versucht, in der dramatischen mit dem „Faust". Keine dieser Dichtungen entspricht aber den poetischen Forderungen, ungeachtet manche Partieen darin als gelungen zu bezeichnen sind. Am wenigsten genügt der „Faust", in dem der Dichter sein Sinnen und Forschen und seinen ewigen Drang nach Wissen poetisch zu gestalten sucht.

Lenau war eine dämonische und tragische Natur, in der sich Dichtgenie und Wahnsinn verhängnisvoll verketteten. Dies dämonische, einseitige, blindlings von einer Leidenschaft beherrschte Wesen hatte keinen Sinn für die Vielseitigkeit der Welt und für die mannigfaltigen Brechungen des Lebensstrahles, weshalb er auch nur die Berechtigung seiner Ideen und Ideale anerkannte. Dies Dämonische entfesselte in ihm eine ungeheuere Kraft, bannte ihn aber in einen Kreis, in welchem er immer wieder zu demselben Punkte zurückkehrte. Sein freier Wille war ihm unterbunden, die freie Selbstbestimmung ihm geraubt, weshalb er mit innerer Notwendigkeit nur nach einer Richtung furchtbar getrieben wurde. Seine durch Verstand und Vernunft nicht einzudämmenden Kräfte trieben ihn aus seiner Menschennatur heraus und machten ihn zum Übermenschen. Er verfällt der Schuld, aber er ist unfrei, ohne deshalb aufzuhören, zurechnungsfähig zu sein und die moralische Verantwortlichkeit für sein Thun in der juridischen Welt zu tragen.

Dieser Widerspruch und Zwiespalt ist die tragische Seite des Dämonischen. Seine Schuld ist das unabwendbare Ergebnis von Umständen, die gewissermaßen außerhalb der Sphäre seiner Erkenntnis und seines Willens liegen, so daß sie zur Unschuld wird.

Nach seinem eigenen Bekenntnis (Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters) ist er sich selbst unheimlich geworden in seiner Leidenschaftlichkeit, daß er die Sphäre der Poesie und die Sphäre des wirklichen Lebens nicht auseinander halte, sondern beide sich durchkreuzen lasse. „Gewohnt, in der Poesie mich dem Zuge meiner Phantasie zu überlassen, thu' ich ein Ähnliches auch im Leben, und es geschieht, daß in Momenten der Selbstvergessenheit diese, vielleicht zu viel geübte Kraft aufstürmt und ihre eigenen schönsten Gebilde verheerend niedertritt." Das Leid brachte er mit zur Welt, jene sinnende Melancholie, die seine treueste Begleiterin bis zum Grabe war und die er so wunderbar besungen hat. Die Not, die er im Elternhause kennen lernte, indem der Vater als leidenschaftlicher Hasardspieler das Vermögen der Mutter vergeudete und die Familie mit Schulden überlastete, sein Hang zur Musik und zum Mysticismus, die stille Trauer und Einsamkeit der ungarischen Steppe, seiner Heimat, sein fromm-

gläubiger, ekstatischer Sinn und seine damit verknüpfte Neigung zu katholischen Spielen — alle diese inneren und äußeren Zustände waren eine befruchtende Quelle für seine Melancholie, die anwuchs mit den zunehmenden Jahren. Er konnte aus seiner Natur nicht heraus und verfiel seinem Dämon. Sein Gehirn wurde immer excentrischer, seine Phantasie ausschweifender, sein Nervenleben überreizter, die Spannung seiner Seele krampfhafter. Er wußte selbst nicht mehr, was er wollte. Ahnung und Furcht traten an die Stelle seiner Seele. Er schrie nach Rettung — umsonst. Er wurde menschenfeindlich.

Große Menschen, die bis an die äußerste Grenze der Natur gingen, wie Faust und Don Juan, zogen ihn verwandschaftlich an; Märtyrergestalten, wie Savonarola und die Albigenser, waren seine Lieblinge. In den ihnen gewidmeten Dichtungeu zeigte er den blutigen Passionsgang der Menschheit. In der Lyrik wußte er die Seelenstimmung mit der Naturstimmung zu einer tiefsinnigen und symbolischen Einheit zu verschmelzen. Seine Naturbeseelung kann nicht übertroffen werden.

Litteratur.

A. Lenaus Schriften.

Gedichte. 2 Teile. 16. Aufl. Stuttg., 1856. 9,60 ℳ.
Gedichte. gr. 8. Stuttg., 1865. 3 ℳ.
Gedichte. Taschen-Ausg. Stuttg., 1869. 1 ℳ.
Sämtliche Werke. 4 Bde. Herausgeg. v. Anastasius Grün. Stuttg., 1855. 14 ℳ. Neue Ausg. in 2 Bdn. Stuttg., 1874. 9 ℳ.
Dichterischer Nachlaß. Herausgeg. v. Anastasius Grün. Stuttg., 1850. 5 ℳ, jetzt 1,40 ℳ. (Enth.: Don Juan, ein dramatisches Gedicht. Helena, dramat. Bruchstück. Gedichte.)
Sämtliche Werke. Mit einer biogr. Einleitung von Dr. R. Preuß. Berlin, 1888. 2,50 ℳ.
Briefe an einen Freund. Herausgeg. v. Mayer. Stuttg., 1853. 4,50 ℳ.
Savonarola. Ein Gedicht. 5. Aufl. 1866. 1,40 ℳ.
Die Albigenser. Freie Dichtungen. 3. Aufl. 1852. 1,40 ℳ.
Faust. Ein Gedicht. 5. Aufl. 1865. 1,40 ℳ.
Dasselbe. Taschen-Ausg. Stuttg., 1858. 50 ₰.
L. A. Franke, Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch u. Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Klegle. Stuttg., 1891. 6 ℳ.

B. Schriften über Lenau.

Uffo Horn, Nikolaus Lenau, seine Ansichten u. Tendenzen. Hambg., 1838. 75 ₰.
R. Prutz, Kleine Schriften. I. Nikolaus Lenau. Eine Charakteristik. Merseb., 1847. 4,50 ℳ.
Th. Opitz, Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. Lpzg., 1850. 20 ₰.
L. A. Frankl, Zur Biographie Lenaus. 2. Aufl. Wien, 1885. 1,50 ℳ.
A. H. Schurz, Lenaus Leben. Großenteils aus des Dichters eigenen Briefen. 2 Bde. Stuttg., 1856. 10,50 ℳ, jetzt 3,60 ℳ.
St. Born, Nikolaus Lenau, eine Charakterstudie. Basel, 1877. 80 ₰.
Leo Smolle, Nikolaus Lenau. Ein Dichterleben. Wien, 1877. 1 ℳ.
Berthold Auerbach, Nikolaus Lenau.

LXXIX. Anastasius Grün.

1. Die Martinswand.

(Ostermontag 1490.)

A. Grün. Der letzte Ritter. Romanzenkranz. 8. Aufl. Lpzg., 1847. 126. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 132. — Lüben, Auswahl. III. 298.

1. Erläuterungen.

Die Martinswand ist eine sehr steile, hohe Felsenwand 2 Stunden westlich von Innsbruck, vor dem Dorfe Zirl. Hier befindet sich 204 m über der ihr entlang führenden Chaussee in dem Kalkfelsen eine Grotte. Sie ist etwa 12 Meter tief u. am Eingange fast eben so weit. Auf steinernen Stufen mit eisernem Geländer steigt man darin zur Stelle empor, wo Max in Todesgefahr gestanden haben soll. Sie ist bezeichnet durch ein 6 Meter hohes hölzernes Kruzifix; die Statuen der Marie u. des Johannes stehen rechts u. links davon. Am 21. Juli 1884 wurde in ihr eine Maximilians-Büste enthüllt. Zur Kaisergrotte führte ehedem am Rande der Felswand hin ein nur für Schwindelfreie betretbarer Pfad, an dem zum Festhalten Ringe in den Felsen befestigt waren. 1883 u. 84 hat der deutsche u. österreichische Alpenverein aber einen ganz bequemen Pfad die Martinswand empor hauen lassen, daß sogar Frauen u. Kinder ohne Gefahr u. ohne übermäßige Beschwerde von Zirl aus zur Grotte empor steigen können. Unterhalb derselben steht an der Straße eine Tafel mit folgender Aufschrift:

Den Blick empor in die Martinswand,
Wo Max am Rande des Grabes stand.
1489.
Die Kaisergrotte beweist glorreich:
Gott schützet das Haus Österreich.

„Der steilste Felsen im ganzen Land," sagt Collin in seinem Gedicht: Kaiser „Max auf der Martinswand".

Str. 1. „Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt!" Die Gletscher liegen mit ihrem obern Teile überall so hoch, daß man nicht darüber hinaus zu sehen vermag, der Horizont also durch sie begrenzt wird, und sie so als Träger des Himmels erscheinen.

2. Der „Gemsbart" ist ein Schmuck der Jägerhüte in den Tiroler- und Schweizer Alpen.

3. „Max von Habsburg", Kaiser Maximilian I, damals noch Erzherzog, bekannt als der ritterlichste Fürst des Habsburgischen Hauses, regierte von 1493—1519.

4. „jetzt fliegend durch die Luft", von Fels zu Fels springend.

12. „Das Sakrament", die Monstranz, das kunstvoll gearbeitete Gehäuse zum Aufbewahren und Zeigen der geweihten Hostie.

Die betreffende Monstranz, mit welcher der Pfarrer des Dorfes Zirl ihm von Ferne den Segen gab, ist noch jetzt im Schlosse Ambras bei Innsbruck aufbewahrt.

17. „Und einen Bergmann“. Es war der Tiroler Gemsenjäger Oswald Zips, der ihm Hallo zurief, und ihn aus der Gefahr des Hungertodes errettet haben soll, die vom Ostermontage 1490 zwei Tage und zwei Nächte dauerte Max adelte ihn mit dem Ehrennamen Hollauer von Hohenfels. (Vehse, Geschichte des österreichischen Hofes, Hamburg, 1851. I. 54.)

2. Inhalt der Sage.

Kaiser Max war beim Verfolgen der Gemsen auf eine schmale Felsplatte der Martinswand gekommen, von der er weder rück- noch vorwärts konnte und auch nicht imstande war, Hilfe zu errufen. Endlich erblickte man ihn aber von unten. Die Kunde von seiner Not rief große Menschenmassen herbei, die betend von Kirche zu Kirche wallfahrteten. Ein Priester zeigte ihm von unten das Sakrament und erflehte für ihn den Segen Gottes. Bedauernd, daß er die Erde verlassen sollte, noch ehe er vollbracht, was er sich vorgenommen, ergiebt er sich in sein Schicksal, sinkt auf die Kniee und betet still und inbrünstig. Auf einmal klopft ihm jemand auf die Schulter. Ein Bergmann hat sich zu ihm gewagt und verheißt ihm Rettung. Er führt den Kaiser am Arme, bahnt mit großer Mühe einen Rückweg, stützt seinen Herrn, wo sich Gefahr zeigt, und trägt ihn an schwindelnden Klüften auf dem Rücken vorbei. So gelangen sie endlich ins Thal, wo sie jauchzend von den treuen Tirolern empfangen werden.

Zum Andenken an diese Rettung aus großer Not hat Max ein Kreuz in der Martinswand errichten lassen.

3. Gedankengang.

Der Dichter begrüßt zuerst freudig die biedern Tiroler und ihr schönes Land mit seinen hohen Gletschern, duftenden Thälern, Quellen, Triften, seiner reinen Bergesluft, dabei hervorhebend, daß in demselben auch die Treue und Freiheit heimisch seien. Dann führt er uns den Kaiser Max vor, wie er, als Jäger gekleidet, über Felsen, Klüfte und Steingerölle pfeilschnell die Gemsen verfolgt, bis er auf einmal unerwartet an der jähen Martinswand steht und nach keiner Richtung mehr weiter kann. Nun schildert er, damit wir die Not recht erkennen, die Martinswand, deren nächste Umgebung und die Aussicht auf die fernen, wie eingeschrumpft erscheinenden Bergkolosse. Hieran reihet sich Maxens vergeblicher Versuch, sich durch Blasen auf seinem Horne bemerklich zu machen, wobei der Dichter andeutet, daß dem Kaiser Rettung durch sein Volk kommen werde. Hierauf wird nun gezeigt, was das arme Volk aus Liebe zu seinem Kaiser unternimmt. Voll banger

Sorge strömt es herbei und betet zu Gott, da es andere Hilfe nicht gewähren kann. Ein Priester sorgt für das Seelenheil des Kaisers, und dieser Umstand wird nun vom Dichter benutzt, um uns Maxens Seelenstimmung zu zeigen. Er bedauert sein frühes Ende, weil es ihn hindere, die sich gesteckten Ziele zu erreichen. Nachdem er mit sich abgeschlossen, zeigt sich unerwartet Hilfe. Ausführlich zeigt der Dichter, wie der Bergmann den Rückweg möglich macht, und mit welcher Freude beide vom harrenden Volke begrüßt werden. Zum Schluß deutet der Dichter den Engel der alten Sage als „des treuen Volkes Liebe“ und fügt hinzu, daß ein Kreuz den Ort der Not bezeichne und die Kunde davon auch im Volke lebe. Durch die Deutung der alten Sage wird der poetische Gehalt des Gedichtes merklich verflüchtigt.

4. Darstellungsweise.

Das Gedicht gehört zu einer Reihe von Romanzen, die der Dichter unter dem Titel: „Der letzte Ritter“ zu einem Ganzen vereinigt hat. Gegenstand derselben sind Begebenheiten aus dem Leben Maximilians I. Dem Gedicht fehlt, als Ganzes betrachtet, die innere Verbindung, die epische Einheit, also gerade das, worin der größte Wert einer epischen Dichtung besteht. Maximilian kommt zwar in allen diesen Romanzen vor; aber er ist gerade in den interessantesten, nämlich in denen, die den Krieg mit den Schweizern und den Sieg derselben darstellen, nicht die eigentliche Seele, der Mittelpunkt. Um das sein zu können, fehlen aber auch dem Kaiser Max wirklich die erforderlichen Eigenschaften, und man thut daher dem Dichter nicht Unrecht, wenn man sagt, er habe für den „letzten Ritter“ eine durchaus ungeeignete Person gewählt, habe sich in derselben vergriffen. Dagegen macht sich aber des Dichters Liebe zur Freiheit und zum Volke, zu deren Darlegung Maximilian dienen sollte, in allen Teilen des Gedichtes bemerklich.

Die Darstellung an und für sich ist lebhaft und dabei nirgends weitschweifig, die Sprache kräftig, dem Gegenstande angemessen. Man erkennt das an dem in Rede stehenden Gedicht recht deutlich, wenn man die denselben Gegenstand behandelnde Romanze von Collin (1772—1811) damit vergleicht. (Götzinger, Deutsche Dichter, I. 688.) Collin bleibt zwar der Sage treuer, und läßt namentlich einen Engel als Retter erscheinen; aber er wird so breit in der Erzählung und in Ausschmückung derselben, und läßt den Kaiser ein so langes, inhaltloses Gebet sprechen, daß der Eindruck des Gedichtes dadurch sehr geschwächt wird.

Unser Gedicht ist im Versmaße des Nibelungenliedes gedichtet. Die erste Hälfte jedes Verses schließt in der Regel mit einer überzähligen Silbe. Die Reime berühren sich und sind männlich.

5. Schriftliche Aufgaben.

Vergl. „Die Martinswand“ mit Uhlands „Überfall im Wildbad“.

2. Der letzte Dichter.

A. Grün, Gedichte. 12. Aufl. 1857. 191. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 133. — Lüben, Auswahl. III. 300.

Nachdem der Dichter durch einen prosaischen Menschen die Frage hat aufwerfen lassen, ob die Poeten noch nicht müde seien, zu dichten, und ob sie nicht längst alle Stoffe zu Gedichten behandelt hätten, bezeichnet er in einer langen, schönen Periode alles, was geeignet sei, einen Dichter zum Dichten zu begeistern, nämlich die Natur mit ihren erhabenen und lieblichen Gegenständen und Erscheinungen und das Menschenleben mit seinen Freuden und Leiden. Solange die Schöpfung, die der Dichter mit einer frischen Blume vergleicht, fortbestehe, solange werde gesungen werden, und erst der letzte Mensch der Erde würde zugleich der letzte Dichter sein. Damit soll zugleich gesagt sein, daß im Grunde kein Mensch ohne alle Poesie sei. Und das ist gut; denn „Gesang verschönt das Leben".

Ganz im Sinne des Dichters sagt Goethe: „Die Welt ist so groß und reich und das Leben so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird." (Eckermann, Gespräche mit Goethe. I. 54.) Der Mensch bleibt ewig der Mittelpunkt der Poesie. Alle Bahnen, in welche die Menschheit getrieben wird, alle Interessen, welche sie und die Zeit beherrschen, bieten dem Dichter stets neuen und reichen Stoff, seinen Empfindungszustand, das Gefühl der eigenen Seelenlage und das lebendige Gefühl der Zustände in ein Objekt zu legen, welches ihn nötigt, in jenen Empfindungszustand überzugehen, jene Zustände lebendig zu empfinden. Es ist also keine inhaltlose Phantasie, daß erst mit dem Menschen die Poesie erstirbt, der letzte Mensch auch der letzte Dichter ist, welcher die Welt in seine Empfindung aufgenommen und die Idee des Schönen für die Phantasie, sowie die die Idee spiegelnden und tragenden Phantasiegebilde hervorgebracht hat.

Das durch hohen Schwung und blühende Sprache ausgezeichnete Gedicht hat auch viele Nachahmungen hervorgerufen, von denen die beste ist: „Der letzte Christ", von Adolf Stöber. Gedichte. Hannover, 1845. 149. Str. 1 lautet:

„Die alte Christuslehre
Hat ihre Zeit verlebt;
Die reifgewordne Menschheit
Nach hellerm Lichte strebt."

Leben und Charakteristik A. Grüns.

I.

Anastasius Grün ist der Dichtername des Grafen Anton Alexander von Auersperg. Er wurde am 11. April 1806

zu Laibach in Krain „im deutschen Hause", dem Komthurgebäude des deutschen Ritterordens, geboren. 12 Jahre alt verlor er seinen Vater, der ihm als Erbteil Gurkfeld und die Grafschaft Thurn am Hart in Unterkrain hinterließ. Die ersten Kinderjahre verlebte Grün auf dem väterlichen Stammschlosse Hart. Anfänglich für die militärische Laufbahn bestimmt, trat er 1813 in das Theresianum und 1815 in die Ingenieur-Akademie in Wien, wo er auch später seinen philosophischen und juristischen Studien oblag und bis zu seinem 18. Jahre blieb. Nach dem Tode seines Vaters gab ihn seine Mutter in das gute Privatinstitut des Pater Klinkowström in Wien. Nur während der Ferien verweilte er in seiner Heimat, wo die Mutter seine Erziehung leitete. Diese Mutter liebte und verehrte er mit der ganzen Glut edelster Kindesliebe und widmete ihr auch seine erste Gedichtsammlung „Blätter der Liebe". Von 1825—28 bezog er die hohen Schulen von Graz und Wien und veröffentlichte schon damals eine Reihe schöner Poesieen, die er aber nicht in seine Gedichte wieder aufgenommen hat. Hierauf unternahm er verschiedene Reisen nach Frankreich, Nord- und Süddeutschland, Italien und Belgien. 1839 vermählte Grün sich mit der Gräfin Marie Attems, der Tochter des steyerischen Landeshauptmanns. Im April 1848 wurde er sowohl von den Ständen, als von den Litteraten Österreichs zu dem deutschen Vorparlament entsand, dann von dem Kreise Laibach zur Nationalversammlung gewählt, aus der er jedoch schon den 26. Sept. desselben Jahres wieder austrat, ohne eine bemerkenswerte Thätigkeit entfaltet zu haben. In einigen wichtigen Fragen stimmte er mit dem linken Centrum. Seine milde, dem Idealen zugewandte Natur scheint namentlich nach der Frankfurter Katastrophe am 18. Sept. (an welchem die Abgeordneten Auerswald und Lichnowsky ihrer Abstimmung halber von Aufständischen ermordet wurden) des öffentlichen Lebens überdrüssig geworden zu sein. In vormärzlicher Zeit ließ ihn das österreichische Polizeiregiment seine Freisinnigkeit mehrfach büßen, unter anderem, weil er die Vorschrift verletzt hatte, daß jeder Österreicher auch im Ausland Gedrucktes vorher der heimischen Censur zu unterwerfen habe. Mit Unrecht hat man ihm vorgeworfen, er habe seine politische Ansicht geändert, um die österreichische Kammerherrnwürde zu erlangen, die es ihm möglich würde gemacht haben, mit seiner Gemahlin bei Hofe zu erscheinen. In Bezug auf diese unwürdige Verdächtigung sagt er in der Einleitung seines Gedichtes „Nibelungen im Frack":

„Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sondrer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverei'n;
Der Knecht will Unterknechte, der Freiheit selbst kein Sklav' ich sein!"

Nach 1848 zog er sich in das Privatleben zurück und gab 1851

den Nachlaß und 1855 die Gedichte Lenaus heraus. 1860 wurde er vom Kaiser in den Reichsrat, 1861—67 in den Landtag und am 18. April 1861 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses berufen. Sämtliche Adressen des Herrenhauses in dieser Zeit stammen aus seiner Feder, sowie die Erklärung gegen das Ministerium Hohenwart 1871. Er starb in Graz den 12. Sept. 1876 an den Folgen eines Schlaganfalles. Schwer war sein Todeskampf; es schien, als wolle der Geist mit aller Gewalt das fliehende Leben festhalten, und vereinzelte Rufe, wie: „Nicht fertig, nicht fertig!“ und: „Tod, Tod, nein, o nein!“ die sich den Lippen des Sterbenden mühsam entrangen, zeugen davon, wie ungern er von der Erde schied, daß er seine Lebensaufgabe noch nicht erfüllt erachtete.*) Von seinem Streben nach Förderung der allgemeinen Bildung und Aufklärung seines Volkes spricht auch sein Testament: 30000 Fl., die er als Honorar für seine Schriften erhalten, bestimmte er zu Stipendien für Studierende seines Heimatlandes. Sein Universalerbe war sein einziger Sohn Theodor.

II.

Nachdem Auersperg manches Gedicht in Almanachen hatte erscheinen lassen, trat er 1830 unter dem Pseudonym Anastasius Grün mit einer Sammlung von Gedichten hervor, „Blätter der Liebe“ genannt. Manche derselben erinnern stark an Heine, sind zum Teil wirkliche Nachahmungen Heinescher Lieder. (Siehe Lüben, Auswahl. III. 302. „Das Blatt im Buche.“) Bald darauf erschien das schon erwähnte epische Gedicht, „Der letzte Ritter“, was sich ziemliche Teilnahme erwarb. Eine rasche Popularität verschafften ihm die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ (1831), in denen er einen poetischen Ton politischer Lyrik anschlug, wie er bis dahin noch nicht war gehört worden. Vom Kobenzlberge auf Wien herniederschauend, vergegenwärtigt er sich die Lage seines Landes, gedenkt der Prunksäle, an deren Pforten das Volk steht mit der Bitte um die Freiheit, „frei zu sein“; aber die Hindernisse, welche sich der Erfüllung dieser Bitte entgegenstellen, ziehen vor seinem geistigem Auge vorüber; er gedenkt der dicken und dünnen Pfäfflein, des Mautkordons, dessentwegen sich auch der Gedanke wie ein Schmuggler einschwärzen müsse, des Censors, der die erstandene Freiheit des Geistes töte, der geheimen Polizei, die auf Gedanken lausche, wie der Wilddieb im Forst, ob nicht ein allzufreier Hirsch arglos durch die Büsche bricht. So treten ihm die Bilder der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft vor die Seele,

*) Oder bezog sich dieser Ausruf nur auf das unvollendete Buch: „In der Veranda“, eine Sammlung der seit etwa 30 Jahren von Grün verfaßten, meistens schon in Zeitschriften und Albums gedruckten lyrischen Gedichte, von der während der Krankheit noch Korrekturbogen einliefen?

wobei er die seligste, klarste Hoffnung auf den Sieg der Freiheit nie verliert, deren Symbole: Adler und Lerche, Licht und Frühling, er mit einer unversieglichen Fülle großartiger Metaphern immer und immer wieder feiert. Wenn auch der strengere Gedanke mitunter bei diesem berauschenden Blumendufte einschlummert, der Dichter vergißt sein Ziel nicht, er kämpft gegen die isolierte Stellung Österreichs und die Schranken des Geisteslebens in jenen Landstrichen nicht mit dem Haß des Politikers, sondern mit der Liebe des Vaterlandsfreundes, dessen Waffe nicht das Schwert, „nein das Wort, Licht, Gesetz" ist.

In den Dichtungen, die der Sänger „Schutt" (1835) nannte, verließ er den provinziellen Boden und suchte zwischen den Trümmern einer zerfallenden Welt die Keime einer neuen, die ihm in Amerika aufzublühen schien und deren Ostermorgenrot ihm weder Kerker, noch Kloster verdecken konnte. Der „Turm am Strande", „Eine Fensterscheibe", „Cincinnatus" und „Fünf Ostern" sind die Dichtungen, welche im Schutt zu einem schönen Kranze gewunden sind.

In seinen gesammelten Gedichten, in denen er dieselben Gedanken, nur etwas anders geformt, ausdrückt, und die namentlich in den Abteilungen „Zeitgedichte" deutlich machen, daß alle gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, als habe er seine Gesinnung geändert, nichts als leichtfertige Verdächtigungen gewesen, tritt er vielseitiger auf, indem er dem schwungvollen Ernst den heitern Humor beigesellt, dabei freilich aber auch, wenn nicht in den Stoffen, so doch in der Form über die Grenzlinien des Einfachen hinausgeht und einer gewissen von ihm zuerst in Österreich und dann auch in Deutschland angeregten Art von Schwulst verfällt. Er häuft in Gedichten, die formell genommen nur Gleichnisse sind, Bilder auf Bilder, um den verglichenen Gegenstand mit dem, zu welchem er in Vergleichung gesetzt wird, allen Teilen nach in Übereinstimmung zu bringen.

In den „Nibelungen im Frack" (1843) lenkt Grün auf die verlassenen Pfade des „letzten Ritters" wieder ein; sie sind ein Übergangswerk, wichtiger für den Dichter, als für den Leser. Die Form ist der Nibelungenvers und der Inhalt hauptsächlich die große Leidenschaft des Herzogs Moritz Wilhelm, Administrators von Merseburg (1688—1733), zur Baßgeige. Der Dichter hat darin durch trefflichen Humor und durch scharfe Ironie die „Marotte" des Herzogs gegeißelt, zugleich aber auch der einseitigen politischen Poesie und der Mißachtung aller persönlichen Freiheit eine Niederlage bereitet.

Der „Pfaff vom Kahlenberg" (1850) ist zum Teil auf dem Grunde eines mittelalterlichen komischen Gedichtes auferbaut. Man hat beim Lesen das Gefühl, als fühle sich der Dichter nicht ganz mit dem heitern Stoffe in Einklang. Das Gedicht ist seinem

„geliebten Freund“ Nik. Lenau gewidmet. „Eine Lerche der Freiheit,“ sagt ein Beurteiler des Gedichtes, „besingt hier eine Nachtigall, die derselben Gottheit gedient, aber im dunkeln Gram des verworrenen Herzeleids, schon bevor die Sonne des Lichts über Österreich anbrach, qualvoll ermüdete und an sich irre verstummte.“

Viel Schönes, uraltem Volkstum Abgelauschtes, enthalten Grüns „Volkslieder aus Krain“ (1850), für welche er die vollste Übersetzertreue beanspruchte. 1864 erschienen von ihm die englischen Volksballaden über „Robin Hood“.

Litteratur.

Blätter der Liebe. Stuttg., 1830. 2,70 ℳ.
Der letzte Ritter, Romanzenkranz. Stuttg., 1830. 8. Aufl. Berlin, 1860. 6 ℳ.
Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hambg., 1831. 6. Aufl. 1861. 3 ℳ.
Schutt, Dichtungen. Lpzg., 1835. 11. Aufl. 1856. 4,20 ℳ.
Gedichte. Lpzg., 1837. 12. Aufl. Berlin, 1857. 3 ℳ.
Nibelungen im Frack. Lpzg., 1843. 2. Aufl. 1853. 2,25 ℳ.
Pfaff vom Kahlenberg, ein ländliches Gedicht. Lpzig., 1850. 6 ℳ.
Volkslieder aus Krain. (Übersetzt.) Lpzg., 1850. 3 ℳ.
Robin Hood, Nachdichtung engl. Balladen 1864.
In der Veranda. Eine Dichter-Nachlese. Berlin, Grote. 1877. 3 ℳ.
L. A. Frankl, Anastasius Grüns ges. Werke. 5 Bde. Berlin.
Serben-Lieder. Mitgeteilt v. P. v. Radics. Lpzg., 1879. 60 ₰.
Verschollenes und Vergilbtes von A. Grün, aus dessen Leben und Wirken v. P. v. Radics. Lpzg., 1879. 4 ℳ.

B. Schriften über Grün.

P. von Radics, Anastasius Grün u. seine Heimat. Stuttg., 1876. 2,50 ℳ

LXXX. Aug. Heinr. Hoffmann von Fallersleben.

1. Das Kind und sein Blümchen.

Hoffmann v. F. [Von meinem Blümchen], Gedichte. Lpzg., 1843. 532. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 25.

Die schöne Hinneigung eines Kindes zu der von ihm mit höchster Sorgfalt gepflegten Blume ist in lieblichster, innigster, echt kindlicher Weise ausgesprochen. Man kann es für ein gutes Zeichen halten, wenn Kinder sich mit solcher Innigkeit der Blumenpflege hingeben, und wird alle Zeit wohlthun, diese Neigung zu fördern.

Bei dem Ausdruck: „Wie's vor lauter Freuden weinet“, hat man natürlich an die Tautropfen zu denken.

E. Richter hat das Gedicht mit ansprechender Melodie versehen. S. Liedersamml. von Röder u. Huth. A. Unterstufe Nr. 38.

Aufgaben zu mündlicher, resp. schriftlicher Lösung.

1. Ein Blümchen (Erdbeere, Veilchen) erzählt seine Lebensgeschichte. 2. Ein Kind erzählt die Lebensgeschichte seines Blümchens.

2. Maiglöckchen und die Blümchen.

Hoffmann, Gedichte, Auswahl v. Frauenhand. Hannover, 1862. 154. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 28.

Ein liebliches Stück Frühlings-Blumenleben! Durch die Thätigkeit, welche die Blumen so harmlos und kindlich froh ausüben, werden sie in erwünschtester Weise belebt und der Kindesnatur näher gerückt; daher denn diese auch den Entschluß faßt, zu leben wie die Blumen.

Man muß das Lied nach der Besprechung und Einübung gleich singen lassen. J. B. Spieß hat es mit einer guten Melodie versehen. S. Liedersamml. von Röder u. Huth. A. Unterstufe Nr. 23.

Aufgaben zu mündlicher, resp. schriftlicher Lösung.

Das Maiglöckchen — Junker Reif — schildert das Frühlingsfest im Thal.

3. Das Lied vom Monde.

Hoffman, Gedichte. Lpzg., 1843. 556. — Auswahl von Frauenhand. Hannover, 1862. 148. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 61.

Die zärtlichste Mutter kann nicht liebevoller mit ihrem Kinde sprechen, als unser Dichter es hier thut. Wer es noch nicht weiß, wie man die Herzen der Kinder gewinnt und mit Liebe zur Natur erfüllt, der kann es aus solchen Gedichten lernen.

Durch die schöne Volksmelodie, der man es untergelegt hat, ist es längst Eigentum der Kinder geworden. S. Liedersamml. v. Röder u. Huth. A. Unterstufe Nr. 40.

4. Waldlied.

Hoffmann, Gedichte. Lpzg., 1843. 548. — Auswahl. Hannover, 1862. 70. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 112. — Lüben, Auswahl. III. 302.

Eine einfache Schilderung des schönen Waldlebens, ganz geeignet, uns zum Besuch eines nahen Waldes einzuladen und darin aus voller Brust das Lied nach der Volksmelodie von Zelter anzustimmen. S. Liedersl. v. Röder u. Huth. A. Unterstufe Nr. 47. Man lasse dem Lesen und Singen des Gedichtes eine Besprechung des Waldlebens vorangehen.

5. Eichhörnchen.

Ebendaselbst, 1843. 537. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 119.

Man schicke dem Besprechen dieses einfachen Gedichtes die Naturgeschichte des Eichhörnchens, wenn's sein kann, mit Benutzung eines lebendigen Exemplars, voran und hebe dabei besonders die Lebensweise des Tieres hervor.

6. Das Veilchen.

Ebendaselbst, 1843. 14. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 5.

„Wie mit Hoffnung zugedeckt.“ Grün ist bekanntlich die Farbe der Hoffnung. Da das Veilchen mit grün ganz bedeckt ist, so

darf es sicher hoffen, daß die Sonne auch zu ihm in den versteckteſten Winkel kommen und sein Leid in Freude verwandeln wird. Darum soll es froh sein und dem Harme nicht nachhängen.

7. Sonntag.

Ebendaselbst, 1843. 549. — 6. Aufl. Hannover, 1864. 277. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 12. — Lüben, Auswahl. III. 304.

Man suche den Kindern die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Sonntags für das leibliche und geistliche Menschenleben bei der Besprechung des dritten Gebots darzulegen und lese ihnen dann das Liedchen vor.

8. Husarenlied.

Ebendaselbst, 1843. 83. — 6. Aufl. Hannover, 1864. 303. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 85.

Dem Inhalte nach für Knaben vollkommen verständlich und ganz geeignet, den Vorsatz, einst tapfer und mutig für das Vaterland zu kämpfen, zu befestigen.

„Pallasch“, ein langes, breites, einschneidiges Schwert der Reiterei, namentlich der Kürassiere. Im 17. Jahrh. aus dem russischen, der palásch, poln. palasz, bei uns eingebürgert.

„Kartaune“, ein grobes Geschütz, eine große, kurze und dicke Kanone, aus mittellat. quartâna, Viertelsbüchse, d. h. eine Kanone, welche 25 Pfd. schwere Kugeln schoß.

9. Das treue Roß.

Ebendaselbst, 1843. 326. — 6. Aufl. Hannover, 1864. 394. — Lüben u. N. Leseb. III Nr. 123.

Das Lied wird am zweckmäßigsten gleich nach dem vorigen besprochen, da es gewissermaßen eine Situation des Husarenlebens weiter ausführt. Die darin ausgesprochene gegenseitige Liebe des Reiters und seines Pferdes ist wahrhaft rührend. Solche Liebe läßt Mißhandlungen der Tiere, die uns dienen, nicht aufkommen.

10. Sehnsucht nach dem Frühlinge.

Hoffmann, Gedichte. Lpzg., 1843. 529. — Auswahl. Hannover, 1862. 102. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 182.

Dieses Liedchen mit seiner Klage (Str. 1.), Sehnsucht (Str. 2 und 3.), Bitte (Str. 4.) und Zuversicht (Str. 5.) ist unmittelbar verständlich.

Hoffmann hat es selbst mit einer volkstümlichen Melodie versehen, die seit mehr denn 30 Jahren in unsern Schulen sich eingebürgert hat. S. Liedersf. v. Röder u. Huth. A. Unterstufe Nr. 66.

11. Das arme Vöglein.

Ebendaselbst. 6. Aufl. Hannover, 1864. 129. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 171. — Lüben, Auswahl. III. 303.

Grundgedanke: Singe, wie das Vöglein, dem Vater im Himmel Dank für die Gaben, die du so reichlich von ihm empfängst.

Komponiert von Maria Nathusius. S. Röder u. Huth, Liedersamml. A. Unterstufe Nr. 27.

12. Morgenlied.

Ebendaselbst, 1843. 16. — 6. Aufl. Hannover, 1864. 243. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 172. — Lüben, Auswahl. III. 303.

Der Dichter giebt in wenigen Zügen die Haupterscheinungen eines schönen Maimorgens an und hebt namentlich die am meisten auf das Gemüt wirkenden hervor: das Erbleichen der Sterne beim Hervorbrechen des Morgens, die tiefe Stille und der Nachtigallengesang, als deren Zweck Lob und Ehre Gottes bezeichnet wird. Hieran knüpft er dann die beruhigende Zusicherung, daß Gott, „der Vater alles Lichts“, stets zu seinen Lieben komme.

13. Abendlied.

Ebendaselbst, 1843. 189. — 6. Aufl. Hannover, 1864. 244. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 173. — Lüben, Auswahl. III. 304.

In der 1. Str. weist der Dichter auf die Ruhe hin, welche am Abend herrscht, in den beiden folgenden zeichnet er die rastlose, auch durch den Abend nicht unterbrochene Thätigkeit des Baches und vergleicht dann in der letzten das Menschenherz damit, dem nur Gott die wahre Abendruhe gewähren könne.

Christ. H. Rinck hat dies Lied komponiert. S. Liedersamml. v. Röder u. Huth. B. Oberstufe Nr. 16.

14. Wanderlied.

Ebendaselbst, 1843. 538. — 6. Aufl. Hannover, 1864. 300. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 175. — Lüben, Auswahl. III. 305.

Eine lebensvolle Anregung zu dem im Frühjahr neu gewährten Naturgenuß durch Wandern in Auen, Feldern und Wäldern.

Komponiert von F. E. Fesca. S. Liedersamml. v. Röder u. Huth. A. Unterstufe Nr. 28.

Schriftliche Aufgaben.

Uhland, Lenau und Hoffmann von Fallersleben, als Sänger von Naturliedern.

Leben und Charakteristik Hoffmanns von Fallersleben.

I.

August Heinrich Hoffmann wurde am 2. April 1798 in dem hannoverschen Marktflecken Fallersleben, unweit

Braunschweig, geboren, und schrieb sich danach später als Dichter „von Fallersleben“, ohne daß er die Welt damit täuschen wollte, als ob er von Adel sei, denn er singt im 1. Teile seiner unpolitischen Lieder S. 34:

„An meine Heimat dacht' ich eben,
Da schrieb ich mich „von Fallersleben“.
Ich schrieb's und dachte nicht dabei
An Staatscensur und Polizei. —
So schrieben sich viel Biederleute
Nach ihrem Ort und thun's noch heute,
Und keiner dachte je daran,
Durch von wird er ein Edelmann.“

Sein ziemlich wohlhabender Vater war „wohlehrsamer“ Kaufmann, Kirchenvorsteher und Burgemeister, in der westfälischen Zeit Kanton-Maire. Hoffmann erhielt 1812 seine Vorbildung auf dem Pädagogium in Helmstedt und seit 1814 auf dem Karolinum in Braunschweig, studierte dann vom Okt. 1816—18 in Göttingen und von 1819—21 in Bonn. Die Theologie, zu welcher ihn sein Vater bestimmt hatte, gab er aber schon nach Jahresfrist auf und beschäftigte sich ausschließlich mit sprachlichen und litterarhistorischen Studien. Sein Plan war, nach gehöriger Vorbereitung Italien und Griechenland zu bereisen. In Kassel lernte 1818 Jakob Grimm kennen und teilte ihm seinen Entschluß mit. Grimm erwiderte ihm freundlich: „Liegt Ihnen denn Ihr Vaterlaud nicht näher?“ Diese Worte machten auf Hoffmann einen so gewaltigen Eindruck, daß er alles andere aufgab und sich ganz der vaterländischen Sprache, Litteratur- und Kulturgeschichte zuwandte, denen er bis zum Tode treu blieb. Schon als Student veranstaltete er 1820 eine Sammlung von Liedern aus dem Volksmunde, der im nächsten Jahre ein „Lieder- und Romanzen-Cyklus“ folgte. Nachdem er Ostern 1821 in Bonn als Doktor der Philosophie promoviert und von Bonn aus die Rheinlande und Holland zur Erforschung der Volksdichtung durchreist, und von Michaelis 1821 an in Berlin als Privatdocent in der philosophischen Fakultät gewirkt, eine Zeitlang in Berlin gelebt hatte, wurde er 1823 Kustos an der Uuiversitätsbibliothek in Breslau, welches Amt er jedoch 1828 niederlegte. 1830 wurde er an der Universität daselbst außerordentlicher und 1835 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur. 1834 machte er eine größere litterarische Reise ins südöstliche und südliche Deutschland, auf der er in Prag und Wien wertvolle alte Gedichte entdeckte. 1836 bereiste er Dänemark, Norddeutschland und Holland, 1837 Belgien und Nordfrankreich, wo er in Valenciennes das verloren gegangene „Ludwigslied“ wiederfand. Im März 1839 ging er nach Wien, Salzburg, München, durch Tirol und die Schweiz nach Paris, wo er fleißig die königliche Bibliothek benutzte. Das

französische Leben und die französischen Zustände behagten ihm nicht sonderlich, trugen vielmehr noch dazu bei, seine Liebe zum Vaterlande zu steigern. (Siehe Lüben, Auswahl III. 305. „Mein Vaterland".) Nach und nach bemächtigte sich seiner das Heimweh und er sang: (Unpolitische Lieder, I. 158.)

„Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein!"

Das erste Lied, welches auf heimatlichem Boden seiner vom Heimweh genesenen Brust entquoll, war:

„Deutsche Worte hör' ich wieder —
Sei gegrüßt mit Herz und Hand!
Land der Freude, Land der Lieder,
Schönes heit'res Vaterland!
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost, mein Glück!"
(Unpolitische Lieder I. 159. —Lüben, Auswahl. III. 306.)

und dann in seinen deutschen Liedern aus der Schweiz (Lpzg., 1848. 16. — Lüben, Auswahl. III. 306.):

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt.*)

*) Über die Entstehung dieses Gedichtes erzählt Hoffmann in seinen Aufzeichnungen und Erinnerungen „Mein Leben" folgendes: „— Am 23. Aug. 1841 kehrten die meisten Hannoveraner (von ihrem Sommeraufenthalt auf Helgoland) heim. Ich fühlte mich sehr verwaist. Und doch that mir bald die Einsamkeit wohl: ich freute mich, daß ich nach den unruhigen Tagen wieder einmal auch mir gehören durfte. Wenn ich dann so wandelte, einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zu Mute, ich mußte dichten und wenn ich auch nicht gewollt hätte. So entstand am 26. Aug. das Lied „Deutschland, Deutschland über alles!" Am 29. Aug. spaziere ich mit Campe (Buchhändler aus Hamburg) am Strande. „Ich habe ein Lied gemacht, das kostet aber vier Louisd'or." Wir gehen in das Erholungszimmer. Ich lese ihm: „Deutschland, Deutschland über alles!" und noch ehe ich damit zu Ende bin, legt er mir die vier Louisd'or auf meine Brieftasche. Wir beratschlagen, in welcher Art das Lied am besten zu veröffentlichen sei. Campe schmunzelt: „Wenn es einschlägt, so kann es ein Rheinlied werden! Erhalten Sie drei Becher, muß mir einer zukommen." Ich schreibe es unter dem Lärm der jämmerlichsten Tanzmusik ab, Campe steckt es ein, und wir scheiden. Am 4. Sept. bringt mir Campe „Das Lied der Deutschen" mit der Haydn'schen Melodie in Noten, zugleich mein Bildnis, gezeichnet von C. A. Lill. An letzterem nichts gut, als der gute Wille. Hoffentlich werden meine Freunde ein besseres Bild von mir in der Erinnerung behalten haben."

Mit Jubel begrüßte er die neue freiere Zeit, welche mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. im Juni 1840 für Preußen anzubrechen schien. Da aber die von den meisten Liberalen jener Zeit erwartete Konstitution für Preußen ausblieb, und es mit den vom Monarchen vorgenommenen Verbesserungen im Staatswesen auch nur langsam vorwärts ging, fühlte er sich enttäuscht. In seiner Verstimmung ließ er sich im Sommer 1841 zu politischen Liedern verleiten, in denen er die bestehenden Verhältnisse in einer Weise angriff, welche den Behörden mißfiel. Die Folge dieser „Unpolitischen Lieder“ war, daß er auf Grund der Kabinetts-Ordre vom 20. Dezbr. 1842 am 14. Jan. 1843 seines Amtes ohne Pension entsetzt und aus dem preußischen Staate verwiesen wurde. Ohne Vermögen und ohne Gehalt, ganz auf litterarischen Erwerb angewiesen, schied Hoffmann aus Schlesien, ließ in Leipzig das erste Heft seiner „Kinderlieder“ drucken, und ging dann in seine Heimat, wo ihm aber der Aufenthalt auch nicht gestattet wurde. Nachdem er lange heimatlos umhergepilgert war, reiste er nach Italien und lebte dann längere Zeit am Rhein und in Mecklenburg, wo er sich 1845 Heimatsrecht erwarb. Im Oktober 1848 wurde Hoffmann in Preußen rehabilitiert und bezog von da an das gesetzliche Wartegeld als Pension. Im Sommer 1849 verheiratete er sich mit seiner Nichte, der braven und gebildeten Pfarrerstochter Ida zum Berge, und wohnte dann mehrere Jahre am Rhein, bis er 1854 einem Rufe nach Weimar als Bibliothekar folgte, wo er mit Oskar Schade das Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst herausgab. 1860 ward Hoffmann Bibliothekar des Herzogs von Ratibor auf Schloß Corvei an der Weser, wo er nach zwölftägiger Krankheit am 20. Jan. 1874 gestorben ist. Seine Leiche wurde den 23. Jan. in der Nähe der Klosterkirche neben seiner ihm längst vorausgegangenen Gattin beigesetzt.

II.

Hoffmanns fruchtbare Muse war empfänglich für alles Schöne in der Natur und im Menschenleben, und wußte die entzündeten Gefühle und Empfindungen mit einer Innigkeit, Sinnigkeit, Einfachheit und Treuherzigkeit zum Ausdruck zu bringen, daß sie wegen des abgelauschten Volkstones einen bedeutenden Ruf sich erworben hat. Recht viele der Lieder haben auch Aufnahme in die Schullesebücher gefunden, da sie sich durch kindlich reine Naivetät und anmutige Beweglichkeit auszeichnen, durchweht und durchduftet vom Hauche der Rosen, der Veilchen, der Wiesen und der Berge, der lieblichen deutschen Blumen, Bäume und Landschaften. Die meisten derselben sind komponiert worden, viele von Hoffmann selbst, wozu sie sich wegen ihrer wohllautenden Sprache und ihres geschmeidigen Vers- und Strophenbaues vorzüglich eignen, und werden von den

Kindern in den Schulen und auf den Gassen auch gern gesungen. Daß Hoffmann aber auch noch als ein Siebziger zeitgemäß singen kann und ein junges, für Vaterland, Sittlichkeit und Wahrheit erglühtes Herz hat, tritt uns in seinen Streiflichtern entgegen, wo er mit kecker, trotziger und wirkungsvoller Zunge gegen den Ultramontanismus und die Feinde des deutschen Reiches zu Felde zieht.

Allen seinen Liedern merkt man es aber an, daß der Minnegesang und das Volkslied, denen er die liebevollste Aufmerksamkeit und ein eingehendes Studium widmete, von glücklichem Einfluß auf seine tiefe Gemütlichkeit gewesen sind. Sein eigentümlicher poetischer Kreis ist auch das humoristische Lied, wie es in sorgloser Heiterkeit leichtfüßig dahinstreift, mehr neckisch berührend, als verletzend. Der Ernst des Erhabenen gelingt aber unserm Dichter ebensowenig als in der Regel auch das rein Sentimentale; doch mischt sich letzteres oft höchst anziehend in den Ton des Scherzes, der eben Hoffmanns eigenstes Dichten ist, und sich mit epigrammatischer Anschaulichkeit gefälligzuthunlich ausspricht. Wir haben in dieser Art Liedchen von ihm, die den schönsten beizuzählen sind.

Bleibendes Verdienst hat sich Hoffmann außerdem durch das Aufsuchen und Veröffentlichen älterer deutscher Litteraturdenkmale erworben, worauf wir jedoch hier natürlich nicht näher eingehen können.

Litteratur.

A. Hoffmanns Schriften.

Lieder und Romanzen. Köln, 1821. 1,15 ℳ.
Allemannische Lieder. Fallersleben, 1826. 5. Aufl. Mannh., 1843. 1,50 ℳ.
Gedichte. Breslau, 1827. — Lpzg., 1834. 2 Tle. — Neue Samml. Breslau, 1837. — Lpzg., 1843. — 9. Aufl. Berlin, 1887. 4 ℳ.
Jägerlieder. Breslau, 1828. 50 ₰.
Immergrün. Breslau, 1828. 50 ₰.
Buch der Liebe. Breslau, 1836. 1,50 ℳ.
Unpolitische Lieder. 2 Teile. Hamburg, 1840—41. 6 ℳ.
Deutsche Lieder aus der Schweiz. Zürich, 1842. 1845.
Fünfzig Kinderlieder mit Klavierbegl. v. E. Richter. Altona. 1,50 ℳ.
Fünfzig neue Kinderlieder nach Original- u. bekannten Weisen mit Klavierbegl. v. E. Richter. Stuttg. 4,50 ℳ.
44 Kinderlieder mit Klavierbegl. Neue Aufl. Lpzg., 1862. 1,50 ℳ.
Deutsche Gassenlieder. Zürich, 1843. 1845.
Deutsche Salonlieder. Zürich, 1844.
Hoffmannsche Tropfen. Zürich, 1844.
Maitrank. Paris, 1844.
Deutsches Volksgesangbuch. Mit 174 eingedr. Volksweisen u. Nachrichten über die Dichter und Tonsetzer. Lpzg., 1848. 1,20 ℳ.
Hundert Schullieder. Mit bekannten Volksweisen versehen u. herausgeg. v. L. Erk. 2. Aufl. Lpzg. 50 ₰.
Sammlungen und altdeutsche Forschungen in großer Zahl.
Lieder aus Weimar. 3. Aufl. Hannover, 1856. 1,50 ℳ.
Diavolini (Gedichte). 2. Aufl. Darmstadt, 1848. 1,75 ℳ.
Liebeslieder. Mainz, 1851. 1,60 ℳ.
Fränzchens-Lieder. Lübeck, 1859.
Schleswig-Holstein. Zehn Lieder. Cassel, 1864.

Kinderlieder, zum erstenmal ges. u. vollst. herausgeg. v. L. v. Donop. Berlin, 1878. 4 M.
Vaterlandslieder. Mit ein- und mehrstimmigen Weisen und Klavierbegl. versehen von Schletterer. Hamburg. 1,80 M.
Unsere volkstümlichen Lieder. Lpzg., 1869. 3,25 M.
Streiflichter, Berlin. Lipperheide, 1872. 1,75 M.
Gesammelte Werke. Berlin, 1893. 8 Bände.

B. Schriften über Hoffmann.

Mein Leben. Aufzeichnungen u. Erinnerungen von Hoffmann von Fallersleben. 6 Bände. Hannover, 1868. 31 M.
Gottschall, Hoffmann v. Fallersl. In Porträts u. Studien. 5 Bde. Lpzg., 1876.
A. Strodtmann, Dichterprofile. Stuttg., 1879. Bd. 1.

LXXXI. Abraham Emanuel Fröhlich.

1. Wiederfinden.

Fröhlich, Ges. Schriften. 1853. I. 6. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 129. Lüben, Auswahl. III. 307.

Der Dichter scheint in dieser Fabel nur auf den ununterbrochenen Kreislauf des Wassers hinweisen zu wollen. Ganz besonders schön sind die drei letzten Verse: „Mich im Meere jung zu baden.“ rc.

2. Die Nützlichen.

Ebendaselbst, 1853. I. Zweimal darin enth.: S. 9 u. 147. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 105. — Lüben, Auswahl. III. 307.

Zeile drei: Und ihr dürfet euch, vermessen.“ Sich vermessen, ahd sih fermëzan, mhd. sich vermëzzen = seine Kraft abmessend, sich kühnlich entschließen, mit zuviel Zutrauen auf sich selbst anheischig machen. „Vermessen“ ist ein verkürzter Satz = wie vermessen, kühn, übermütig, verwegen, tollkühn ist das.

Grundgedanke: Das Schöne hat volle Berechtigung neben dem Nützlichen. Krummacher spricht ihn in der Parabel: Die Biene und der Schmetterling so aus: Die Kornblume und der rotglühende Mohn, die zwischen den Halmen blühen, sollen den Herrn des Feldes erinnern, daß es noch etwas anderes giebt als den Staub der Furche und die Ähre, die aus ihm emporwächst, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen auch des Schönen und Guten gedenke, und von dem niederen Boden zu dem Höheren sich erhebe. (Vergl. auch Lübens Lesebuch, III. Nr. 55. Der Bauer und sein Kind von J. Sturm.) — Bei der materiellen Richtung unserer Zeit ist hierauf ganz besonders hinzuweisen, namentlich bei der Erziehung der Knaben darauf zu achten.

3. Einträglichstes.

Ebendaselbst. I. 10. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 106. — Lüben, Auswahl. III. 308.

Ein treffliches Seitenstück zur vorigen Fabel. Der Grundgedanke ist in den beiden letzten Zeilen ausgesprochen. Die Freude

am Schönen, Ideellen kann niederer, materieller Sinn nicht begreifen, der nur im Haben, Erwerben und Genießen seine Befriedigung findet.

4. Die Reisenden.

Fröhlich, Fabeln. 2. Aufl. Aarau, 1829. 14. (Fehlt in den ges. Schriften.) — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 107.

Diese Fabel stellt das langsame, gemütliche Reisen in schönen Gegenden, also das Fußreisen in Gebirgen, im Gegensatz zu den Fahrten auf staubigen Chausseen und klappernden, eilig dahin sausenden Eisenbahnen und giebt, wie billig, ersterem den Vorzug, wenn es sich darum handelt, „die Welt zu beschauen“.

5. Stadtleben.

Fröhlich, Ges. Schriften. I. 25. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 108. — Lüben, Auswahl. III. 308.

Grundgedanke: Das Streben, von andern sich bewundern zu lassen, wird oft mit scharfer Kritik belohnt. Erfreue dich daher deiner Gaben ungetrübt für dich und in engem Freundeskreise und geize nicht nach fremder Anerkennung. — Außerdem wird in der Fabel noch auf den Vorzug des Landlebens vor dem Stadtleben hingewiesen. Saaten, Himmel, Stadtgewimmel.

6. Turnen.

Ebendaselbst. I. 38. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 109. — Lüben, Auswahl. III. 308.

Grundgedanke: Kräftige den Körper durch Turnen.

7. Glauben.

Ebendaselbst. I. 265. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 110. — Lüben, Auswahl. III. 309.

Die von Gott dem Menschen ins Herz gelegte Sehnsucht nach einem besseren Jenseits ist eine tröstliche Wahrheit, der man gläubig nachzuleben hat.

Und was die innre Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

8. Wörterkur.

Ebendaselbst. I. 77. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 80. Auch mit der Überschrift: Unaussprechliches.

Grundgedanke: Der Zauber der Musik ist oft von größerem Einfluß auf das Gemüt, als der in Worte gekleidete Gedanke.

9. Lebensworte.

Ebendaselbst. I. 1. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 81. — Lüben, Auswahl. III. 309.

Grundgedanke: Neben der heiligen Schrift weist auch die Natur auf „Gottes Macht und Güte“ hin. Worte des Lebens, des Trostes und der Hoffnung predigen blühende Bäume aber nur dem, welchem die heilige Schrift Sinn und Herz erleuchtet hat.

10. Vettern.

Ebendaselbst. I. 23. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 82. Auch mit der Überschrift: Unterschied.

Grundgedanke: Das nachhaltig Wirkende ist dem leicht Vergänglichen stets vorzuziehen.

11. Zucht.

Ebendaselbst. I. 18. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 83.

Der Grundgedanke ist in den Schlußzeilen ausgesprochen:

„Viel besser gefiel,
Mir Zucht zu erwerben,
Denn zuchtlos verderben."

Wer Zucht hasset, der hasset das Leben. Die Frucht der Zucht ist sittliche Freiheit.

12. Allvergütung.

Fröhlich, Ges. Schriften. I. 66. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 84. Auch mit der Überschrift: Strenge Barmherzigkeit.

Grundgedanke: Um bessere Zustände herbeizuführen, bedarf es kraftvoller Maßregeln, unter denen freilich das Stillleben einzelner leiden muß.

Schriftliche Aufgaben.

Parallele zwischen den Fabeln nach Äsop, Lafontaine, den Lessingschen und Fröhlichschen Fabeln.

Leben und Charakteristik A. E. Fröhlichs.

I.

Abraham Emanuel Fröhlich, der hervorragendste schweizerische Dichter der Neuzeit, wurde geboren am 1. Febr. 1796, in dem ehemaligen Zollhaus zu Brugg im Kanton Aargau, wo sein Vater zuerst Gerber, dann 30 Jahre lang Schullehrer war. Neujahr 1811 besuchte er die Züricher Akademie (collegium humanitatis), wo er sich der Theologie widmete, aber auch philosophische und philologische Kollegien hörte. Nebenbei pflegte der dichterisch und musikalisch begabte Jüngling mit Vorliebe auch die freien Künste, vor allem den Gesang unter J. G. Nägeli, und erwarb sich große technische Fertigkeit auf dem Klavier, und solche theoretische Musikkenntnisse, daß er Männerchöre leiten und komponieren konnte, z. B. die beliebt gewordene Melodie zu Uhlands Gedichte: „Heilig ist die Jugendzeit". Nachdem er im Jahre 1817 ordiniert worden war, ward er Pfarrverweser zu Mönthal, mit der die Lehrstelle an der untern Lateinschule im nahen Brugg verbunden war. Von der Hochschule hatte er den Rationalismus und freie Lebensmanieren mit einem unerschöpflichen Humor mitgebracht, und bald war seine Wohnung zu Brugg für seine vielen Freunde der

Mittelpunkt heiterer Unterhaltungen im Gesang und Saitenspiel, die jedoch zur Folge hatten, daß er bei der Pfarrwahl in Brugg 1823 durchfiel. Im Unmut darüber fing er nun an, poetische Fabeln im politischen Gewand nach der lebensvollen Wirklichkeit zu verfassen, die er unter dem Namen „Demokritus Schmerzenreich" 1825 im Druck erscheinen ließ und in der 2. Aufl. 1829 bis auf 170 vermehrte. Damit begründete er seinen Dichterruhm; denn geistvoller als seine Vorgänger, ging er von der Natur, nicht von der Moral aus. 1827 wurde er zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Kantonschule in Aarau berufen, wo er zugleich noch als Religionslehrer am Schullehrerseminar zu wirken hatte und sich nun von der Satire zur Lyrik wandte, wovon hernach manche Proben in den von ihm mit W. Wackernagel und Hagenbach seit 1831 redigierten „Alpenrosen" erschienen. Die politischen Umgestaltungen i. J. 1830 fanden an ihm einen Gegner. Er erkannte den unheilvollen Kern dieser revolutionären Bewegung, stellte sich auf die Seite der Obrigkeit und sprach in der neuen Aargauischen Zeitung seine Überzeugungen gegen die Gegner offen und schonungslos aus. Und da sich sein früherer Rationalismus gemildert und gemütlich verklärt hatte, bis er ihn vollends ganz abstreifte und statt politischer Lieder voll feuriger Vaterlandsliebe jetzt Lieder über neutestamentliche Stoffe zu dichten anfing, wurde er am 31. Okt. 1835 nicht wieder auf seine Stelle an der Kantonsschule gewählt. Obgleich er nun einen Ruf an das Gymnasium zu Chur und an das zu Basel erhielt, wollte er doch dem Vaterlande lieber dienen und begnügte sich im Sommer 1836 mit der geringeren Thätigkeit als Lehrer und Rektor an der Bezirksschule in Aarau, mit der auch die Stelle eines Klaßhelfers (Hilfspredigers) verbunden war. Als solcher predigte er in den benachbarten Dörfern, und zwar mit Freudigkeit und großer Lebendigkeit, unterstützt von seiner natürlichen Rednergabe und reichen Schriftkenntnis, fing an, Bibelstunden und Missionsvorträge zu halten, um in der Zeit des Abfalls dem ernsten Glaubensleben aufzuhelfen und zog sich ganz vom politischen Schauplatze zurück. Hatte er schon zu Neujahr 1840 das Leben Ulrich Zwinglis in epischer Darstellung geschildert, so that er dies nun 1845 mit dem Leben Ulrichs von Hutten, 1856 mit dem des „Winfried, genannt Bonifacius, der Deutschen Apostel", und 1863 mit dem des Calvin.

Auch in seinen letzten Jahren trafen ihn schwere Schläge, der eine 1862, indem die Regierung seine einstimmig erfolgte Wahl zum Pfarrer im nahen Kirchberg verweigerte, und der andere 1863, indem er am 18. Jan. seine 43jährige Frau durch den Tod verlor. Von da an alterte er sichtlich, wollte sich aber von seinem Berufe gleichwohl nicht trennen. Da lähmte ihm am 13. Aug. 1865, als er sich eben ankleidete, um in Erlinsbach zu predigen, ein Schlag=

fluß seine ganze linke Seite. Er zog zu seinem Sohne nach Gebensdorf, wo dieser als Pfarrer angestellt war, und verschied dort den 1. Dezbr. 1865.

II.

Fröhlich hat sich besonders als Fabeldichter einen Ruf erworben, und zwar indem er diese Dichtungsart vorteilhaft erweiterte. Während nämlich die früheren Fabeldichter sich eine Moral wählten und dazu ein Kleid, eine Pflanzen- oder Tiermaske suchten, wandte er sich der Beobachtung der Natur zu, schuf Charakterbilder aus dem Tierleben und aus der Pflanzenwelt, die eine Lebensanschauung, eine Reflexion aus dem Gebiete der Moral, des socialen Lebens 2c. zugleich aussprechen, und gab dadurch seinen Fabeln eine seltene Frische und Wahrheit. Außerdem hat er 387 geistliche Lieder gedichtet, die zwar den echten Dichterton haben, aber mit wenigen Ausnahmen, keine Spur des Kirchentones, da sie meist zu sublim und rhetorisch oder allzu individuell gehalten sind. 195 derselben beziehen sich allein auf das Hinscheiden seiner einzigen, hochbegabten Tochter und auf den Heimgang seiner Frau.

Litteratur.

Ges. Schriften. Frauenfeld, 1853. 5 Bde. 12,60 ℳ. (Inh.: 1. Fabeln. 2. Lieder. 3. Ulrich Zwingli. 4. Ulrich v. Hutten. 5. Novellen.) — 6. Geistliche Lieder. Zürich, 1861. 3,40 ℳ. Die Fabeln sind auch einzeln zu haben. Fröhlich, Zur 100jährigen Geburtstagsfeier Hebels. Basel, 1861. Der Brand von Glarus. Eine Erzählung. Zürich, 1862. Der ungläubige Pfarrer. Eine Erzählung. Zürich, 1862. Johann Calvin. 10 Gesänge. Zürich, 1864. Trostlieder, neue Sammlung. Zürich, 1864.

LXXXII. August Kopisch.

1. Die Heinzelmännchen.

Kopisch, Gedichte. Berlin, 1836. 98. Gesammelte Wke. Berlin, 1856. 12. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 19. — Lüben, Auswahl. III. 310.

1. Erläuterungen.

„Die Heinzelmännchen" sind in der deutschen Volkssage Elfen, Kobolde, Hausgeister von winzigkleiner Gestalt, welche den Hausbewohnern unaufgefordert allerlei Gefälligkeiten erweisen. Stört man sie aber, so ziehen sie fort, oder rächen sich durch Neckereien u. Schädigung der Hausbewohner. Heinz ist die abgekürzte Form von Heinrich.

Str. 2. V. 9 u. 10 „berappten und kappten" sind technische Ausdrücke im Zimmererhandwerk. Kappen heißt: einem Baumstamme den obersten Teil, die Spitze, das Ende abhauen oder abschneiden; berappen soviel wie bewaldrechten, d. h. einem gefällten Waldbaume die Balkenform geben, ihn etwas kantig be-

hauen; einen Baumstamm auf zwei gegenüberliegenden oder auch auf vier Seiten nur vorläufig behauen, daß die Baumkanten breiter bleiben als die behauenen Stellen, der Stamm also nicht scharf vierkantig ist.

11. „visierten", sahen genau an, faßten ins Auge, nahmen aufs Korn, ordneten, richteten genau nach dem Lote.

4. V. 8. „Speile", richtiger Speiler, schieferstiftstarke, zugespitzte Holzstäbchen, um die Enden schwerer Würste zu verschließen und dem darunter angelegten Bindfadenhenkel einen besseren Halt zu gewähren.

5. V. 2. „Küfer" oder Küper, ein Böttcher oder Faßbinder, einer, der in großen Kellern und Weinhäusern die Behandlung des Weins zu besorgen hat.

8. „Kloben" sind Flaschenzüge, Gehäuse mit beweglichen Rollen zum Heben von Lasten.

11. „pantschen", auch plantschen, hantierten so hastig in Wasser oder Wein, daß es klatschend schallte, die Flüssigkeiten plätschernd umhergeschleudert, verschüttet wurden.

12. „manschten", mischten verschiedene Weine und Flüssigkeiten in betrügerischer Absicht untereinander, fälschten den Wein.

14. „geschönt", der Wein war durch künstliche Behandlung geklärt, hell, lauter gemacht.

6. V. 2. „Staatsrock" ein zum Staat, für besondere festliche Gelegenheiten dienender Rock.

7. V. 8. „Kufen", oben offene, tiefere Daubengefäße, Kübel, Wannen, Bottiche.

12. „vermaledeien" schmähen, verwünschen, verfluchen (den Anstifter der Hinterlist). Gegensatz benedeien.

8. V. 9. „schniegeln", zierlich, nett ankleiden, mit Sorgfalt herausputzen.

2. Gedankengang.

In der alten guten Zeit konnten die Menschen faulenzen und sich behaglicher Ruhe überlassen; denn die kleinen freundlichen Hausgeister besorgten fürsorglich, emsig und tadellos alle Berufsgeschäfte. Anstatt deren Fleiß und Kunst durch Gunst zu vergelten, behandelten die verwöhnten Menschen sie aber unwürdig und lösten leichtsinnig das angenehme und vorteilhafte Verhältnis, welches sie in dankbarer Anerkennung sich hätten erhalten sollen. Neugier und Hinterlist der lieblosen Menschen trieben die gutmütigen und selbstlosen Zwerge aus den Häusern. Mit Verwünschungen ziehen sie von dannen, um nie wieder zurückzukehren. Die Menschen müssen daher alles selbst thun und im Schweiße ihres Angesichts sich das tägliche Brot verdienen.

Das Gedicht zeichnet sich durch heitere, echt humoristische Auffassung aus und bringt, von gutem Vortrag unterstützt, eine große

Wirkung hervor. Der Strophenbau kann keck genannt werden; die Sprache ist lebendig und reich durch die häufig und glücklich angewandte Allitteration und den Reim. Die 4 ersten und die beiden letzten V. jeder Str. bilden den erzählenden Teil und sind jambisch, die dazwischen stehenden schildern die Thätigkeit der Heinzelmännchen und bestehen aus Daktylen und Trochäen.

2. Frankfurt a. M.

Kopisch, Gedichte. Berlin, 1836. 150. Ges. Wke. Berlin, 1856. III. 115. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 63.

In den ersten 7 Str. wird die Sage von der Gründung Frankfurts durch Karl den Gr. („Carolus Magnus") erzählt, in der 8. auf den Reichtum der Stadt und den Edelsinn ihrer Bürger hingewiesen und in der 9.—13. eine Vorstellung von der Festlichkeit bei den später dort vorgenommenen Kaiserwahlen gegeben. — Der letzte in Frankfurt gekrönte Kaiser war Franz II. Über die im ganzen sich immer gleich bleibenden Krönungsfeierlichkeiten vergl. man „Die Krönung Kaiser Josephs II." von Goethe im VI. Tl. von Lübens Leseb.

Die Verse haben 6 Hebungen, wie in der Nibelungenstrophe.

3. Morgenstunde hat Gold im Munde.

Kopisch, Ges. Wke. Berlin, 1856. I. 115, unter der Überschrift: „Hütchen". — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 118.

Eine treffliche, ganz verständliche Erklärung des die Überschrift bildenden bekannten Sprichwortes durch ein Beispiel, die jedoch die Etymologie des Wortes „Mund" = „Hand" unberücksichtigt läßt, weshalb wir sie hersetzen. Morgenstunde hat Gold im Mund, d. h. in der Hand. Bei den alten Deutschen stand die Frau als Mitglied des Staates unter der munt, d. h. dem Rechtsschutz des Hausvaters. Diese hausväterliche Gewalt, die auch über Verlobung und Heirat verfügt, altnord. die mund, sächsisch mund, ahd. munt, heißt: die flache Hand oder Hand. Noch heute nennen wir einen Mann, der die Reste dieser hausväterlichen Gewalt an der Stelle des Hausvaters ausübt, einen Vormund, d. h. einen zum Schutze über eine unselbständige Person Vorgesetzten, eigentlich: eine Vorhand, eine schützende, aber auch beschränkende Hand. Die Mundschaft übernahm nach des Vaters Tode der älteste Sohn. Der Sinn dieses Sprichwortes ist also: dem früh Arbeitenden wird materielle und geistige Belohnung zu teil.

L. Tobler in Zürich hat in der Germania XXV S. 80 dieses Sprichwort mythologisch zu deuten versucht, Mund in der Bedeutung von lat. „os" gefaßt und auf die goldenen Zähne des Lichtgottes Heimdall und einen zwar noch nicht ermittelten Feuerriesen Morgenrot, mit dem nord. Idi verwandt, verwiesen. Die Aus-

legung ist aber mehr gelehrt als wahrscheinlich, da sich auch dieses Sprichwort in der altnord. Litteratur findet, wo Mund nicht in der Bedeutung von „os“ genommen werden kann: Morgenstund hefir gull i mund; schwedisch lautet das Sprichwort: Morgonstund har guld i mund; denn mund bedeutet auch hier Hand, Schutz, Bevormundung; Einwilligung, Erlaubnis.

4. Malety und Malone.

Kopisch, Gedichte. Berlin, 1836. 160. Ges. Wke. Berlin, 1856. I. 257. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 128.

Eine poetische Erzählung, welche an einem Beispiele die nachteiligen Folgen zeigt, welche daraus erwachsen, wenn jeder eigensinnig an seiner Meinung festhält und überall nur seinen Vorteil im Auge hat. Das Beispiel ist sehr gut gewählt und darum überzeugend. Die Str. bestehen aus 4 V., jeder V. hat 3 Hebungen; das Metrum ist teils ein jambisches, teils ein jambisch-anapästisches. V. 2 u. 4 schließen mit männlichem Reim, V. 1 u. 3 bleiben reimlos.

5. Blücher am Rhein.

Kopisch, Gedichte. Berlin, 1836. 47. Ges. Wke. Berlin, 1856. I. 355. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 129. — Lüben, Auswahl. III. 314.

Dies kleine Gedicht zeigt in höchst gelungener Weise die bekannte Entschlossenheit und den Mut des gefeierten Helden Blücher. Die Wirkung der Blücherschen Aussprüche ist wesentlich durch die damit verflochtene Rede der Zaghaften und Bedenklichen gehoben worden. Das Gedicht ist darum ganz geeignet, die Kinder auf die gute Wirkung der Gegensätze überhaupt aufmerksam zu machen.

6. Der Grafensprung bei Neu-Eberstein.

Ebendaselbst, 1836. 163. Ges. Wke. Berlin, 1856. III. 118. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 130.

Diesem Gedichte liegt folgende Sage zu Grunde: Wolf von Eberstein hatte eine Fehde mit Graf Eberhard von Württemberg. Dieser zog mit großer Heeresmacht gegen die Burg Alt-Eberstein und zerstörte dieselbe. Der Graf von Eberstein machte hierauf einen Anschlag, den Württemberger im Wildbad zu überfallen und gefangen zu nehmen. Das Vorhaben mißlang und Wolf wurde in die Reichsacht gethan. Nun suchte er eine Freistätte auf dem Schlosse Neu-Eberstein, wo man ihn freundlich aufnahm. Sein Aufenthalt daselbst blieb jedoch nicht lange verborgen, und er mußte sein Heil in der Flucht suchen. Um die Morgendämmerung wollte er das Schloß verlassen; er hatte ein rasches Pferd und war gut bewaffnet. Allein die Feinde hatten in der Nacht alle Ausgänge am Fuße des Berges besetzt bis an die Murg, die unten an der jähen Felsenwand vorüberrauscht. Jetzt mußte der Geächtete

keinen Rat, doch sagte er endlich zu sich selbst: Ich will lieber sterben, als lebendig in die Hände meiner Widersacher geraten, die ihren Spott mit mir treiben würden. Er lenkte jetzt sein Pferd auf die über den Fluß hinausragende Felsenkuppe, gab dem Roß die Sporen und sprengte hinab in die Tiefe. Glücklich erreichte er das andere Ufer und nahm seinen Weg zu dem Pfalzgrafen. Die Stelle auf dem Felsen oben heißt noch jetzt der Grafensprung. (A. Schreiber, Sagen aus d. Rheingegenden 2c. Frankf., 1848. S. 192.)

Über den Wolf Eberstein vergl. man, was in der Erläuterung zu Uhlands „Graf Eberhard der Rauschebart“ gesagt worden ist.

Leben und Charakteristik A. Kopischs.

I.

August Kopisch wurde am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren. Seine Eltern waren wohlhabend und gebildet, daher imstande, ihm eine gute Erziehung zu geben. Schon früh regte sich der Trieb zum Dichten in ihm, und bereits als Gymnasiast hat er manches Gedicht gemacht. 1815 bezog er die Prager Kunstakademie, wußte jedoch nicht recht, ob er sich der Dichtkunst oder der Malerei, die ihn ebenfalls sehr anzog, widmen, ob er die griechischen oder die altdeutschen Dichter zum Gegenstande seiner Studien machen sollte. Am meisten neigte er sich zur Malerkunst hin. Nachdem er in Prag und später in Dresden treffliche Vorstudien dazu gemacht hatte, schien ein bisher gering geachtetes körperliches Übel seine Pläne und Träume vereiteln zu wollen. Er hatte nämlich vor Jahren als Knabe beim Schlittschuhlaufen einen Fall gethan, bei dem er sich die rechte Hand verstauchte; als Folge davon stellte sich mit der Zeit eine erschwerte Biegsamkeit des Handgelenks heraus, die ihm bei mäßiger Anstrengung einen durch den ganzen Arm ziehenden heftigen Nervenschmerz zuzog, so daß er oft nach wenigen Minuten Griffel oder Pinsel weglegen mußte. Von Dresden reiste er behufs seiner Vervollkommnung als Maler nach Rom. Sein Übel trat aber hier mit solcher Heftigkeit auf, daß er die Malerei bis auf weiteres ganz aufgeben mußte. Er beschloß nun, sich der Dichtkunst zu widmen, wozu es ihm nicht an Beruf fehlte. Er dichtete viel und versuchte, den serbischen Dichtern, die weder schreiben noch lesen konnten, nachahmend, im Kopfe zu dichten, was ihm auch trefflich gelang. Besonders fühlte er sich zur Volkspoesie, wie sie sich im öffentlichen Leben Roms und Neapels kundgiebt, hingezogen; die derbe Volkskomödie, die Späße des Pulcinella entzückten ihn; der beliebte Possendichter Camerano war sein vertrauter Freund und brachte ihn sogar unter dem Namen Don Augusto Prussiano zum großen Jubel des Volkes

und seiner Freunde aufs Theater. Dadurch entwickelte sich in ihm der Gedanke, die italienische harmlose Lustigkeit auf das deutsche Theater zu übertragen, das derselben bekanntlich so sehr entbehrt. Seine derartigen Versuche sind nicht besonders gelungen, haben indes doch im engern Kreise viel zur Erheiterung beigetragen. Eifrig durchforschte Kopisch die Insel Capri und entdeckte daselbst die seitdem berühmt gewordene „blaue Grotte", eine Höhle mit niedrigem Eingange, die alle Gegenstände im schönsten Blau erscheinen läßt. Er bereiste auch die Insel Sicilien, um an Ort und Stelle ein großes episches Gedicht (den Krieg der Normannen mit den Saracenen) im Kopfe zu dichten. In Neapel, wo er lange verweilte, lebte er in vertrauter Freundschaft mit Platen, wie wir schon bei diesem Dichter erwähnt haben. 1828 kehrte er nach Deutschland zurück und hielt sich zunächst in seiner Vaterstadt Breslau auf. 1830 führte ihn Hoffmann von Fallersleben dort in einen Kreis junger Männer, die zu einem poetischen Verein zusammengetreten waren, in dessen Sitzungen nur eigene Erzeugnisse vorgelesen und mit Freimut beurteilt wurden. Für diesen Verein war Kopisch sehr thätig, lieferte auch zahlreiche Beiträge zu einem Bande Poesieen, die dieser Dichterbund zum Besten der durch die Cholera Heimgesuchten herausgab. Eine von ihm darin mitgeteilte Novelle, „Ein Karnevalsfest auf Ischia", erhielt die allgemeinste Anerkennung.

Durch die langen Reisen war das väterliche Erbteil so weit zusammengeschmolzen, daß Kopisch auf künstlerischen Erwerb Bedacht nehmen mußte. Zum sogenannten Litteratenleben hatte er keine Lust, würde auch nicht dazu gepaßt haben, da er sich den Launen des lesenden Publikums nicht anbequemen mochte, vielmehr danach strebte, dasselbe zu sich heraufzuziehen. Daher beschloß er, die früher mit so vieler Neigung gepflegte Malerei wieder aufzunehmen. Von den aus Italien mitgebrachten landschaftlichen Skizzen führte er eine Anzahl höchst charakteristisch aus und fand auch Gelegenheit, sie zu verwerten. Seiner künstlerischen Vervollkommnung halber zog er nach Berlin und kam dort in kurzer Zeit mit den bedeutendsten Künstlern in Berührung. Mehrere von seinen daselbst ausgeführten Landschaften erlangten auf der Berliner Kunstausstellung allgemeinen Beifall und gingen in den Besitz des kunstsinnigen Kronprinzen, des nachmaligen Königs von Preußen, Friedrich Wilelm IV., über.

Kopisch vernachlässigte aber unter diesen malerischen Arbeiten die Poesie durchaus nicht. 1836 erschien eine Sammlung seiner Gedichte, von denen besonders die naiven Darstellungen drolliger Volksmärchen großen Beifall erhielten und späterhin auch wesentlich bereichert, selbständig erschienen. Viele seiner Gedichte wurden von namhaften Künstlern komponiert, was nicht wenig beigetragen

hat, sie bekannt und populär zu machen. In diese Zeit fällt auch die durch große Treue sich auszeichnende Übersetzung der „Göttlichen Komödie" Dantes. Fünf Jahre lang hat er diesem Werke den größten Teil seiner Abend- und Nachtstunden gewidmet.

Als der Kronprinz von Preußen den Thron bestiegen hatte, versammelte er einen Kreis namhafter Künstler und Gelehrten um sich und förderte ihre Bestrebungen. Auch Kopisch wurde nicht übersehen. Um ihn dem Könige näher zu bringen, erhielt er eine Anstellung beim Hofmarschallamte, die zwar nur mit mäßigem Gehalte verknüft war, ihm aber dafür auch nur wenig zu thun gab: er hatte nämlich die Aufsicht über die in den königlichen Schlössern sich befindenden Kunstgegenstände zu führen. Zuweilen wurde er auch in den königlichen Familienkreis gezogen, um etwas vorzulesen, besonders seitdem Tieck durch häufige Kränklichkeit verhindert ward. Ganz seiner künstlerischen Doppelnatur entsprechend, erhielt er den Auftrag, eine historische Beschreibung der königlichen Gartenanlagen zu Potsdam mit Illustrationen zu liefern. Der nächste Vorteil, den er davon hatte, war eine reizende Gartenwohnung bei Sanssouci, welche der König ihm anwies; der vollendeten Arbeit sollte er sich leider nicht mehr erfreuen. 1844 erhielt er den Ehrentitel „Professor".

Nachdem Kopisch durch königliche Gunst eine glückliche und sorgenfreie Existenz erlangt hatte, verheiratete er sich mit einer Tochter des durch seine musikalischen Schriften vorteilhaft bekannten Juristen C. Winderfeldt. Das ihm dadurch zu teil gewordene Glück war jedoch nur von kurzer Dauer. Schon nach Jahresfrist traf ihn am 6. Febr. 1853 ganz unerwartet ein Schlagfluß und entriß ihn für immer seinem jungen häuslichen Glück und seinen zahlreichen Freunden.

II.

Kopisch war im wahren Sinne des Wortes eine Künstlernatur. Seine lyrische Poesie ist eine fast improvisatorische und ungemein glücklich im treuherzigen Humor. Der Wein, alte schelmische Sagen und Volksschwänke (siehe Lüben, Auswahl III. 313 „Der Schneiderjunge von Krippstädt"), geschichtliche Stoffe werden von ihm in origineller Weise mit großer Vorliebe und seltenem Glücke poetisch bearbeitet. Seine Sprachfertigkeit ist bedeutend. Am volkstümlichsten von seinen Liedern ist seine „Historia von Noah" (Als Noah aus dem Kasten war"), komponiert von Reißiger, und „Der Trompeter" („Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt").

Wir schließen diese kurze Charakteristik mit der 1. Str. aus Platens Ode: „An August Kopisch":

„Stets, doch immer umsonst unter dem fremden Volk,
Sei's auch milde gesinnt, sucht' ich ein zärtliches,
Huldvolles Gemüt, wie du bist,
Ein erwünschtes Gespräch, wie deines."

Litteratur.

Karnevalsfest auf Ischia. Breslau, 1831.
Gedichte. Berlin, 1836. 5,25 ℳ. (Darin auch Übersetz. aus d. Neapolitan., Sicilianischen rc. rc.)
Agrumi. Berlin, 1837. (Italienische Volkslieder.) 6 ℳ.
Übersetzung Dantes. Berlin, 1837. 12 ℳ.
Allerlei Geister. Märchen, Lieder, Sagen u. Schwänke. Berlin, 1848. 2. Aufl. 1852. 3 ℳ.
Ges. Wke. Geordnet u. herausgeg. v. Freundeshand (Prof. K. Böttícher). 5 Bde. Berlin, 1856. 8 ℳ. (Der letzte Bd. enth. d. Biographie d. Dichters.)

LXXXIII. Robert Reinick.

Reinick war wie sein Kunstgenoß Kopisch eine durch und durch lebensfrohe, heitere und kindliche Natur; der Grundton aller seiner Lieder ist darum auch Humor und Naivetät:

„Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
„Wie ein Kindlein möcht' ich spielen!"

ist das seine Dichtungen charakterisierende Merkmal. Denn die helle, jauchzende Freude an der Natur, die frische, unschuldige Lebenslust in ihr, der heitere Humor und die liebenswürdige Schalkhaftigkeit, die Einfachheit und Innigkeit, die Wahrheit und Reinheit der Empfindung, die kindliche Frömmigkeit und Unschuld, von der alle seine Gedichte beseelt sind, können nur aus einem kindlich-liebenswürdigen Gemüte kommen. Gleich den Vöglein im Lenz, frei und ungezwungen, aus voller warmer Sängerbrust läßt er seine frischen, süßen Weisen ertönen, jauchzt ohne alles Grübeln, ganz dem Drange seiner kindlich-glücklichen Natur hingegeben, in die Welt hinein, was sich in seinem Herzen regt.

Wie wahr, treuherzig und sinnig charakterisiert er in seinem „Deutschen Jugendkalender" die 12 Monate des Jahres und das fröhliche, unschuldige Leben und Treiben der Kinder darin! (Vergl. Lüben u. N., Lesebuch. II. Nr. 171. September. Nr. 187. Oktober. Nr. 189. Der Jäger. Nr. 198. November. Nr. 202. Dezember. III. Nr. 1. April. Nr. 20. Mai. Nr. 43. Juni. Nr. 64. Juli. Nr. 88. August. Nr. 171. Februar.)

Wie sinnig ist seine Naturanschauung, wie lieblich und wohlig seine Kindesnatur, wie anheimelnd ihr plauderhafter, wie Kinderunterhaltung klingender Ton in folgenden Stücken: Lüben u. N., Lesebuch II. Nr. 23. „Nur nicht verzagt!" Die Kinder eilen fröhlich aus Kammer und Stuben hinaus in den Mai. Auch die Schnecke möchte in die Frühlingsluft wandern. Da sie aber nicht vom Hause fortkann, nimmt sie es vergnügt auf dem Rücken mit.

In Teil II. Nr. 32. „Kind und Lerche" befragt er wie ein naives Kind die Lerche nach der Ursache ihres lustigen Gesanges und erhält als Antwort: es sei der Dank für Gottes Vatergüte und fordert es auf, aus gleichem Grunde mit ihr dessen Lob zu singen. In II. Nr. 65. „Mutter und Kind" erfährt er auf Befragen von Mutter und Kind den Grund ihrer gegenseitigen innigen Liebe. Teil II. Nr. 159. „Katze und Schwalbe." Kätzchen schleicht auf dem Dache einer kleinen Schwalbe nach, die rechtzeitig sich aber erhebt und aus der Luft zum Dache hernieder höhnend dem Feinschmecker zuruft, zu solchen Zwecken sich doch erst die Flügel wachsen zu lassen. Teil II. Nr. 169. Die freche Gesellschaft der Enten, Tauben und Spatzen, Herr Hahn mit seinem Hofstaate und seiner Familie hat uneingeladen an dem von den Kindern verlassenen Kaffeetische im Garten Platz genommen. Bei Rückkehr der Kinder vom Spaziergang und Spiel fliegt aber die Gesellschaft vom Schmaus mit Saus und Braus zum Garten eilig hinaus.

Im „Sommerlied" (II. Nr. 101) ladet der Sommer, der zum Nützlichen und Notwendigen auch das Schöne bietet, die Kinder ein, die zwischen das Korn für sie hingesäten Kornblumen und Klatschrosen zum Kranze zu pflücken, und verheißt, bei feinem Betragen, ihnen auch die Schmetterlinge, den rufenden Kuckuck und die musikalischen Frösche zu senden.

Gleiche Einladung läßt der lustige, blanke Sonnenschein, das an die Fensterscheiben pickende Vögelein und der fruchtbeladene Apfelbaum an einen Knaben ergehen, der emsig bei seinen Büchern und Schularbeiten sitzt. Obwohl sie einschmeichelnd zu Spiel im hellen Sonnenschein, im grünen, blumigen Walde unter blauem Himmel locken, der Apfelbaum dem Knaben auch die für ihn gereiften Früchte verspricht, läßt dieser sich doch nicht stören, sondern fertigt gewissenhaft die Versucher mit der Erklärung ab, seine Aufgaben erst fertigen zu wollen. Als er aber seine Pflicht erfüllt hat, eilt er lustig zum Garten hinaus und jauchzt aus voller Brust, begrüßt vom lachenden Sonnenschein, vom singenden und freundlich nickenden Vogel und beschenkt vom rauschenden Apfelbaum. (S. Lüben u. N., Lesebuch III. Nr. 61. — Lüben, Auswahl III. 315.)

Das Gegenbild liefert er in dem Gedichte „Der Faule" (II. Nr. 91). Das Lernen ist dem faulen Knaben eine nutzlose, vergebliche Thätigkeit, weshalb er bei schönem Wetter die Schule schwänzt. Um aber die Zeit zu verbringen, spielt er den Lehrmeister des Hundes. Als Spitz die Kunststückchen nicht gleich zur Zufriedenheit lernen und ausführen kann, ermahnt er altklug ihn zu Fleiß und Aufmerksamkeit, nennt den knurrenden, unwilligen Zögling einen faulen Wicht, der Strafe verdient, was der hinzukommende strenge Vater aber auch dem verblüfften Sohne zu bedenken giebt.

Bei all dieser Heiterkeit und kindlichen Lebenslust, die oft an schalkhaften Übermut streift, fehlt Reinick doch auch jene gläubig-fromme Seite nicht, die in allen humoristischen Naturen durchklingt, und ihr einen leisen Anflug des Sanft-Elegischen verleiht. Mitten unter den Liedern des Scherzes und des frischesten Humors tönen deshalb bei ihm nicht selten Klänge hindurch, die den Leser in eine feierlich-fromme Stimmung versetzen und oft so herzergreifend sind, namentlich, wo er den Frieden der Natur schildert, daß man nicht weiß, ob man den Dichter mehr seiner lachenden Heiterkeit, als seines lächelnden und doch so seelenvollen Ernstes wegen lieben soll.

Lüben u. N., Lesebuch II. Nr. 117. „Abends im Walde“ belauscht er am Sommerabend die trinkenden Rehe und ihr lustiges Waldleben, kann sich nicht sattsehen daran und möchte als Maler im Bilde sich's fixieren, obgleich das Ganze selbst ein liebliches Genrebild ist, wie Teil IV. Nr. 25 „Die Hirsche im Wildgarten,“ wo er mit den Hirschen plaudert, sie wegen ihres idyllischen Vollglücks preist, das diese aber nicht zugestehen können, da ihre Gefangenschaft nur Spaziergänge erlaubt und ihre Lust sich in Traurigkeit verwandelt hat.

Welch herzinnige Frömmigkeit, gesunder, christlicher Geist und kindliche Milde pulsieren in den beiden Gedichten: „Christkindchen“ und „Weihnachtsfest!“

In „Christkindchen“ (Lüben u. N., Lesebuch II. Nr. 221) offenbart er uns die lieblichen Träume der frommen Kinder in der heiligen Nacht, da drei Engel mit dem holden Christkindlein durch den Himmelsraum fliegen und den in ihren Bettchen schlummernden Kindlein den Weihnachtsbaum und die schönen Geschenke zeigen, und im „Weihnachsfest“ (IV. Nr. 183) macht er uns zu Zeugen der Christbescherung und der frommen Freude in Hütten und Palästen und gedenkt dabei der heiligen Nacht, da die Engel die Geburt des Heilandes verkündigten und die Hirten den Lobgesang vernahmen: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

In Teil II. Nr. 232 „Die heiligen drei Könige“ zeigt er uns die symbolisch verkleideten Knaben und ihr kindlich-frommes Spiel am heiligen Dreikönigstage.

Seine zahlreichen Natur- und Frühlingslieder sind so klar und frisch und offenbaren so helle kindliche Lust an und in der Natur, daß einem das Herz vor Wonne laut jauchzen und aufblühen möchte. Da klingt und schmettert alles aufs fröhlichste durcheinander, da lacht uns die ganze sonnig heitere Welt da draußen mit ihrem reichen Blütenduft und Blütenschnee, mit ihrem Tauglanz und Vogelsang in die Seele. Welch ein kindlicher Jubel erklingt in den „Frühlingsglocken“ (Lüben, Auswahl III. 316), worin in der naivsten Weise durch das Läuten des Schnee-, Mai-

und Blauglöckchens Ankunft, Hochzeit und Abzug des Frühlings verkündet und gefeiert wird, und jedes Gemüt die wechselnde Stimmung von Freude und Leid mitempfindet. Ebenso fröhlich ist das Frühlingslied: „Lied der Freude" (Juchhe!) [Lüben u. N., Lesebuch IV. Nr. 186. — Lüben, Auswahl III. 317], wo der Ausruf der Freude: Wie ist doch die Erde so schön! variiert wird.

Ist in diesen Gedichten nichts als lauter Lust und Freude, so geht durch andre doch auch wieder ein Ton sanfter Weihe, ein stiller ernster Zug der Natursinnigkeit, kindlicher Frömmigkeit und echter Vaterlandsliebe. Man lese „Sonntags am Rhein" (Lüben, Auswahl III. 317), ein kleines Landschaftsgemälde voll ruhig heiterer Stimmung. Der leise Zug frommer Vaterlandsliebe, der hier dem Ganzen eine liebliche Haltung giebt und das Malerisch-Schöne vergeistigt, bricht aber hell hervor in dem Liede: „Mein Vaterland" (Lüben, Auswahl III. 318). Herzlich begrüßt er das liebe schöne, deutsche Vaterland, das ihn vom Zauber des Heimwehs erlöst, so daß er wieder fröhlich singen kann.

„Reinick ist eben ganz eine lyrische und gefühlsreiche Natur, ein Dichter des Gemüts, der, unbekümmert um die Interessen der Gegenwart und des Geistes, nur die anmutigen Empfindungen und Bilder wiedergiebt, die ihm durch die Seele zogen, die heitere Frühlingswelt, die unschuldige, naive Liebe und die gesellige Lust besingt. Zeigt sich so in dem Geiste seiner Dichtung das Liebliche und Wohlige einer echten Kindesnatur, wie sie in Lust und Leid, in Scherz und Ernst zu Tage kommt, so hat sich diese auch in der Form und Darstellung derselben ausgeprägt. Die meisten seiner Lieder haben etwas überaus Leichtes, Gefälliges, Munteres und Klangreiches und ihr ganzer Bau, ihr zierliches Reimgebäude, ihr Wechsel von kurzabgebrochenen und langgezogenen Zeilen, ihr Reichtum an refrainartigen Schlagwörtern erinnert unwillkürlich an den Lerchentriller und Nachtigallenschlag und macht es hinlänglich begreiflich, daß über 100 Komponisten, darunter namhafte wie Marschner, Reißiger, Kücken, Spohr, Lindpaintner, Schumann ihnen so gefällig-liebliche Melodieen unterlegen konnten. So sind die meisten Lieder durch und durch musikalisch, und doch können sie auch wiederum den Maler nicht verleugnen. Denn fast in jedem ist ein pittoresker Moment zu finden, fast aus jedem taucht ein naives Genrebildchen oder eine phantastische Arabeske vor der Seele des verständnisinnigen Lesers auf; und darum ist es denn auch anderseits nicht zu verwundern, wenn mit der Musik zugleich die Zeichenkunst wetteiferte, diese Lieder ins Publikum einzuführen, und die berühmtesten Maler, wie Lessing, Bendemann, Schadow, Schrödter, Achenbach, Steinbrück Sohn, Ehrhardt, Kretzschmer, Plüddemann, Rethel, Hübner, Bürkner u. a. sie mit den sinnigsten Randzeichnungen ausstatteten." (Barthel.)

Leben und Charakteristik Reinicks.

Robert Reinick, wie sein Freund Kopisch Maler und Dichter zugleich, wurde am 22. Februar 1805 in Danzig geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Seine schwächliche Gesundheit hielt ihn als Kind von dem Umgange mit Altersgenossen und von der Teilnahme an den gewöhnlichen Kinderspielen ab, weckte aber eben deshalb in ihm den Sinn für Naturschönheit, künstlerische Beschäftigung (kleine Tuschzeichnungen, Kinder- und Engelgestalten in Wachs modelliert, Tiere, Geräte und kleine Landschaften aus Papier geschnitten) und wissenschaftliches Studium. Auf dem Danziger Gymnasium, das er bis 1825 besuchte, entwickelte sich in ihm, angeregt durch die Lektüre des Homer und Theokrit, nicht nur eine starke Neigung zur Poesie und dichterischen Versuchen, sondern auch ein vorherrschender Trieb zur Kunst, so daß er nach beendigter Schulzeit auf den Universitätsbesuch verzichtete und den Entschluß faßte, sich der Malerei zu widmen. Zu diesem Zwecke ging er 1825 nach Berlin in die Akademie, wo er sich unter Leitung des Professors Begas seit 1827 zum Historienmaler ausbildete. Das frische, heitere Künstlertreiben, sowie der Umgang mit dem Kunsthistoriker Franz Kugler, mit Plüddemann, Rietschel, Drake, und die Freundschaft mit Eichendorff und Chamisso ermunterten ihn zu immer größerer dichterischer Thätigkeit. Von Berlin ging Reinick 1831 nach Düsseldorf, setzte dort unter Wilhelm Schadow seine künstlerischen Studien fort, warf sich auch auf die Kupferstecherkunst, in der er bald Ausgezeichnetes leistete und gab hier seine „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde" heraus. Aber wie heiter und anregend sich auch sein Leben gestaltete in dem Verkehr mit Immermann, Schnaase, Üchteritz, Felix Mendelssohn und den dort vereinigten Künstlern, so nötigte ihn doch ein immer wiederkehrendes Augenübel, das durch das Ätzen der Kupferplatten gesteigert wurde, diese Beschäftigung aufzugeben und in einem milderen Klima Genesung zu suchen. Im Septbr. 1838 reiste er deshalb nach Rom und verlebte hier und in Capri, im Albaner- und Sabinergebirge, in Neapel und auf Sicilien drei glückliche und für seine geistige und künstlerische Entwickelung einflußreiche Jahre. Aber auch dort erneuerte sich sein Übel, und er kehrte daher im Herbste 1841 nach Deutschland zurück, um in Gräfenberg die Wasserkur zu gebrauchen. Seine Genesung und den alten Frohsinn fand er aber erst, nachdem er zwei Jahre lang die Seebäder in seiner Vaterstadt gebraucht hatte. An Körper und Gemüt gestärkt, vermählte er sich 1844 mit Marie Berendt, der Tochter seiner Halbschwester Marianne und des Doktor Berendt in Danzig und ließ sich darauf in Dresden nieder, das ihn durch seine reichen Kunstschätze und seine lieblichen Um-

gebungen unter allen deutschen Städten am meisten anzog. Hier verlebte er mit seiner in andächtiger Liebe ihm zugethanen Frau, mit Poesie und Kunst zugleich beschäftigt, befreundet mit Bendemann, Plüddemann, Rietschel, Ferd. Hiller, Rob. Schumann und Eduard Devrient und in engeren und weiten Kreisen geliebt und geachtet, sorgenlose, glückliche Jahre, bis ihn, den Blumen- und Kinderfreund, noch nicht volle 47 Jahre alt und tief betrauert von seinen zahlreichen Verehrern, der Tod am 7. Febr. 1852 in voller Thätigkeit überraschte. Nur wenige Tage ward er auf das Krankenlager geworfen, mit der innigsten Hingebung gepflegt von seiner treuen Marie. Eine gesprungene Pulsader führte seinen Tod herbei.

„Reinick war ein Mann von mittlerer Größe, schlank, frei in den Bewegungen, von hoher Stirn, braunem Haar, blauen Augen und einem vollen Bart. Sein Lächeln zeigte die ganze tiefe Güte seines Wesens, sein Händedruck war ein wirkliches Erfassen des Menschen. Wenn er dahinschritt, so bekundete sein ganzes Wesen die frohe Gespanntheit seines Naturells, während sein Antlitz die heitere Sinnigkeit seines Empfindens ausdrückte. Er war ein guter und glücklicher Mensch in der einfach geraden Bedeutung dieser Worte, ein frommes Gemüt, eine friedfertige Natur; Liebesglauben und Lebensfreuden waren die eigentlichen Elemente seines Daseins. Er hat sich selbst charakterisiert, wenn er ruft:

„O Sonnenschein, o Sonnenschein,
Wie scheinst du mir ins Herz hinein!“

Und weil die reine Güte und Liebe in ihm wohnte, fand er sie überall auch um sich her; er traf den harmonischen Anklang, weil er ihn in sich hatte und aus sich erregte, was auch die von ihm ins Hochdeutsche meisterhaft übertragenen alemannischen Gedichte von Hebel beweisen. Daher sind seine Lieder ein Denkmal reinen Herzens, und sie werden bleiben und immer wieder erklingen, solange es reine Herzen giebt, die sich des Daseins erfreuen und nach Maßgabe ihrer Kraft zu wirken trachten.“ (Auerbach.)

Litteratur.

ABC-Buch für kleine und große Kinder gezeichnet von Dresdener Künstlern. Lpzg., 1876. geb. 6 ℳ.
Lieder. Mit Lebensskizze von B. Auerbach. Berlin, Grote. geb. 6 ℳ.
Lieder. Lpzg. 1889. geb. 1,50 ℳ.
Lieder eines Malers. Mit Randzeichnungen seiner Freunde. Düsseld. 1838. 18 ℳ.
Liederbuch für deutsche Künstler, in Vbdg. mit Franz Kugler. Berlin, 1833. 4 ℳ.
Märchen-, Lieder- u. Geschichtenbuch. Ges. Dichtungen für die Jugend. Bielefeld, 1877. geb. 4 ℳ.
Die Wurzelprinzessin, ein Kindermärchen. Lpzg., 1848.
Deutscher Jugendkalender. Lpzg., 1849—53.
Hebels aleman. Gedichte ins Hochdeutsche übertragen. Lpzg., 1851.

LXXXIV. Julius Mosen.

1. Der Kreuzschnabel.

Mosen, Sämtl. Wke. Oldenb., 1863. I. 33. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 195.

Als der Heiland verlassen von allen am Kreuze litt, suchte ein Vöglein seines Schöpfers Sohn zu befreien und einen starken Nagel aus dessen durchbohrter Hand zu ziehen, wobei es sich ganz mit Blut bedeckte und seinen zarten und kleinen Schnabel verbog. Dafür segnete es der Heiland, die Zeichen solcher Barmherzigkeit ewiglich zu tragen. Seit jener Stunde heißt es Kreuzschnabel, das seinen märchenhaften und wunderbaren Gesang tief im Fichtenwalde ertönen läßt.

Diese Sage, die vorhergehende (die Geschichte von der Zitterpappel von Weissflog (Tl. III. d. Leseb. Nr. 194), sowie die Trauerweide von Wetzel (Tl. IV d. Leseb. Nr. 5) wollen den Schmerz und die Teilnahme darstellen, den die vernunftlosen Geschöpfe empfanden, als der Fürst des Lebens mit dem Tode rang, welchem herzzerreißenden Schauspiele sogar die Sonne ihr lebenspendendes Licht entzog und gleichsam ihr Angesicht verhüllte.

Der Fichten-Kreuzschnabel (Loxia curvirostra) gehört zu den Sperlings- oder Singvögeln. Das Gefieder ist bei jungen Vögeln grau, bei älteren gelbgrün (weshalb er auch Krünitz heißt) oder gelb, bei ausgefärbten Männchen hochrot. Beide Kiefer kreuzen sich mit den Spitzen, indem sich der Oberkiefer abwärts und der Unterkiefer aufwärts aneinander vorbeikrümmen. Er liebt Geselligkeit und klettert mit seinesgleichen in unsern Nadelwäldern umher, indem sie sich nach Art der Papageien mit dem Schnabel festhalten. Sie leben von Nadelholzsamen, den sie mit ihrem eigentümlich gebauten Schnabel leicht ausbrechen können.

2. Andreas Hofer.

Mosen, Sämtl. Werke. Oldenbg., 1863. I. 12. — Lüben u. N., Leseb. IV Nr. 143. — Lüben, Auswahl. III. 319.

Im Preßburger Frieden (1805) war Österreich genötigt worden, Tirol an Bayern abzutreten. Dieser Regierungswechsel blieb jedoch auf das Volk ohne Einfluß; mit unerschütterlicher Treue hing es am alten angestammten Fürstenhause Österreich fest. Um seine Treue durch die That zu beweisen, erhob es sich mehrfach gegen die Fremdherrschaft und wurde dabei natürlich von Österreich unterstützt. Zu den Häuptern des Volksaufstandes gehörte namentlich Andreas Hofer (geb. am 22. Novbr. 1767), mit dem Beinamen „Sandwirt“, weil das ihm zugehörige Wirtshaus bei St. Leonhard im Passeyer (im Thal der Passer) gewöhnlich „Am Sand“ genannt wurde, da es in unmittelbarer Nähe eines großen sandigen

Stück Landes lag. Ausgezeichnet durch hohe Sittlichkeit, Mut, unerschütterliche Treue und Vaterlandsliebe, gewann er bald das volle Vertrauen seiner Landsleute. An der Spitze eines Heeres von 20000 Mann trat er den Bayern und Franzosen entgegen und focht mehrfach mit bestem Erfolg. Seine Anstrengungen waren jedoch vergeblich. Kaiser Franz mußte beim Friedensschluß zu Schönbrunn (14. Okt. 1809) sein treues Tirol den Bayern lassen, und seine Tiroler selber auffordern, sich den Siegern zu ergeben. Getäuscht durch allerlei erlogene Nachrichten von Siegen der Österreicher, ließ Hofer sich später von neuem verleiten, das Volk unter die Waffen zu rufen. Das war den Franzosen ganz lieb, denn nun hatten sie Grund, den ihnen schon längst verhaßten Hofer für vogelfrei zu erklären. Von nun an war er in seiner Heimat nirgends mehr vor Aufpassern und Schergen sicher. Leicht hätte er sich durch die Flucht retten können; aber seine Anhänglichkeit an das Vaterland ließ das nicht zu; er verbarg sich lieber in einer einsamen Alpenhütte unter Schnee und Eis zwei Monate lang vor seinen Verfolgern. Endlich verriet ihn um 1500 Gulden ein Viehhirt, Namens Joseph Raffl, und führte die Häscher am 28. Jan. 1810, mitten in der Nacht, zu Hofers fast unzugänglicher Hütte, in die oberhalb des Pfandlerhofes auf der Brantacher Alpe gelegene Mahdhütte.*) Um 4 Uhr morgens pochen französische Grenadiere vom Bataillonschef Coutier an. Hofer tritt heraus und sagt ihnen frei und stolz: „Ja, ich bin's, den ihr suchet, schonet nur mein Weib und meine Kinder!" — Sie ergreifen ihn, nehmen ihn gefangen und bringen ihn, mit Ketten gefesselt, nach Mantua. Dort wird er vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Als er auf dem Richtplatz niederknieen soll, spricht er: „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich meinen Geist aufgeben." Dann drückt er das Kreuz des Heilandes an seine Lippen und ruft selber: „Gebt Feuer!" Der 20. Febr. 1810 war sein Todestag.

Der Tod dieses Helden ist der Gegenstand unseres Gedichtes. Die Hände auf den Rücken gebunden, schreitet er ohne Zagen zum Richtplatz und sieht dem Tode unerschrocken ins Antlitz, wie er es so oft gethan. Als seine ebenfalls eingekerkerten Waffenbrüder zum Abschied die Hände nach ihm ausstrecken, wünscht er ihnen, dem verratenen Deutschland und seinem lieben Tirol Gottes Beistand. Wie ganz Deutschland, so erweisen auch die ihm ihre Teilnahme, denen der traurige Auftrag geworden ist, seinem Leben ein Ende zu machen: „Dem Tambour will der Wirbel nicht unterm

*) Andere behaupten, der Priester Donay habe den franz. kommandierenden General Baraguay d'Hilliers auf den Viehhirten Raffl aufmerksam gemacht, der um Hofers Versteck wisse. Für 1500 Gulden sei dann Raffl zum Verräter geworden.

Schlägel vor." Bis zum letzten Augenblick bleibt er, der Ketten ungeachtet, ein freier Mann: er verweigert das Niederknieen als Zeichen der Unterwerfung und läßt seinen „guten Kaiser Franz" hoch leben. Nachdem er zu Gott gebetet, ruft er selbst: „Gebt Feuer!" Sein letztes Wort ist ein Lebewohl an sein Tirol.

Es ist dem Dichter vollkommen gelungen, Hofer so heldenmütig und vaterlandstreu darzustellen, als er sich wirklich im Leben und Tode gezeigt hat. Das Gedicht macht daher einen trefflichen Eindruck und ist ganz geeignet, Vaterlandsliebe zu erwecken und den Entschluß hervorzurufen, ihr auch im Tode treu zu bleiben. Von recht guter Wirkung ist es, daß jede Strophe zum Schluß auf Tirol hinweist.

Rückert, Schenkendorf u. a. haben Hofer besungen, niemand aber kräftiger, schöner und ergreifender als Mosen.

3. Der Trompeter an der Katzbach.

Mosen, Sämtl. Werke. Oldenburg, 1863. I. 16. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 69. — Lüben, Auswahl. III. 320.

Am 26. Aug. 1813 stand der Feldmarschall Blücher mit seinen Preußen in Schlesien. Zwischen den Städten Jauer, Liegnitz und Goldberg stieß er auf ein 80000 Mann starkes, vom Marschall Macdonald befehligtes französisches Heer. Es kam im Thale der „wütenden Neiße" herauf. Das Wetter war fürchterlich. Seit drei Tagen und Nächten stürzte der Regen in Strömen vom Himmel. Der Erdboden war in Schlamm verwandelt. Die Bäche brausten schäumend von den Bergen herab, die Flüsse traten aus ihren Ufern, den Soldaten faulten die Stiefeln an den Füßen, den Pferden gingen die Hufe ab. Schnell ordnete Blücher seine Scharen. „Vorwärts! Kinder, vorwärts!" ruft er seinen Kriegern zu, „zeigt, daß ihr brave Preußen seid!" Ein furchtbarer Kampf entbrannte. Die Gewehre wollten nicht losgehen. Da stürzte sich das Fußvolk mit den Bajonetten und die Reiterei mit geschwungenem Säbel auf die Franzosen. Mann an Mann, Herz an Herz wird gefochten, mit Mut und Wut, bis die Feinde wanken und fliehen. Zürnend rauschen die hochangeschwollenen Fluten der wütenden Neiße und Katzbach und reißen die Fliehenden zu Tausenden hinab. 18000 Mann wurden zu Gefangenen gemacht. Macdonald schrieb an seinen Kaiser: „Sire, Ihre Armee am Bober ist nicht mehr!" Schlesien war gerettet.

Unser Gedicht zeigt an einem einzelnen Soldaten, welch ein Mut das ganze Heer beseelt hat. Wie der Trompeter, so waren alle bereit, ihr Leben zu opfern, wenn damit der Sieg erkauft und der Feind aus dem Vaterlande verjagt werden kann. Mit übermenschlicher Anstrengung erringt der Sterbende sich noch so viel Frist vom Tode, daß er in gewohnter Weise noch einmal „Viktoria" in das Land hineinblasen kann. Das ist seine letzte, ihn vollauf be-

glückende That; als sie vollbracht ist, zerspringt ihm das treue Herz. Voll Bewunderung und Rührung sieht das Regiment auf ihn, und der Feldmarschall spricht: „Das heißt ein selig End'!"

Das Gedicht ist vorzüglich und hat darum auch eine große Verbreitung gefunden. Eine treffliche Komposition hat G. Flügel geliefert. S. Liedersamml. v. Röder u. Huth. B. Oberstufe Nr. 40.

4. Frühlingslied.

(Heraus!)

Mosen, Sämtl. Werke. Oldenburg, 1863. I. 79. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 133. — Lüben, Auswahl. III. 321.

Mit dem „Weidenhaus" (3. Str.) sind die Weiden gemeint, mit den „Silberschäfchen" ihre Fruchtkätzchen, die nach dem Aufspringen der Kapseln durch die weiße Samenwolle ein silberfarbenes Ansehen erhalten.

Der Sänger ahnt den Frühling und wird durch den Finken gemahnt, das düstere Winterzimmer zu verlassen und Frühlingslieder zu singen; aber er weist den Frühlingsboten zurück, da er wegen Mangel an rechter Schwungkraft, d. h. an frohem Frühlingsgefühl, doch nicht singen könne, so sehr er das sonst auch wünschte. Solch eine Stimmung ist allezeit und für jedermann sehr bedauerlich und verrät ein krankhaftes Gemüt. Für die Mahnungen der Natur müssen wir uns nicht nur stets empfängliche Sinne erhalten, sondern unsern durch sie erweckten Gefühlen auch gern nach Kräften Worte leihen, wie der Dichter es im Grunde auch thut; aber seine Worte genügen ihm nicht; er möchte so frei und froh singen wie der harm- und sorglose Vogel. Wie ganz anders ist Heines Stimmung in seinem Frühlingsliedchen: Leise zieht durch mein Gemüt! S. oben S. 450.

Leben und Charakteristik J. Mosens.

I.

Julius Mosen wurde am 8. Juli 1803 zu Marienei, einem Dorfe bei Plauen, geboren. Sein Vater, ein einsichtsvoller, humoristischer, geistig belebter Mann, war Lehrer des Ortes und bereitete den Sohn auch für das Gymnasium vor. Seine Kindheit war trotz der bescheidenen Enge des voigtländischen Schulmeisterhauses eine im ganzen heitere und glückliche. Von seinem 14. Jahre an besuchte Mosen das Gymnasium zu Plauen. Schon hier schwärmte er für Poesie und unterwarf sich nur ungern dem Schulzwange. 1822 bezog er die Universität Jena, „arm an Geldmitteln, reich an Hoffnungen und frisch im Vertrauen auf sich selbst", um die Rechte zu studieren. Der Hofrat Hand in Jena nahm den armen Studenten in sein Haus, unterstützte ihn, so daß sich Mosen auch am frohen Burschenleben beteiligen konnte.

Als er im Begriff stand, nach Leipzig zu gehen, starb 1823 sein Vater, wodurch die Vollendung seiner juristischen Studien sehr zweifelhaft geworden war. Dennoch wagte er es kühn und jugendmutig, mit einer kleinen Summe Geldes, die er für seine Beteiligung an der Herausgabe von Kosegartens lyrischen Dichtungen erhalten hatte, eine Reise nach Tirol anzutreten. Unterwegs traf er mit einem lieben Freunde, Dr. Aug. Kluge, zusammen, auf dessen Zureden und reiche Hilfe er diesen nach Italien begleitete, das er 2 Jahre lang mit Kluge nach allen Richtungen hin durchzog. Nach seiner Rückkehr (1826) nahm er mit vollem Eifer seine lange unterbrochenen juristischen Studien in Leipzig wieder auf, obgleich die Armut sein treuer Gefährte war. Die Reinschrift seiner Examenarbeiten fertigte er im Bette an, um warme Finger zum Schreiben zu haben, da er Heizmaterial sich nicht kaufen konnte. Nach bestandenem Examen (1828) widmete er sich in seiner Heimat (in Markneukirchen) der advokatorischen Praxis und wurde 1831 als Aktuar am Patrimonialgericht Kohren angestellt, wo er einst ein Orgeldreherweib in Geldstrafe nehmen mußte, das, ohne einen Gewerbeschein zu besitzen, seine „letzten Zehn vom 4. Regiment" auf der Straße gesungen und gespielt hatte. Als das Gericht 1834 an den Staat überging, zog er nach Dresden, praktizierte als Advokat und bildete unter freundlichen Verhältnissen seine dichterische Begabung zu gesteigerter Vollkommenheit aus. Eine Anerkennung derselben war es, daß ihn 1840 die Universität Jena zum Doktor der Philosophie ernannte und er 1844 mit dem Hofratstitel als Dramaturg an das Hoftheater nach Oldenburg berufen wurde. Seine dortige gediegene Thätigkeit wurde aber bald durch schwere körperliche Leiden mehrfach gehemmt und seit 1846 fast ganz unterbrochen. Der Besuch von Helgoland, Wildbad, Leesen in Mecklenburg, Gastein, der Aufenthalt bei Schreber in Leipzig blieb erfolglos. Immer mächtiger umstrickte ihn die fortschreitende Lähmung, immer schwerer ward sein Los, gegen das er mit zähester Energie ankämpfte, bis er nicht mehr schreiben, dann aus Schwäche der Halsmuskeln nicht mehr lesen und zuletzt mit großer Anstrengnng nur noch sprechen konnte, obgleich die aufopfernde Pflege seiner Minna, geb. Jungwirth, mit der er sich am 4. Jan. 1841 verheiratet hatte, ihm seinen Zustand zu erleichtern suchte. Auch sorgten seine Oldenburger Freunde für Erheiterung und Erquickung, und aus der Ferne kam ihm auch manche Freude, mancher Lichtstrahl in seine Leidensnacht.

Schon lange Jahre hindurch, namentlich seit ihm das Schreiben und selbst das anhaltende Diktieren unmöglich geworden, war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, seine sämtlichen Werke in einer Ausgabe zu vereinigen.

Da nahmen im Herbste 1862 zwei junge Freunde des Hauses,

Schwartz und Berndt, die Angelegenheit mit keckem, frischem Mute in die Hand. Sie eröffneten ohne Vorwissen Mosens eine Subskription auf seine Werke, das Unternehmen ward glänzend gesichert, und Ostern 1863 erschien der 1. Band. Wie leuchteten da des Dichters große, dunkle Augen vor Freude und Befriedigung. Der kranke Körper richtete sich auf, die Augen flammten, und machtvoll klang die sonst so matte Stimme, sei es, einen Kraftausspruch zu thun oder ein fröhliches Scherzwort in die Unterhaltung zu werfen. Durch alle Schmerzen hindurch bewahrte er seinen frischen Humor, oft in Lagen, wo manch anderer den Mut dazu verloren haben würde. So rief er nach einem schweren Fall bei seinem letzten Gehversuche im Jahre 1858 mit Beziehung auf eine blutende Kopfwunde dem eintretenden Arzte zu: „Nun kann doch niemand sagen, daß ich keinen offenen Kopf habe."

Große Freude und Ehrenbezeugungen brachte ihm die Gesamtausgabe seiner Werke, wie ihn auch die Municifenz seines Großherzogs Peter und eine Pension der Schillerstiftung vor pekuniärer Not sicherten.

Aber alle solche Lichtblicke verschlang doch immer wieder die dunkele Nacht seiner zunehmenden Schmerzen, immer mühsamer wurde ihm das Sprechen, immer schwächer sein Körper, so daß er in den letzten Jahren selbst seine ältesten Freunde nur noch selten bei sich sehen konnte. Nach kurzem Unwohlsein, das seinen Zustand verschlimmerte, starb er am 10. Oktober 1867.

II.

Mosen ist als Lyriker, Novellist und Dramatiker aufgetreten. In allen seinen Poesieen herrscht eine erfreuliche Kraft und edle Haltung; seine Darstellungsweise ist in allen Dichtungsgattungen vortrefflich. Man kann ihn mit gutem Rechte zu den besten Dichtern der Gegenwart zählen. Von seinen Liedern können mehrere den zartesten zugesellt werden, die wir überhaupt besitzen, wie z. B. „In die Ferne geht mein Sehnen", „Mit den Bäumen spielt der Wind" u. a. Mehrere derselben sind volkstümlich geworden, so namentlich „Der Trompeter an der Katzbach", „Andreas Hofer", „Die letzten Zehn vom vierten Regiment".

Als Novellendichter ist Mosen nicht bedeutend, was darin seinen Grund hat, daß meistens der rechte Traggrund der Handlung fehlt, die Einleitungen durchschnittlich unverhältnismäßig breit, gesucht und voll überflüssiger Raisonnements sind. Aus allen hört man leicht heraus, daß der Dichter vorzugsweise Lyriker ist. Zu seinen gelungensten Novellen gehören: „Georg Venlot", „Helena Vallisneria", „Die blaue Blume" und „Das Heimweh".

Als Dramatiker gehört Mosen zu den bedeutendsten der Gegenwart. „Genährt als Kind an schönen heimatlichen Naturgestalten,

erfüllt von den Erinnerungen an die Schmach und Erhebung des Vaterlandes, geprüft durch die rauhe Hand des Schicksals, das ihn jedoch nicht hindern konnte, im Vertrauen auf eigne Kraft Italiens reiche Natur- und Kunstwelt zu besuchen, mochte er sich wohl gestählt finden für den Ernst der tragischen Muse, in deren Dienst er wohl gern wie ein Geweihter sterben will." (Hillebrand.) Wie Schiller, so strebt auch Mosen nach dramatischer Idealisierung der Geschichte und hat nach dieser Richtung hin auch mit gutem Erfolge gedichtet. Von seinen Dramen nennen wir: „Cola Rienzi", „Die Bräute von Florenz", „Kaiser Otto III.", „Wendelin und Helena", „Bernhard von Weimar", „Katte und der Sohn des Fürsten", „Johann von Österreich" und das Lustspiel „Die Wette".

Litteratur.

A. Mosens Dichtungen.

Der Gang nach dem Brunnen. Novelle. Jena, 1825. 1 ℳ.
Georg Venlot. Eine Novelle mit Arabesken. Lpzg., 1831. 4,50 ℳ.
Das Lied vom Ritter Wahn. Lpzg., 1831. 1,90 ℳ.
Gedichte. 1836. Das. 2 Aufl. 1843. 4,80 ℳ.
Heinrich der Finkler. Schauspiel. Das., 1836. 4,50 ℳ.
Novellen: Ismael, Helena Vallisneria, das Ondinenbild ꝛc. ꝛc. Lpzg., 1837. 4,50 ℳ.
Ahasver, ein episches Gedicht. Lpzg. u. Dresden, 1838. 4,50 ℳ.
Theater, enthaltend: Otto III., Die Bräute von Florenz, Cola Rienzi, Wendelin und Helena. Stuttg., 1842. 6 ℳ.
Der Kongreß von Verona. Ein Roman. 2 Bde. Berlin, 1842. 12 ℳ.
Die blaue Blume. Das Heimweh. Zwei Novellen in der Urania v. 1840 u. 44.
Sämtl. Werke. Oldenbg., 1863. 8 Bde. 16,50 ℳ. Inh.: 1. Gedichte. 2. Ritter Wahn. Ahasver. 3. Heinrich der Finkler, König der Deutschen. Cola, der letzte Volkstribun der Römer. 4. Wendelin u. Helena. Die Bräute von Florenz. Johann von Österreich. Herzog Bernhard. Der Sohn des Fürsten. Cromwell. 5. u. 6. Der Kongreß von Verona. 7. Bilder im Moose. 8. Erinnerungen. Georg Venlot. Geschichte der Malerei. Über Goethes Faust. Über Mindings Sixtus V.

B. Schriften über Mosen.

Dr. Reinhard Mosen, Julius Mosen. Ein biographische Skizze. Oldenburg, 1878. 60 ₰.

LXXXV. Robert Prutz.

1. Christnacht.

Prutz, Gedichte. Lpzg., 1844. 154. Erschien zuerst in Iris. Taschenbuch für d. J. 1841. Pest. S. 213. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 139. — Lüben, Auswahl. III. 322.

Zusammenstellung der aus der Behandlung gewonnenen Gedanken.

Die Christnacht senkt sich leise hernieder. Selige Ruhe und süßer Frieden schweben über der Welt. Die Festglocken ertönen von

den Türmen und laden die Gläubigen zur Andacht und Anbetung ein. Durch die Fenster der Häuser strahlt heller Kerzenschein; selbst in den Hütten der Armen leuchtet der Christbaum, unter dem die Gaben der Liebe liegen für jung und alt. Dankerfüllten Herzens jauchzen die Kindlein dem Heiland entgegen, sogar das Stammeln der Unmündigen und Säuglinge wird zum Gesang. (Str. 1.) Mit der Fülle süßer Lieder: Gelobet seist du, Jesu Christ — Vom Himmel hoch da komm ich her — Lobt Gott, ihr Christen alle gleich — Dies ist die Nacht, da mir erschienen — mit dem Himmelsglanze um Thal und Höhen, ergossen vom Monde und den Tausenden von Sternen, kehrt die heilige Nacht wieder, wie einst über Bethlehems Fluren, da die Engel sangen: Ehre sei Gott in der Höhe — Ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird — und die Hirten lobpreisend vom Christkindlein zurückkehrten um alles, was sie gesehen und gehört hatten (Str. 2); da der von himmlischer Klarheit umstrahlte Engel aus dem purpurübergossenen Himmel die frohe Botschaft verkündete: Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus — Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen (Str. 3); da, angezogen durch den über Land und Meer glänzenden Stern, anbetend die Fürsten aus dem Morgenlande erschienen, dem Könige der Welt ihre Huldigung darzubringen, und Maria in seligem Entzücken aus des Kindes Mienen nie gefühlte Freude sog. (Str. 4.) Möchte doch auch in dieser stillen, feierlich erhellten Nacht in den Herzen der Menschen der Stern des Lebens, Jesus Christus, aufgehen, und Frieden und Liebe unter den Menschen zur Herrschaft gelangen, wie in jener hochheiligen Nacht, wozu die Liebe des himmlischen Vaters in seinem Sohne eine sichere Bürgschaft ist. (Str. 5.)

2. Form der Darstellung.

Jede Str. besteht aus 8 vierfüßigen Trochäen mit gekreuzten weiblichen und männlichen Reimen. Die Sprache ist farbenfrisch und elegant, die Darstellung lebendig und voll Innigkeit, die Reime klang- und bedeutungsvoll und ziemlich rein.

Komponiert wurde das weihevolle Gedicht von Alb. Tottmann in Nr. 1225 der Illustr. Zeitung vom 22. Dez. 1866 und von C. F. Richter in Nr. 1642 der Illustr. Zeitung vom 16. Dez. 1874

2. Der Räuber.

(1834.)

Nach einer Idee des Adam Mickiewicz.

Prutz, Gedichte. 4. Aufl. Lpzg., 1857. 21. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 134. — Lüben, Auswahl. III. 323.

1. Inhaltsangabe.

Auf einem öden Kreuzwege lauert an einem mondhellen Abende hinter hohem Kruzifixe ein mit Säbel und Büchse bewaffneter

Räuber, um einen vom Markte zurückkehrenden Kaufmann seiner wertvollen Habe zu berauben. Da kommen des Weges daher die Kinder des Kaufmanns und erflehen vor dem Kreuze von Gott die glückliche Rückkehr des geliebten Vaters. Der Räuber lauscht dem heißen, seinem Ohr ungewohnten Gebete des ältesten und vernimmt auch die Bitte des jüngsten der Kinder. Letzteres wünscht aus kindlichem Herzen den Räubern alle Bedürfnisse reichlich, damit sie nicht zu rauben brauchen und der Vater sicher vor ihnen sei, erklärt sich sogar bereit, zum Räuber hinzugehen und ihm alles zu geben, was er habe, wenn er nur den Vater schone. Mittlerweile nahet sich die Ladung des Kaufmanns, und der Räuber macht sich zum Schuß bereit. Nochmals flehen die knienden Kinder inbrünstig, daß Gott ihnen den guten Vater heimführen möge. Ungefährdet kommt endlich der Vater angefahren und drückt seine Kinder an seinen Busen. Den Räuber sah man nicht; nur die Waffen fand man; sie waren ihm hinter dem Kreuz entsunken.

2. Grundgedanke.

1. Die Macht des kindlichen Gebets vermag das verstockte Gemüt zu erweichen und vom Bösen zurückzuschrecken. 2. „Haltet an am Gebet". Röm. 12, 12.

3. Darstellungsweise.

Die Erzählung der Begebenheit ist einfach, wie die kindlichen Gebete. In letzteren findet insofern eine Steigerung statt, als sie sich immer mehr und mehr auf den Räuber beziehen, der dem Vater Gefahr bringen könnte. Die treffliche Wirkung des Gedichtes beruht wesentlich auf dem Kontraste, den der Räuber und die Kinder hinter und vor dem Kruzifixe bilden:

Und der Räuber steht erwartend
Hinterm hohen Kruzifixe.
— — — — — — — — — — —
Süß mit ungewohnten Tönen
Stiehlt Gebet sich in sein Ohr,
Und er steht und lauscht begierig.
— — — — — — — — — — —
Und der Räuber hört es alles
Hinterm hohen Kruzifixe.
— — — — — — — — —
Und so steht er lange sinnend
Hinterm hohen Kruzifixe.
— — — — — — — — —
Und kein Räuber ward gesehen
— — — — — — — — — —
Hinterm hohen Kruzifixe.

Als die Kinder nicht nachlassen im Gebet, da schmilzt die Eiskruste seines Herzens, die Waffen entsinken ihm und er entflieht. Der Leser wird durch diesen Ausgang ganz befriedigt.

Das Gedicht ist nicht in Strophen abgeteilt, sondern besteht aus 10, zum Teil ungleichen Abschnitten, deren Verse vierfüßige reimlose Trochäen sind.

4. Schriftliche Aufgaben.

Ein Räuber erzählt seine Bekehrung.

Leben und Charakteristik R. Prutz'.

I.

Robert Eduard Prutz ist am 30. Mai 1816 in Stettin geboren. Er besuchte das dortige Gymnasium und studierte hierauf 1834—38 in Berlin, Breslau und Halle Philologie in Verbindung mit Philosophie und Geschichte. Nach Herausgabe einer Abhandlung über die „Quellen, denen die über den Zeitraum von Tiberius bis auf Neros Tod handelnden alten Geschichtsschreiber zu folgen scheinen“, erwarb er sich (1838) die philosophische Doktorwürde. Von 1839 lieferte er mehrfach Beiträge zu den von Arnold Ruge herausgegebenen „Hallischen“, später „Deutschen Jahrbüchern“, und machte sich dadurch rasch und vorteilhaft in weiteren Kreisen bekannt. Großes Aufsehen erregte er 1840 durch sein Gedicht „Der Rhein“, durch welches er das Beckersche Lied: Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein ꝛc. verdrängen und zugleich zeigen wollte, welchen Inhalt ein Lied enthalten müsse, um ein Volkslied zu werden. Obgleich er darin die Wünsche und Forderungen nach freiem Wort und freier Presse in kraftvoller und sprachlich schöner Fassung aussprach und die Fürsten aufrief, sich mit dem freien Geiste zu verbinden, so war das Gedicht doch eigentlich nur ein Beispiel ohnmächtiger, berechnender Tendenzpoesie. 1841 ging er nach Dresden und von da nach Jena. Als Dahlmann, einer der bekannten sieben Göttinger Professoren, als Professor der Geschichte nach Bonn abging, ließ Prutz sein Gedicht: „An Dahlmann“ (Jena, 16. Nov. 1842) ohne Censurerlaubnis drucken und geriet deshalb in Untersuchung, die aber vom Großherzog niedergeschlagen wurde; doch erhielt er im Frühjahr 1843 ein Reskript des Inhalts: „Da er politische Ansichten bekenne und durch litterarische Erzeugnisse zu verbreiten suche, welche der Großherzog nicht billige, so habe er bis zum 4. Mai die Großherzoglichen Lande zu verlassen.“ Prutz wandte sich wieder nach Halle und von da nach Berlin, wo er nach mehrfacher Abweisung die Erlaubnis erhielt, litteraturhistorische Vorlesungen halten zu dürfen. Als diese vielbesuchten Vorlesungen 1847 verboten wurden, wandte er sich nach Hamburg, wo er kurze Zeit hindurch als Dramaturg des neuorganisierten Hamburger Stadttheaters thätig war und „Dramaturgische Blätter“ erscheinen ließ. Diese Stellung befriedigte ihn jedoch

nicht. Er privatisierte daher wieder, zuerst in **Hamburg**, dann in **Dresden**, wo er nach Ausbruch der Februarrevolution ungemein besuchte Vorträge über die neuesten Zeitereignisse hielt. Nachdem er sich hierauf eine Zeitlang in **Berlin** und **Stettin** aufgehalten hatte, erhielt er 1849 vom Minister von Ladenberg einen Ruf als außerordentlicher Professor der Litteraturgeschichte nach **Halle**. In dieser Stellung fand er sich ganz befriedigt, gab sie jedoch 1859 auf und übersiedelte nach seiner Vaterstadt **Stettin**. Von hier aus besuchte er wiederholt die größeren Städte Deutschlands, um Vorlesungen über Litteraturgeschichte und Geschichte zu halten. Er starb am 21. Juni 1872.

II.

Prutz ist Dichter, Litteraturhistoriker und Geschichtsschreiber. Seiner Tendenz nach steht er unter den politischen Dichtern. Seine lyrischen Dichtungen leiden zuweilen an großer Breite, zeichnen sich aber durchgängig durch Eleganz der Sprache und Reinheit des rhythmischen Tones aus. Zu den gelungensten derselben gehören außer den oben besprochenen: „**Abends**“, „**Abendstille**“, „**Um Mitternacht**“. Volle Anerkennung verdienen auch die erzählenden Gedichte: Die Mutter des Kosaken“ und „Bretagne“. Als Dramatiker hat sich Prutz ebenfalls versucht, doch nicht mit besonderem Erfolg. Am höchsten steht wohl sein „Moritz von Sachsen“. In der „Politischen Wochenstube“ läßt er der freiesten Laune den Zügel ganz ungehemmt schießen, und ist hier unter allen deutschen Dichtern der Aristophanischen Komödie wohl am nächsten gekommen. Wie seine lyrischen Poesieen, so dienen auch seine Romane und Novellen meist politischen Tendenzen; unter ihnen ist seiner Zeit „Das Engelchen“ viel und gern gelesen worden. Der eigentliche Schwerpunkt seiner Wirksamkeit liegt in seinen wissenschaftlichen Leistungen, in welchen er erfolgreich die Wissenschaft mit den Interessen der Gegenwart vermittelte. (Göttinger Dichterbund. Litterarhistor. Taschenbuch. Deutsches Museum.)

Litteratur.

Der Göttinger Dichterbund. Lpzg., 1841. 6 *M.*
Geschichte des deutschen Journalismus. Hannover. 1845. Bd. 1. 8 *M.*
Karl von Bourbon. Trauerspiel. Hannover, 1845. 2 *M.*
Moritz von Sachsen. Trauerspiel. Lpzg., 1847. 2 *M.*
Politische Wochenstube. Eine Komödie. Zürich, 1845.
Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Berlin, 1847. 7 *M.*
Vorlesungen über die deutsche Litteratur der Gegenwart. Lpzg., 1847—59. 2. Aufl. 1860. 10 *M.*
Gedichte. Lpzg., 1841. 4. Aufl. Lpzg., 1857. 7,50 *M.*
Neue Gedichte. Mannheim, 2. Aufl. 1849. 4 *M.*
Aus der Heimat. Neue Gedichte. Lpzg., 1858. 6 *M.*
Dramatische Werke. Lpzg., 1847—49. 4 Bde. 16 *M.*

Geschichte der 10 Jahre 1840—50. Lpzg., 1. Bd. 1850. 2. Bd. 1857. à 6 ℳ.
Taschenbuch der neuesten Geschichte. Dessau, 1851. 7,50 ℳ.
Litterarhistorisches Taschenbuch. Hannover, 1843—48. 6 Bde. à 7,50 ℳ.
Kleine Schriften zur Politik und Litteratur. Merseburg, 1847. 2 Bde. 2. Aufl. u. d. T.:
Neue Schriften. Zur deutschen Litteratur- und Kulturgeschichte. 2 Bde. Halle, 1854. 8,40 ℳ.
Die Schwägerin. Novelle. Dessau, 1851. 4,50 ℳ.
Das Engelchen. Roman. Lpzg., 1851. 3 Bde. 15 ℳ.
Felix. Roman. Lpzg., 1851. 2 Bde. 10,50 ℳ.
Der Musikantenturm. Roman in 5 Büchern. 3 Tle. Lpzg., 1855. 15 ℳ.
Goethe. Eine biograph. Schilderung. Lpzg., 1856. 50 ₰.
Ludwig Holberg. Sein Leben u. seine Schriften. Nebst einer Auswahl s. Komödien. Stuttg., 1857. 9 ℳ.
Deutsche Dichter der Gegenwart. Ein lyrisches Album. Prag, 1859. 4,50 ℳ.
Aus goldnen Tagen. Neue Gedichte. Prag, 1861. 4,80 ℳ.
Menschen und Bücher. Biograph. Beiträge zur deutschen Litteratur u. Sittengeschichte des 18. Jahrh. Lpzg., 1862. 8 ℳ.
Oberndorf. Roman. 3 Tle. Lpzg., 1862. 12 ℳ.
Deutsches Museum. Zeitschrift für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben. Eine Wochenschrift. Lpzg., seit 1851.
Herbstrosen. Neue Gedichte. 3. Aufl. München, 1867. 2,25 ℳ.

LXXXVI. Ferdinand Freiligrath.

1. Aus dem schlesischen Gebirge.
(St. Goar, März 1844.)

Freiligrath, Glaubensbekenntnis. Mainz, 1863. 227. Neue Gedichte. Stuttg., 1877. 105. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 51. — Lüben, Auswahl. III. 326.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „**Koppe**“, Riesenkoppe, der höchste Punkt des Riesengebirges, 1605 m hoch.

„**Rübezahl**“, der Volksname eines Berggeistes, welcher der Sage nach vormals im Riesengebirge gehauset und, je nachdem ihn die Laune anwandelte, bald als wohlthätiger Freund, bald als neckender Spuk sich den Bewohnern jener Gegend gezeigt haben soll. Musäus hat in seinen „Volksmärchen der Deutschen“ zum Teil die Sagen und Erzählungen von Rübezahl, sowie den Ursprung des sonderbaren Namens dieses Berggeistes mit Anmut und heiterer Laune dem lesenden Publikum vorgeführt.

7. „**Gnomen**“ oder Gnom, Rübezahl, sonst überhaupt Name von Geistern, welche im Schoße der Erde bei den Schätzen der Tiefe wohnen und sie bewachen, also Erdgeister, Berggeister, Bergmännchen.

2. Inhaltsangabe.

Ein armer schlesischer Weberknabe von 13 Jahren geht zu Anfange des Frühjahrs eines Tages heimlich mit einem Stück Lein-

wand ins Gebirge, um es an Rübezahl zu verkaufen. Er legt die Leinwand auf einen Felsblock, lobt ihre Feinheit und versichert, sie richtig gemessen zu haben. Sich selbst ermutigend ruft er den Namen „Rübezahl“, erhält aber keine Antwort. Mit sich selbst sprechend, entwirft er ein Bild der Not im Elternhause und ruft dann wieder, aber auch vergeblich. Hierauf teilt er mit, was ihm seine Großmutter von Rübezahl erzählt habe, daß er nämlich gern arme Leute von unverschuldetem Elend befreie. Darauf gründet er seine Hoffnung und fügt, um sein Unternehmen als ein erlaubtes zu bezeichnen, hinzu, daß er die Leinwand verkaufen, sich also nichts erbetteln wolle. Nachdem sein Ruf wieder ohne Antwort geblieben, erzählt er weiter, daß im Elternhause noch viele Stücke Leinwand vorhanden, einige auch bereits versetzt seien; Rübezahl könne sie alle bekommen; doch würde der Kummer auch schon in Freude verwandelt werden, wenn er nur dies Stück kaufe. Der Knabe malt sich diese Freude lebhaft aus und ruft darauf von neuem: Rübezahl! Nachdem er lange vergeblich gewartet und noch einmal halblaut und unter Thränen Rübezahl gerufen, geht er in trübster Stimmung wieder dem Jammer der Heimat zu, wo der Vater zum Hunger- auch bald das Leichentuch weben wird.

3. Idee des Gedichtes.

Im Riesengebirge und in dessen Umgebung wird seit undenklichen Zeiten Flachsbau und Weberei in großer Ausdehnung getrieben. Die ersten Jahre der Kindheit abgerechnet, sind alle Lebensalter beinahe das ganze Jahr hindurch mit Pflege und Bearbeitung des Flachses beschäftigt. Die größere Hälfte aller Bewohner besteht gegenwärtig aus Webern. Die Verarbeitung des Flachses zu guter feiner Leinwand ist äußerst mühsam und dabei nicht sehr lohnend, namentlich seit der Zeit, wo das Spinnen und Weben auf zweckmäßigen Maschinen billiger bewirkt wird. Durch die fabrikmäßige Herstellung der Leinwand ist den Handwebern auch der schnelle Absatz verkümmert. Die Folge von allem ist, daß die Weber sich in drückender Armut befinden und namentlich während des Winters oft in hohem Grade Hunger leiden müssen. Mehrfach hat in neuerer Zeit der Hungertyphus zahlreiche Opfer in jenen Ortschaften gefordert.

In dem in Rede stehenden Gedichte läßt der Dichter uns einen Blick in das Elend dieses Weberlebens thun. Es ist die reine Wirklichkeit, die er uns vorführt. Die fertige Leinwand ist zum größten Teil versetzt; was noch zu freier Verfügung steht, findet keinen Käufer. Nicht einmal der sonst als so mitleidig und hilfreich bekannte Rübezahl will die feine Leinwand kaufen. Wahrscheinlich entnimmt er seinen Bedarf, wie andere Wohlhabende, vom reichen Fabrikanten. Der auch von ihm unbeachtet gelassene arme Weberknabe ist ein treues Bild der Verzweiflung, die sich der schlesischen Weber so oft bemächtigt.

Der Dichter wollte wohl mit seinem ergreifenden Gedicht die Aufmerksamkeit aller Wohlwollenden auf diese armen Menschen lenken und sie zur Abhilfe der Not auffordern.

4. Der Weberknabe.

Das Wesen und die Empfindungen des Knaben hat der Dichter in treffender Weise geschildert. Die Not im Elternhause ist dem Knaben zu Herzen gegangen; er möchte gern helfen und weiß doch nicht wie. Da fällt ihm endlich Rübezahl ein, von dem ihm die Großmutter so oft erzählt hat, daß er gern von unverschuldetem Elend befreie. In kindlichem Glauben an die Wahrheit des Märchens schleicht er sich heimlich mit einem Stück Leinwand ins Holz, legt sie auf einen Felsblock, spricht zuerst schüchtern, dann vertrauensvoller den Namen dessen aus, auf den er seine Hoffnung gesetzt hat. Wie ein verständiger Verkäufer preist er seine Ware an und wahrt dabei seine Rechtlichkeit. Als er keine Antwort auf seinen Ruf erhält, schildert er, wie wenn er Rübezahl dadurch erweichen wollte, das Elend im elterlichen Hause und reihet daran, was er unternommen habe, um dasselbe lindern zu helfen. Fest an Rübezahls Geneigtheit zum Helfen glaubend, malt er sich mit lebhaften Farben die Freude, welche im Hause entstehen würde, wenn er mit dem Erlös für das Stück Leinwand einträte. Als aber nach neunmaligem Rufe noch keine Antwort kommt, da weicht die Hoffnung; die Freude geht in Trauer über. Sein Gesicht nimmt den Ausdruck des Schmerzes, des bittern Schmerzes getäuschter Hoffnung an; die Thränen rollen ihm von den Wangen und ersticken den letzten Ruf beinahe. Damit ist die letzte Hoffnung geschwunden. Die innere Aufregung zeigt sich im Erzittern des ganzen Körpers und macht sich in einem schauerlichen „Hu!“ Luft. Der Aufregung folgt Ermattung; je näher er dem Jammer der Heimat kommt, desto öfter muß er sich ausruhen.

5. Darstellungsweise.

Der Dichter hat einen Frühlingstag gewählt, um uns das Elend der Weber vorzuführen. Warum? Um uns die Stimmung recht lebhaft empfinden zu lassen, die da erwächst, wenn sich zur Not auch noch die Hoffnungslosigkeit gesellt. Die Brombeerhecken werden wieder grün; ein Veilchen blüht bereits; Amsel und Fink bauen schon wieder ihre Nester; der Schnee ist geschmolzen. Also überall in der Natur neues Leben, Aussicht zu neuer Freude nach langen Wintertagen! Nur für den armen Weber erblüht keine Freude, zeigt sich keine Hoffnung; er muß fortnagen am Hungertuche, bis das Leichentuch fertig ist. Es ist ein furchtbarer Kontrast, den der arme Weberknabe zu der zu neuen Freuden erwachten Natur bildet. Bis zur 7. Str. hin wird dieser Kontrast beim

ersten Lesen noch nicht fühlbar, weil der Dichter neben der Not noch die Hoffnung durchblicken läßt, die sich in der 6. Str. bis zur innigsten Freude steigert; aber von der 7. an tritt er uns in schneidendster Weise entgegen. Die 6. Str., in der der Knabe sich seinen sehnlichsten Wunsch als erfüllt vorstellt, konnte daher keine bessere Stelle einnehmen, als die, welche sie hat.

Die Strophen bestehen aus 8 Versen, die V. aus je 4 Jamben. Die Reime kreuzen sich, sind voll und rein, abwechselnd weiblich und männlich.

2. Löwenritt.

(1835.)

Freiligrath, Gedichte. Wohlfeile Ausg. 2. Aufl. Stuttg., 1855. 172. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 9. — Lüben, Auswahl. III. 327.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 2. „Lagune", eine ausgedehnte Vertiefung in flachen Küstengegenden, mit stehendem Meerwasser und Schlamm erfüllt.

V. 4. „Sykomore", Maulbeer-Feigenbaum, Ficus sycomorus L., in Ägypten und im Orient, mit eßbaren Früchten und fast unverweslichem Holze, aus dem die Särge zum Aufbewahren der ägyptischen Mumien verfertigt wurden.

2. V. 1. „Kraal", ein Hottentottendorf, aus kreisförmig aneinander stehenden, bienenkorbähnlichen Hütten bestehend. Das Gerüst der Hütten besteht aus biegsamen Stäben, die mit Matten (aus der inneren Rinde einer Mimosenart) und Fellen bedeckt und mit Steinen gegen den Windstoß beschwert sind.

V. 2. „Tafelberg, ein 1000 m hoher, nackter Granitberg über der Kapstadt, so benannt von der großen Platte (eine halbe Stunde lang, 3000 Fuß breit), die seinen Gipfel bildet. Vom Hafen aus gesehen erscheint er als eine fast senkrechte, langgestreckte und seltsam geformte Felsenwand.

„Bunte wechselnde Signale". Jedes Seeschiff hat an Bord 18, mit dem Signalbuch-Wimpel und Antwort-Wimpel 19 verschiedenfarbige und auch verschieden geformte Flaggen, durch welche sich begegnende Schiffe befragen und unterhalten und 78642 Signale geben können. Zum Verständnis und Erlernung dieser Zeichensprache giebt es ein besonderes Buch, das Signalbuch, das ebenfalls an Bord eines jeden Schiffes ist. Auf vielen hohen und eine bedeutende Fernsicht auf das Meer gewährenden Kaps stehen Signalhäuschen, von wo aus vorüberfahrende Schiffe durch gehißte (in die Höhe gezogene) buntfarbige und verschieden zusammengestellte Flaggen befragt werden können, über den Namen des Schiffes, Kapitän desselben, Ladung, Abfahrtsort, Reiseziel, Gesundheitszustand oder was sonst das Schiff anzeigen oder wissen

will.*) Auch auf dem äußersten nordwestlichen Vorsprunge der sich ins Meer vorschiebenden Granitmasse des Tafelbergs, dem Lionshead (Löwenkopf), welcher eine weite Aussicht einerseits über den freien Ocean, anderseits in die Tafelbai eröffnet, steht ein solches Signalhäuschen. Alle ein- und ausfahrenden Schiffe werden von dort aus bei Tage mit Hilfe von farbigen Telegraphenarmen, bei Nacht durch farbige Lichter signalisiert. Je nach dem Charakter des Fahrzeugs (Dampfer, Segelschiff, Kriegsschiff u. s. w.) werden die Farben gewählt; auch ist jedes zur Nachtzeit ein- und auslaufende Fahrzeug verpflichtet, sich durch Steigenlassen farbiger Raketen erkennen zu geben. Da mit dieser Signalstation jetzt ein unterseeischer Telegraph verbunden ist, werden die empfangenen Nachrichten weiter gemeldet und beruhigen und erfreuen in der Heimat den Schiffseigentümer und die Angehörigen der Schiffsmannschaft.

Die bunten wechselnden Signale sind also die auf der Signalstation des Tafelberges gezogenen verschiedenfarbigen Telegraphenarme, durch welche während der Tageszeit der Charakter und die Ein- und Ausfahrt der Schiffe dem Personal der Tafelbai gemeldet wird.

V. 3. „Karroo“ (Karru), d. h. hart, dürre Steppenflächen mit spärlichem Grase und niedrigem Buschwerk bewachsen, dazwischen Gruppen stachlichter Mimosen und Akazien und Aloe mit brennend roten Blüten und wenige Wolfsmilcharten, besonders auf der mittleren der drei Terrassen von Süd-Afrika, zur Regenzeit mit üppiger Vegetation bedeckt. Ihre Oberfläche besteht aus rotem, mit Sand gemischtem Thone, der in der trockenen Jahreszeit an Härte gebranntem Lehme gleichkommt, daher der Name Karroo. Infolge dieses sandigen Thonbodens gleicht die ganze Fläche zur Zeit der Trockenheit einer Wüste, zur Regenzeit, im August und September aber einem herrlichen, wogenden Blumen- und Grasmeere, aus dem die zahllosen Lilien- und Irisarten in ihren glühenden Farben das frische Grün fast verdecken.

„Kaffern“, ein körperlich kräftiger Negerstamm im Osten von Südafrika. Sie zeigen eine oft vollendete Schönheit der Glieder und Formen, sind von höherem Wuchse als die Europäer und übertreffen dieselben wie im Ebenmaße, so auch in der Muskelentwickelung. Ihren Namen haben sie von den Arabern erhalten, weil sie sich der Bekehrung zum Islam widersetzten; Kafir bedeutet Ketzer, Ungläubiger. Westwärts von ihnen wohnen die Hottentotten und Buschmänner, Neger mit ledergelber oder lederbrauner Hautfarbe, geringerer Körpergröße und großer Magerkeit, ja Dürre der Gliedmaßen.

---

*) Wer sich für diese internationale Zeichensprache interessiert, findet Illustration und Erklärung in der „Gartenlaube“ Jahrg. 1883. Nr. 27. „Die Weltsprache der Seefahrer“.

V. 4. „Gnu“, eine Antilopenart von der Größe eines kleinen Pferdes, mit eigentümlich gebogenen Hörnern und starker Mähne im Nacken. Es lebt in großen Herden nördlich vom Kap, ist das schnellste Tier der südafrikanischen Ebene und ein Bild unbegrenzter Freiheit.

4. V. 2. Schabracken, zierende Pferdedecken, aus türkisch tschâprâk = seidene golddurchwirkte Pferdedecke.

5. In der „Natur“ von Ule und Müller, Jahrg. 1855, Nr. 13, ist die in der 5. Str. dieses Gedichtes geschilderte Scene bildlich dargestellt. Die Abbildung dürfte mit Vorteil beim Unterricht zu benutzen sein.

V. 4. „Pardel“, Parder, Panther. Die Alten nannten die Giraffe mit Rücksicht auf ihre kamelartige Gestalt und ihre Pardelfarbe Camelopardalis.

7. „Yemen“ (Jemen), eine Provinz Arabiens am Roten Meere.

V. 2. „Schemen“, Schattenbild, Scheinbild. Freiligrath nennt in seinem Gedichte: „Der Blumen Rache“ die Geister und Elfen Schemen.

V. 3. „Trombe“, la trombe, die Windhose, hier Sandsäule.

8. Die Hyäne frißt, wie der Geier, lieber Aas als frisches Fleisch, und scharrt deshalb Leichen aus.

2. Gedankengang.

Der Dichter macht uns in der 1. Str. mit dem Gebiete bekannt in dem der Löwe als König herrscht. Darauf bezeichnet er in der 2. u. 3. Str. Zeit und Ort der Handlung näher und führt uns den zweiten Hauptteilnehmer der Handlung vor. Nach dieser Vorbereitung beginnt nun die Handlung selbst, der Löwenritt, mit dem Momente, wo der Löwe auf den Nacken der Giraffe springt. Es wird hier wieder zuerst der Löwe, wie er auf dem schön gefleckten Tiere sitzt und gierig seine Zähne in die Muskeln schlägt, geschildert, dann die Giraffe in ihrem Angstschmerz und ihrer Flucht, wobei mit wenigen Andeutungen die Wüste gezeichnet („die mondbestrahlte Fläche“), dann V. 8 das Gefolge charakterisiert und auf die grausige Fährte hingewiesen wird. Nachdem hierauf noch einige charakteristische Züge der Gruppe hervorgehoben worden, bereitet der Dichter die endliche Überwältigung der Beute vor durch Hinweisung auf das Schwinden ihrer Kräfte und das Nutzlose ihrer Gegenwehr. Damit der Leser ganz empfinde, welche Qual das niederstürzende Tier während der Flucht erduldet hat, wird zum Schluß noch auf die lange Dauer der Flucht hingewiesen; der Morgen ist darüber angebrochen.

Nicht verschweigen darf man es aber, daß Freiligraths poetische Fiktion mancherlei zoologische und geographische Ungenauigkeiten enthält. „Der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte“, kommt in Südafrika nirgends vor. In der Kapkolonie

und den angrenzenden Gebieten leben von den Raubtieren nur die gestreifte und gefleckte Hyäne, der Leopard und der Schakal. Die Hyänen werden von den Boers, die keine Zoologen sind, „Wolven", der Leopard „Tiger" genannt. Die enorme Entfernung von dem Tafelberge oder seiner Umgebung bis an die Küste von Mozambique kann ledig keine Giraffe in einer Nacht durcheilen, selbst wenn sie mit einer Schnelligkeit dahinflöge, die 20mal so groß ist als die unserer Kurierzüge. Ebenso ist Madagaskar vom afrikanischen Festlande aus nirgends sichtbar.

3. Darstellungsweise.

Das Gedicht ist ein Naturbild („ein Nachtstück aus dem Tierleben") der ungewöhnlichsten, aber ansprechendsten Art. Ein Reichtum von Anschauungen, geschaffen durch die feurige Phantasie des Dichters, ist mit einer Lebendigkeit und Wahrheit dargestellt, wie wir es noch bei keinem Dichter gefunden haben. Der erste Satz: „Wüstenkönig ist der Löwe!" ist gleich ein glücklicher Griff, da er uns sofort in den Geist des ganzen Gedichtes versetzt. Mit lebensvoller Wahrheit führt der Dichter die handelnden Tiere vor die geistige Anschauung des Lesers, und malt dabei kein totes Menageriebild, nicht die Eigenschaften des königlichen Reitpferdes neben einander, sondern läßt sie wie Funken aus der lebensvollen Bewegung nacheinander hervorsprühen. Der Schlußvers entspricht dem Anfange des Gedichtes und rundet das Ganze schön ab.

Der Vers des Gedichtes ist wie in Platens „Grab im Busento" der trochäische Tetramĕter (Viermesser) oder Oktonarius, der durch die Diärese halbiert wird. Er paßt trefflich zu der schauerlichen Größe des dargestellten Naturbildes. Die Incision ist etwas leicht behandelt. Str. 1, V. 3 ist z. B. das Prädikat („trinken") vom Subjekt getrennt, Str. 4, V. 3 der Artikel (einer) vom Hauptwort („königliche Hofburg"). Das heißt die Halbierung aufheben.

Die Strophen bestehen aus 4 Versen, lassen sich jedoch größtenteils in zweiversige zerlegen, was natürlich kein Lob ist. Eine Str. darf nie so gebaut sein, daß man sie noch in kleinere Abteilungen zerlegen kann, die ganz nach einerlei Gesetz geformt und also auch wieder wahre Str. sind, wie es hier der Fall ist. Streng genommen sind nur die 2. und 7. Str. regelrecht gebaut und tadelfrei.

Der Reim ist meist kräftig, neu, auf Hauptbegriffen ruhend, und erscheint nur da etwas gesucht und seltsam, wo er aus Fremdwörtern besteht, wie in der 1., 2. u. 7. Str. Aber wer mag darüber einem Dichter Vorwurf machen, der ganz neue, ungewohnte Anschauungen zur Darstellung bringt?

Der Löwenritt gehört zu den gelungensten Gedichten Freiligraths und ist darum auch weit in das größere Publikum eingedrungen; die Jugend namentlich lernt und deklamiert es überall gern, obgleich er in einem Gedichte an Karl Simrock: „Auch eine Rheinsage"

„Zum Teufel die Kamele,
Zum Teufel auch die Leun!
Es rauscht durch meine Seele
Der alte deutsche Rhein!

Er rauscht mir um die Stirne
Mit Wein und Eichenlaub;
Er wäscht mir aus dem Hirne
Verjährten Wüstenstaub“ —

jene, seiner ersten jugendlichen Dichterperiode entstammten heißzonigen Phantasiemalereien für einen überwundenen Standpunkt erklärt hat, da sie trotz der glänzenden Farbenpracht unser Gefühl unbefriedigt lassen. Wir haben nur einen Tierkampf in tropischer Scenerie, ohne den Menschen mit in die Handlung hineingezogen zu sehen und ohne dem lyrischen Gefühlsleben des Dichters zu begegnen.

Als Vorlage hat Freiligrath jedenfalls ein Gedicht des englischen Dichters Thomas Pringle gedient, der lange Zeit als Kolonist am Kap der guten Hoffnung auf seiner Ansiedelung Glen Lynden (Lindenthal), späterhin in der Kapstadt gelebt hat und am 5. Dezember 1834 in England gestorben ist und dessen Poetical works 1837 in London erschienen sind. Es führt die Überschrift: „The Lion and Giraffe“ und lautet in der Übertragung etwa folgendermaßen:

Willst du schaun des Löwen Höhle?
Forsche, fern der Menschen Straßen,
Wo das schilfumkränzte Bächlein
Schleichet von dem Felsenhügel,
Leuchtend in dem grünen Kleide,
In der weiten, braunen Wüste.

Nahe an dem schilf'gen Rande
Lauernd liegt der grimme Löwe,
Harrend bis der Schluß des Tages
Bringt dem Tod geweihte Beute.
Sorglos am versteckten Ufer
Beugt zum Trunk sich die Giraffe.
Auf sie jählings springt der Wilde
Voll von grauser Lust. Rings schallt die Wüste
Vom verzweiflungsvollen Streite. —
In dem Kampfe um das Leben
Sucht die große, starke Beute,
Bäumend, in wahnsinn'gen Sprüngen,
Den Tyrannen abzuwerfen.

Sie schreit laut auf und schießt dahin,
Mit funkelndem Auge und stürmischer Hast:
Umsonst! — der Räuber auf der Beute,
Er reitet stolz — zerfleischt sie, als sie fliegt.

Ums Leben — des Opfers größte Eile
Ist aufgeboten in der Stunde der Not;
Ums Leben — ums Leben — sie spannet die Kraft
Und lässet ausströmen die Seele in Flucht:
Und, rasend vor Schrecken, vor Durst und vor Schmerz,
Zerschlägt mit den Hufen die dröhnende Fläche.

Vergeblich; es trinket die durstige Wüste
Ihr strömendes Blut, — ihre Kräfte sie sinken;

Die Klauen des Siegers zerreißen die Adern,
Die Flanken sind streifig von blutenden Flecken,
Die keuchende Brust ist gebadet in Schaum,
Bedeckt mit Staub und geronnenem Blute.
Sie taumelt, — ihr Lauf ist hin,
Sie fällt, und im zuckenden Todeskampfe
Läßt sie dem gierigen Feinde die Kehle.
Und sieh! eh' das bebende Leben entflohn,
Da stoßen die kreisenden Geier herab,
Zu harren in hungriger Reihe,
Bis der übersatte Herrscher
Sich zurückzieht von der Beute.

Trotzdem Freiligrath diesem Gedichte, wie auch einem anderen desselben Verfassers: „Afar in the Desert“, die dramatische Lebendigkeit entlehnt und einzelne Verse nachgebildet haben mag, so ist doch sein Gedicht eine eigenartige Schöpfung von künstlerischer Abgeschlossenheit.

4. Schriftliche Aufgaben.

Der Löwenritt. (Ein Gemälde.)

3. Die Steppe.

(Fragment.)

Freiligrath, Gedichte. Wohlfeile Ausg. 2. Aufl. Stuttg., 1855. 170. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 36.

Der Dichter entwirft ein schauerliches, aber wahres Bild von einer Steppe, indem er sie mit einer Bettlerfaust vergleicht und diese Ähnlichkeit dann nachweist.

Man empfindet das Gedicht nur dann ganz, wenn man einige Kenntnis von der Beschaffenheit einer Steppe hat. Kann und will man diese nicht in der Sprachstunde geben, so ist es zweckmäßig, das Gedicht mit dem geographischen Unterricht in Beziehung zu bringen, eine Besprechung desselben also erst eintreten zu lassen, wenn man beispielsweise über die pontische Steppe gesprochen hat. Eine treffliche Schilderung derselben besitzen wir von Kohl in seinen „Reisen in Südrußland“, und daraus in Grubes „Geographischen Charakterbildern“, II. Teil.

4. Die Tanne.

Ebendaselbst. 129. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 135. — Lüben, Auswahl. III. 330.

1. Erläuterungen.

1.

Str. 4. Die „Alraunen“ sind hier als Erdgeister dargestellt. Nach dem auch heute noch nicht erloschenen Volksglauben ist die Alraun eine Pflanze, deren Wurzel menschliche Gestalt hat, nur auf Richtstätten wächst, und daher auch Galgenmännlein heißt.

Dieses Alraunmännchen, Erd-, Glücks-Heinzel- oder Glücksmännchen muß in einem Kästchen sorgfältig aufbewahrt, Sonnabends in Wein und Wasser gebadet, gut bewirtet, dann in feine Stoffe gekleidet und gewöhnlich zur Zeit des Neumondes mit einem neuen Hemdchen versehen werden. Dieser Hausgötze bewahrt seinen Besitzer vor Krankheiten, Behexung und Hexenblick, offenbart heimliche und zukünftige Dinge, bringt dem Hause Segen und verdoppelt über Nacht in die Nähe gelegte Goldstücke und Edelsteine.

Diese mit Menschenantlitz, Augenpaar und Bart versehenen Gold- oder Galgenmännlein wurden aber im Mittelalter von Betrügern aus der rübenförmigen, in Form verschränkter Beine gespaltenen Wurzel der Mandragŏra-Pflanze, auch aus der Zaunrübe (Bryonia alba), geschnitzt. In den Kopf dieser menschlichen Figuren steckten sie Gersten- und Hirsenkörner und vergruben sie so lange in feuchtes Land, bis aus den Körnern Fäserchen herausgewachsen waren, welche dann die Haare vorzustellen hatten. Die also präparierten Figürchen wurden nun in heißem Sande getrocknet und als Haus- und Glücksgötter für 180 bis 240 ℳ. verkauft. Zu ihrer Rechtfertigung erzählten die frechen Betrüger den leichtgläubigen Betrogenen viel von den Lebensgefahren, denen sie beim Einsammeln der Alraunen ausgesetzt wären. Unter Gebeten und Beschwörungen lockerte der Wurzelgräber die Erde rings um die Alraun mit einem Messer. Dann band er einen ganz schwarzen Hund mit dem Schwanze an die Pflanze und lockte nun mit abgewendetem Gesicht den Hund durch Leckerbissen fort, so daß dieser die Pflanze mittels der Rute aus dem Boden zog. Bei dieser Operation schrie aber das Erdmännchen so entsetzlich, daß derjenige vor Schreck starb, der es unterlassen hatte, die Ohren sich gehörig zu verstopfen, und der Hund war so wie so dem Tode verfallen. — Nicht immer gelang es aber, auch wenn man die Pflanze gefunden hatte, sie zu bekommen, da sie nicht selten verschwand, so wie der Suchende sie erblickt hatte. Die Mandragŏra (Mandragŏra vernalis Bertol.) wächst in Südeuropa, gehört zu den Solaneen und war früher mit Atropa zu einer Gattung vereinigt. (Vergl. auch Grimms Mythologie. II. 1154, sowie Die Natur von Ule und Müller 1877, Nr. 22.) Eine Abbildung der Alraunen siehe Daheim, IX. Jahrg. 1872, S. 111.

6. V. 4. Das Adjektiv „gelbe“ gehört zur Glut.

9. „Eine Wildschur,“ ein Wolfsgewand, d. h. einen Pelz von Wolfshaut mit auswärts gekehrten Haaren, mhd. wintschûre, Mittel gegen den Wind, wahrscheinlich aus poln. die wilczura (spr. wiltschura) = Wolfspelz; denn poln. wilk = der Wolf, wilczy = vom Wolfe seiend.

12. „Loden“, ahd. die sumarlota, mhd. die sumerlote, einjährige Schößlinge, auch junge, schlank aufgeschossene Bäume, rich-

tiger Lote, daher die Sommerlote, gewöhnlich, aber falsch die Sommerlatte. Das Schütteln der reifen Zapfen auf die jungen Bäume soll wohl auf den Schutz hindeuten, in welchem sich letztere unter den Zweigen der Tanne befinden.

2.

Str. 1. „Matte", ein Gewebe von Kabelgarn, womit man Taue und Masten an solchen Stellen bekleidet, wo sie durch vorbeifahrendes Tauwerk schadhaft werden können.

6. „Borden", Küsten.

8. „Halde", Bergabhang. (Vergl. III. 76.)

2. Gedankengang.

Die Tanne ist ein Doppelgedicht: das erste behandelt die Tanne im Forste, das zweite ihre Reise als Mast auf dem Meere.

1. Der Dichter entwirft zuerst ein Bild von der Tanne. Schlank und grün steht sie auf der Spitze eines Berges, sendet ihre Wurzeln in die tiefsten Ritzen der Felswand, ihre Wipfel zu den Wolken hinauf. Die Wolken werden, nachdem von ihrer Gestalt die Rede gewesen ist, als Nadelkissen der Tanne bezeichnet, die braunen Wurzelknollen des Baumes als Wohnungen der Alraunen. Von der 7. Str. an wird dann das Waldleben geschildert, was die Tanne von ihrem Standpunkte aus wahrzunehmen vermag, so namentlich: das Funkeln der Sonne, das Leben und Weben des Berggeistes, die Gespräche der Vögel und der Bäche, den Haushalt der wilden Tiere. Daran reihen sich dann die von Wohlbefinden zeugenden Lebensäußerungen der Tanne selbst: ihr freudiges Schütteln der Zapfen, ihr Niedersprengen des duftigen Harzes, ihr liebliches Wesen und trotziges Rauschen, ihre Stärke und ihr Immergrün. Den Schluß bildet der Wunsch des Dichters, mit der Tanne tauschen zu können.

2. Das zweite Bild zeigt uns die Tanne als Mastbaum einer Fregatte, geschmückt mit Segel, Flagge und Matte, aber gebeugt von der Jahre Last. Ihr Zustand behagt ihr nicht, darum klagt sie in Mißmut der Welle ihr Leid. Ihren Schmuck bezeichnet sie als nutzlos. Die fremden Länder und Gegenstände, die sie auf ihrer weiten Reise gesehen hat, haben ihr keine Befriedigung gewährt. Die Sehnsucht nach den Heimatbergen, nach dem stillen Waldleben, der grünen Einsamkeit und der blumenreichen Halde ist in ihr erwacht, und mit Bedauern spricht sie aus, daß sie davon so weit entfernt sei.

3. Darstellungsweise.

Beide Gedichte sind reich an eigentümlichen Anschauungen und treffenden Vergleichen. Den Mittelpunkt in denselben bildet das

ruhige Leben in der lieben, waldigen Heimat. Die Schilderung des bewegten Lebens auf Reisen, der Anblick so vieler fremder Gegenstände des Nordens und Südens dient nur dazu, die Heimat und das stille sinnige Leben in derselben in ihrer vollen Anmut darzustellen.

Die Sprache ist kräftig und lebhaft. Die Strophen sind kurz und daher passend für gedrängte Darstellung vieler Anschauungen. Einzelne Bilder haben sich aber doch nicht in den engen Strophenraum hineindrängen lassen, haben vielmehr zwei, sogar drei erfordert, die dann, gegen alle Regel, nur durch Komma haben getrennt werden können, wie die 4. u. 5., 7.—9.

4. Grundgedanke.

Die Heimat mit ihren Jugenderinnerungen bleibt stets lebendig in uns und kann auch durch die bunteste Mannigfaltigkeit nicht ersetzt werden. — Das bedenke, wenn du im Begriff stehst, deine Heimat zu verlassen!

5. Schriftliche Aufgaben.

Eine Tanne erzählt ihre Lebensgeschichte.

5. O lieb', so lang' du lieben kannst.

(1830.)

Freiligrath, Zwischen den Garben. Stuttg., 1849. 69. — Neue Gedichte. Stuttg., 1877. 3. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 136. — Lüben, Auswahl. III. 332.

Der Grundgedanke dieses unvergänglich schönen, aus dem tiefen Schmerze um den Verlust des teuern Vaters geborenen Gedichtes ist vollkommen klar in der ersten Zeile ausgesprochen: „O lieb', so lang' du lieben kannst!" Die 1. Str. enthält zugleich noch den Grund für diese Aufforderung: „Die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst!" Die drei nächsten Strophen zeigen dann, wie dieser Gedanke im Leben auszuführen ist. Von der 6. Str. an wird ein Bild entworfen vom Zustande dessen, der keine Liebe erwiesen und ausgestoßene Kränkungen zu spät bereut. Beides, jene Aufforderung und diese späte Reue, ist in eindringlichster Weise geschildert und ganz geeignet, einen guten Eindruck zu machen. Von guter Wirkung ist es auch, daß die den Grundgedanken aussprechende Strophe nach dem ersten und zweiten Bilde wiederholt wird.

Die Strophen sind vierzeilig, die Verse jambisch, mit männlicher Endung, in der 1. u. 3. ohne Reim.

Das Lied, das schon den Text zu Predigten auf der Kanzel, am Grabe und vor dem Traualtar geliefert, hat auch Aufnahme in dem St. Galler und Appenzeller Gesangbuch gefunden.

2. Zur Geschichte des Liedes.

Über die versöhnende Kraft dieses 1829 entworfenen und später

umgestalteten ergreifenden Liedes schreibt Fr. Fischbach in der Gartenlaube (1894 Nr. 2):

Herr Wilh. Aufermann, Rentner in Wiesbaden, der in jungen und späten Jahren viel mit Freiligrath verkehrte, erzählte mir jüngst im Wiesbadener Ratskeller folgendes. Es mag 1841 gewesen sein, als ich mit Freiligrath in Limburg an der Lenne im Bentheimer Hof zusammentraf. (Limburg hat den Beinamen „das westfälische Heidelberg“.) Ich kam von Iserlohn und die beiden anderen Freunde, nämlich Ludwig Elbers und von Eynern, von Barmen. Wir saßen fröhlich bei einer Bowle und huldigten den neuen Poesieen des an jenem Abende besonders gut aufgelegten Dichters. Plötzlich kam ein Mißton in die Gesellschaft, weil Freiligrath in seiner überschäumenden Jovialität zu derb gegen Elber's Aufbruch protestierte. Diesen rief die Pflicht nach Barmen zurück, und somit verletzten ihn Worte wie „Pedanterie“ 2c. Er lief erzürnt weg und blieb auch am folgenden Tage noch kalt, als Freiligrath ihn in Barmen aufsuchte. Da nahm dieser schließlich Abschied mit den Worten: „Nun wohl, wenn du mit mir nichts mehr zu thun haben willst, so behalte dieses Blatt zum Andenken.“

Kaum aber hatte Elbers die erste Strophe gelesen, so eilte er Freiligrath nach und rief: „Komm her, alter Freund!“ Eine herzliche Umarmung endete den Zwist.

In später Nacht hatte der Dichter die Mahnung seines Gewissens gespürt und das in Verse gebracht, was so tief, so rein menschlich jedes Herz berührt. Eben weil die Ursache eine so harmlose, die Folge aber, der Verlust eines Freundes, so bitter war, sang der Dichter sein ergreifendes Mahnlied, treue Liebe nicht zu verletzen. Nicht grübelndes Nachsinnen, sondern tiefe Reue hatte dem edelgesinnten Dichter die Verse eingegeben:

Und hüte deine Zunge wohl;
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint —
Der andre aber geht und klagt.

Ähnliche Beispiele, wie dieses Mahnlied der Liebe in Freiligraths Händen zum Balsam für die Wunden ward, die er selbst unter dem Einflusse seines heißen Temperaments seinen Freunden Heinrich Köster und Heinrich Zulauff geschlagen, siehe Gartenlaube 1894 Nr. 30. In der jetzigen Form erschien das Gedicht zuerst 1849 in der Gedichtsammlung „Zwischen den Garben“.

6. Hurra, Germania!

(Gedichtet am 25. Juli 1870.)

Freiligrath, Neue Gedichte. Stuttg., 1877. 229. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 137. — Lüben, Auswahl. III. 333.

1. Geschichtliche Vorbemerkungen.

Das Jahr 1866 war für Preußen ein ruhmreiches Kriegsjahr.

In vielen blutigen Gefechten und der großen Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli überwältigte es Österreich und dessen Verbündete und nötigte sie am 23. August zu dem Prager Frieden, der Deutschlands Einigung wesentlich förderte. Österreich mußte 20 Mill. Thaler Kriegskosten zahlen, aus dem deutschen Staatenverbande scheiden und sich aller Ansprüche auf Schleswig-Holstein begeben; Hannover, Kurhessen, Nassau und die Stadt Frankfurt wurden mit Preußen vereinigt. Alle Länder nördlich vom Main bildeten unter Preußens Leitung den norddeutschen Bund, welchem Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt trotz Zahlung von 41 Mill. Thaler Kriegskontributionen und Abtretung einiger kleinern bayerischen und hessen-darmstädtischen Gebiete an Preußen durch Zollverträge und ein Schutz- und Trutzbündnis befreundet zur Seite traten.

Diese kriegerischen und politischen Erfolge Preußens verletzten aber Frankreichs Eitelkeit; ein geeinigtes und starkes Deutschland an seinen Grenzen glaubte es nicht dulden zu dürfen. Gern hätten es die Franzosen gesehen, wenn 1866 ihr Kaiser sich mit Österreich verbündet, Preußen gedemütigt und ihm das linke Rheinufer abgenommen hätte; allein der Krieg fand Frankreich nicht vorbereitet, und ehe es seine Rüstungen beendete, war der Friede schon geschlossen. Laut murrte es gegen Napoleon; man schmähte ihn öffentlich und drohte das Kaiserreich durch eine Revolution in eine Republik zu verwandeln. In dieser bedenklichen Verlegenheit suchte Napoleon Preußen zu einer Gebietsabtretung zu bewegen, die König Wilhelm aber mit echt deutschem Sinne ablehnte. Ebenso mißlang es ihm, Belgien und Luxemburg auf Schleichwegen zu erlangen. Der Mißmut der eiteln Franzosen wuchs zusehends. Napoleon gedachte seinen wankenden Thron durch einen glorreichen Krieg mit Preußen zu stützen, darauf rechnend, daß die süddeutschen Staaten wie zu seines Onkels Zeiten in der Stunde der Not die „verhaßten Preußen“ verräterisch verlassen würden.

Die Spanier hatten ihre Königin Isabella verjagt und boten die Krone dem Prinzen Leopold von Hohenzollern, einem entfernten Verwandten König Wilhelms an. Darüber waren die Franzosen entrüstet und schwuren hoch und teuer, keinen Hohenzollern auf dem spanischen Thron dulden zu wollen. Der französische Gesandte Benedetti wurde beauftragt, König Wilhelm in Bad Ems aufzufordern, dem Prinzen Leopold die Annahme der spanischen Krone zu verbieten. König Wilhelm entgegnete ihm ruhig, daß er dem Prinzen die Annahme der Krone nicht angeraten habe, ihm daher die Ablehnung derselben auch nicht anbefehlen könne. Prinz Leopold hatte unterdes freiwillig auf den spanischen Thron verzichtet, um ja nicht die Ursache eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich zu werden. Allein Napoleon beruhigte sich hierdurch nicht; der Krieg war bei ihm eine beschlossene Sache; er wollte

Preußen zertreten, mit Ruhm und Beute zurückkehren, das dünkelhaft ehrgeizige Volk befriedigen und seinen Thron befestigen. Er gebot deshalb Benedetti, König Wilhelm auf jegliche Weise zu reizen und von ihm zu verlangen, in einem eigenhändigen Briefe an Napoleon sich wegen des Vorgefallenen zu entschuldigen, auch sich zu verpflichten, niemals seine Einwilligung zu geben, wenn etwa einem hohenzollernschen Prinzen die spanische Krone wieder angetragen würde.

Mit Entrüstung wies der König diese Demütigung zurück und ließ Benedetti melden, daß er ihm nichts mehr zu sagen habe. Die Franzosen erblickten darin eine Beleidigung, glaubten sich gezwungen, mit den Waffen ihre verletzte Ehre verteidigen zu müssen und beschlossen am 15. Juli 1870 in Paris die Kriegserklärung an Preußen.

Ganz Deutschland aber vom Süden bis zum Norden empfand die unschickliche und anmaßende Art, in welcher der französische Gesandte unseren würdigen König in dieser Angelegenheit angegangen hatte, als eine tiefe Beleidigung und war entrüstet über den ruchlos heraufbeschworenen Krieg, zugleich aber auch erfreut über die Königliche Antwort und begrüßte beifällig die Mobilmachung der ganzen norddeutschen Armee.

Als König Wilhelm desselben Tages von Ems nach Berlin zurückreiste, wurde er an allen Stationen, namentlich aber in Berlin mit stürmenden Hochs und Hurras begrüßt. Die süddeutschen Staaten rüsteten sich, das ganze deutsche Volk erhob sich wie ein Mann, die Grenzen des bedrohten Vaterlandes zu schützen und den unerhörten Frevelmut der Franzosen zu strafen. Beim Eintritt in sein Schloß sagte daher der König: „Bei einer solchen Begeisterung ist uns der Sieg sicher, und ohne Furcht können wir der Zukunft entgegengehen.“

Der Reichstag bewilligte das Geld zur Kriegsführung und schloß seine Sitzung mit einem donnernden Hoch auf den König. Als am 19. Juli, dem Todestage der Königin Luise, die Kriegserklärung amtlich in Berlin überreicht wurde, begab sich der König in das Mausoleum zu Charlottenburg, um an der Eltern Sarge Gottes Beistand in dem aufgezwungenen Kampfe sich zu erflehen. (Vergl. das Gedicht von Hesekiel: Zu Charlottenburg im Garten ꝛc. Lüben u. N., Lesebuch V. Nr. 75.)

Nach dem allgemeinen Buß- und Bettage am 27. Juli zogen die Truppen von ihren Sammelplätzen unter den Klängen des „Heil dir im Siegerkranz“ und der „Wacht am Rhein“ in Eilzügen nach dem Rhein und stellten sich daselbst in 3 Armeen auf.

Und diese patriotische Stimmung, zornige und frohgemute Begeisterung wie siegesfreudige Zuversicht Alldeutschlands hat Freiligrath am 25. Juli 1870 in seinem Gedichte ausgesprochen und am 31. Juli in der „Rheinischen Zeitung“ veröffentlicht.

2. Gedankengang.

Mit fröhlichem Hurra, dem Schlachtruf der Deutschen, begrüßt der Dichter die stolze, schöne Germania. Sein sittliches Wohlgefallen ruht auf Deutschlands geeinter Wehrkraft, die in dem Glauben an eine göttliche Gerechtigkeit mit Siegesfreudigkeit an den Rhein gezogen ist, um zornesmutig und pflichtgetreu das Leben für das durch frivole Kriegserklärung bedrohte Vaterland einzusetzen. Deutschlands Heerbann ist ihm heute ein organisches, persönliches Wesen, das, entrüstet über die leichtsinnige Herausforderung der Franzosen, erfüllt von heiligem Zorn, leuchtenden Auges und gehobenen Herzens in kühn zuwartender Gefechtsauslage zur todesmutigen Verteidigung des heimischen Herdes bereit ist.

Wohl bangten die Rheinlande vor dem gallischen Hahn, der die Franzosen zum Raube des Rheins in die Waffen gerufen hatte. Jetzt aber sind sie beruhigt: die einheitliche patriotische Stimmung, der kernhafte, treue, deutsche Mut, das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, als bis der Feind zerschroten, läßt ihn siegesfreudig ein mehrmaliges Hurra ausrufen, das als Refrain in allen Strophen wiederkehrt. (Str. 1.) Das friedliebende Deutschland dachte nicht an Kampf und Streit, sondern suchte den Segen seiner Felder ruhig und freudig zu schneiden und die schweren Garben in den Scheuern zu bergen, als es durch das Kriegshorn der Franzosen plötzlich und ungeahnt in seiner Thätigkeit erschreckt wird. (Str. 2.) Sofort werfen die Schnitter ihr Werkzeug samt dem Ährenkranz ins Korn, mit sittlicher Entrüstung und jauchzendem Mute nimmt Germania die unverschämte Herausforderung an und ruft eilig alle seine Mannen auf, Deutschlands Kleinod — den Rhein — mit seinen herrlichen Städten und geschichtlichen Erinnerungen zu schirmen. (Str. 3.) Der Aufruf findet freudigen Wiederhall in allen Gauen des Reiches: an den deutschen Meeren und Strömen greift man zur Wehr, alle Volksstämme sind zur Hilfe bereit, er überbrückt sogar den Main, die Südgrenze des norddeutschen Bundes. Vergessen ist der alte Span — der Bruderzwist, alle Sonderbestrebungen, die historische deutsche Uneinigkeit und Zerfahrenheit — auf welchen Napoleon sicher gerechnet; Alldeutschland greift zu den Waffen, die Frechheit des gallischen Nachbars zu strafen. (Str. 4.) Von den meerumgürteten Küsten bis zum Fuße der Alpen, von der Ost- bis zur Westgrenze des deutschen Vaterlandes fühlen alle Mannen sich als einen wehrhaften Leib, der von gleichem Geiste beseelt und von einem Willen regiert wird, das ganze Deutschland ist zu einem Heere vereint, freudig bereit, einem Kriegsherrn zu folgen. Voll Freude über diese noch nie geschaute Einheit ruft der Dichter triumphierend aus:

Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania! (Str. 5.)

Getrosten Mutes schaut er in die Zukunft. Frankreichs frech-vermessene Kriegserklärung hat Deutschlands Einheit geboren, und mit einer Verwünschung des Urhebers vom Kriege fordert er Germania auf, für alle heiligen und teuern Güter: Heim und Herd, Weib und Kind, Recht und Wort, Sitte und Art das Schwert zu zücken, und begleitet sie mit Hurra zur Kriegesfahrt. (Str. 6. 7.) Als „Mit Gott" Alldeutschland zur Feldschlacht ausrückt, und er der Opfer gedenkt, die sie an edlem Blute fordern wird, beschleicht ihn brustbeklemmende Wehmut. Doch hebt er gefaßt das Auge zu Gott empor und lebt der Zuversicht, daß Germania siegreich, groß und herrlich aus dem aufgezwungenen Kampfe heimkehren wird. Und im Vorgefühl des glorreichen Ausgangs einer gerechten Sache ruft er der einmütigen, tapferen und kampfesfreudigen Wehrkraft ein triumphierendes Viktoria zu. (Str. 8.)

7. Die Trompete von Gravelotte.

Freiligrath, Neue Gedichte. Stuttg., 1877. 235. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 94. — Lüben, Auswahl III. 335.

1. Geschichtliches.

Vorstehende Episode aus der Schlacht von Mars la Tour oder Vionville am 16. Aug. 1870, die Freiligrath irrtümlich auf den Tag bei Gravelotte (18. Aug.) verlegt hat, fällt in die dritte Nachmittagsstunde. Zum Verständnis derselben und zur Würdigung der Todesverachtung, mit welcher diese Reiter dem Untergange sich weihten, ist zuvor mit den Schülern zu lesen: Der Todesritt von Lauxmann, Lübens Lesebuch Teil IV. Nr. 150.

Ausgeführt wurde der Todesritt durch 3 Schwadronen der magdeburgischen Kürassiere Nr. 7 unter Major Schmettow — der alten sächsischen Leib-Kürassier-Garde, welche unter Sobieski Wien hatte entsetzen helfen und unter Prinz Eugen bei Zenta gestritten — und durch 3 Schwadronen vom altmärkischen Ulanenregiment Nr. 16 unter Major Dollen, da General von Alvensleben keine Infanterie mehr in Reserve hatte. Sie sollten das Plateau ersteigen, von wo das Korps Canrobert Vionville und den Wald nordwestlich des Dorfes beherrschte und namentlich der Division Buddenbrock schwere Verluste beibrachte. Die Brigade Bredow hielt an dem denkwürdigen 16. August im Centrum der deutschen Schlachtlinie nördlich von Tronville. Dort wogte stundenlang ein heißer Kampf um das Gehölz, welches sich halbwegs Vionville-Mars la Tour nördlich nach St. Marcel hinzog und dessen Besitz für die Deutschen von größter Wichtigkeit war, weil

er allein gegen eine Umfassung durch die feindliche Division Tixier sichern konnte. Unter furchtbaren Verlusten hatte das 24. Regiment das Gehölz genommen, ein mörderischer Kugelregen zwang jedoch die zerschossenen Bataillone zurückzugehen bis Tronville. Die Brigade Lehmann (ein Bataillon 78er und drei 91er) löste sie ab; auch diese Bataillone konnten den nördlichen Wald nicht halten, so furchtbar war der Kugelhagel; sie hielten jedoch den Südrand des Gehölzes besetzt und nahmen ebenfalls bei Tronville Aufstellung. In Ermangelung verwendbarer Bataillone, da alle Reserven längst vorgezogen und ein Aufhalten der nachdringenden feindlichen Infanterie, um das Umklammern des linken deutschen Flügels zu verhindern, um jeden Preis notwendig war, wurde die Kavalleriebrigade Bredow zur Attacke auf feindliche Artillerie und Infanterie vorbeordert. Der einzige Zweck war, Zeit zu gewinnnen, da, wie man wußte, die heraneilenden Truppen des 10. Korps nicht mehr weit vom Schlachtfelde entfernt waren.

Als der Brigade, welche im ganzen aus drei Eskadrons Kürassiere und drei Eskadrons Ulanen bestand, der Befehl überbracht wurde, zwischen dem Walde und der Straße gegen die durch Artillerie und Infanterie fast bis zur Uneinnehmbarkeit gedeckte Stellung vorzugehen, wußten alle, was das heißt, welches Schicksal ihrer wartete: es ging eben direkt in den Rachen des Todes hinein. Aber bereit zum Todesritte brachen sie vor: die Rosse schnauften, die Klingen blitzten, die Standarten flatterten und die Trompeten jauchzten ihr schmetterndes „Marsch, Marsch". So flogen sie gegen den Feind, die blitzenden klingenden Eskadronen der Ulanen und Kürassiere, hinein in den Hagel von Blei und Eisen, der ihnen entgegenprasselte.

Sie drangen in rasendem Jagen gegen den rechten Flügel des Korps Canrobert vor, erreichten, fortwährend dem feindlichen Geschützfeuer ausgesetzt, die Batterieen, welche nur mit zwei Geschützen fertig zum Feuern geworden waren. Die deutschen Reiter hieben die Bedienungsmannschaften zusammen, durchbrachen wie ein Wettersturm auch die dahinter stehenden ersten Infanterielinien, jagten auf die nächste Mitrailleusenlinie zu, hieben auch dort zusammen, was nicht floh, und waren eben dabei, die Mitrailleusen als Trophäen mitzunehmen, als die Kavalleriedivision Forton, welche schon vormittags von Bazaine vom linken nach dem rechten Flügel beordert worden war, plötzlich aus einem Wäldchen an der alten Römerstraße hervorbrach, die natürlicherweise etwas auseinander gekommenen deutschen Eskadrons in beiden Flanken faßte und sie zum raschen Rückzuge zwang. Derselbe kostete um so mehr Verluste, da die Reiter sich noch einmal durch die inzwischen wieder rangierten Infanterielinien hindurchhauen mußten. Von den 400 Ulanen waren nach dem verwegenen An-

griff noch 6 Offiziere und 80 Mann, von ebensoviel Kürassieren 7 Offiziere und 70 Mann beisammen. Die beiden andern Schwadronen von den genannten Regimentern entgingen dem grausigen Schicksal ihrer Kameraden nur dadurch, daß sie zur Aufsuchung feindlicher Infanterie in dem nördlich von der Römerstraße gelegenen Walde abkommandiert worden waren. Tags darauf konnten die beiden Regimenter nur zu 2 Schwadronen formiert werden.

„Das Kürassierregiment des Grafen Bismarck ist ganz vernichtet," verkündeten die französischen Schlachtberichte. Aber wenn auch der Verlust an Menschenleben groß war, so ging doch anderseits nicht eine Standarte verloren, und der Zweck des Angriffs ward vollständig erreicht. Das feindliche Artilleriefeuer ließ seit der Heldenthat der 6 Schwadronen etwas nach; der todesmutige Angriff hatte die Franzosen stutzig gemacht, über den wahren Sachverhalt sie getäuscht und ihre Vorbewegung aufgehalten; durchgreifend gebessert wurde die verzweiflungsvolle Lage des märkischen Armeekorps jedoch erst durch das Eintreffen des 10. Armeekorps gegen $3^1/_2$ Uhr.

2. Erläuterungen.

Str. 1. „Sie haben Tod und Verderben gespie'n", nämlich die Infanterie und Artillerie des Marschalls Canrobert in die Buddenbrocksche Division des Alvenslebenschen (3.) Armeekorps.

4. Der Trompeter, dem Major Schmettow das Regimentssignal zu blasen befahl, hieß Pinkepank.

5. V. 2 u. 3. „Die mutig — hinein" — ist Attributivsatz zum Hauptsatze im 4. V. Dieser Nebensatz erhöht zwar unsere Spannung; man ist voller Erwartung, wie viele Reiter aus dem lorbeergekrönten Kampfe auf das Signal sich sammeln werden; allein er ist zu lang und erschwert beim Vortrage das Verständnis, selbst wenn man hinter „hinein" etwas länger pausiert, zumal der Hauptsatz mit versetzter Wortfolge sich anschließt.

6. Die durchlöcherte Trompete wird im Kasino der Offiziere des magdeburgischen Kürassierregiments Nr. 7 zu Halberstadt aufbewahrt.

8. „Hindann" von da hin, von da weg. (Vergl. Simrocksche Übersetzung des Nibelungenliedes, 16. Abenteuer Str. 33.)

3. Gedankengang.

Siegesfreudig erzählt ein Kürassier, mit Kameraden und Ulanen zwei feindliche Kolonnen Fußvolk und zwei Batterien niedergeritten zu haben, da diese Tod und Verderben in ihre Reihen sendeten (Str. 1 u. 2), berichtet aber auch mit Wehmut, daß bei diesem Todesritt die Hälfte der jugendlichen Helden auf dem Felde der Ehre geblieben ist. (Str. 3 u. 4.). Weiter teilt er

seufzend mit, daß dem metallenen Munde der Trompete statt schmetternder Stimme zum Sammeln ein Mark und Bein durchdringendes klangloses Wimmern, ein Schmerzensschrei, ein Klagelied um die Gefallenen entquollen ist (Str. 5—7), und beim nächtlichen Ritt zur Lagerstatt die Rosse schnoben, der Regen rann, und sie der Toten gedachten. (Str. 8.)

4. Gliederung.

Der Todesritt. (Der Siegeslauf.)

A. Der herrliche Erfolg. (Der Triumph — Der Siegesjubel — Seine Lorbeeren.) (Str. 1 u. 2.)

B. Der schwere Verlust. (Die Opfer — Die Siegesopfer — Seine Cypressen.) (Str. 3 u. 4.)

C. Der tiefe Schmerz. (Die Totenklage — Die Siegesseufzer — Seine Vergißmeinnicht.) (Str. 5—8.)

a. aus dem Munde der Trompete. (Das Wimmern der Trompete.) (Str. 5—7.)

b. im Schnauben der Rosse. (Das Schnauben der Rosse.) (Str. 8.)

c. in den Thränen der Wolken. (Die Thränen der Wolken.) (Str. 8.)

d. in den Herzen der Kameraden. (Die Seufzer der Kameraden.) (Str. 8.)

5. Form der Darstellung.

Unser Gedicht ist eine herrliche Ballade. In seelenvoller Kürze ist das Epische, die Handlung nur kurz skizziert, das lorbeergekrönte Ereignis aber ganz in Empfindung aufgelöst, indem der Dichter die herzlose Natur trefflich zu beseelen weiß. Der Mut, das Feuer, die Siegesfreude des im Namen aller seiner Kameraden jubelnden Kürassiers versetzt uns sofort mitten in die Handlung. Vom Ungestüm mit fortgerissen, ist uns gar keine Zeit gelassen, nach den handelnden Personen und dem Orte des Ereignisses zu fragen. Erst nach gethaner Arbeit verschnaufen wir mit den Helden und erkennen in ihnen Kürassiere und Ulanen und auf blutiger Walstatt den schweren Verlust. Noch wird uns aber keine Ruhe gegönnt, noch dürfen wir nicht jammern und klagen: die Trompete ruft zum Sammeln. Da ergreift uns neuer Schreck, packt uns neues Grausen: die Trompete ist belebt, sie hat Menschenstimme; statt des erwarteten Signals klangloses Wimmern, Schmerzensgeschrei, als wüßte sie, daß nicht viel zu sammeln ist, die Trompete beklagt mit Mark und Bein durchzitterndem Weh die Toten.

Erst Str. 8 läßt uns zur Ruhe und zum Ausströmen des Schmerzes kommen. Beleuchtet von dem ringsum lohenden Wachtfeuern reiten still die Häuflein zur Lagerstatt. Sogar die Rosse haben Mitgefühl: ihr Schnauben ist Klagegetön; aus den Wolken rinnen die Thränen, Totenstille herrscht im Lager — ein jeder denkt in Wehmut der gebliebenen Kameraden.

Alle, die im Kampf geblieben,
Ehr' des Angedenkens Wort.
Alle wollen wir sie lieben!
Und so leben sie uns fort,
Die fürs Vaterland ihr Leben
Todesmutig hingegeben. H. Lingg.

An ein bestimmtes Metrum hat sich der Dichter nicht gebunden, sondern von der Stimmung sich fortreißen lassen. Vers 1 u. 3 haben aber durchgängig 4 Hebungen mit männlichem Reim, während V. 2 u. 4 nur 3 Hebungen zählen, verknüpft durch weiblichen Reim.

Leben und Charakteristik Freiligraths.

I.

Hermann Ferdinand Freiligrath ist am 17. Juni 1810 zu Detmold geboren, wo sein Vater Lehrer an der Bürgerschule war. Bis zum 15. Jahre besuchte er das dortige Gymnasium, trieb daselbst eifrig die vorgeschriebenen Studien und belebte sie durch seine Neigungen. Reiseschilderungen zu lesen, bildete seine Freude; sie versetzten seinen aufgeweckten, lebendigen Geist nach fernen Ländern, zu wilden Völkern, auf wüste Inseln, auf das rauschende Meer; er wurde vertraut mit Mohren, Indianern, Seeschiffen und Piraten, als hätte er sie mit leiblichen Augen gesehen. Auf den Wunsch seines Vaters und in Aussicht auf das Erbe eines reichen Oheims in Edinburg, widmete er sich dann dem Kaufmannsstande. Seine Lehrjahre verbrachte er in Soest in dem kleinen Geschäfte eines anderen Onkels (bei Gebrüder Schwollmann) wo dem schwarzlockigen Jünglinge Muße genug gegeben war, sich nach seinen Neigungen mit Studien und besonders mit Sprachwissenschaften zu beschäftigen. Auch verkehrte er in seinen Mußestunden freundschaftlich mit seinem 9 Jahre älteren Landsmanne Grabbe, der sich als Dichter einen guten Ruf erworben hat. Seinem Andenken hat er 1836 ein tiefgefühltes Gedicht gewidmet.*) 1830 verlor er seinen Vater, dem sein weiches, dankbares Gemüt das herrliche, ergreifende, zartinnige Herzenslied widmete: „O lieb', so lang' du lieben kannst.“ Nach vollendeter Lehrzeit, in der schon manches Gedicht geboren, z. B. Barbarossas erstes Erwachen (1829), arbeitete er von 1831—36 in dem Bankhause von Jakob Sigrist in Amsterdam. Die eigentümlichen, die Phantasie erregenden Umgebungen und Erscheinungen einer großen See- und Handelsstadt wurden mit lebhaftestem Auge von ihm betrachtet und fanden ihren Ausdruck in einer Anzahl um jene Zeit entstandener Gedichte des besondersten Inhalts. (Die Tanne — Die Auswanderer [Lüben, Auswahl III. 329.] — Der Löwenritt — Unter den Palmen —

*) Gedichte, S. 307.

Gesicht des Reisenden — Der Blumen Rache — Der Tod des Führers —.) In der Soester und Barmer Zeitung, in Chamissos und Schwabs Musenalmanach, im Cottaischen Morgenblatt ließ er 1835 seine ersten Gedichte abdrucken, die wegen ihrer plastischen Schilderungen, ihrer blendenden Farbenpracht, ihrer neuen, kecken, üppig quellenden Rhythmen-Sprache, bei dem allgemeinen Widerwillen gegen Betrachtung der unfreien heimischen Zustände in der litterarischen Welt wie in den gebildeten Kreisen ein ungewöhnliches Aufsehen hervorriefen. Der Reiz des durchschlagenden Erfolges ließ ihn aber nicht ruhen: er vertiefte sich in die Gedichte eines Robert Burns, Walter Scott, Viktor Hugo, Chamisso, Wilh. Müller, Uhland, Schwab, Kerner, Lenau, Platen und nährte an ihnen seine patriotischen und herzinnigen Empfindungen. 1837 übernahm Freiligrath die Stelle als Korrespondent in dem großen Baumwollen- und Indigogeschäft des Hauses Eynern u. Söhne in Barmen, da der Oheim in Edinburg Bankerott gemacht hatte und dem Neffen weder Vermögen noch Stellung übertragen konnte. Hatte er treulich seine Pflichten im Kontobuch und in der kaufmännischen Korrespondenz — wozu er durch seine ausgezeichnete Kenntnis der neueren Sprechen wohl geeignet war — erfüllt, so erquickte er sich in Poesie und im trauten Verein anregender Freunde: Hackländer, Immermann, Pfarrius, Simrock, Wolfgang Müller u. Matzerath. Im J. 1838 forderte ihn Cotta auf, seine gesammelten Gedichte in seinem Verlage herauszugeben. Freiligrath nahm Urlaub bei seinem Prinzipal und besorgte während des Winters in Soest die Drucklegung in aller Muße. Das Publikum begrüßte die Gedichte mit so lebhaftem Beifall, daß er sich bewogen fühlte, dem Kaufmannsstande zu entsagen, um ganz der Dichtkunst leben zu können. Er nahm im Herbste 1839 in dem stattlich am Rhein sich erhebenden Städtchen Unkel seine Wohnung und lernte in der feingebildeten Tochter des Prof. Melos am Seminar zu Weimar, Namens Ida, seine Frau kennen, welche in Unkel Erzieherin war. Nachdem er einen Winter in Weimar im Hause seiner Braut gelebt, verheiratete er sich 1841 und zog nach Darmstadt. Neujahr 1842 überraschte ihn der König von Preußen durch ein Jahresgehalt von 900 ℳ, das ihm Alex. von Humboldt vermittelt hatte, was ihn bewog, wieder zurück nach dem Rhein, nach St. Goar, zu ziehen. Hier lebte er in glücklichen Familienverhältnissen und in naher freundschaftlicher Beziehung zu Geibel, Levin Schücking und andern Poeten. Diese glückliche Ruhe wurde jedoch bald gestört. Jene Zeit der Bewegung und des Kampfes überzeugte den Dichter bald, daß er weder der Rechten angehöre, wie er bis dahin geglaubt, noch parteilos bleiben könne, wie er es in seinem Gedichte: „Aus Spanien“, mit den Worten ausgesprochen hatte:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei!“

Eine längere Unterredung mit Hoffmann von Fallersleben am 16. Aug. 1843 machte ihm klar, daß er der Linken angehöre und nicht parteilos bleiben könne. In der 1844 unter dem Titel „Glaubensbekenntnis“ erschienenen Gedichtsammlung spricht er sich offen hierüber aus. Als das Manuskript zu diesem Werke fertig vor ihm dalag, erhielt er vom Erbgroßherzog von Weimar die Aufforderung, eine Stelle an der Bibliothek, deren Gehalt er selbst bestimmen möge, zu übernehmen. Ohne Aussicht auf irgend eine feste Einnahme, lehnte er nicht nur dies ehrenvolle Anerbieten ab, sondern entsagte auch zu Neujahr 1844 dem vorerwähnten Jahrgehalte aus Preußen. Es widerstrebte seinem Gefühl, Gehalt von Fürsten zu beziehen, gegen die sein „Glaubensbekenntnis“ gerichtet war. Das Buch wurde bald nach seinem Erscheinen verboten, und der Dichter sah sich genötigt, ins Ausland zu fliehen. Er wandte sich nach Brüssel, von da durch Frankreich nach der Schweiz an die Ufer des Züricher Sees, wo er immer tiefere Züge aus dem schäumenden Becher der revolutionären Poesie that. Denn er sah in der Revolution die einzige Rettung seines Vaterlandes, die einzige Möglichkeit für die Geburt der befreienden Zukunft. Da er wegen seiner politischen und socialen Gedichte sich auch nicht mehr in der Schweiz sicher dünkte, schiffte er sich im Sommer 1846 nach London ein, um wieder Kaufmann zu werden. Gar bald gelang es ihm hier, in dem angesehenen Handels- und Bankhause F. Huth u. Co. eine Stellung zu finden, die ihm 200 Pfd. Strl. jährlich eintrug. Auch suchte seine Gattin ihrerseits durch Unterrichtgeben und Übersetzungen aus dem Deutschen ins Englische etwas zu den Haushaltungskosten in Clapton, einer Vorstadt Londons, beizutragen. Sein Freund, der reiche amerikanische Dichter Longfellow, lud ihn dringend ein, zu ihm nach Nordamerika zu kommen. Als er sich im Frühjahr 1848 bereit machte, dieser Aufforderung zu folgen, erhielt er die Nachricht von der plötzlichen Neugestaltung Deutschlands. Im Mai desselben Jahres verließ er London, ließ sich mit seiner Familie in Düsseldorf nieder und ward dort der Führer der demokratischen Partei. Seine politischen Gedichte aus jener Zeit sind ohne poetischen Gehalt, brachten ihn jedoch am 27. Aug. vor das Geschwornengericht. Nachdem er von demselben am 3. Oktbr. freigesprochen worden war, zog er nach Köln und beteiligte sich an der Herausgabe der „Neuen rheinischen Zeitung“. Erneuerte politische Anklagen trieben ihn im Mai 1851 nach London zurück, wo ihm durch einen jüdischen Kaufmann ein Posten geboten wurde. Erst später und namentlich durch seine 1857 erfolgte Anstellung als Direktor der Schweizer Bank-Kommandite in London, erfreute

er sich eines erleichterten Berufs und sorgenfreier Existenz. Trotzdem hing er in alter Innigkeit an seinem Vaterlande. Das Herz war ihm nicht verbittert, er grollte nicht, er klagte nicht. Noch hoffte er, die deutsche Heimat einmal wieder betreten zu können und schaute dahin aus mit wehmutvollem, sehnsüchtigem Blicke, zumal 1867, wo er durch den Bankerott der Genfer Bank, deren Kommandite er in London geleitet, seine Stellung verlor. Aus dieser Bedrängnis befreite ihn ein Ehrengeschenk des deutschen Volkes, zu dessen Ansammlung Emil Rittershaus im April 1867 den Anstoß gegeben hatte. Nach Jahresfrist bildete die Freiligrath-Dotation nahezu ein Vermögen von 180000 ℳ. Nun zögerte Freiligrath auch nicht länger, England zu verlassen. Am 21. Juni 1868 verließ er London, um dankerfüllten Herzens in das Vaterland zurückzukehren. Nach einem festlichen Empfange in Köln nahm er zunächst eine Wohnung in Cannstatt am Neckar, siedelte aber im Oktober nach Stuttgart über. Als der französische Krieg ausbrach, entlockte er den Saiten seiner Leier die feurigsten patriotischen Lieder, gleich als wollte er die langversäumte Begeisterung für Deutschlands Größe nachholen, die wie ein Sturmmarsch oder wilder Trommelwirbel auf das Volk wirkten. Dankbar und hoffnungsvoll begrüßte er die neue Zeit, die so manche Ideale erfüllte, für die er in rüstigem Mannesalter gelitten und gekämpft hatte. Auf die französische Kriegserklärung antwortete er mit der deutschen Marseillaise: Hurra, Germania! und nach der Schlacht bei Vionville rief er den Toten in der Meisterschaft plastischer Kraft die Klage des Vaterlands um sie nach in der oben erläuterten stimmungsvollen Ballade: „Die Trompete von Gravelotte“. Aber mitten in das Stillleben seines Heims in Stuttgart fuhr ein jäher Blitzstrahl. Am 1. März 1873 starb sein Sohn Otto, der als Freiwilliger im Stuttgarter Grenadierregimente diente, im Alter von 22 Jahren am Scharlachfieber. Freiligrath hatte von jeher seine Kinder unsäglich lieb gehabt und konnte diesen Verlust nie verschmerzen: der Schwergeprüfte siechte seit jenem Tage dahin, der auch in London bei seinen dorthin verheirateten beiden Töchtern nicht die erhoffte Tröstung finden konnte. Der Sänger verstummte seit dem Tode des Kindes, die Saiten seiner Leier waren eben jäh zerrissen worden. Sein letztes Gedicht vom 5. Juni 1873 zur Hochzeit seines in Amerika ansässigen Sohnes Wolfgang, Freiligraths Schwanengesang, ist eine ernste Weise, ein Geistergruß des toten Sohnes an den Bruder. (Siehe Gartenlaube 1876, S. 271.) 1874 gab er seine Wohnung in Stuttgart auf und mietete sich nach einer stärkenden Sommerreise mit seiner Frau wieder in Cannstatt ein. Dort starb er am Morgen des 18. März 1876 an der Wassersucht. Am 23. Juni 1878 wurde ihm daselbst ein Denkmal enthüllt, seine Büste in Bronzeguß auf einem Sockel aus rotem Marmor, getragen von grauem Sandstein.

II.

Freiligraths „Gedichte" wurden, wie schon bemerkt, mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Der Grund hiervon war, daß er einen Ton darin angestimmt hatte, der bisher in der lyrischen Poesie nicht vernommen worden war. Statt der gewöhnlichen, tausendmal verbrauchten Unterlagen junger Poeten, besang Freiligrath Gegenstände, die bisher nur in Reisebeschreibungen Erwähnung gefunden hatten, wie die schäumenden Wogen des Oceans, den brennend heißen Wüstensand, die Neger, Hottentotten, Kaffern, Indianer und Araber, Tiger, Löwen, Leoparden und andere Ungetüme des Waldes. Wie die Stoffe, so waren auch seine Reime größtenteils neu und seltsam und seine Sprache markig, kernig und treffend. Dies alles, Stoffe, wie Farbe und Klangwirkung trug bei, die Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter zu lenken. Ein großer Teil seiner Gedichte gleicht Malereien von kühner Zeichnung, keck aufgefaßt und brennend koloriert. Aber nicht bloß im Kolorit beruht seine Stärke, sondern auch in der plastischen Herausarbeitung des poetischen Gedankens, in der Kunst der Zeichnung und Linienführung. „Anschauung und Anschaulichkeit sind das eigentliche Wesen der Poesie Freiligraths. Jedes seiner Gedichte ist ein kleines abgeschlossenes Kunstwerk, und neben dem Tone wuchtigster Begeisterung, kräftigster Leidenschaft gelingen ihm auch solche von zartester Innigkeit." (E. Ziel.) Chamisso warnte ihn bei seinem ersten Auftreten in freundlichster Weise, die Poesie nicht im Exotischen und Gräßlichen zu suchen und die strengste Kritik in allem zu üben, was er dem Druck übergeben wolle. Nicht immer hat der Dichter diesen wohlgemeinten Rat befolgt und darum manches veröffentlicht, was besser im Pulte liegen geblieben wäre. „Aber nach seiner Rückkehr aus Holland in die Heimat schlug er nur nationale Weisen an, behandelte er fast nur nationale Stoffe, und zwar mit einer Verve und Vertiefung, an welche Victor Hugo und andere Dichter, die man mit ihm verglichen, nicht hinanreichen." (E. Ziel.) In seinen politischen Gedichten wird die poetische Schönheit sehr beeinträchtigt durch die ruhelose Leidenschaft, welche in denselben herrscht. „Das Freiligrathsche Glaubensbekenntnis," sagt Hillebrand, „ist ein Bekenntnis des Abfalls von dem reinen Glauben an die heilige Kraft der Muse, die ihn hier fast ganz verleugnet." Sehr anerkennenswert sind dagegen Freiligraths Leistungen als Übersetzer lyrischer Poesieen aus dem Englischen und Französischen. In diesen Übersetzungen hat er sich oft die schwersten Aufgaben gestellt und mit Virtuosität glücklich gelöst. Die Eigentümlichkeit des fremden Dichters ist mit treuem Verständnis wiedergegeben, und doch hat man den Eindruck eines Originalgedichts.

Auch gab er 1875 eine englische Zeitschrift, das „Illustrated

Magazine“ heraus, welche eine Blumenlese des Besten der modernen englischen Litteratur darbieten sollte, sowie eine vortreffliche Anthologie englischer Gedichte unter dem Titel „The Rose, Thistle and Shamrock“.

Litteratur.

A. Freiligraths Schriften.

Gedichte. Stuttg., 1838. 25. Aufl. 1869. 3 ℳ.
Rolands-Album. Köln, 1840. 1,75 ℳ.
K. Immermann, Blätter der Erinnerung. Stuttg., 1842. 4,50 ℳ.
Viktor Hugos Oden u. vermischte Gedichte. Deutsch. Frankf., 1839. 1,15 ℳ.
Viktor Hugos lyrische Gedichte. Deutsch. Frankf., 1845. 4 ℳ.
Viktor Hugos Dämmerungsgesänge. Frankf., 1836. 1,15 ℳ.
Glaubensbekenntnis. 2. Aufl. Mainz, 1849. 3 ℳ.
Englische Gedichte aus neuerer Zeit. (Übersetzungen.) Stuttg., 1846. 3,75 ℳ.
Ça ira! Sechs Gedichte. Herisau, 1836.
Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte. Stuttg., 1849. 3 ℳ. (Viel „Übersetztes“.) (Zum erstenmal: „Der Liebe Dauer“ und „Ruhe in der Geliebten“.)
Neuere politische und soziale Gedichte. 2 Hefte. 2. Aufl. Köln u. Düsseld., 1851. 3 ℳ.
Gesammelte Dichtungen. 5. Aufl. Stuttg., 1886. 6 Bde. 10 ℳ.
Neue Gedichte. Stuttg., 1877. 4 ℳ.

B. Schriften über Freiligrath.

F. Dingelstedt in: Jahrbuch der Litteratur. Hambg., 1839. S. 221—56.
F. Freiligrath, ein Litteraturbild, in: Deutsche Dichter der Gegenwart v. A. Rodnagel. Darmstadt, 1842. S. 1—86.
Moderne Klassiker. 6. Bd. Kassel, 1852.
A. Kippenberg, Ferd. Freiligrath. Zum Verständnis des Dichters u. als Begleitgabe zu seinen Werken. Lpzg., 1868. 1,80 ℳ.
Schmidt-Weißenfels, Ferd. Freiligrath. Ein biograph. Denkmal. Stuttg., 1876. 2,40 ℳ.
A. Strodtmann, Dichterprofile. 1 Bd. Stuttg., 1879.
W. Buchner, F. Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. 2 Bde. Lahr, 1881. 15 ℳ.
E. Ziel. Literar. Reliefs. Dichterporträts. 2. Reihe. Lpzg., 1887. (Darin Freiligrath, Scheffel, Freytag.)
Gisberte Freiligrath, Beiträge zur Biographie F. Freilagraths. Minden, 1889. 1,40 ℳ.

LXXXVII. Nikolaus Becker.

Der deutsche Rhein.

(An Alphons de Lamartine.)

Becker, Gedichte. Köln, 1841. 216. — Lüben, Auswahl. III. 336.

Leben und Charakteristik Nikolaus Beckers.

Der Dichter des Rheinliedes: „Sie sollen ihn nicht haben“ wurde am 8. Oktober 1809 in Bonn als Sohn eines Kaufmanns geboren. Nachdem er daselbst die Rechte studiert hatte, wurde er 1838 in Köln als Auskultator (Referendar) angestellt. Als gegen Ende des Sommers 1840 die berüchtigten Thierschen Kammer-

reden bei deu Franzosen das Gelüst nach dem linken Rheinufer zu einer Kriegsdrohung erregte, dichtete er sein Rheinlied, welches das alle Zeitgenossen beherrschende vaterländische Gefühl in markigen Zügen zum Ausdruck brachte, gewissermaßen den Grundcharakter der Volkspoesie in sich trug, daher ungemeinen Beifall fand und dem Verfasser schnell einen berühmten Namen verschaffte. Der König von Preußen überwies dem Dichter eine Ehrenspende von 1000 Thalern und sagte ihm weitere Beförderung auf der juristischen Laufbahn zu. König Ludwig I. von Bayern, der Pfalzgraf bei Rhein, übersandte ihm einen Ehrenpokal mit der Inschrift: „Der Pfalzgraf bei Rhein, dem Dichter des Liedes: Der deutsche Rhein 1840",*) und die Komponisten wetteiferten miteinander, dem fließend und volltönend patriotischen Liede die beste Melodie zu geben, trotzdem es den Fehler hatte, daß sein Grundgedanke eine bloße Verneinung war, und es eigentlich auch nur gegen Schatten kämpfte. Gegen 200mal ist es komponiert und von den Männergesangvereinen viel und mit Begeisterung gesungen worden, und doch ist keine Melodie eigentlich volkstümlich geworden. Da das Lied dem französischen Nationalgefühl zu nahe trat, so rief es in Frankreich Erwiderungen hervor, unter denen die von Alfred de Musset: „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand" sich durch Übermut auszeichnete, während Lamartines „Friedensmarseillaise" (1841) versöhnlichere Saiten anschlug. Wegen seiner schwächlichen Gesundheit verzichtete Becker auf den höheren Staatsdienst und zog es vor, bei einem Friedensgerichte zu Köln als Schreiber einzutreten. Er starb am 28. Aug. 1845 zu Hünshoven-Geilenkirchen im Hause eines Verwandten, (des Gerichtsschreibers Schwartz), wo er einst auch das Rheinlied gedichtet hatte. Der oben erwähnte Pokal ist heute noch im Besitz der Familie Schwartz.

Seine Gedichte, die er gesammelt 1841 zu Köln erscheinen ließ, erheben sich nicht über das Gewöhnliche und sind daher spurlos vorübergegangen. Sein poetisch-schwaches Rheinlied, das zum erstenmal gedruckt erschien am 18. Septbr. 1840 in der Trierschen Zeitung, wird aber immer historischen Wert behalten, weil es damals das Nationalbewußtsein erweckte und die allgemeine Stimmung des deutschen Volkes energisch aussprach, keinen Fuß breit vom Vaterlande losreißen zu lassen und den Eroberungsgelüsten Frankreichs mutigen Widerstand zu leisten, und eine Flut von Rheinliedern hervorrief, von denen wir nur das feurige, ahnungsvoll-prophetische Lied Arndts anführen wollen: In Frankreich hinein, (Und brauset der Sturmwind des Krieges heran).

*) In diesem Pokale wurde Kaiser Wilhelm nach der Enthüllung des Niederwald-Denkmals am 28. Septbr. 1883 in der Rheinhalle zu Rüdesheim der beste Becher Rüdesheimer kredenzt.

LXXXVIII. Max Schneckenburger.

Die Wacht am Rhein.

M. Schneckenburgers Mskpt. vom 8. Dezbr. 1840. Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 93. — Lüben, Auswahl. III. 337.

1. Gedankengang.

Wie wir schon aus Beckers Lebensbild ersehen haben, forderte Thiers, erster Minister Ludwig Philipps, in seinen Kammerreden 1840 die Franzosen auf, mit Waffengewalt das linke Rheinufer zurück zu erobern. Dieser Ruf fand in der Volksstimmung einen begeisternden Wiederhall, eifrig wurden die Kriegsrüstungen betrieben. Das Motto der Zeitungsartikel und die Tageslosung der Franzosen war der Ruf: „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!“ darüber erschrak das in seiner Ruhe und in seinem Besitz bedrohte Deutschland und fragte ängstlich und sorgenvoll: „Wer mag des Stromes Hüter sein?“

Der Dichter aber, der sein deutsches Volk aus der Zeit eines M. Arndt, Schenkendorf und Körner und aus dem glorreichen Befreiungskampfe von 1813 her besser kennt, beruhigt und tröstet es: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein: fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Nicht singt er aber in diesen Worten, die der besänftigende Refrain aller Strophen seines Gedichtes sind, ein patriotisches Schlummerlied: nein, dieser einfache tröstliche und beruhigende Zuspruch sind der Ausdruck eines kräftigen, sieghaften vaterländischen Gefühls, der Niederschlag, das Residuum des edlen deutschen Nationalbewußtseins: in einmütigem Wollen und festem und treuem Zusammenstehen mit dem Schwerte in der Hand den Rhein als deutschen Strom zu bewachen und zu verteidigen (Str. 1). Frommer Mut (Str. 2), gläubiges Gottvertrauen (Str. 3), heldenhafter Freiheitssinn (Str. 4) und todesmutige Tapferkeit (Str. 5) „beschirmen die heilige Landesmark“. Hiermit hat er den Grundcharakter des deutschen Volkes, dessen Wissen und Gewissen getroffen, die allgemeine Stimmung erweckt und erregt. Alle schwören, als deutsche Helden Frankreichs Eroberungsgelüsten mutigen Widerstand zu leisten, „die heilige Landesmark“ mit dem letzten Blutstropfen durch Waffengewalt gegen die Welschen zu schirmen; alle rufen mit ruhiger, männlicher Entschlossenheit, die sich auch im sprachlichen Ausdruck und in den männlichen Reimen bekundet:

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.“ (Str. 6.)

Und als die „Wacht am Rhein“ gehalten und das neue deutsche Reich auf Frankreichs Schlachtfeldern wiedergeboren war, da sang Berthold Auerbach:

„Nun ist er erst geworden,
Der freie deutsche Rhein,
Nun steht an seinen Borden
Das deutsche Volk allein!

Auf, Brüder, laßt uns schwören,
Bei seinem Feuerwein,
Europa soll es hören,
Deutsch ist und bleibt der Rhein!“

2. Zur Geschichte des Liedes.

Das Lied ist in drei Fassungen vorhanden: der ersten vom Ende Novbr. 1840 fehlt der Refrain. Die zweite vom 8. Dezbr. 1840 war des Komponisten Manuskript. Eine spätere dritte findet sich in den von K. v. Gerok herausgegebenen „Deutschen Liedern“ von Schneckenburger, Stuttgart, 1870 S. 19. Hier lautet Str. 3:

Auf blickt er, wo der Himmel blaut,
Wo Vater Hermann niederschaut, u. s. w.

und Str. 6 in Vers 2 u. 3:

Die Fahnen flattern in den Wind.
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein.

Der Schöpfer der volkstümlich gewordenen Melodie, unter deren Klängen die deutschen Heere den Rhein überschritten, ist der Krefelder Musikdirektor Karl Wilhelm, geb. am 5. Sept. 1815 in Schmalkalden, daselbst gest. am 26. Aug. 1873. Den Text erhielt derselbe 1852 von seinem Freunde Wilh. Greef in Mörs, dem Herausgeber der bekannten „Männerlieder“ mit der Bitte, eine neue Weise zu komponieren, da ihm die aus dem Jahre 1842 von J. Mendel, Organist und Gesanglehrer in Bern, wohl nicht zusagen mochte. Dies geschah im März 1854, und Greef nahm sie in das 9. Heft der Männerlieder auf. Zum erstenmale wurde die Wacht am Rhein 1854 auf dem rheinischen Sängerfeste ausgeführt und schon damals mit dem größten Beifall aufgenommen. Einer der ersten, wenn nicht gar der erste, der sie schon in den 50er Jahren für 3stimmigen Kinderchor bearbeitete und in seiner „Liederharfe“ als Schullied verbreitete, war der königl. Musikdirektor Ernst Hentschel in Weißenfels. Da das deutsche Volk im Jahre 1870 dem Dichter keinen Dank mehr darbringen konnte, so dankte es wenigstens durch Briefe und Ehrengaben dem altersschwachen und kranken Komponisten. Der schönste Dank war ihm aber das Schreiben des Reichskanzlers vom 23. Juni 1871: „Sie haben durch die Komposition von Max Schneckenburgers Gedicht „Die Wacht am Rhein“ dem deutschen Volke ein Lied gegeben, welches mit der Ge-

schichte des eben beendeten großen Krieges untrennbar verwachsen ist. Entstanden in einer Zeit, wo die deutschen Rheinlande in ähnlicher Weise wie vor einem Jahre, von Frankreich bedroht erschienen, hat die „Wacht am Rhein“ ein Menschenalter später, als die Drohung sich verwirklichte, in der begeisterten Entschlossenheit, mit welcher unser Volk den ihm aufgedrungenen Kampf aufgenommen und bestanden hat, ihren vollen Anklang gefunden. Ihr Verdienst ist es, unserer letzten großen Erhebung die Volksweise geboten zu haben, welche daheim wie im Felde, dem nationalen Gemeingefühl zum Ausdruck gedient hat. Ich folge mit Vergnügen einer mir von dem geschäftsführenden Ausschuß des deutschen Sängerbundes gewordenen Anregung, indem ich der Anerkennung, welche Ihnen von allen Seiten zu teil geworden ist, auch dadurch Ausdruck gebe, daß ich Sie bitte, die Summe von eintausend Thalern aus dem Dispositionsfond des Reichskanzleramtes anzunehmen. Ich hoffe, daß es mir möglich sein wird, Ihnen alljährlich den gleichen Betrag anbieten zu können.“ Fürst Bismark hat seine Verheißung auch erfüllt.

Als aber Alldeutschland in blutigem Kampfesringen den welschen Erbfeind besiegt, Elsaß-Lothringen zurückerworben und in Preußens Heldenkönige und des Krieges Oberfeldherrn ein kaiserliches Oberhaupt erhalten hatte, da sprach sich das Nationalgefühl in dem fast einmütig anklingenden Gedanken aus, Deutschlands Kampf, Sieg und Wiedergeburt, den Markstein deutscher Thaten an einem vielbesuchten Punkte am Rhein, der erhaben und anmutend ins deutsche Land hineinschaut, durch ein von der Nation gestiftetes monumentales Kunstwerk zu feiern und zu verherrlichen, „der Gegenwart zur Erhebung, der Zukunft zum Memente, den Reichsfeinden zum Mene Tekel.“

Man wählte den Niederwald bei Rüdesheim, ein Plätzchen idyllisch und doch erhaben, voller Anmut und doch großartig, ein Punkt, zu dem die Tausende und aber Tausende, welche alljährlich das prächtige Rheinthal durchziehen, emporschauen können, wo Wald und Berg, deutsche Eichen und Reben einen unnennbaren Zauber ausgießen, von wo der Blick eine fast unbegrenzte Umschau hält, von der Ferne des Feldberges an bis zur Bergstraße, vom Hunsrück bis zum Wasgau, fast bis ins gallische Land hinein. 1874 wurde dem Bildhauer Prof. Johannes Schilling in Dresden die Ausführung des Niederwald-Denkmals übertragen, und am 16. Septbr. 1877 in einer wahrhaft nationalen Feier in Gegenwart des Kaisers und des Kronprinzen der Grundstein gelegt und am 28. Septbr. 1883 in Gegenwart des Kronprinzen, vieler deutscher Fürsten, der obersten Reichsbehörden, der Heerführer, der Vorstände des Reichstags und des Landtags, vieler Krieger-, Turner- und Männergesangvereine und Hunderttausenden von Zuschauern dasselbe vom Kaiser mit den Worten enthüllt:

„Wenn die Vorsehung ihren Willen zu mächtigen Ereignissen auf Erden kundgeben will so wählt sie dazu die Zeit, die Länder und die Werkzeuge, um diesen Willen zu vollbringen. Die Jahre 1870/71 waren eine Zeit, in welcher ein solcher Wille geahnt wurde. Das bedrohte Deutschland erhob sich in Vaterlandsliebe wie ein Mann, und das Werkzeug war das deutsche Volk in Waffen, seine Fürsten an der Spitze. Der Allmächtige führte diese Waffen nach blutigen Kämpfen von Sieg zu Sieg, und Deutschland steht in Einheit in der Weltgeschichte da. Millionen Herzen haben ihre Gebete zu Gott erhoben und ihm für diese Gnade ihren demütigen Dank dargebracht und ihn gepriesen, daß er uns für würdig befand, seinen Willen zu vollziehen. Aber für die spätesten Zeiten will Deutschland diesem Dank einen bleibenden Ausdruck geben. In diesem Sinne ist das vor uns stehende Denkmal geschaffen, das nun enthüllt werden soll. Und mit den Worten, die Ich hier bei der Grundsteinlegung sprach, welche nach den Befreiungskriegen 1813/15 in eiserner Schrift der Nachwelt Mein Vater, weiland König Friedrich Wilhelm der Dritte, hinterließ, weihe Ich dieses Denkmal: Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung. Das walte Gott."

Mitten in Terrassenanlagen erhebt sich die 10,50 Meter hohe Germania auf einem 25 Meter hohen künstlerisch ausgeführten Unterbau. An dem unteren Sockel erblickt man die 3 Meter hohen Gestalten des Rheins und der Mosel: Vater Rhein mit wallendem Barthaar und bekränztem Haupt lehnt sich wie ermüdet auf das die Quelle des Rheins darstellende Gefäß; das Ruder hat er etwas nachlässig über die rechte Schulter gelehnt, und das Wachthorn übergiebt er der vor ihm sitzenden Mosel. Er hat lange genug Wacht gehalten, mag nunmehr die Mosel, deren jugendlich schöne Gestalt von Schilf und Reben umrankt ist, als der neue Grenzfluß das Ihrige thun.

Etwas entfernt davon stehen zur Rechten und Linken der Gruppe auf den Ecksockeln die 5,75 Meter hohen allegorischen Figuren des Krieges und des Friedens.

Zwischen den beiden Kolossalgestalten dehnt sich auf dem zweiten Sockel der mächtige, in der Mitte sich halbkreisförmig gestaltende Hauptfries aus, unter welchem sich 5 Strophen der „Wacht am Rhein" eingezeichnet finden. Oberhalb des zweiten Sockels findet sich über dem bogenförmigen Mittelteile des Frieses eine Verkrönung, auf welcher der deutsche Reichsadler mit dem heraldischen Adler vor der Brust, Stand genommen hat, eben im Begriff aufzufliegen. Das Relief darunter stellt den Moment dar, in welchem sich die deutschen Heere um den königlichen Oberfeldherrn scharen. Es umfaßt in seiner Gesamtanlage nahe an

200 Figuren, unter denen sich etwa 150 Portraits von deutschen Fürsten und Generalen befinden. Die Konzentration des Ganzen ruht in der Person des deutschen Kaisers. Er ragt unter der bogenförmigen Verkrönung aus der Mitte auf hohem Rosse empor, die rechte Hand auf die Brust gelegt, das Antlitz nach oben gerichtet. Neben dem Kaiser sehen wir die jugendliche Gestalt des Königs von Bayern, Sachsens edlen König Johann, sowie die übrigen Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürsten des deutschen Reichs. Über dem Kaiser entfalten sich die Fahnen der größeren deutschen Städte. Vor der Verkrönung in freiem Felde stehen die deutschen Staatsmänner und Heerführer.

Auf der rechten und linken Seite des zweiten Reliefs treffen unsere Blicke zwei kleinere wohlgelungene Reliefs: Auszug und Heimkehr. Das erstere führt uns vor eine schindelgedeckte Hütte im bayerischen Hochgebirge. Vor der Hütte sitzt das treue Mütterchen und reicht ihrem jugendlichen Sohne, einem bayerischen Reiter, die Hand zum Abschied; segnend legt der ehrwürdige Vater dem Scheidenden die Hand aufs Haupt, und selbst der Haushund, der wachsame Hüter der Hütte, scheint die Weihe des Augenblicks zu empfinden: er schmiegt sich an den Krieger und blickt treuherzig zu ihm empor. Wie hier von dem Hause und dem Elternpaar, so nimmt in der Mittelgruppe der ausziehende Krieger, ein preußischer Infanterist, von der geliebten und liebenden Braut Abschied. Letztere, eine schlanke Gestalt von herrlichem Ebenmaße, lehnt den Kopf an des Geliebten Schulter. Ob ihr das Wiedersehen mit ihm beschieden sein wird? Gott allein weiß es — sie erhofft und erbetet es! Mit der Rechten noch eine Umarmung, das vorgesetzte Gewehr in der Linken, drängt der junge Krieger zum Abschied. Aber auch im Norden des deutschen Vaterlandes schlagen die Herzen höher, als sie vernommen, wie der Franzmann so frech den Krieg vom Zaune gebrochen. Wir sehen uns an den Meeresstrand versetzt; Fischernetze und Taue verkünden das Gewerbe, dem hier ein Landwehrmann als Ernährer der Familie im Frieden obgelegen. Die Gattin hat ihr Gesicht mit den Händen verdeckt, wir fühlen mit ihr den Schmerz, den sie beim Scheiden des Gatten empfindet. Das älteste Töchterchen will den geliebten Vater am Arm zurückhalten, das zweite hebt gar das Ärmchen zu ihm empor, möchte es doch lieber mit ihm gehen, als von ihm lassen; barfuß ist das jüngere Söhnchen dem Vater gefolgt, der ihm noch einmal die Hand drückt. In gleich erhebender, stilvoller Weise stellt das zweite Relief die Heimkehr dar. Die Helme bekränzt, reichen die Heimkehrenden die Hände den erwartenden Frauen dar, die mit Lorbeer- und Eichenkränzen ihnen entgegeneilen. Freude und Dankbarkeit zeigen die Frauen, Stolz und Anerkennung die harrenden, ernsten Männer. Verwundet,

den Eichenkranz um den Helm, erfaßt der heimkehrende Landwehrmann die innig liebende, ängstlich besorgte Gattin, jubelnd schmiegen sich Tochter und Sohn an die kräftige Brust des wiederkehrenden Vaters. Vollglück und Herzinnigkeit der wiedervereinigten Familie prägt sich in den 4 Hauptpersonen der Gesamtgruppe aus. Der lange Vermißte, schmerzlich Entbehrte ist wieder daheim, vorüber ist das Ringen und Streiten, Ruhe kehrt zurück in Heimat und Haus.

Auf den beiden Untersockeln steht nun das eigentliche Postament, auf welchem sich die Figur der Germania erhebt. Der Fuß derselben zeigt unten einen Fries, in welchem auf den 4 Seiten die deutschen Wappen eingeschaltet sind. Ein darüber liegender Fries zeigt in der Mitte das eiserne Kreuz, während jede der Ecken ein mächtiger Kranz ziert; außerdem ein Fichtenkranz als Zeichen des herbsten Schmerzes über dem Relief „der Krieger Abschied", ein Kranz von Eichenblättern über der Figur des Krieges, ein Lorbeerkranz über der des Friedens und ein anderer über dem Seitenrelief, das die Heimkehr darstellt. Zum Ausdruck der inneren Zusammengehörigkeit sind die Kränze durch mächtige Schleifen unter einander verbunden. Der nun folgende glatte Teil des Postaments trägt auf der Vorderfläche in riesigen Initialbuchstaben die Inschrift: Zum Andenken an die einmütige, siegreiche Erhebung des deutschen Volkes und an die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches 1870—1871.

Auf den Seitenflächen sind die Schlachtennamen verzeichnet. Oberhalb der Verkrönung des Postaments beginnt der aus drei Stufen bestehende Unterbau für die Hauptfigur des Denkmals, die 750 Ctr. Erz erforderte. Die oberste der drei Stufen trägt den in altdeutschem Stile gehaltenen und von 2 mächtigen Adlern geschützten Thronsessel, vor welchem die eherne, 10,50 Meter hohe Kolossalstatue der Germania sich aufrichtet, eine wunderbar edle Frauengestalt. Reich und doch einfach schön, ja kostbar ist die faltenreiche Gewandung, deren äußere Hauptfläche mit Adlern geziert und deren äußerster Rand mit einer Juwelenborte geschmückt ist, in welche Andeutungen an die deutsche Sage und Märchenwelt eingewebt sind. Ein einfacher Gürtel umschlingt die Hüfte, den Übergang vom Brustharnisch zum Gewand deckend. Die Linke umfaßt das 8 Meter lange und über 5 Zentner schwere lorbeergeschmückte Schwert, dessen Spitze zur Erde gekehrt ist, den errungenen Frieden anzudeuten. Die erhobene Rechte hält die deutsche, lorbeerumwundene Kaiserkrone hoch empor. Das zu des Äthers Blau erhobene Antlitz ist milde und doch ernst, voll Hoheit, Anmut und weihevoller Ruhe; das Haupt von der Fülle des gelösten Haars umwallt, die Stirn mit einem Kranz aus Eichenlaub geziert.

Um die Riesenverhältnisse der ganzen Figur sich einigermaßen vorstellen zu können, sei erwähnt, daß zum Umspannen des kleinen Fingers die Hände von 2 Erwachsenen nötig sind und daß der Daumennagel 9 Zentimeter breit und 11 Zentimeter hoch ist. In dem Raume der Brust und des Unterleibes können 10 Paare tanzen und durch das Armgelenk bequem 1 Mann schlüpfen. Der untere Teil des Körpers wiegt 170—180 Zentner, der Oberkörper 130 und der Kopf 20—24 Zentner. Die Gesichtslänge der Germania beträgt 1 Meter, der Umfang des Kopfes 3,70 Meter und die Höhe der Krone — bei 0,90 Meter Durchmesser — 1,20 Meter.

Leben und Charakteristik Schneckenburgers.

Während Nik. Beckers „Rheinlied“ an allen Orten Deutschlands fast bis zum Überdruß gesungen wurde, blieb ein anderes um dieselbe Zeit gedichtetes Vaterlandslied fast unbeachtet. Erst 30 Jahre später gewann es als Ausdruck flammender Begeisterung eine politische Bedeutung und erlangte als Schlachtgesang der deutschen Rheinarmee die Würde eines durch die Bluttaufe geweihten Nationalliedes, das mit der Geschichte des großen Krieges untrennbar verwachsen ist. Der Dichter der „Wacht am Rhein“, Max Schneckenburger, wurde als Sohn eines Kaufmanns am 27. Febr. 1819 in Thalheim im Oberamte Tuttlingen in Württemberg geboren. Nachdem er die lateinische Schule in Tuttlingen und später in Herrenberg besucht hatte, kam der begabte und strebsame Jüngling als Lehrling in ein Berner Droguerie-Geschäft und besuchte als Gehilfe auf einer Geschäftsreise Frankreich und England. Zu Anfang der vierziger Jahre wurde er Mitbegründer und Teilhaber der Eisengießerei Schnell & Schneckenburger in Burgdorf, Kanton Bern. In dieser regsamen Schweizerstadt hatte sich seit dem Anfange der dreißiger Jahre eine zahlreiche Kolonie von Deutschen gebildet, die teils den geschäftlichen Kreisen, teils dem Lehrerstande angehörten. Ein Teil derselben von besonders lebendigem deutschen Nationalgefühl und gemeinsamen Anschauungen in Sachen des Vaterlandes bildete einen Verein, der sich besonders im Winter Samstag abends zu einem Glase Wein im Stadthause zu versammeln pflegte. Die Seele dieses geselligen Kreises, zu dem u. a. Langenthal aus Erfurt und Middendorf aus Unna gehörten, war Adolf Spieß, damals Lehrer an der Stadtschule in Burgdorf, nachmals in der pädagogischen Welt so berühmt geworden durch seine zahlreichen und eingreifenden Schriften über das Turnwesen. Der aufrichtig warme Patriot Schneckenburger, der sein deutsches Vaterland über alles liebte, wurde nach seiner Übersiedelung Mitglied dieses Vereins und suchte mit Eifer das erwachte deutsche Nationalgefühl zu pflanzen und zu pflegen. Daneben war er

ein treuer Freund und angenehmer Gesellschafter, der besondere Anlässe gern mit Gedichten feierte und begleitete. In diesem patriotischen Kreise erregte die Thiersche Kriegsdrohung die größte Aufregung, und wie am Rhein das Beckersche „Rheinlied“, so entstand hier durch sie am 8. Dezbr. 1840 aus begeistertem Herzen die „Wacht am Rhein“, die in sturmdrohender Zeit die bewegten Gefühle des deutschen Volkes in wenige Strophen zusammenfaßte. Spieß las das Gedicht — noch jetzt im Besitze von dessen Sohne — im Vereine vor, und Schneckenburger erntete von allen Anwesenden den wärmsten Dank für sein schönes Lied.

Leider war es ihm nicht vergönnt, den Wert seiner Dichtung als Nationalgesang zu erleben und den Triumphzug mit anzusehen, welchen sein einfaches, aber markiges Lied durch die deutschen Gauen und hinüber über den Rhein nehmen sollte, unter den mannhaften Klängen desselben die lange verlorenen, aber nie verschmerzten Provinzen zurückerobern zu helfen. Er starb als geachteter Einwohner Burgdorfs am 3. Mai 1849. Sein ältester Sohn Max hat als württembergischer Jäger 1870/71 gegen die Franzosen im Felde gestanden.

Litteratur.

M. Schneckenburger. Deutsche Lieder, herausgegeb. von K. Gerok. Stuttg., 1870. 50 ₰.

LXXXIX. Gottfried Kinkel.

I. Lyrische Gedichte.

1. Ein geistlich Abendlied.

Kinkel, Gedichte. 7. Aufl. Stuttg., 1872. I. 191. — Lüben, Auswahl. III. 338.

1. Inhaltsangabe.

Tiefe Stille herrscht in Wald und Flur. Der sanfte Abendwind hat sich gelegt, nur ein leises Flüstern geht durch die Natur, als ob die Engel leichten Fußes zu den Menschen schwebten, in göttlichem Auftrage ihnen Hilfe oder Trost zu bringen; machtvoll versenkt die Abendstille nächtliche Finsternis in die Thale. Noch wallet und wogt es aber in der Menschenbrust; daher bittet der Dichter das Herz, sich von der Stimmung in der Natur bewegen zu lassen, auch seinen Schmerzen und Sorgen, aller Traurigkeit und Bangigkeit den Abschied zu geben. (Str. 1.) Dorf und Stadt ruhen in tiefem Schweigen, das geschäftige Leben und Treiben, Wirken und Streben ist erstorben, verstummt sind auch Freuden und Schmerzen, ein sanfter Schlaf hat sie verschlungen. Diese

wohlthätige Ruhe in der Schöpfung ist dem Dichter ein Mahnruf an das Herz, auch seiner Schmerzen und Bangigkeit sich zu entledigen. (Str. 2.) Drückt das Gewissen die Sündenschuld, so schaue der Mensch aufwärts zu Gottes Gnade, die auch des Verirrten in Liebe gedenkt. Daher bittet er wiederum das Herz, abzuwerfen, was es kränkt und was ihm bange macht. (Str. 3.) Er, der am Firmamente die Sterne in Majestät hervorgehen und sie in festen Bahnen wandeln heißt, der wird auch deinen Fuß die rechten Wege führen; daher kannst du getrost alle deine Sorgen auf Gott werfen; denn er sorgt für dich. (Str. 4.)

2. Grundgedanke.

Der Grundgedanke ist der Refrain: „Wirf ab, Herz, was dich kränket und was dir bange macht“, oder mit anderen Worten: „Wirf deine Schmerzen und Sorgen auf den Herrn.“ 1. Petri 5, 7.

3. Form der Darstellung.

Die weichen und sanft-elegischen Accorde, in welchen der Dichter in abendlicher Stille die tröstliche Stimmung einer gottvertrauenden Seele wiedergiebt, hat er in äußerst wohlklingende 3füßige Jamben gekleidet; jede Strophe hat deren 8, die mit weiblichen und männlichen Reimen sich kreuzen. Das kurze Metrum entspricht vollkommen der im Gedichte herrschenden Stimmung: der innigen Bitte an das unruhige, ringende und klagende Herz.

2. Abendstille.

Kinkel, Gedichte. Stuttg., 1872. I. 190. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 138. — Lüben, Auswahl. III. 339.

1. Inhaltsangabe.

Der stille Abend ist herniedergesunken; das frische und fröhliche Leben in Wald und Feld, Garten und Wiese hat an dem klaren Frühlingstage reichlich sich ausgeblüht, gleich einer ausgeklungenen Sage verglüht im Westen das Abendrot. Das Lied der muntern Vögel ist verstummt; sie schlafen, die Köpfchen unter dem Flügel, ruhig in ihrem Laubgezelt; schweigend steht der Wald, kein Blatt regt sich am Baum. Die Herdenglocken sind verklungen, verlassen liegen die Felder; still führt der Landmann sein Roß am Zügel, alles ruht an seinem Ort. (Str. 1.) Nur im fernen Strome herrscht noch Bewegung; auf seinen vom Monde vergoldeten Fluten ziehen leise noch Schiffe. Sie kommen, geführt vom Fluß im sicheren Gleise, auch noch an ihren Ort. (Str. 2.) Hoch oben am nächtlichen Himmel rauscht eine Wolke von Wandervögeln dahin, geleitet von einem kräftigen, landeskundigen Führer. Weit ist die Reise vom schönen Süden nach dem heimischen Norden, beschwerlich der

Flug. Doch Jugendlust und Heimweh stählen die Kraft, unermüdlich steuern sie dem Ziele zu und kommen sicher an ihren Ort. (Str. 3.) Das Menschenherz gleicht in Abendstille dem Kahn, dem Vogel. Sowie diese in stillem Zuge oder raschem Fluge ihr Ziel erreichen, so kommt auch das von einem starken Willen getriebene sehnsuchtsreiche Herz an seinen Ort. (Str. 4.)

2. Grundgedanke.

Ein mit festem Glauben gepaarter Wille beruhigt das Menschenherz; oder: Ein starker Wille bringt das gläubige Herz in das bessere Jenseits.

Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

3. Form der Darstellung.

Die Abendstille ist ein lyrisches Meisterstück Kinkels. Die 3 ersten Strophen enthalten ein Bild, Str. 4 das Gegenbild. Aber eben die einfache Zusammenstellung beider und die durchgehende Steigerung von dem Leblosen zum Menschlichen hinauf, vor allem der in Harmonie sich auflösende Gegensatz zwischen der Bewegung und Ruhe bringen einen so tiefen Eindruck hervor, daß der Schluß des Ganzen: „Auch du, Herz, kommst an deinen Ort" jedes gläubige Herz mit nachhaltigem Troste erfüllen muß.

Jede der 4 Str. besteht aus 8 hyperkatalektischen und akatalektischen 4füßigen Jamben mit gekreuzten weiblichen und männlichen Reimen, wodurch die Ruhe, der Ernst und die Würde der poetischen Stimmung vortrefflich ausgedrückt wird.

3. Trost der Nacht.

Kinkel, Gedichte. Stuttg., 1872. I. 208. — Lüben, Auswahl. III. 340.

1. Inhaltsangabe.

Die Nacht heilt die Wunden des Tages, sobald sie ihr Haupt mit dem königlichen Sternendiadem geschmückt hat und still und mächtig eingetreten ist. Ihre milden und leisen Hauche streichen durch die ruhende Natur, die grellen Tagesfarben erblassen, und in weichen Linien verschwimmen die zackigen Felsen. (Str. 1.) Die heilende und beruhigende Wirkung, die sie auf die Stimmung der Natur ausübt, wird aber auch dem menschlichen Gemüte zu teil. Mit Muttergüte umschließt sie die schmerzenvolle Seele, das bitter erregte Gemüt läutert sich zu stiller Wehmut, daß reichlich die Thränen fließen und aus wundem Herzen ein gottergebenes, rettungahnendes Beten steigt. (Str. 2.)

2. Form der Darstellung.

Jemehr Kinkel mit den Mächten des Lebens zu kämpfen hatte, um so mehr trieb es ihn, die heilende Kraft zu preisen, welche die

Nacht auf ein wundes Herz auszuüben vermag. Unvergleichlich ist ihm dies im vorliegenden Gedichte gelungen, wo die Weichheit der Darstellung und der leise angedeutete Vergleich zwischen der Stimmung der Natur und der des menschlichen Gemütes meisterhaft gehalten ist. Das Metrum ist das des vorigen Gedichtes.

3. Vergleichung der drei Gedichte.

Vergleichen wir die drei vorstehenden Gedichte miteinander, so bewundern wir die frischen, prächtigen und malerisch-schönen Schilderungen, sowie die Grazie und Lieblichkeit plastischer Darstellung. Wahr und innig weiß er die Vorgänge in der erschauten Natur in eleganter, wohllautender Sprache mit dem menschlichen Gemüte in Beziehung zu bringen. Er wird vom Selbsterlebten innerlich berührt, weshalb uns die Wahrheit, Innigkeit und Weichheit des Gefühls, das Zart-Elegische so unmittelbar ergreift. Wahr und warm entströmt es seinem Herzen, daher der sympathische Wiederhall in dem Herzen jedes gemütvollen Lesers.

II. Epische Dichtungen.

Otto der Schütz.

G. Kinkel, Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in 12 Abenteuern. Stuttg., 1856. — Drittes Abenteuer: Der Meisterschuß. Lüben, Auswahl. III. 340.

1. Inhaltsangabe des ganzen Gedichts.

An einem prächtigen, mondhellen Frühlingsabend fährt Otto, ein hübscher, kecker Jägersmann, in knappem Kleide von Grauwerk und geschmückt mit goldner Halskette und einem blauen Sammetbarette mit weißer Feder den Rhein hinab und landet unfern der hinter Waldesdichte ihm verborgenen Schwanenburg bei Kleve. Nach einem frugalen Mahle, wozu ihm ein vom Kahne aus erlegter Hirsch den schnell am Jägerspeer gebratenen Ziemer hat liefern müssen, legt er sich auf seine aus dürren Riedgräsern bereitete Streu und überläßt sich nach gesprochenem Abendsegen sorglos der nächtlichen Ruhe. (1. Abent.) In sonniger Morgenfrühe weckt ihn hier der mann- und kernhafte, wettergebräunte Förster Hugo und zieht mit ihm nach der Burg, wo ein großes Armbrustschießen stattfindet. (2. Abent.) Von allen Schützen des Grafen Dietrich thut Hugo den besten Schuß, Trompetenton begrüßt ihn schon als Schützenkönig: da tritt der fremde Jüngling in die Bahn und thut den Meisterschuß, indem er Hugos Bolzen mit dem seinigen gleich einer aufgeblätterten Rose zerspaltet. (3. Abent.) Aus der Hand Elsbeths, der reizenden Tochter des Grafen, empfängt er den Eichenkranz und wird durch die Schönheit und Anmut der Prinzessin mit solcher leidenschaftlichen Liebe erfüllt, daß er trotz

seines hohen fürstlichen Ranges in die Dienste des Grafen tritt und sich seines goldenen Lockenschmucks begiebt, wobei ihn Förster Hugo seiner treuen Freundschaft versichert. (4. Abent.) Bald wird er durch den Adel seiner Erscheinung und sein tüchtiges und zugleich bescheidenes Wesen der Liebling des Hofes, und obgleich Elsbeth seine in einem innigen Minneliede ihr ausgedrückte Liebe streng und stolz zurückweist, kann sie doch selbst ihr Herz nicht bewahren. (5. Abent.) Der neidische Ebbo, ein anderer Diener des Grafen, hat das Geheimnis der scheuen Minne erlauscht und verrät es arglistig dem „gestrengen Herrn und der vieledlen Frau". Graf Dietrich sind aber solche „Merker" arg verhaßt und er spricht:

„Dich, Ebbo, dingt' ich mir als Schütz,
Zu solchem Dienst halt' ich dich nütz;
Doch zu der Tochter Ehrenwächter
Dient mir kein Mensch wie du, ein Schlechter!
Denn schlecht fürwahr ist der Gefährte,
Der den Genossen gern entehrte!
Der Otto ist ein treuer Mann,
Wie ich noch bessern nie gewann.
Mein Kind ist rein, mein hohes Blut,
Sie selber ihrer Ehren Hut;
Du aber als ein schnöder Knecht
Hast sie zu lästern dich erfrecht,
Weil sie mit kindlich froher Brust
Sich gern versenkt in Liebeslust.
Drum merke dir's: dein arger Sinn
Bringt diesmal noch nicht Ungewinn;
Doch wagst du je noch solch ein Wort,
So rüst' ich dir wohl stillern Ort!"

Die Gräfin sieht aber schärfer und sorgt durch Dienst- und Jagdgeheiß dafür,

„Daß ihre Tochter nicht allein
Zu keiner Nacht- und Tagesfrist
Mit Otto mochte ferner sein. (6. Abent.)

Als aber im Frühherbst eine große Jagd veranstaltet wird, vertraut der Graf seine Tochter der Obhut Ottos, um unbesorgt einen 12jährigen Auerstier zu birschen. (7. Abent.) Auf glücklicher Reiherbeize im Blachgefilde plötzlich von dem gehetzten höllenschwarzen Ungeheuer bedroht, springt Elsbeth mit beherztem Mut in einen tiefen Weiher.

„Still steht der Ur mit stieren Blicken
Und will zum Sprung hinab sich schicken,
Wo Elsbeth aus den Fluten winkt,
Und tiefer, tiefer schon versinkt.
Da trifft ihn Ottos Meisterstoß
Recht wo das Ohr am Nacken schließt,
Wo aus des Lebens tiefem Schoß
Das dunkle Blut zum Haupte fließt.
Ab brach der Speer im mächt'gen Pralle,
Und Otto selber kam zum Falle,
Weil ihm sein todерschöpftes Roß
Im Gegenstoß zu Boden schoß."

Schnell stürzt Otto sich in die Flut, erfaßt die schon im kalten Grab Versunkene

„Und hebt mit seiner nerv'gen Hand
Sie auf des Ufers trocknen Sand.
Sie schlägt die Augen auf zum Licht,
Sie schaut ihm still ins Angesicht,
Sie preßt die Lippen bleich und kalt
Auf seinen Mund in sel'gen Schmerzen
Und hält mit liebender Gewalt
Ihn fest und fester an dem Herzen.
Da faßt auch ihn ein Wonneschauer,
Vergessen Sorg' und Angst und Trauer,
Er schmiegt in stolzer süßer Lust
An ihren Busen seine Brust". (8. Abent.)

Während Elsbeth in des Försters Hause in süßem Schlaf sich er-

holt, entdeckt der junge Freund dem alten bei einem Becher edlen Weins, daß er der 2. Sohn Landgraf Heinrich des Eisernen von Thüringen sei und sich geflüchtet habe, weil sein Vater ihn, den lebensfrohen und thatendurstigen Jüngling, in ein Kloster habe stecken wollen. (9. Abent.)

Nach einiger Zeit kommt Herr Homberg aus Hessenland

„Vorzeit in Kleve wohlbekannt:
Denn in der ersten Jugendblüte
Ward er an Kleves Hof gebracht,
Wo Dietrichs Vater ihm mit Güte
Anzog die ritterliche Tracht.
Es hatten gut' und böse Stunden
Mit Dietrich treulich ihn verbunden."

im Auftrage des eisernen Heinrich nach Kleve, den Aufenthalt Ottos auszukundschaften. Als dieser sich gleich am Thore der Burg von dem Greise entdeckt sieht, flieht er zu seinem treuen Freunde, dem Förster. Der Graf, der unterdessen von Homberg erfahren hat, daß Ottos älterer Bruder gestorben sei und der Vater ihn aufsuchen lasse, um ihn zum Landeserben einzusetzen, schickt den Ebbo noch in winterlicher Nacht ab, ihn herbeizuholen, erteilt ihm und seinen Genossen aber strengen Befehl, keine Gewalt zu gebrauchen. (10. Abent.) Da dieser sich jedoch anschickt, den alten Hugo zu erschießen, der den Eingang zu Ottos Kammer mit dem Schwerte hütet, wird er von des Försters Hund zu Boden gerissen und erwürgt. (11. Abent.) Am Morgen begiebt sich Otto in Begleitung des Freundes freiwillig an den Hof, wo ihm die Wandlung der Verhältnisse kund wird. Um Elsbeth zu prüfen, die noch nicht erfahren, wer Otto sei, erklärt Graf Dietrich, daß er ihre Liebe zum jungen Jägersmann bemerkt habe und er sie mit ihm vermählen wolle. Sie gesteht zwar ihre Liebe zu Otto, versichert aber mit fürstlichem Stolze, nie eines Dienstmannes Weib werden zu wollen.

„Herr Vater, daß ihr mich entehrt,
Beim höchsten Gott, nicht bin ich's wert!
Von allen Männern in der Welt
Dünkt Otto mich der erste Held,
Und wär' er hoch wie ich geboren,
Ihn hätt' ich zum Gemahl erkoren.
Doch rein blieb mir der keusche Mut,
Es quillt in mir des Grales Blut.
Die Maid, von Lohengrin entstammt,
Ward nie zum Schützenweib verdammt!"

Als darauf der Graf erklärt, daß Otto sein Leben in einem Kloster werde vertrauern müssen, falls sie ihr Jawort weigere, und Ottos stummer Mund zu fragen schien:

„Ist's denn so schwer, dem Stolz entsagen?
Ich gab um dich mein junges Leben,
Du willst mir nicht die Ahnen geben?"

da stürzt sie an des Geliebten Brust und vernimmt aus Hombergs Munde den Huldigungsgruß von Thüringen und Hessen. Otto aber erhebt sich stolz empor und spricht:

„Es gönnt die hohe Stunde
Der Klage nur ein halbes Ohr,
Ob schmerzlich auch die Todeskunde.
Ihr habt's vernommen: zwischen mir
Und meinem Vater ist gerichtet,
Es hat der Tod mit rascher Gier
Den langen Hader uns geschlichtet,
Ich steh' im Glanz der Fürstenehren;
Herr Graf und ihr, vieledle Fraue,
Ich darf die Holde nun begehren,
Nach der ich lang in Liebe schaue.
Auch hier den Hugo gebt mir mit,
Der viel um mich in Treuen litt;
Er sei in seinem edlen Alter
In Hessens Forsten mein Verwalter,
Und an des Schützlings reichem Gut
Erlabe sich sein greiser Mut.
Du, wackrer Homberg, auf zu Rosse,
Und sühne Vater du und Sohn!
Bring ihn hierher samt reichem Trosse,
Bevor ein Monat noch entflohn!
Dann winde sich im höchsten Glanz
Um Elsbeth Stirn der Myrtenkranz,
Der von dem Elbstrom bis zum Rheine
Die deutschen Lande fest vereine!“
(12. Abenteuer.)

2. Komposition des Gedichtes.

Die schöne mittelalterliche Sage von Otto dem Schützen (vergl. Spangenberg, Adelsspiegel II. 9. 3. und Grimm, Deutsche Sagen Nr. 562), die schon Arnim, Schwab und Simrock in verschiedener Weise poetisch gestaltet haben, ist durch Kinkel meisterhaft in eine größere epische Dichtung umgeschaffen worden. Er hat die alte Sage in ihrer reinsten Erscheinung aufgefaßt, die romantische Seite derselben mit aller Treue bewahrt, den rein menschlichen Adel des Mittelalters uns in Uhlandscher Weise vorgeführt und die alten Ritter und Knappen nicht zu „Missionaren feudalistischer und pietistischer Theorieen“ gemacht, was man bei anderen Bearbeitern mittelalterlicher Verhältnisse nur zu oft angewendet findet. Der anmutige Hintergrund, das herrliche, frische Bild des rheinischen Lebens und der rheinischen Natur, das uns der Dichter in Ottos Rheinfahrt und in dem Schützenfeste vorführt, die lebendige Schilderung der Birschjagd und der Reiherbeize, wo die Detailmalerei in der höchsten Vollendung auftritt, von welchen sich in reizender Sinnigkeit und Einfachheit die frischen, graziösen und kernhaft-deutschen Gestalten abheben, die zauberische Schilderung der Liebesnacht, in welcher die beiden Liebenden im Schweigen der Mondnacht einander im Liede das erste, offene Geständnis ihrer herzlichen Zuneigung geben, das muntere, kecke Wesen einer Jünglingsnatur, die ins frische Leben hinausstürmt und sich selbst ihr Schicksal schafft, das Zarte, Ahnungsvolle und Jungfräulich-Verschlossene der Mädchenseele, das idyllische Glück der Liebenden im Försterhause, die warmblütige Biederkeit des deutschen Mannes in zarten, sauberen und weichen Farben und klarer, glatter, warmer und lebendiger Schilderung geben Kinkels Meisterwerke einen Platz neben Goethes Hermann und Dorothea. Wenn der anmutigsten Schöpfung jüngster Zeit, dem Edelsteine im Kranze unserer neuesten Epik, auch die Kraft der Zeichnung fehlt und die weichen Tinten vorherrschend sind, die kunstvoll angelegte und durchgeführte Erzählung von keinem fesselnden Grundgedanken getragen wird, so entschädigen uns doch

die Lieblichkeit des Gehalts, die Tiefe und Innigkeit der Empfindung, die Anschaulichkeit und Frische der Darstellung und die wohlthuende, vollendet-reine Wirkung.

Glatt und gelinde fließt der Strom der Erzählung dahin, und wo er von einer Stufe zur andern übergleitet, da drängen sich anmutige Betrachtungen hervor, auf deren flüssigen Redewellen wir gleichsam von einem Ufer der Geschichte zum andern hinübergeschaukelt werden. Fast aus jedem Verse lacht die reinste und bezauberndste Sinnlichkeit der Natur hervor, und eine Fülle idyllischer Bilder, eines noch reizender als das andere, reiht sich zu dem farbenreichsten Gemälde zusammen.

Die Handlung entwickelt sich in warmer und behaglicher Ausführlichkeit, der Charakter der Personen in edler Natürlichkeit, jugendfrischer Lebendigkeit, inniger, seelenvoller Zartheit und wirkungsvoller Mäßigung. Auf dem Ganzen aber ruht in klarer und wohllautender Sprache die Wärme, der Glanz und Duft einer edeln Minne, der man es anfühlt, daß sie des Dichters eigene war.

Er vollendete die Dichtung im Rausche seiner neuen Liebe zu seiner Gattin Johanna Mockel in der kurzen Frist dreier Monate und bewarb sich mit ihr in dem „Maikäferbunde" um den dort ausgesetzten Preis, den er auch am Stiftungsfeste desselben, am 29. Juni 1841, unter lautem Beifall aus Johannas eigener Hand empfing. Natürlich ging unter diesen Umständen die ganze Begeisterung seiner eigenen kampfreichen Minne auf die Dichtung über, in die er zwar viel Eigenes und Selbsterlebtes verarbeitete, alles Individuelle und Persönliche aber rein objektiv gestaltete und ein Meisterwerk epischer Dichtung lieferte. In dieser Beziehung sind denn auch die Worte wichtig, mit denen er das Gedicht beschließt:

Es sang ein Mann des Rheins dies Lied,
Dem Minne Lust und Leid beschied.
Ihm war das Lied ein Zeitvertreib:
Er minnet selbst ein hohes Weib;
Des eignen Herzens süße Sorgen
Hat er im schmucken Reim verborgen.
Die Hehre, die dies Lied nicht nennt,
Er weiß, daß sie den Klang erkennt,
Den voll und klar aus Mannesbrust
Heraufrief ihrer Küsse Lust.
So spiegle denn in Ottos Glück
Die eigne Zukunft sich zurück,
Und lehr' uns diese Mär fortan:
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann.

Leben und Charakteristik Kinkels.

Johann Gottfried Kinkel, geb. am 11. August 1815 in Oberkassel bei Bonn, war der Sohn eines evangelischen Pfarrers, in dessen Hause der Geist christlicher Frömmigkeit herrschte, der ihn frühzeitig mit dem positiven Christentume befreundete. Nachdem er seit 1825 das Gymnasium in Bonn besucht hatte, studierte er daselbst vom Herbste 1831—34 Theologie und Philologie, und setzte darauf bis August 1835 in Berlin unter Marheineke, Hengstenberg und Neander seine Studien fort. Schon in der

ersten Nacht seines dortigen Aufenthaltes leistete er Hilfe bei einem Brande, wobei er seinen besten Anzug verbrannte. Die Anschaffung eines neuen nahm seine dürftige Börse so sehr in Anspruch, daß er, um Geld zu verdienen, Theaterrecensent und Korrektor wurde, ohne seinen Fleiß in den theologischen Wissenschaften, der Kirchengeschichte und altdeutschen Sprachstudien zu beeinträchtigen; auch erwarb er sich durch seine Frömmigkeit die allgemeine Achtung aller seiner Lehrer. Aber leider wurzelten seine streng-sittlichen Bestrebungen schon damals nicht in dem Triebe nach sittlicher Vollendung, sondern mehr in dem Gefühl und der Phantasie, sonst hätte er durch ihn zu größerer Klarheit und Festigkeit in sich selbst kommen müssen. Im Herbste 1835 kehrte er nach Bonn zurück, wo ihn Geibel fortwährend ermunterte, sein poetisches Talent weiter auszubilden; bei einem Besuche in Barmen lernte er auch Freiligrath kennen. Trotzdem machte er doch jetzt erst sein Licentiatenexamen und begann bald darauf als Privatdocent theologische Vorlesungen. Sein liebenswürdiges, geselliges Wesen, seine geist- und gemütreiche Darstellungsweise zog auch bald viele Studierende an ihn heran, und daneben machten ihm mancherlei hoffnungsvolle Pläne zu kirchenhistorischer Schriftstellerei seine Lebenstage lieb und angenehm. Das anhaltende Arbeiten, der Tod seines Vaters und die Kränklichkeit seiner Schwester Johanna schienen ihm indes eine Erholung nötig zu machen. Er unterbrach daher seine eben begonnene Laufbahn und reiste mit seiner Schwester im Oktober 1837 nach Italien und legte in Rom den Grund zu seiner so reichen Kenntnis der antiken und mittelalterlichen Kunst. Seine Reise bis Neapel ausdehnend kehrte K. über Florenz im März 1838 nach Bonn zurück und hielt hier mit steigendem Erfolge Vorlesungen über allgemeine Kulturgeschichte und die Kirchengeschichte der 3 ersten christlichen Jahrhunderte, ohne sich dabei der Poesie zu entfremden, zu der ihn der Umgang mit Simrock, Wolfg. Müller, Matzerath und Freiligrath bedeutend stärkte. 1839 erhielt er das Amt eines Religionslehrers am Bonner Gymnasium und 1840 das eines Hilfspredigers an der evangelischen Gemeinde zu Köln. Hatte er bis jetzt den christlichen Glauben noch bewahrt, wie seine 1842 erschienenen und mit allgemeinem Beifall aufgenommenen „Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi“ beweisen, so sollte nun auf einmal ein Wendepunkt in seinem Leben eintreten, durch den er auch dieses einzigen Haltes verlustig ging und so den Wogen der Zeit und der Welt preisgegeben wurde: er lernte nämlich Johanna Mockel, geschiedene Frau des Kölner Buch- und Musikalienhändlers Mathieux, kennen. Diese, äußerlich der katholischen Kirche angehörig, innerlich aber aller positiven Religion längst entfremdet, machte durch ihr geniales Wesen, ihre feste Haltung und ihr be-

deutendes musikalisches Talent so tiefen Eindruck auf ihn, daß er mit ihr in Verkehr trat und aus Mitgefühl mit ihrer unglücklichen Lage und Glaubenslosigkeit sie zum Evangelium zu bekehren und ihr dadurch den verlornen Frieden wiederzugeben suchte. Der Macht seiner Rede gelang es auch, sie eine Zeitlang in ein Christentum einzuspinnen, das freilich noch mehr als sein eigenes nur in der Glut der Gefühle und der Phantasie Wurzel schlug. Ernst war es ihr damit nicht, aber destomehr mit ihrer immer wachsenden Liebe zu ihm. Johanna, selbst ein poetisches Talent, verschaffte ihm erhöhten Verkehr mit der Bonner Dichterwelt, die sich in ihrem elterlichen Hause oft zusammenfand, und gab den ersten Anlaß zur Gründung des sog. „Maikäferbundes", der anfänglich nur den Zweck hatte, alle Kunstsinnigen der Stadt zu einem heitern Zirkel und zur Herausgabe eines Witzblattes „Der Maikäfer" zu vereinigen. Später verfolgte er aber gediegenere Zwecke und ist in der Geschichte der heutigen rheinländischen Poesie nicht ohne Bedeutung, da Männer wie Alexander Kaufmann, Schloenbach, Nik. Becker und Simrock zu seinen Mitgliedern gehörten und Kinkel selbst demselben viel in seiner poetischen Entwickelung zu verdanken hat. Da Johanna diesem Verein als Königin präsidierte, die er am 4. Septbr. 1840 sogar aus dem Rhein errettete, sie ihm auch oft ihre poetischen Produktionen mitteilte, die seine Neigung noch erhöhten, so gab er im Febr. 1841 seiner dritten Braut (Sophie Bögehold in Mülheim) das Jawort zurück, und der evangelische Geistliche verlobte sich mit einer geschiedenen Katholikin. Bald erlag er auch ihrem geistigen Einfluße. Auf ihren Wunsch lasen sie zusammen das „Leben Jesu" von Strauß, und in den daran geknüpften Disputationen vertrat Johanna nicht ohne Geist die Zweifel gegen das positive Christentum. Anfangs widersprach ihr Kinkel, allmählich aber unterlag sein unfester Glaube, er folgte ihr auf dem Pfade des Zweifels, arbeitete sich mit ihr durch das Labyrinth der neueren Philosophie, fiel dem modernen Pantheismus in die Arme und entsagte endlich aller Orthodoxie als einer leeren Täuschung. Natürlich erregte sein Verlöbnis Anstoß, es erhoben sich die tadelnden Stimmen der Geistlichkeit und der Professoren, infolgedessen er seine Stelle in Köln verlor. Kinkel setzte sich aber über diese Urteile hinweg und vermählte sich im Mai 1843 mit seiner Johanna, nachdem sie, um nur der Form zu genügen, zur protestantischen Kirche übergetreten war. Doch hörten damit die Kämpfe und die Leiden nicht auf: er bekam Verweise, seinen Religionsunterricht am Gymnasium in ganz rationalistischer Weise gegeben zu haben; und da er sich nicht zur Genüge verantworten konnte, auch mit Absetzung bedroht war, so gab er die Docentur der Theologie auf, in der er 17 Semester gewirkt hatte, trat 1844 zur philosophischen Fakultät über und hielt nun Vorlesungen über

Kunstgeschichte und Litteratur. Dieselben hatten den glänzendsten Erfolg, weshalb er 1846 zum Professor für Kunst- und Kulturgeschichte ernannt wurde. Das Jahr 1848 sollte für ihn verhängnisvoll werden. Kinkel der früher von einem wirklich-edeln Freiheitsdrange beseelt, jetzt aber durch seinen Abfall vom Glauben noch mehr als sonst unfähig geworden war, die wahre Freiheit von ihrem Trugbilde zu unterscheiden, sah in der Märzrevolution das Morgenrot des deutschen Heils und stürzte sich nun in alle freiheitlichen Bestrebungen jener Tage. Er wurde der erste Führer der Demokratie in den Kreisen Bonn und Sieg, hielt aufregende Vorträge, schrieb als ein Mann der äußersten Linken politische Artikel für die von ihm redigierte Bonner Zeitung und suchte 1849 als Abgeordneter der zweiten Kammer in Berlin durch freiheitstrunkene Reden für die „sociale demokratische Republik“ zu wirken. Da er durchs Wort nichts für die Sache der Demokratie erreicht hatte, denn die Nationalversammlung in Berlin wurde aufgelöst, glaubte er durch die That dafür wirken zu müssen. In der Pfalz begann sich der Aufstand zu organisieren, in Leipzig und Dresden tobte der Kampf, und in Elberfeld und andern Orten des Rheinlandes war der Aufruhr losgebrochen. Um den Rebellen in der Umgegend zu Hilfe zu kommen, beteiligte er sich bei der Erstürmung des Zeughauses in Siegburg durch die Bonner Demokratenpartei, die aber übel ablief, weshalb Kinkel in die Pfalz flüchtete und sich dem pfälzisch-badischen Aufstande anschloß. Als gemeiner Soldat in der Freischärler-Kompanie Besançon unter dem Kommando des tollkühnen Willich wurde er am 29. Juni 1849 in dem Gefecht zwischen Rothenfels und Muggensturm verwundet, gefangen genommen und vom Kriegsgericht zu Rastatt zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt, die der König aber in lebenslängliches Zuchthaus verwandelte, und nach Naugardt abgeführt. Im April 1850 wurde er wegen seiner Teilnahme an der Siegburger Affaire in Köln vor die Assisen gestellt, von denselben aber infolge seiner glänzenden Verteidigungsrede freigesprochen. Nach einem mißlungenen Fluchtversuche auf der Rückkehr wurde er nach Spandau gebracht, wo er im Zuchthause die gewöhnlichsten Strafarbeiten verrichten mußte, bis ein früherer Revolutionsgenosse, der Student Karl Schurz, jetziger Minister der Vereinigten Staaten, mit Lebensgefahr ihn am 7. Novbr. 1850 wunderbar befreite. Von Rostock setzte er nach England über und lebte nun in London, wohin im Januar 1851 ihm seine Frau und Kinder nachfolgten. Nachdem er hier eine Zeitlang eine radikal-demokratische Zeitung redigiert und Vorlesungen über die Geschichte des Dramas gehalten hatte, segelte er im Sommer 1851 nach New-York, kehrte aber im Herbste nach London zurück. 1853 wurde er hier Professor der deutschen Sprache und Litteratur am Hyde Park

College, später ebendasselbe am Bedford College, 1863 f. Examinator für die Londoner Universität, 1865 f. Examinator für Woolwich u. a. Regierungsanstalten. Am 15. November 1858 verlor er seine Frau, die, von einer Herzbeklemmung geängstigt, aus dem Fenster herabstürzte. Seit dem 31. März 1860 wieder verheiratet mit Minna Werner aus Königsberg, hielt er 1865 und 1866 vor den Deutschen in Paris öffentliche Vorträge über Kunstgeschichte. Im April 1866 ward er zum Professor der Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich ernannt, wohin er im Oktober genannten Jahres übersiedelte. Hier starb er am 13. Novbr. 1882.

Kinkel, vom Sturme der Freiheitsbegeisterung mit fortgerissen, wurde ein Revolutionär, aber kein revolutionärer Dichter. In seinen Gedichten (1843) offenbart er eine weiche, liebenswürdige, aber mehr passive Natur; er führt uns die Entwickelung seines Geistes, den Kampf, das unbefriedigte Ringen seiner skeptischen Übergangsepoche, das Schwanken, Sehnen und Leiden seines Herzens, sein ganzes inneres und äußeres Leben in klaren, schönen und gefühlsinnigen Bildern vor. Seine Muße besitzt Adel, Grazie der Form und ein inneres seelenvolles Leben; aber es fehlt ihr der höhere Gedankenschwung, der Nerv eines starken, bedeutenden Geistes. Sie offenbart überhaupt nur eine geringe dichterische Produktivität und verbraucht die schnell verlodernde geistige Kraft in hastig begeistertem Treiben. Die Empfindung wird von ihm klar und voll, warm und erwärmend, ohne Tändelei und Künstelei ausgesprochen. Am besten gelingt ihm das Zart-Elegische, wenn es an das Pittoreske streift, wovon seine schönen „Abendlieder“, sowie der „Trost der Nacht“ ein entsprechendes Zeugnis sind.

Seine Bedeutung ruht aber in der Begabung für beschreibende und schildernde Poesie, Erzählung und Epos. In solchen Produkten zeigt sich bei ihm die höchste Gegenständlichkeit, die frischeste und gesundeste Sinnlichkeit der Auffassung und die vollste Plastik, verbunden mit einer Grazie und Lieblichkeit der Darstellung, die der Mehrzahl unserer heutigen erzählenden Dichter zu fehlen schien. Seine epischen Dichtungen: „Dietrich von Berne“, „Brynhildis“, „Scipio“, „Cäsar“ und „Petrus“ überragt aber sein meisterliches Epos „Otto der Schütz“.

Litteratur.

A. Kinkels Schriften.

Die Ahr-Landschaft. Geschichte u. Volksleben. Köln, 1846. geb. 6 M.
Gedichte. 7. Aufl. 1. Bd. Stuttg., 1872. 3,60 M.
—. 2. Sammlung. Stuttg., 1868. 6 M.
—. 5. Aufl. Min.-Ausg. Stuttg., 1857. geb. 8,25 M.
Predigten über ausgew. Gleichnisse u. Bildreden Christi. Köln, 1842.

Der Goldschmied von Antwerpen in 7 Historien. Stuttg., 1880. geb. 3 ℳ.
Mosaik zur Kunstgeschichte. Berlin, 1876. 9 ℳ.
Nimrod. Ein Trauspiel. Hannover, 1857. 1,80 ℳ.
Otto der Schütz. Eine rheinische Gesch. in 12 Abenteuern. 48. Aufl. Stuttg., 1876. geb. 3 ℳ.
—, illustr. (12 Holztaf.) von Swoboda. Wien, 1862. 6 ℳ.
Friedrich Rückert, Festrede, geh. am 2. Febr. 1867. Zürich, 1867. 60 ₰.
Festrede auf Freiligrath, geh. zu Leipzig am 6. Juli 1867. Lpzg., 1867. 1 ℳ.
Polens Auferstehung, die Stärke Deutschlands. Wien, 1868. 1 ℳ.
Die Gipsabgüsse der archäologischen Sammlung im Gebäude des Polytechnikums in Zürich. Zürich, 1871. 2,40 ℳ.
Euripides u. die bildende Kunst. Lpzg., 1872. 2 ℳ.
Peter Paul Rubens. Vortrag. Basel, 1871. 80 ₰.
Die Malerei der Gegenwart. Vortrag. Basel, 1874. 40 ₰.
G. Kinkel u. Johanna Kinkel. Erzählungen. Stuttg, 1851. 6 ℳ.
Geschichte der bildenden Künste bei d. christl. Völkern. Bonn, 1845.

B. Schriften über Kinkel.

A. Strodtmann, Gottfr. Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. Biogr. Skizzenbuch. 2 Bde. Hamburg, 1850 u. 51. 9 ℳ.
R. Fides, G. Kinkel. Histor. Novelle. 2 Tle. Cottbus, 1864. 5,25 ℳ.

XC. Emanuel Geibel.

1. Am dritten September 1870.

Geibel, Heroldsrufe. Stuttg., 1871. 191. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 95. — Lüben, Auswahl. III. 353.

Überwältigt von dem weltgeschichtlichen Akte bei Sedan am 2. Septbr. 1870 (vergl. Lüben, Lesebuch V, Nr. 77) entquillt auch dem Herzen des Dichters der Gott die Ehre gebende Ausruf des siegreichen Königs: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" — „Da ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Verbündeten auserſehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demut Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen —"

„Ehre sei Gott in der Höhe!"

Vermittelung des Gedankenganges.

„Nun", nachdem Napoleon am 2. Septbr. König Wilhelm sich ergeben hatte und mit ihm die gesamte französische Armee in Gefangenschaft geraten war, soll der Jubel von allen deutschen Türmen geläutet und durch Freudenfeuer weithin verkündigt, Gott aber die Ehre gegeben werden.

Daß dieses geschah, ist uns allen noch in frischer Erinnerung. Die telegraphisch eingegangene Siegesbotschaft lief von Mund zu

Mund. Sofort wurden die Schulen geschlossen, von den Türmen läuteten die Glocken, alle Häuser prangten in Flaggenschmuck, auf den Straßen wogten die Menschen auf und ab und jubelten einander zu. Mit hereinbrechendem Abend wurden alle Häuser illuminiert, die Straßen waren ein Lichtmeer.

Doch vergaß man nicht, auch Gott die Ehre zu geben. Die Glocken hatten zur Kirche gerufen. Diese waren überfüllt, und hundertstimmig ertönten die Lieder: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“ — „Nun danket alle Gott“. Unter den Klängen der Musik sangen später Tausende vor den Rathäusern „Die Wacht am Rhein“ und „Nun danket alle Gott“. Auf den Höhen leuchteten Holzstöße weithin in die Nacht, von Böllerschüssen erbebte die Luft.

Der Thron Napoleons III., gegründet auf Heuchelei, Meineid, Lug und Blut, und gestützt von Sittenlosigkeit und leiblicher und geistiger Knechtung, war morsch geworden. Um den Sturz desselben zu verhüten, nötigte uns der „Unhold“ unter den gewissenlosesten und nichtswürdigsten Vorwänden den Krieg auf. Dem furchtbaren Drohen des Erbfeindes zu begegnen, zog der fromme König (vergl. Tl. V des Lübenschen Leseb. Nr. 75 „Der 19. Juli 1870“ von Hesekiel) mit Deutschlands Söhnen unter sicherem Geleite und Schutze der himmlischen Heerscharen über den Rhein in Feindes Land hinein.

Nachdrücklich wehrten sich die Franzosen in vielen blutigen Schlachten; aber nach der 3tägigen Völkerschlacht am 30., 31. Aug. und 1. September zerschellte die feindliche Macht: Kaiser und Heer wurden gefangen genommen und in Paris die Republik proklamiert.

Nach solchen Erfolgen hofft der Dichter, auch sehr bald der Stadt Paris, „der Stadt des Spottes, der Blutschuld Herd“, ein gleiches Schicksal bereitet zu sehen und dabei der Heimführung der in früheren Kriegen geraubten deutschen Schätze sicher zu sein, nie wieder bedroht vom Erbfeind.

Auf Grund solcher Thatsachen kehrt er in der letzten Strophe mit seiner Aufforderung, Gott die Ehre zu geben, dem Grundtone des Liedes, dem Refrain in Str. 1, 3 u. 5, gegenüber der sündlichen und schließlich gebrochenen Drohung in Str. 2, 4 u. 6, wieder zu den Accorden der 1. Str. zurück. — Vers 1—8 sind aus zweifüßigen Jamben gebaut. In V. 1, 3, 5 u. 7 sind diese vollständig (akatalektisch), in V. 2, 4, 6 u. 8 aber überzählig (hyperkatalektisch); denn es ist am Schlusse der Verse eine leichte Silbe, eine Thesis zu viel. Vers 9 besteht aus 2 Daktylen und einem Trochäus.

Das angewandte Metrum entspricht vollkommen der Hast des atemlosen Boten, dessen Gemüt von der gewaltigen Thatsache erfaßt ist, und in energisch vorwärts drängendem Tone die Siegesbotschaft verkünden will.

2. Ostermorgen.

Geibel, Juniuslieder. 14. Aufl. Stuttg., 1862. 160. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 176. — Lüben, Auswahl. III. 346.

Der Dichter deutet in der 1. Str. den am Ostermorgen (im Frühling) ertönenden Gesang der Lerche und alle die tausend ihr nachklingenden Stimmen sinnig als Auferstehungslied, als Ruf, aufzuwachen, da das Alte mit dem Winter vergangen sei. In den folgenden Strophen bezeichnet er dann näher, was aufwachen soll und wozu. Aufwachen soll: 1. die Natur, namentlich die Gewässer, das Gras, das Laub und die Blumen, 2. die Menschen, und zwar besonders die, welche in Lüsten und dumpfem Schmerz dahinträumen, die, welche in Trauer über liebe Verstorbene versunken sind und die auf wüster Bahn wie Träumende irrenden Grübler.

Die Natur soll erwachen, um mit zu verkünden, daß die Liebe stärker ist als der Tod, die Menschen, um die Kraft des Herrn belebend auf sich einwirken zu lassen und seines Heils sich zu erfreuen.

Das Gedicht ist ein treffliches Thema zu einer ergreifenden und ermunternden Osteransprache.

Jede der 5 wohl abgerundeten Strophen besteht aus 8 Versen, jeder Vers aus vier Jamben. Die im ganzen schönen Reime kreuzen sich und sind abwechsend weiblich und männlich.

Die Darstellung hat das Gepräge würdiger Ruhe und Kraft, versetzt uns daher ganz in die beabsichtigte Stimmung. Man glaubt eine Prophetenstimme, einen Johannes in der Wüste zu vernehmen. Die letzte Zeile der 3. Str. ist geradezu ein biblischer Ausdruck. Jesaias 40, 31 heißt es: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler."

3. Herbstlied.

Ebendaselbst, 1862. 25. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 181.

Wie die Natur im Herbst in Todesruhe versinkt, so wirst auch du bald eine ähnliche Stätte finden. Du hast, wie das Jahr im vorangehenden Lenz und Sommer, die Anmut der Jugend und die Freude der Liebe genossen; wie aber im Herbst der Baum ein Blatt nach dem andern verliert, so nehmen auch allmählich deine Freuden ab; siehe dem Tode so freundlich entgegen, wie die Natur im Herbst der kommenden Ruhe.

Die Darstellung verdient dasselbe Lob, wie das des vorigen Gedichtes. Die Strophen haben 8 jambische Verse; die ersten 4 V. haben gekreuzten weiblichen und männlichen, V. 5 u. 6 gepaarten männlichen Reim; die 7. Zeile reimt sich außerdem mit der 3., die 8. mit der 4. Bei solchen Entfernungen überhört man beim Lesen aber leicht den Reim.

Schriftliche Aufgaben.

Der Herbst ein Bild des Todes und der Frühling ein Bild der Auferstehung nach den beiden Gedichten: Herbstlied und Ostermorgen von Geibel.

4. Gebet.

(1845.)

Geibel, Juniuslieder. 14. Aufl. Stuttg., 1862. 69. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 126. — Lüben, Auswahl. III. 345.

Der Dichter bittet Gott, in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens mit ihm zu sein, d. h. ihm Beistand zu verleihen, da er durch sich selbst nichts könne.

Man lasse das Gebet gut lesen, mache auf das aufmerksam, was der Dichter besonders hervorhebt, unterlasse aber eine eingehende Besprechung.

Seiner Form nach gehört dieses im Anfange 1845 entstandene Gedicht zu den Gaselen. Vergl. Bd. III. 320.

5. Morgenwanderung.

(1839—40.)

Geibel, Gedichte. 52. Aufl. Stuttg., 1861. 174. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 128. — Lüben, Auswahl. III. 345.

Der Dichter führt uns in diesem zu Athen 1839—40 entstandenen Gedichte eine Reihe von Anschauungen vor, welche eine Morgenwanderung vor Sonnenaufgang darbietet; er lenkt unsere Aufmerksamkeit namentlich auf den stillen Wald, auf den zwischen hohem Grase leise hinfließenden Bach, auf die Blumen, auf den Morgenstern, die Nachtigall, Berg und Thal und endlich auf die Morgenröte. Aber er verweilt bei keinem dieser Bilder länger, hat also nicht die Absicht, sie selbst zu schildern; sein Zweck ist vielmehr, uns durch die Vorstellungen von der Pracht und Schönheit der morgenfrischen Natur zur Andacht zu stimmen und zum Lob und Preis der göttlichen Liebe, die sich in der Natur so sichtbar zeigt, zu ermuntern.

Das ist ihm auch vollkommen gelungen. Wer jemals eine solche Wanderung selbst unternommen hat, der wird gern bekennen, daß der Dichter die sich dabei darbietenden Anschauungen richtig gewürdigt und mit wenigen Worten schön gezeichnet hat. Ebenso sind die Empfindungen und Gefühle alle natürlich und entstehen unwillkürlich in jedem für Naturschönheiten empfänglichen Gemüt.

Dem schönen Inhalte entspricht eine schöne Form. Der Strophenbau ist zwar nicht ganz einfach, indes doch im ganzen so kunstlos, daß er die Aufmerksamkeit nicht vom Reim ablenkt und dessen musikalischer Einwirkung um so weniger Abbruch thut, da auch die Verszeilen kurz sind. Jede Str. bildet ein Ganzes und zählt 7 V.

Die 4 ersten V. sind aus Jamben gebildet, die beiden folgenden aus Trochäen, der 7. in Str. 1, 2 u. 3 aus Jamben und einem Anapäst. Der Reim ist, geringe, kaum beachtenswerte Kleinigkeiten abgerechnet, sehr rein, ruht, das Wort auch im 3. V. der 3. Str. abgerechnet, überall auf bedeutungsvollen Silben und Wörtern. In den 4 ersten V. kreuzen sich die Reime und sind abwechselnd männlich und weiblich, in der 5. u. 6. berühren sie sich; der 7. V. reimt sich mit dem 2. u. 4., steht daher etwas fern und kann ziemlich leicht überhört werden.

Eine eingängliche Beurteilung des Strophenbaues und namentlich des Reimes hat Kellner im „Praktischen Schulmann“ (Leipzig), Jahrg. 1855, S. 81—87, geliefert.

Schriftliche Aufgaben.

1. Schilderung eines Sommermorgens (mit Benutzung der bezüglichen Gedichte aus dem IV. u. V. Tle. des Lesebuchs).
2. Die Sprache des Frühlings. Nach: Morgenwanderung von Geibel — Der frohe Wandersmann von Eichendorff — Frühlingslied von Mosen — Frühlingsabend von Matthisson.)

6. Sanssouci.

(1843.)

Geibel, Gedichte. 52. Aufl. Stuttg., 1861. 235. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 142. — Lüben, Auswahl. III. 349.

1. Erläuterungen.

Sanssouci, Friedrichs des Großen Lieblingssitz, von seinem scharfsinnigen Freunde Voltaire le paradies du philosophe genannt, liegt auf einem terrassierten, 19 m hohen Hügel, zu welchem eine breite, 120 Stufen zählende Freitreppe führt. Vor derselben befindet sich ein mit karrarischem Marmor eingefaßtes Bassin, das einen Durchmesser von 87 m hat. Aus demselben steigt der 9 cm starke und 38 m hohe Strahl der großen Fontaine empor, so daß er das Schloß und die höchsten Baumwipfel noch überragt und weithin sichtbar wird. 12 Marmorstatuen, mythologische Figuren, Marmorsäulen, gleichfalls mit Statuetten, und das diese umschließende grüne, dichte Buschwerk spiegeln sich in dem von Goldfischen belebten Wasser.

Von der Höhe des Schlosses schweift der Blick über ein zu unseren Füßen ausgebreitetes Eden, das seinesgleichen im ganzen Norden nicht findet, und an jedem schönen Sommertage von Touristen aus aller Herren Länder und Spaziergängern aller Stände und jeden Alters und Geschlechts sehr stark besucht ist. Baumkronen, niedere und hohe Wipfel in allen Laubschattierungen, Blumenvasen, schimmernde Statuen, Bassins mit rauschenden, von Tritonen geblasenen Fontainen, lauschiges Gebüsch, Blumenbeete und wohl-

gepflegte, steife Taxushecken, Myrten und Orangen füllen den von sauber gehaltenen Kieswegen durchschnittenen Raum. Der ganze Park aber ist, treu dem altfranzösischen Geschmack, streng geregelt, geradlinig, steif in seinen Formen, alles von Brüstungen, Spalieren, Gittern und Marmorstufen umschlossen. Darüber thront auf seinen sechs Terrassen „das schmucklos heitere Schloß mit breiten Fensternischen, darin des Abends Feuer glühn“.

Str. 1. V. 1. „Vasen“, Kunst-, Schmuck- oder Prachtgefäße, besonders zu Blumen. In vielen Aufl. der Geibelschen Gedichte wechselt das Reimwort: bald Rasen, bald Vasen. Nach einer Anfrage beim Dichter will er Vasen gelesen wissen.

2 „Steintritonen“, Tritonen, aus Stein gehauen. Wo sie auf Kunstwerken vorkommen, wie in Sanssouci, blasen sie auf schneckenförmigen Muscheltrompeten. Die Dichtung läßt den Triton auf Geheiß Poseidons, seines Vaters, mit seiner Muscheltrompete die tobenden Wogen zur Ruhe blasen und die Giganten durch dieselbe in dem großen Kampf mit den Göttern erschreckt werden.

3. „Nymphen“, schöne, jungfräuliche Göttinnen von einem niederen Range als die olympischen Götter, welche jedoch im Homerischen Götterstaat auch zu der Götterversammlung des Olymp kommen und Töchter des Zeus bei Homer heißen.

4. „Flora“, bei den Griechen Chloris, Göttin der Blumen.

6. „Boileau“, französischer Dichter (1636—1711), berühmt durch Reinheit des Stils und Zierlichkeit des Versbaues.

Str. 2. „Darin des Abends Feuer glühn“, bezieht sich auf Fensternischen und bezeichnet die durch die untergehende Sonne bewirkte glühendrote Färbung der Fensterscheiben.

Str. 4. V. 4 „gegrollt“ von grollen, d. h. zornig, durchdringend, dem Ohr stark wehe thuend schreien, aus dem Plur. Prät. v. mhd. grëllen.

5. „Voltaire“, berühmter französischer Schriftsteller und Dichter, geb. 1694, lebte vom Juni 1750 etwa ein Jahr lang an Friedrichs des Großen Hofe und wurde sehr von demselben geschätzt. Er starb 1778.

6. „Des treuen Freundes Geist“, v. Kattes.

7. „Der schon den Doppelaar gebändigt“, Österreich.

8. „Der Muse Bild“. Die Musen sind die Göttinnen der Dichterbegeisterung und des Gesanges. Nach dem Ausdruck des Dichters hatte Friedrichs Volk, allgemeiner: die Deutschen, keinen Sinn für Poesie und schöne Künste. Vergl. Friedrichs Gespräch mit Gellert, mitgeteilt im I. Tl., S. 412 u f.

V. 3. „August sein auf dem Throne“, der Erhabene, Ehrwürdige, Herrliche, ursprünglich Beiname des römischen Oberfeldherrn Octavianus, — „wenn kein Horaz ihm singt!“ kein Dichter seine ruhmvollen Thaten besingt. — Horaz (65—8 v. Chr. G.)

war der größte Lyriker Roms. Er hielt sich am Hofe des Augustus auf und verherrlichte dessen Ruhm durch Gedichte.

5. „vom fremden Schwan die weißen Federn borgen!“ von ausländischen Dichtern besungen werden, wie z. B. von Voltaire. Allgemeiner: sich an fremden Personen ergötzen müssen, da das Vaterland nichts Gutes der Art besitzt.

Str. 9. „Den Horizont schon küßt“, schon anbricht.

V. 5. „welsche Taxushecken“, fremdländische, in der Form künstliche Dichtungen, entsprechend den in der 1. Str. erwähnten, „regelrecht beschnittenen Laubgängen“, die der französische Geschmack bei uns eingeführt hat. Sie bilden einen Gegensatz zum „freien Dichterwalde“.

2. Gedankengang.

Das 1843 in St. Goar entstandene Gedicht enthält, was die Überschrift vermuten läßt, eine kurze Beschreibung von Sanssouci und eine Charakteristik Friedrichs des Großen, den der Dichter bei einem Gange durch die Räume des Königsparkes im Lehnstuhl sitzend erblickt. Der König ist natürlich der Hauptgegenstand des Gedichtes; Sanssoucis wird nur so weit gedacht, als erforderlich ist, um ein Bild von dieser Schöpfung des Königs und von seiner augenblicklichen Umgebung zu gewähren. Der Dichter beginnt Friedrichs Charakteristik mit der Zeichnung der äußeren Gestalt. Das vorgesunkene, von Nachdenken zeugende Haupt, das blaue, geistreiche Auge, der dreigespitzte Hut und der historisch gewordene Krückstock sind die Gegenstände, auf die der Blick gelenkt wird. Darauf versucht nun der Dichter, dies bedeutungsvolle Sinnen zu deuten. Da ihm hierzu jeder feste Anhalt fehlt, so gedenkt er aller der Hauptgegenstände, die den großen König während seines thatenvollen Lebens beschäftigt haben, also seiner Kriege, namentlich der gewonnenen Schlachten, seiner weisen Gesetzgebung, seiner Liebe zur Dichtkunst, seiner Jugendjahre, namentlich seiner Lieblingsbeschäftigung in denselben, wobei ihm denn natürlich auch der ihm unvergeßliche Freund, von Katte einfällt, der zukünftigen Gestaltung und Erweiterung Preußens. Damit hat der Dichter den König charakterisiert, seinen Ruhm verkündigt, wie er beabsichtigte. Aber das alles war es nicht, was den König beschäftigte; er murrte vielmehr darüber, daß sich noch niemand im Vaterlande gefunden habe, ihn in würdiger Weise zu preisen, wie einst Horaz in Bezug auf Augustus es gethan. Den Geist des Königs gleichsam beruhigend, fügt der Dichter hinzu, daß das schmerzlich Vermißte durch Goethe, den großen Dichter der deutschen Nation, werde gegeben werden, daß dessen Meisterwerke alles Ausländische überstrahlen und das Volk emporheben würden.

3. Zweck des Gedichtes.

Der Zweck des Gedichtes ist der eben genannte, nämlich die Verherrlichung des großen Preußenkönigs Friedrichs II. Der Dichter erfüllt den Wunsch, den er dem König selbst in den Mund legt: sein Horaz zu sein.

4. Darstellungsweise.

Der Dichter hat seine Aufgabe würdig gelöst. Dadurch, daß er keine von Friedrichs Thaten ausführlicher besingt, aus jeder nur die Hauptmomente hervorhebt, ist es ihm gelungen, ein schönes Gesamtbild vom Leben desselben zu geben. In die Beschreibung von Sanssouci hat der Dichter dadurch Leben und Bewegung gebracht, daß er dem Leser die augenfälligsten, den guten Geschmack des Königs bekundenden Gegenstände gewissermaßen zeigt und mit ihm an den Terrassen emporklimmt.

Das Metrum ist breit, also ganz geeignet zum wohlverdienten Königslobe. Die Strophen sind sechsversig; die Verse bestehen aus 6 meist überzähligen Jamben, der letzte jedoch nur aus 4. Die langen Verse haben in der Mitte einen meistens leicht bemerkbaren Einschnitt. Man nennt dieses Metrum mit seiner nach dem dritten Fuße fallenden, ständigen (stumpfen) Diärese den Alexandriner, der nach französischen Vorbildern in die deutsche Dichtkunst eingeführt und von den schlesischen Dichtern des 17. Jahrh. besonders gepflegt wurde. Seit Klopstock und Lessing ist er wegen seiner Eintönigkeit im Epos und Drama von den deutschen Dichtern nicht mehr beibehalten worden; noch heute ist er aber der Nationalvers der Franzosen in der Tragödie und im Lustspiele. Geibel sucht die Eintönigkeit des Alexandriners dadurch zu mildern und Kräftiges und Malerisches zu erzielen, daß er V. 1 u. 2, sowie 4 u. 5 mit gepaarten weiblichen Reimen ausklingen läßt, und auf V. 3 mit männlichem Schluß den vierfüßigen 6. reimt.

5. Schriftliche Aufgaben.

Monolog Friedrichs II. auf der Terrasse zu Sanssouci.

7. Türmerlied.

(1840.)

Geibel, Gedichte. 52. Aufl. Stuttg., 1861. 175. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 139. — Lüben, Auswahl. III. 351.

In diesem im Frühjahr 1840 entstandenen Gedichte fordert der Dichter in eindringlicher Weise das deutsche Volk auf zur Wachsamkeit, zur Einigkeit, zum Gebet, zum Festhalten am Kreuz und an Gott. Wachsam soll das Volk sein nach Osten und Westen hin, d. h. gegen die Russen und die Franzosen. Erstere werden mit Rücksicht auf ihre bekannte Ländergier und ihre Unterjochungs-

gelüste sehr passend Geier genannt, letztere Schlangen, um anzudeuten, daß sie lieber List als Gewalt anwenden. Die größte Gefahr, die uns von ihnen droht, besteht darin, daß sie uns durch verlockende Vorspiegelungen („Sirenengesang") den frommen Geist vergiften. Es liegt hierin eine Anspielung auf die in Frankreich heimische religiöse Frivolität, die ein halbes Jahr später das linke Rheinufer begehrte (vergl. oben S. 573 u. f.). Im Gebet sollen alle sich reinigen, um einst würdig vor Gott treten zu können. Keiner soll auf eigene Kraft vertrauen; der Blick aufs Kreuz und das Vertrauen auf Gott soll uns auch in den Schlachten Mut und Kraft geben. Den Schluß bildet ein dem vorangegangenen Inhalte angemessenes Gebet.

Das Gedicht ist nach dem Versmaß des bekannten, trefflichen Kirchenliedes: „Wachet auf! ruft uns die Stimme!" gedichtet, und kann natürlich auch nach der schönen Melodie desselben gesungen werden. Möchte das nur recht oft vom deutschen Volke geschehen! Denn das Lied ist, trotz der großartigen Erfolge der deutschen Waffen im letzten Kriege, immer noch ein Türmerlied.

8. Hoffnung.

Geibel, Juniuslieder. Stuttg., 1867. 140. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 140. — Lüben, Auswahl. III. 347.

1. Gedankengang.

Frühlingsanfang ist vorüber, trotzdem will der Winter seine lange geübte, drückende Herrschaft nicht aufgeben. Noch streut er „mit trotzigen Gebärden" Graupeln und Schnee zur Erde nieder, noch verschleiern dichte Nebel das Antlitz der Sonne, und kalte Stürme blasen mit Macht gegen die Fenster, so daß es scheint, als wollte er nicht weichen, als sollte der ersehnte Lenz nicht zum Durchbruch, nicht zum Siege gelangen. (Str. 1—3.) Da ruft der Dichter dem verzagten Herzen aber zu: Und droht der Winter noch so sehr — es muß doch Frühling werden — die Sonne weckt mit ihrem Licht doch einmal die Welt zur Wonne — leise kommt doch der Lenz gegangen und kleidet unbemerkt die Erde in frisches Grün, daß sie dankbar froh den sonnigen Himmel anlacht und vor Lust fast vergehen will. Mit Blumen durchflicht sie ihr Haar, schmückt sich mit Rosen und Ähren, und rieselnde Quellen scheinen ihre Freudenthränen zu sein (Str. 4. 5.)

Doch ist es nicht Zweck des Dichters, den Sieg des Frühlings über den Winter in gewisse Aussicht zu stellen, durch diese Erfahrungsthatsachen das verzagte Gemüt zu beruhigen und dessen schwindende Hoffnung zu erhalten: diese Vorgänge in der Natur sind ihm nur Symbol, daß auf geistigem Gebiete nach Regen Sonnenschein, auf Sturm Frieden, auf Leid Lust folgen muß, daß Traurigkeit in Freude verkehrt werden wird. Denn er bittet das

niedergeschlagene Herz, trotz Frost, Bangen und Grauen still und zufrieden zu sein, da auch ihm ein Maientag beschieden ist, selbst wenn zuweilen es scheinen will, als herrschte die Hölle auf Erden, als sollte ihre Bosheit triumphieren. „Nur unverzagt auf Gott vertraut", dem Winter folgt der Lenz, das Unglück wandelt sich in Freude; Wahrheit, Licht und Recht siegen über Finsternis, Lüge und Bosheit; auf Leid folgt Freud. (Str. 6. 7.)

2. Gliederung des Gedichtes.

1. Hoffnung auf den Frühling trotz der anhaltenden Strenge des Winters. (Str. 1—3.)
2. Kraft und Schönheit des sieghaften Frühlings. Str. 4—5.
3. Ermahnung zum gläubigen Gottvertrauen in Kreuz und Leid. Str. 6. 7.

3. Form des Gedichtes.

Unser Gedicht ist eine **Allegorie**, da Dinge der Sinnenwelt und Erscheinungen in der Natur als Träger oder Sinnbilder einer darzustellenden Idee vorgeführt, Affekte, Empfindungen und Gedanken in einem dem übersinnlichen Gegenstande vollkommen entsprechenden Bilde versinnlicht werden.

Die Verse der einzelnen Strophen sind aus Jamben gebaut. V. 1 u. 3 sind 4füßig mit männlichem Reime, V. 2 u. 4 aber 3füßig mit einer überzähligen, leichten Silbe (Thesis), also 3füßig (hyperkatalektisch) mit weiblichem Reim.

4. Geschichtliches.

Das Gedicht entstand im Frühling 1841. Reich an Erfahrungen, voll von Hoffnungen, war Geibel aus Griechenland in die Heimat zurückgekehrt, wo im Familien- und Bekanntenkreise fürsorglich die Frage erwogen wurde: Was nun werden? Seine Antwort war die, welche er vor Jahresfrist den Eltern aus Griechenland geschrieben hatte: — „überlaßt mich der höheren Führung. Alle noch so kunstvoll ersonnenen Pläne bringen doch nicht ans Ziel ohne Gottes Willen. Das Glück aber fällt vom Himmel. Wer mag sagen, wo es mich überrascht, wo mich die Woge ans Ufer tragen wird. So bin ich froh für die Gegenwart, vertrauensvoll für die Zukunft." (Leimbach.) Die Hoffnung, eine Gymnasiallehrerstelle in Lübeck zu erhalten, erfüllte sich nicht, die Verlobung mit einer Lübeckerin (Cäcilie Wattenbach) zerschlug sich, herbeigeführt durch seine Aussichtslosigkeit auf eine feste Stellung und andere Mißverständnisse und Mißdeutungen. Dazu wurde ihm in der Karwoche seine heißgeliebte Mutter durch den Tod entrissen. (Leimbach.)

Trotz dieser niederschmetternden Lebenserfahrungen warf er sein Vertrauen nicht weg, gab er seine Hoffnung nicht auf, sondern hielt sie fest und tröstete sich in seinem Liede. Und bald sang das jubelnde Herz: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus": ein Freund seines Vaters, der hessische Edelmann, Baron Karl von der Malsburg, lud ihn nach seinem Gute Escheberg in Hessen ein.

5. Schriftliche Aufgaben.

1. Der Winter ein rauher Mann. 2. Der Frühling ein holder Jüngling. 3. Der Winter ein herzloser Zauberer, der Frühling ein holder, anmutiger Prinz. (Dornröschen von Grimm.) 4. Parallele zwischen Lenau und Geibel. 5. Parallele zwischen Hoffmann von Fallersleben und Geibel. 6. Uhland, Lenau und Geibel als Sänger von Naturliedern.

9. Der Mai ist gekommen.

(1841.)

Geibel, Gedichte. Stuttg., 1874. 82. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 141. — Lüben, Auswahl. III. 348.

1. Gedankengang.

Der Mai ist gekommen: die linden Lüfte sind erwacht, die Erde hat sich mit frischem Grün und Blumen geschmückt, die Bäume treiben Blätter und Blüten, die Sänger des Waldes sind zurückgekehrt und führen ein sorgloses Leben. Da entschlägt auch der Dichter sich der trüben Gedanken und will gleich den eilenden Wolken in die weite, schöne Welt wandern. (Str. 1.) Von Vater und Mutter nimmt herzlich er Abschied und tröstet die Bekümmerten mit der gewissen Hoffnung, in der Ferne sicher Freude und Glück zu finden. (Str. 2.) Im hellen Sonnenstrahl geht er jugendfrisch über Berge, durchs tiefe Thal; sein freudiges Herz stimmt ein in das Rauschen der Quellen und Bäume. (Str. 3.) Durch den überall wehenden Gottesodem gehoben, besingt er jauchzend die freie, sorgenlose Wanderlust und die weite, schöne Welt. (Str. 4.)

2. Kurze Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

Str. 1. Entschluß zur Wanderung.
2. Antritt der Wanderung.
3. Die Reize der Wanderung.
4. Lob der Wanderung.

3. Form der Darstellung.

Dieses Wonnegefühl, seine glückliche Gemütsstimmung, seine stürmisch bewegte Lebendigkeit, das unruhige Streben, die kühne Selbständigkeit und heitere Stimmung hat der Dichter in ein har-

monisches, ein anspringendes, hinausdrängendes, unregelmäßig jambisch-anapästisches Metrum gegossen. Und wie schön klingt dieses stimmungsvolle Lied in der bekannten Volksmelodie! (Siehe Liedersammlung von Röder u. Huth. Oberstufe. Nr. 52.)

4. Schriftliche Aufgaben.

Vergl. dieses Gedicht mit dem Eichendorffschen: Der frohe Wandersmann.

10. Ich sah den Wald sich färben.

Geibel, Juniuslieder. Stuttg., 1867. 94. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 143. — Lüben, Auswahl. III. 347.

Gedankengang.

Wie doch so ganz entgegengesetzt ist die Stimmung des Dichters in diesem Liede!

Im vorigen jubelnde Freude und selige Lust, die schöne Erde und den heiteren Himmel in der Brust — hier tiefe Verstimmung und Niedergeschlagenheit, erstorbene Lebenslust und schmerzliche Klage. Dort anmutsvolle, liebliche Natur, heiterer Lebensmut, fröhliches Herz und sorgloser Sinn — hier öde, erstorbene Flur, niedergesunkener Mut, bittere Enttäuschung, Grau in Grau. Dort Jugendfrische und glückselige Lust in Natur und Menschenbrust — hier Schwermut, trübselige, elegische Stimmung.

Der Wald kleidet sich in sein Herbstgewand, neblig-trübe und kalt ist die Luft, verstummt das Lied der Sänger. Die öde und tote Natur verstimmt das Gemüt des Dichters; er ist ohne bewußten Grund zum Sterben betrübt. (Str. 1.) Das dürre Laub, welches der Herbstwind von den Stauden des Feldes ihm entgegentreibt, erinnert ihn an seine verlorene Freude. (Str. 2.) Sein hoffnungsvoller Lenz und früchtereicher Sommer sind verschwunden; traurig fühlt er sich an die gefrorene Scholle gebannt. (Str. 3.) In dieser Niedergeschlagenheit berührt ein heller Ton sein Ohr; aus der Trauer um sein zerstörtes Glück weckt ihn die klare Stimme eines Wandervogels. Trotzdem dieser begründete Ursache hat, über die entflohenen schönen Tage und die eingetretene herbe Witterung zu klagen, ergiebt er sich doch nicht hoffnungslos seinem Schicksal, sondern verläßt die Stätte entschwundenen Glücks, entflieht dem nahrungsleeren Winter und steuert einem besseren Lande zu. (Str. 4.) Der Schlag der Schwingen und die helle Stimme des Vogels aus natürlichem Ahnungsvermögen sind dem Dichter ein wundersames, erhebendes Trostwort. (Str. 5.) Die zuversichtlichen Klänge mahnen ihn, Mut und Hoffnung nicht sinken zu lassen, sondern die unsterbliche Seele von des Lebens Tranrigkeit vertrauensvoll zu Gott zu erheben. Sie sind lindernder Balsam für das tiefbetrübte Herz; durch Reflexion über den Kummer ver-

schafft es sich Erhebung und Erleichterung und gewinnt harmonische Ruhe. (Str. 6.)

Und diese innige Empfindung, die gedämpfte Stimmung und ruhige Reflexion hat der Dichter aus ästhetischem Feingefühl in dreifüßige Jamben mit abwechselnd weiblichem und männlichem Reim gekleidet.

Leben und Charakteristik E. Geibels.

I.

Franz Emanuel August Geibel wurde (nach dem Lübeckischen Geburtsregister von anno 1815 Nr. 613, dem Proklamationsregister von 1852 Nr. 219 und Geibels eigenhändig geschriebenem Curriculum vitae, das er bei der philosophischen Fakultät der Universität Jena unterm 10. März 1838 behufs Erlangung der Doktorwürde einreichte) 1815 am 17. (nicht 18.) Oktober nachts 12 Uhr in Lübeck geboren. Sein Vater war Prediger der dortigen reformierten Gemeinde. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt eine gute Vorbildung erhalten hatte, bezog er 1835 die Universität Bonn, um Theologie und Philologie zu studieren. Allein bald erkannte er, daß beides sich kaum auf eine gründliche Weise vereinigen lasse, und gab sich deshalb fast ausschließlich dem Studium der alten und der schönen Litteratur hin. 1836 zog er nach Berlin, und fand dort in dem Umgang mit Chamisso, Gaudy, Gruppe, Häring, Hitzig, Kopisch und namentlich mit Kugler und seinem älteren Lübecker Freunde, dem berühmten Philologen Ernst Curtius, mannigfache neue Anregung und Förderung. Auch wurde er von Chamisso, der damals gemeinschaftlich mit Schwab den deutschen Musenalmanach herausgab, zu einer freien Mitwirkung an demselben zugelassen. Noch war er nicht volle 3 Jahre auf der Universität gewesen, so hatte er seine Studien beendet. Er kehrte in die Heimat zurück, wußte aber noch nicht, was er beginnen sollte. Da entzückte ihn eine junge Landsmännin, Cäcilie Wattenbach, und dieser jungen Liebe gilt das bekannte Gedicht: Wo still ein Herz von Liebe glüht. Leider war die Hoffnung der Liebenden gering, denn die Mutter des schönen Mädchens hatte an dem aussichtslosen jungen Dichter gar vieles zu bemängeln. Da wurde ihm durch seinen Freund Curtius und durch freundliche Vermittlung Savignys und Bettina Arnims die Stelle eines Erziehers im Hause des russischen Gesandten Katakasy zu Athen angetragen. Die Lust am Fremden und der innige Wunsch, den Boden Griechenlands zu betreten, ließen ihn den Vorschlag mit Freuden ergreifen. Im März 1838 verließ er Berlin und kam nach einer absichtlich nicht beschleunigten Reise durch Süddeutschland und die Lombardei im Mai desselben

Jahres zu Athen an. Die Verhältnisse, in welche er dort trat, waren jedoch der Art, daß sie ihm weder für wissenschaftliche, noch für poetische Arbeiten die gewünschte Muße verstatteten, bis er nach Ablauf eines Jahres durch gütliche Übereinkunft eine fast gänzlich unabhängige Stellung gewann. Jetzt nahm er mit erneutem Eifer die unterbrochenen philologischen und poetischen Studien wieder auf; Homer, Äschylos, Sophokles, die Lyriker wurden aufs neue durchgearbeitet, während unter den deutschen besonders Goethe und Platen, die in ihrer Ruhe und Formvollendung so schön zu der südlichen Umgebung stimmten, auf ihn einwirken mußten. Im August 1839 unternahm er mit seinem Freunde Ernst Curtius, der schon länger in Griechenland gelebt hatte (später Erzieher unseres Kronprinzen Friedr. Wilhelm), eine Reise nach den Cykladen. Die Frucht dieser schönen Tage und der darauf folgenden Zeit war eine Reihe gemeinschaftlich gearbeiteter Übersetzungen aus altgriechischen Dichtern. Ende April 1840 kehrte er nach Deutschland zurück und gab seine Gedichte, deren erste Sammlung 2 Jahre vorher bei dem Brande einer Druckerei in Magdeburg untergegangen war, in Berlin heraus. In Lübeck begann er nun den in Griechenland gesammelten Stoff zu verarbeiten. Zu gleicher Zeit aber wandte er sich dem Studium der romanischen Litteraturen zu und beschäftigte sich namentlich viel mit dem Spanischen. Da es ihm nicht gelungen war, in seiner Vaterstadt Gymnasiallehrer zu werden, man auch die geliebte Cäcilie an ihm irre gemacht hatte, (vergl. die Gedichte: „Wie es geht“ u. die „Heimkehr“), ihm auch seine heißgeliebte Mutter in der Karwoche 1841 durch den Tod entrissen worden war, mußte es ihm höchst willkommen sein, als ihn ein seinem Vater befreundeter hessischer Edelmann, der Baron Karl von der Malsburg, ein Bruder des bekannten Übersetzers des „Calderon“ und „Lope de Vega“, zu einem längeren Besuche auf seinem Gute Escheberg bei Kassel einlud, um die dort aufgestellte, nicht unansehnliche Sammlung spanischer und italienischer Bücher nach Bequemlichkeit zu benutzen. Diese Freudenbotschaft bestätigte sein Vertrauen, das er in dem Gedichte „Hoffnung“ ausgesprochen und festgehalten hatte, und bald sang das jubelnde Herz das herrliche Lied: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“. Im Juni 1841 leistete er der Einladung Folge, und die liebenswürdige Gastfreundschaft des wohlwollenden Mannes fesselte ihn ein volles Jahr an Escheberg. Er übersetzte dort aus dem Spanischen, schrieb die „Zeitstimmen“ und zuletzt eine Tragödie, „König Roderich“, die in der Behandlung des großartigen Stoffes nicht ganz glücklich war. Nach Lübeck zurückgekehrt, brachte er einen Band spanischer Volkslieder und Romanzen zum Abschluß und teilte seine völlig freie Zeit, so gut es gehen wollte, zwischen historisch-philologischen

Studien und poetischen Produktionen. Eben war er vor Weihnachten 1842 mit der Anordnung der zweiten vermehrten Auflage der „Gedichte“, sowie der „Zeitstimmen“, beschäftigt, als er aufs freudigste mit der unerwarteten Nachricht überrascht wurde, daß ihm der König von Preußen zur ungehemmten Fortsetzung seiner poetischen Studien ein Jahrgehalt von 900 ℳ. ausgesetzt habe, wodurch er in die Lage kam, ohne wissenschaftlichen Bestrebungen zu entsagen, sich mit ruhigerem Sinn und freierem Umblick dichterischen Arbeiten hinzugeben. Im Mai 1843 ging er zu Freiligrath nach St. Goar am Rhein, wo er mit Levin Schücking, Hoffmann von Fallersleben und den nur durchreisenden Willibald Alexis, Saphir, Kinkel und Frau — deren Hochzeit er mit gefeiert hatte — und Just. Kerner einen poetischen Sommer verlebte. Ende August verließ er aber seinen Freiligrath, dessen politische Ansichten ihre Freundschaft nicht hatte stören können, und wanderte bis Weinsberg zu Just. Kerner. Den Winter verbrachte er in Stuttgart. Eröffnete Aussichten konnten ihn nicht an Württemberg fesseln; er wollte frei bleiben. Im Sommer und Herbst des nächsten Jahres lebte er als froher Wandersmann in Lübeck, Hannover, Dresden und in Schlesien bei dem so früh verstorbenen Dichter Moritz Grafen von Strachwitz, immer mit größeren Entwürfen beschäftigt, ohne einen bis zum Schlusse durchzuführen. Im Anfang Novbr. kehrte er über Breslau nach der Heimat zurück. Der Sommer 1845 führte ihn wieder nach Hannover und von da nach dem Harz, wo er in dem Kloster Ilefeld einige Wochen verbrachte, um ein lyrisch-reflektierendes Gedicht zu runden, von dem indes nur Bruchstücke, wie das „Heimweh“, zu Tage gekommen. Die folgenden Jahre wandte er sich in seinem Wanderleben mehr dem öffentlichen Leben mit seiner Poesie zu („Die Schleswigholsteinischen Sonette“ 1846 und das „Protestlied für Schleswig-Holstein“, „Die Juniuslieder“ 1847), und suchte die Anregungen der Zeit in ernster und heiterer dramatischer Form zu bewältigen. (Meister Andrea 1855.) Damit war die erste und zweite Periode seines dichterischen Schaffens abgeschlossen. Im Frühjahr 1852 folgte Geibel einem Rufe des Königs von Bayern als Professor der Ästhetik und der deutschen Litteratur an die Universität München und wurde 1853 in den Adelstand erhoben. Sein häusliches Glück und die schönste und reichgesegnetste Zeit in seinem dichterischen Leben mit Paul Heyse, Friedrich Bodenstedt, Baron Adolf Friedrich von Schack, Julius Grosse, Hans Hopfen, Felix Dahn, Franz Kobell, Melchior Meyr, Herm. Lingg und anderen, die sich zu einer Dichtergesellschaft „der Bund der Krokodile“ vereinigt hatten, wurde hier aber am 21. November 1855 zerrissen, indem ihm der Tod plötzlich seine Gattin Amanda, geb. Trummer raubte, mit der er sich am 26. Aug. 1852

vermählt hatte. In seinem Schmerze und seinem Weh klagt er in dem Gedichte: An Ada: „O Gott, sie haben mein Weib und all mein Glück begraben“, fühlte sich aber doch noch mit ihr in dauernder Gemeinschaft, da sie ihm in dem wunderbaren Gedichte: „Um Mitternacht“ auf seine Frage und Bitte ein Zeichen gegeben:

Ein süßes Duften flog
Vom Kranz, der zitternd hing,
Und um die Lampe zog
Ein weißer Schmetterling!

Mit diesem schweren Schlage, den er nur langsam verschmerzte, niemals aber hat überwinden können, schließt die dritte, die Blüteperiode seines Lebens und Dichtens ab. Im J. 1856 erschienen die „neuen Gedichte“ und das Jahr darauf die Tragödie „Brunhild“, 1864 „Gedichte und Gedenkblätter“ und 1869 die preisgekrönte Tragödie „Sophonisbe“. Ein Gedicht, das er zum Empfang des Königs Wilhelm von Preußen in Lübeck (13. Septbr. 1868) für seine Landsleute angefertigt, und in dem er die Hoffnung ausgesprochen, daß Preußens Macht einst noch dem ganzen deutschen Vaterlande Heil bringen und den Kaiserthron wieder aufrichten werde, verstimmte am Münchener Hofe, an welchem er jahrelang Vorleser gewesen war, dermaßen, daß Geibel auf seine Stellung und sein Gehalt verzichtete und 1869 dauernd nach Lübeck übersiedelte. Und doch war es derselbe König Ludwig, der dem Hohenzollern Wilhelm die deutsche Kaiserkrone 1871 darbot, wovon er 3 Jahre vorher aus dem Munde des Sängers und Propheten nichts wissen wollte. König Wilhelm entschädigte ihn dafür und versetzte ihn in ein sorgenfreies Leben, und er genoß den Ruhm, Jahrzehnte hindurch unermüdlich und unbeirrt ein Prophet und Kaiserherold gewesen zu sein und seine Weissagung erfüllt zu sehen: die Erneuerung des deutschen Kaisertums durch einen „Nibelungenenkel“ aus dem Hause Hohenzollern. Nach längerem körperlichen Leiden starb er in seiner Vaterstadt am 6. April 1884.

II.

Geibel gehört zu der kleinen Anzahl von Dichtern, die sich sehr schnell Eingang verschafft haben. Der Beifall, der ihm bei seinem ersten Auftreten zu teil ward, ist ihm bis heut geblieben, wie die rasch aufeinander folgenden Auflagen seiner Gedichte beweisen. Er ist vorzugsweise Lyriker und hat namentlich im Liede eine Meisterschaft bekundet, die ihn würdig macht, neben den besten Liederdichtern aller Zeiten zu stehen. Was Geibel vor andern Dichtern der neuesten Zeit auszeichnet, ist die Klarheit des Gedankens, die Reinheit und der Adel der Gesinnung, die Lauterkeit, wohlthuende Wärme, frische Unmittelbarkeit und schöne Innigkeit des Gefühls, die echte, mildchristliche Frömmigkeit, reine Glaubens-

zuversicht und feste Hoffnung, die wonnigsüße, herzinnige Liebe, der Wohlklang der Sprache, die Schönheit der Form, wie die Ruhe und das Maß der Kunst in allem, die kindlichreine Freude an der Natur, die lindklagende, süße Wehmut, wie der Ernst und die Heiterkeit des Lebens, vor allem aber die Fülle der Melodie in gemessenem Klange, der leichte Silbenfall, die Sangbarkeit der Verse und überhaupt alle Elemente, die der Poesie das Gepräge des echten Herzens- und Volksliedes geben. Geibel war der echte und rechte Dolmetscher all der Stimmungen, Gefühle und Gedanken, die den Deutschen als Jüngling, Mann, Greis, Patrioten, Christen und als Freund des Altertums bewegen, betrüben, erfreuen und beherrschen, und da er als ein Ritter der Wahrheit zugleich ein Priester der Schönheit war, der zur guten Stunde Wahrheit und Schönheit zu einem harmonischen Ganzen vermählte, ist er der Liebling des Volkes geworden. Mochte Freiligrath farbenprächtiger schildern, stürmischer zur That rufen, Lenau tiefsinniger klagen und in kühneren Metaphern die Natur beseelen, Anast. Grün bilderreicher glänzen — durch maßvolle Schönheit in Form und Inhalt steht Geibel voran. Die Musik, diese liebliche, tonreiche Schwester der Poesie, hat daher so manchem klangvollen Liede Geibels ihre ganze Kunst zugewandt, indem die Tonsetzer darin auch das rechte musikalische Wort für die Melodie in ihrem Innern gefunden haben.

Als politischer Dichter gab er sich nicht revolutionärer Kampflyrik hin, nein, seine Lyrik war frei von allen zersetzenden Elementen, von nationaler Begeisterung in ihrer Abwehr gegen den äußeren Feind, erglüht für Freiheit und Ordnung zugleich, voll Hoffnung auf Deutschlands künftige Größe. Den deutschen Kaiser und das deutsche Reich verkündete er als prophetischer Herold lange vorher, ehe große geschichtliche Ereignisse die Erfüllung dieser Weissagung näher rückten, und in den Waffenlärm und Siegesjubel der Jahre 1870 und 1871 sang er einige seiner schönsten Lieder voll edeln Schwunges und zündender Kraft.

Litteratur.

A. Geibels Dichtungen und Briefe.

Klassische Studien. Bonn, 1840. 1,25 M.
Zeitstimmen. 3. Aufl. Lübeck, 1846. 1,75 M.
Volkslieder u. Romanzen der Spanier. Berlin, 1843. 4 M.
Gedichte. 1. Teil. Gedichte. 66. Aufl. Stuttg., 1869. 3 M.
Gedichte. 2. Teil. Juniuslieder. 17. Aufl. Stuttg., 1866. 3 M.
Gedichte. 3. Teil. Neue Gedichte. 8. Aufl. Stuttg., 1865. 3 M.
Münchener Dichterbuch. 3. Aufl. München, 1863. Geb. 4 M.
König Roderich. Eine Tragödie in 5 Aufzügen. Stuttg., 1844. 3 M.
12 Sonette. Lübeck, 1846. 60 ₰.
Spanisches Liederbuch. 2. Aufl. 1852. 4,20 M.
Meister Andrea. Lustspiel in 2 Aufzügen. Stuttg., 1855. 2,40 M.

Brunhild. Eine Tragödie aus d. Nibelungensage. 2. Aufl. Stuttg., 1861. 3 ℳ.
Die Loreley. (Oper.) 2. Aufl. Hannover, 1861. 1,80 ℳ.
König Sigurds Brautfahrt. Eine nordische Sage. 3. Aufl. Berlin, 1848. 2 ℳ.
Sophonisbe. Tragödie in 5 Aufzügen. Stuttg., 1868.
Heroldsrufe. Ältere und neuere Zeitgedichte. Stuttg., 1871. 3,50 ℳ.
Gedichte u. Gedenkblätter. 7. Aufl. Stuttg., 1877. 3,50 ℳ.
Klassisches Liederbuch. Griechen u. Römer in deutscher Nachbildung. 5. Aufl. Berlin, 1888. 6 ℳ.
Spätherbstblätter. Stuttg., 1877.
Geibels Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg. Herausgeg. von Albert Dunker. Berlin, 1885. 3 ℳ.
Ges. Werke. 8 Bde. 2. Aufl. Stuttg., 1888. In 4 Bde geb. 25 ℳ.

B. Schriften über Geibel.

K. Goedeke, Emanuel Geibel. (In 2 Tln.) 1. Teil. Mit dem Bildnisse Geibels in Photographie. Stuttg., 1869. 4,50 ℳ.
Eine Charakteristik Geibels von Kriebitzsch in Masius' Mußestunden. I. 1868. Geb. 9 ℳ.
C. L. Leimbach, Über Emanuel Geibel. Wolfenbüttel, 1877. 1,80 ℳ.
A. Strodtmann, Dichterprofile. 1. Bd. Stuttg., 1879.
Th. Gaedertz, Geibel-Denkwürdigkeiten. Berlin, 1886. 4 ℳ.
Litzmann, E. Geibel. Aus Erinnerungen, Briefen u. Tagebüchern. Berlin, 1887. 4 ℳ.
W. Scherer, E. Geibel. Berlin, 1884. 1 ℳ.
H. Löbner, E. Geibel. Eine litter. Studie. Brandenburg, 1884. 1 ℳ.
E. Geibel. Ein Gedenkblatt. Lübeck, 1884. 1,50 ℳ.
A. Holz. E. Geibel. Ein Gedenkbuch. Berlin, 1884. 4 ℳ.
Deeke, Aus meinen Erinnerungen an E. Geibel. Weimar. 1885. 60 ₰.

XCI. Oskar von Redwitz.

Amaranth.

O. v. Redwitz, Amaranth. Mainz, 1878. — Lüben, Auswahl. III. 354.

1. Inhaltsangabe der Dichtung.

Auf einem Schlosse im Neckarthale lebte zur Zeit Rotbarts ein junger Ritter, Namens Walther, der nach seines Vaters frühem Tode von seiner Mutter in alter, ehrlicher Sitte und treuem, christlichem Glauben erzogen wird. Sein Vater hatte mit einem am Comersee ansässigen Waffenbruder im heiligen Lande die Verheiratung ihrer Kinder eidlich verabredet; und als Ghismonda zur Jungfrau herangewachsen ist, zieht Walther nach Como zur Verlobten. Auf seiner Brautfahrt nötigt ihn aber im Schwarzwalde ein Unwetter, in einem einsamen Hofe einzukehren, wo ein alter „Sängerwirt“, mit seiner einzigen hübschen und frommen Tochter Amaranth wohnt. Sie hat Walther am Morgen vor seiner Ankunft im Traum geschaut, erkennt ihn sogleich wieder, und in beider Herzen erwacht eine innige Liebe zu einander. Als Walther ihr den Zweck seiner Fahrt mitteilt, überkommt sie natürlich ein tiefer Schmerz, aber der Glaube verleiht ihr Kraft,

zu entsagen, und sie kann endlich den Geliebten ruhig scheiden sehen. Walther kommt nun nach Como. Anfangs läßt er sich von der strahlenden Schönheit Ghismondas blenden, erkennt indes bald zu seiner tiefen Betrübnis ihren Unglauben, Gedankenstolz, ihre Hoffart, Weltlust und sittliche Haltlosigkeit. Er sucht das pantheistische Weltkind, das emanzipierte Weib von seinem Irrtum zu überzeugen und zur Wahrheit zu bekehren; aber sein Missionswerk ist vergeblich, ihr Hochmut bleibt unbeugsam. Aus Verzweiflung über seine gescheiterten Bekehrungsversuche wirft er den Brautring in die Wogen. Statt sich aber jetzt von Ghismonda loszusagen, ist er doch noch entschlossen, des Vaters Eid zu erfüllen; nur verlangt er, bevor sie zum Traualtar treten, ein Bekenntnis ihres Glaubens, und da sie das aus Stolz verweigert, so erklärt der Bischof den Bund für aufgelöst und schleudert vor dem ganzen Hochzeitszuge den Fluch auf die Ungläubige. Walther zieht nun zu seiner schlichten, aber gläubigen Amaranth und führt diese als Weib heim auf das Schloß seiner Väter.

2. Komposition der Dichtung.

Die Amaranth, mit der Redwitz 1849 als ein tendenzeifriger Glaubensprediger auftrat, besteht aus 4 Abschnitten, denen er die Überschriften: „Der Aufbruch“, „Amaranth“, „Ghismonda“ und „Heimkehr“ gegeben hat. Er schwärmt in ihr wie alle Romantiker für den verführerischen, sinnenreizenden Katholizismus, ohne den tiefen Kern des Christentums zu kennen. Sie erregte bei ihrem Erscheinen nach den rauhen Märzstürmen d. J. 1848 durch ihre süßliche Frömmigkeit und rührsame Empfindsamkeit in allen Zirkeln des pietistischen und orthodoxen Protestantismus wie bei den Männern und Frauen der ultramontanen Mutterkirche ein ungeheures Aufsehen, so daß man nicht Anstand nahm, in Redwitz den größten deutschen Dichter der Neuzeit, einen „Sänger von Gottes Gnaden“ zu feiern. Die ästhetische, nicht tendenziös gefärbte Kritik und mit ihr das Publikum sind aber über die weichliche, sentimentale Überschwenglichkeit, ahnungsdunkle Verschwommenheit und süßliche Empfindelei fast zur Tagesordnung übergegangen; das Gedicht kann fast zu den verschollenen Werken der Zeitdichtung gerechnet werden, wenn man auch zugeben muß, daß aus der romantischen Verschwommenheit uns ein deutsches Herz entgegenschlägt, das den Sieg über welsche Art davonträgt. Die Amaranth ist ein romantisierendes episches Minnebild ohne jegliche Handlung, in der nur die Liebe reichlich in frommen Tönen spricht. Von einer epischen Entwickelung ist keine Spur vorhanden, die einzelnen Abschnitte stehen miteinander weder in logischem, noch in künstlerischem Zusammenhang, so daß man fast ohne Schaden einzelne Stücke herausnehmen kann. Es hat dies

seinen Grund darin, daß das Gedicht nicht sowohl Begebenheiten erzählt, als Situationen schildert, die zudem in einer Flut von Reflexionen, Empfindeleien und dogmatischen Auseinandersetzungen verschwimmen, weshalb das Ganze den Eindruck einer Reihe von „Guckkastenbildern" macht, von denen oft das zweite die Erinnerung an das erste auslöscht. Manche Abschnitte sind allerdings, als selbständige Balladen, Romanzen oder Lieder betrachtet, recht gut. Man lese nur die poetischen Situationen und glücklichen Schilderungen des Schwarzwaldes mit seiner trauten Dämmerung, des Comersees mit seinen Marmor-Palästen und dem glühenden Himmel Italiens, Amaranths Kirchgang (Lüben, Auswahl III. 355), Walthers Reiterzug, die italienischen Feste mit dem humoristischen Genrebilde des tanzenden Kastellans, namentlich aber die innigen, keuschen und formschönen Lieder Jung Walthers und der Amaranth, von denen viele als Ausdruck gläubig-tiefer, frommer Liebe eine Einprägung verdienen, um mit diesem nie versiegenden Herzensschatz den irdischen Beruf im Lichte der Wahrheit anzuschauen (Lüben, Auswahl III. 354, 359); als organische Teile eines größeren Ganzen können sie freilich nicht angesehen werden.

Fassen wir den geistigen, sittlichen Gehalt ins Auge, so begegnet uns nirgends der in der Liebe thätige rechtfertigende Glaube, welcher den wiedergeborenen und geheiligten Menschen befähigt, nach dem Vorbilde Christi in einem neuen Leben zu wandeln, sondern nur ein äußerer, starrer Kirchenglaube an Gott und den Erlöser; von einer durch den heiligen Geist gewirkten Glaubens- und Lebensinnigkeit ist keine Spur zu finden. Wie hätte sonst Walther der Ghismonda den Brautring aufdringen, sich gegen seine bessere Überzeugung von ihrer üppigen, aber marmorkalten Erscheinung fesseln lassen können. Nicht bewegt ihn das stolze, gemütlose und ungläubige Wesen Ghismondas, nicht sein Schuldbewußtsein, neben der verlobten Braut noch eine andere zu lieben, nicht die Überzeugung, daß er Amaranth unglücklich macht, die ihm ihre erste reine Liebe gewidmet hat, dem Bündnis zu entsagen: selbst sittlich unwürdig richtet er an heiliger Stätte mit pharisäischem Hochmute an Ghismonda die Frage, ob sie Christum ihren Heiland nennen könne. Und als sie mit Stolz sich vom Kreuze wendet, „sinkt er ins Knie gebrochen zu des Bischofs Füßen nieder, und der Bischof legt die Hände auf das Haupt ihm wie zum Schutze." Mit frommer Miene verletzt er sie öffentlich; vom Bischof, der über die Ungläubige das kirchliche Anathem geschleudert, als ein frommer Sohn der Kirche ans Herz erhoben, verläßt er sie mit Eklat,

„Und mit klirrend lautem Tritte, durch der Reihen Grabesschweigen,
Wallt Herr Walther längs der Halle, draußen auf das Roß zu steigen;
Und der Bischof und der Klerus mit dem Kreuz ihn stumm begleiten."

Somit ist das harte Urteil, welches Daumer in der „Polydora"

(Bd. I. S. 6) fällt, nicht ungerechtfertigt: „Es giebt Bücher, die, wie die bekannte Amaranth, den formellen Charakter der Sittlichkeit tragen, während sie der Sache nach einen empörenden Mangel an wahrhaft religiösem und sittlichem Adel enthalten.“

Leben und Charakteristik von Oskar von Redwitz.

Oskar Freiherr von Redwitz-Schmölz stammt aus einem alten fränkischen Rittergeschlechte und wurde am 28. Juni 1823 zu Lichtenau, einem Städtchen unweit Ansbach, geboren, wo sein Vater erster Beamter der dortigen Strafanstalt war. Schon in seinem zweiten Jahre zogen die Eltern nach Kaiserslautern, wohin der Vater als Direktor des Centralgefängnisses versetzt worden war. Hier, wie in Speier, an der französischen Grenze und in Zweibrücken, wo der Vater nacheinander das Amt eines königlichen Oberzollinspektors bekleidete, verlebte Redwitz seine Kindheit und erste Schulzeit und vollendete seine Gymnasialbildung auf dem College im elsässischen Weißenburg. In seinem 18. Lebensjahre bezog er die Universität München, wo er 5 Jahre lang Philosophie und Jurisprudenz studierte. Von 1846—1849 arbeitete er als junger Rechtskundiger in Speier und Kaiserslautern; widmete aber den größten Teil seiner Zeit der Dichtung seiner „Amaranth“, die er schon in München begonnen hatte. 1848 verlobte er sich mit Mathilde Hoscher, einem einfachen, häuslichen und frommen Mädchen, verlebte nun den Herbst dieses Jahres auf Schellenberg, dem elterlichen Hofgute seiner Braut, das eine Meile von Kaiserslautern zwischen friedlichen Tannenwäldern gelegen ist, und vollendete hier die Amaranth, die in Speier bis auf den 3. Cyklus gediehen war. Das Jahr 1849 brachte Redwitz während des Druckes seiner Amaranth in Mainz, den Sommer aber in München zu, wo seine gefühlsselige und kirchlich-ultramontane Dichtung ihm überall die herzlichste Aufnahme verschaffte. Den Herbst über rüstete er sich in dem stillen Waldhause seiner Braut auf sein letztes juristisches Examen, das er im Dezbr. 1849 in Speier bestand, und vollendete sodann auf dem Schellenberge auch sein „Märchen“, das ebenfalls in München entstanden war. Sommer 1850 bis Ostern 1851 studierte er in Bonn unter Simrock alt- und mittelhochdeutsche Litteratur und erhielt noch vor Ablauf dieser Zeit, „vorzüglich wegen des christlichen Geistes seiner Dichtung“ von der Universität Würzburg einstimmig das Ehrendiplom der philosophischen Doktorwürde. Am 6. Mai 1851 vermählte er sich mit seiner Braut, dem Ideale seiner Amaranth, und siedelte sich in Bonn an. Aber schon nach einigen Monaten erhielt er von Österreich aus den Ruf als Professor der deutschen Litteratur an der Universität Wien, wo er vom Septbr. 1851 bis Herbst 1852 lebte, sich dann aber nach Schellenberg zurückzog, wo er die

Dramen „Sieglinde“, „Thomas Morus“, Philippine Welser“, „Der Zunftmeister von Nürnberg“, „Der Doge von Venedig“ und den biographischen Roman „Hermann Stark“ dichtete. Seit Anfang der siebziger Jahre lebte er als bayrischer Kammerherr in Meran auf seiner Villa Schillerhof, wo sein Lied „Vom neuen deutschen Reich“ und sein Epos „Odilo“ entstanden ist. Im „Lied vom neuen deutschen Reich“ setzt er in mehr als 500 Sonetten „die Befreiungskriege mit dem großen Einigungskriege“ in Verbindung, da es als Vermächtnis eines ehemaligen Lützowschen Jägers auftritt, der in greisem Alter seinen einzigen Sohn in den neuen Kampf entsendet und ihn mit dem eisernen Kreuze ruhmvoll geschmückt vor Paris wiedersieht, aber nur um ihn kurz danach zu verlieren. In des Vaters Armen erliegt der Tapfere seinen Wunden, nachdem er siegesfroh noch ausgerufen:

„Doch klag' ich nicht, muß ich so jung auch sterben,
Half ich dem Vaterland doch Ruhm erwerben
Und seines neuen Reiches Herrlichkeit!“

Im „Odilo“ erklärt er, nicht mit seiner religiösen Vergangenheit gebrochen und seinen früheren Glauben nicht verleugnet zu haben: innerlich sei er der Amaranth tief verwandt,

„Und auch ich selbst mir darin treu verblieb,
Der ich in beiden, wie mein Herz mich trieb,
Mein innres Leben gleich getreu bekannt.“

Doch ist er ein mit allem Wissen und Denken moderner Tage reichlich durchflochtenes Kunstwerk, in welchem von religiöser Unduldsamkeit keine durchdringende Spur, von mystischem Dämmerlichte keine Ahnung ist, wohl aber der helle Sonnenstrahl reinster Humanität, — trotz etwaiger Glaubensunterschiede — sittlicher Veredelung und Gottes- und der Nächstenliebe über allen Blättern liegt. Recht gut paßt als Motto das letzte Wort des sterbenden Vaters: Der Menschheit Höchstes ist die Liebe.

Was nützen strengste Glaubensnormen,
Was alle regelrechten Formen
Und aller Kultus tief symbolisch,
Wenn Liebe nicht echt apostolisch

Des Christentums fruchtbarer Kern?
Nur sie bringt uns dem Himmel nah,
Sonst bleibt uns ewig himmelfern
So Bethlehem wie Golgatha.

Seine Nervenschmerzen und Nervenkrämpfe, unter denen er schon früher gelitten, und die er mit heldenhafter Energie und Ausdauer bekämpft hatte, steigerten in Meran sich aber zu solcher Höhe, daß er zu Morphium-Einspritzungen greifen mußte, die jedoch allmählich seine Gesundheit untergruben. Er suchte Heilung in der bei Bayreuth belegenen Nervenheilanstalt St. Gilgenberg, starb aber hier am 6. Juli 1891.

Litteratur.

Amaranth. 33. Aufl. Mainz, 1880. 3 M.
Gedichte. 3. Aufl. Mainz, 1852. 3 M.
Ein Märchen. 5. Aufl. Mainz, 1853. 1,80 M.

Das Lied vom neuen deutschen Reich. Eines ehemaligen Lützowschen Jägers Vermächtnis ans Vaterland. 11. Aufl. Berlin, 1876. 4 ℳ.
Der Doge von Venedig. Histor. Tragödie. Mainz, 1863. 2,60 ℳ.
Thomas Morus. Histor. Tragödie. Mainz, 1857. 3,75 ℳ.
Sieglinde. Eine Tragödie. Mainz, 1854. 2,60 ℳ.
Hermann Stark. Deutsches Leben. 6 Bde. Stuttg., 1872. 9 ℳ.
Philippine Welser. Schauspiel. Mainz, 1859. 2,60 ℳ.
Der Zunftmeister von Nürnberg. Mainz, 1860. 2,60 ℳ.
Odilo. Stuttg., 1879. 5 ℳ.
Ein deutsches Hausbuch. Stuttg., 1883. 5 ℳ.
Haus Wartenberg (Roman). Berlin, 1885. 6 ℳ.
Hymen (Roman). Berlin, 1887. 6 ℳ.
Glück. Ein Roman. Berlin, 1890. 6 ℳ.

XCII. Julius Sturm.

1. Der Bauer und sein Kind.

J. Sturm, Gedichte. Lpzg., 1873. 44. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 55.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 2. „kraus in Falten“, runzelt die Stirn, ein Zeichen des Mißmutes.

V. 3. „wohl bestellt“, in guten Stand gesetzt; gedungen, mit Pflug und Egge gut bearbeitet, auch reichlich guten Samen eingestreut.

6. „der böse Feind“, Anspielung auf Matth. 13, 25: Da aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut zwischen den Weizen, der Teufel oder ein dem Bauer übelgesinnter Nachbar.

2. 1. „hochbeglückt“, freudig, jubelnd; dem Knaben ist ein hohes Glück zu teil geworden. So: hochentzückt, hocherfreut; Hochgenuß. Durch „hoch“ wird stets ein höherer Grad angedeutet.

2. Inhaltsangabe.

Ein Bauer kommt durch das auf seinem Acker blühende Unkraut zu der Vermutung, daß sein böser Feind ihm diesen Ärger bereitet habe. (Str. 1.) Sein Knabe, jauchzend auf einen gepflückten Strauß prächtiger Feldblumen hinweisend, hält sie für Gottes Werk, daran man sich freuen solle. (Str. 2). Vergl. III. 518 „Die Nützlichen“ und „Einträglichstes“ von Fröhlich.

3. Gliederung.

1. Die Klage des Bauern.
   a. Veranlassung dazu. — b Wie äußert sie sich?
2. Die Freude des Knaben.
   a. Veranlassung dazu. — b. Wie äußert sie sich?

4. Grundgedanke.

Gott hat zum Nützlichen auch das Schöne gegeben.

5. Schriftliche Aufgaben.

1. Übertragung in ungebundene Rede. 2. Der Bauer erzählt seiner Frau, wie er durch das richtige Urteil des Knaben beschämt worden ist. 3. Die Weltanschauung des Vaters und des Sohnes.

2. Schwalbenlied.

Sturm, Gedichte. Lpzg., 1873. 51. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 33.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 5. „Rast“ soviel wie Ausruhen.
4. 2. „Hast“ ist jähe Eile.

2. Inhaltsangabe.

Von dem Meeresstrande des fernen Landes fliegt die Schwalbe auf hohen luftigen Wegen rastlos nach dem geliebten Mutterlande. Woher sie in der Ferne die Kunde von dem in der Heimat eingetretenen Frühling vernommen, sagt sie in ihrem Liedchen. Nach diesem ist es die über sie gekommene Frühlingsahnung, welche sie in freudiger Hast auf hohen Luftwegen unverwandt der lenzgeschmückten heimischen Erde entgegentrug.

3. Gliederung.

1. Verwunderung über die beschwerliche Heimreise der Schwalbe. (Str. 1.)
2. Frage an die Schwalbe, woher sie die Kunde vom Frühling vernommen. (Str. 2.)
3. Antwort der Schwalbe durch ihr Liedchen. (Str. 3 u. 4.)

4. Grundgedanke.

Die Sehnsucht nach der Heimat ist nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den Tieren vorhanden.

5. Schriftliche Aufgaben.

1. Beschreibung der Hausschwalbe. 2. Der Nestbau der Schwalbe.

3. Im Frühlinge.

J. Sturm, Gedichte. Lpzg., 1873. 89. — Lüben, Auswahl. III. 360.

1. Erläuterungen.

Str. 2. V. 4. „Kerker“ d. h. die Keime sprengten die Samenhülsen.
3. 2. „braunen Wiegen“, die braunen Knospenhüllen.
3. „schüchtern“, aus Furchtgefühl ängstlich, leicht erschreckbar.
5. 2. „Särge“ Puppen- und Larvenhüllen der Insekten, auch die Schlupfwinkel derselben.
7. 3. „von bittern Thränen“ deutet auf den Schmerz, der sie hervorpreßt.

2. Kurze Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

Str. 1. Der Weckruf des Frühlings.
2. Die Keimung der Pflanzensamen.
3. Die aufbrechenden Baumknospen.
4. Das erwachte Schneeglöckchen.
5. Die spielenden Insekten.
6. Die ersten Frühlingsblumen.
7. u. 8. Die schmerzliche Erinnerung an die lieben Verstorbenen, die der Frühling nicht zurückgeben kann.

3. Gedankengang.

Dem Weckrufe des Frühlings folgt die ganze Natur. Es keimen die Saaten, grünen die Bäume, blühen die Erstlinge des Frühlings und spielen die Insekten in der Sonne Strahl. Dieses neue und fröhliche Leben erinnert aber schmerzlich an die im Grabe schlummernden Lieben, die kein Lenz uns wieder bringt.

4. Gliederung.

1. Der Weckruf des Frühlings. (Str. 1.)
2. Die Folgen desselben. (Str. 2—6.)
   a. für die Samenkörner. (2.)
   b. für die Baumknospen. (3.)
   c. für das Schneeglöckchen. (4.)
   d. für Mücken und Käfer. (5.)
   e. für Veilchen, Primeln u. Anemonen.
3. Der Eindruck auf das Menschenherz. (Str. 7—8.)

5. Schriftliche Aufgaben.

1. Schilderung des Frühlings. 2. Der Frühling ein Symbol der Auferstehung.

4. König Wilhelm von Preußen.

Daheim. VII. Jahrg. 1871. 95. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 190.

1. Vorbereitung zur Auffassung.

Preußen hatte durch 2 Kriege, 1864 gegen Dänemark und 1866 gegen Österreich, sein Reich vergrößert. Das erregte den Neid der Franzosen, die das Wachstum des preußischen Staates nicht ertragen konnten. Mit Eifersucht blickte Frankreich auf die glänzenden Erfolge der preußischen Waffen und auf die wachsende Einigung Deutschlands. Darum drängte die „große Nation" ihren Kaiser Napoleon zum Kriege. Zu einem solchen gehört aber ein Vorwand; doch, wer Streit sucht, findet auch den Grund dazu. Die Spanier hatten einen deutschen Prinzen (Leopold von Hohenzollern) zu ihrem König ausersehen, und weil König Wilhelm ein Verwandter des Prinzen war, erklärte Napoleon (19. Juli

1870) an Preußen den Krieg. König Wilhelm und sein Volk liebten den Krieg nicht; aber

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!"

So ertönte denn überall in deutschen Landen, wo ein Herz für Recht schlug, der Ruf: „Auf, auf, ihr Männer, zum Kampfe für Deutschlands Ehre (Str. 1), für Haus und Herd, für Weib und Kind, zum Kampfe mit Gott für König und Vaterland!" Die Losung, die einst Arndt den deutschen Wehrmännern gegeben: „Zum Rhein! übern Rhein! All-Deutschland in Frankreich hinein!", kam jetzt zur Ausführung. Einmütig folgten die deutschen Fürsten und Völker dem Rufe des Königs Wilhelm. Alle deutschen Stämme reichten sich brüderlich die Hand und gelobten:

„Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!"

(Vergl. III. 558 ff.)

So rückte denn König Wilhelm an der Spitze eines kampferprobten Heeres (Str. 2) von 450000 deutschen Kriegern nach Frankreich hinein und besiegte den Feind in 16 Schlachten und 156 Gefechten, nahm den Kaiser Napoleon bei Sedan gefangen, und fast $^1/_2$ Millionen französischer Soldaten wurden als Gefangene nach Deutschland gebracht. König Wilhelm stand oft im dichten Kugelregen, doch wachte der liebe Gott in Gnaden über ihn, daß kein Geschoß sein edles Haupt versehrte. (Str. 1.) Darum beugte sich aber auch König Wilhelm in Demut vor Gott (Str. 4), gab bei allen Siegen stets Gott die Ehre und forderte die Seinen auf, Gott zu preisen.

Der Herr hat Großes an uns gethan,
Ehre sei Gott in der Höhe! (Geibel.)

Ein glorreicher Friede machte dem deutsch-französischen Kriege ein Ende. Der herrlichste Preis aber, den Preußens König dem deutschen Volke erworben, ist der, daß er der Einheit Werk vollbrachte (Str. 2), alle deutschen Stämme unter der Führung Preußens zu einem einigen Reiche, dem deutschen Kaiserreiche, verband und, dem Wunsche der deutschen Fürsten folgend, die deutsche Kaiserkrone annahm. Weil aber Kaiser Wilhelm so Großes geschaffen, steht auch sein Name den Tafeln der Geschichte eingeschrieben (Str. 3), und ewig wird man rühmen Kaiser Wilhelm den Siegreichen.

2. Inhaltsangabe.

König Wilhelm von Preußen, der mit Sieg Gekrönte, war von Gott ausersehen, die Einheit Deutschlands wieder herzustellen. So Großes er aber auch vollbrachte, so blieb er doch im Ruhm der Demut treu, gab Gott allezeit die Ehre.

3. Grundgedanke.

Gott verläßt die Seinen nicht. Ein Herz, das Demut übet, bei Gott am höchsten steht.

5. Mein Vaterland.

Lohmeyer, Deutsche Jugend. Lpzg., 1873. I. 154. — Lüben u R., Leseb. III. Nr. 201. — Lüben, Auswahl. III. 364.

Dies schöne Gedicht ist ein Preisgesang auf Deutschland. Seine Sprache ist so klar und warm, daß es von den Kindern ohne viele Erläuterungen verstanden und empfunden wird.

Man lasse kurz folgende Fragen beantworten, und der Hauptinhalt wird klargestellt sein.

1. Wie heißt dein liebes Vaterland?
2. Weshalb ist es dein Vaterland? (Wiege stand.)
3. Inwiefern ist es ein herrliches Land?

Es hat 1. liebliche Berge u. Thäler, 2. schöne Wälder, 3. rebumkränzte Höhen, 4. reiche Städte, 5. rauschende, schiffbelebte Ströme, 6. freundliche Burgen und Dome u. 7. einen heldenmütigen Kaiser.

4. Wodurch giebst du deine Freude kund, ein solch Vaterland zu haben?

2. Grundgedanke.

Deutschland, mein Vaterland, ist das schönste aller Länder, darum bin ich stolz darauf.

3. Schriftliche Aufgaben.

Deutschland ist ein schönes Land.

6. Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn.

C. Pilz, Cornelia. Lpzg., 1870. 121. — Lüben u. R., Leseb. V. Nr. 144. — Lüben, Auswahl III. 362.

1. Erläuterungen.

Str. 3. V. 3. „Hort“, gesammelter und verwahrter Schatz, das Gehütete, Bewahrte; verschlossenes oder geheimes Innere, das Innere des Herzens.

4. „Schalk“, ein mit Verstellung vergnüglich boshaft listiger Mensch. (Vergl. I. S. 204.)

„verführen“ durch unmittelbare Einwirkung jemand zu einer üblen That, zu etwas, was er nicht hätte thun sollen, bewegen; vom rechten Wege, dem Wege der Ehre abbringen.

Str. 5. V. 1. „halt hoch das Haupt“, sei nicht verzagt, habe hohen Mut, wenn die Ehre fordert, der Gefahr die Stirn zu bieten.

Str. 6. V. 2. „ehre fremden Glauben“, sei duldsam.

2. Kurze Inhaltsangabe.

Der Vater erteilt dem seine Wanderschaft antretenden Sohne wichtige Lebensregeln für sein leibliches, geistiges, sittlich-religiöses und nationales Verhalten in der Fremde, um dereinst berufstüchtig u. sittlich unverdorben wieder ins Vaterhaus zurückkehren zu können.

3. Gedankengang.

Der Gedankengang tritt in dem Stücke so deutlich hervor, daß wir von einer speciellen Aufführung desselben hier absehen können.

4. Schriftliche Aufgaben.

Brief eines Vaters an seinen Sohn in der Fremde.

7. Vor Blüchers Statue.

J. Sturm, Gedichte. Lpzg., 1878. 186. – Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 144. — Lüben, Auswahl. III. 363.

1. Erläuterungen.

„Statue", (dreisilbig mit Accent auf der ersten Silbe) Bildsäule. Das von Rauch modellierte und 1826 errichtete eherne Standbild Blüchers steht in Berlin zwischen dem Opernhause und dem königlichen Palais; rechts und links von ihm die Standbilder Yorks und Gneisenaus.

Weiterer Erläuterungen bedarf das Gedicht nicht, da Blücher im Geschichtsunterrichte die gebührende Berücksichtigung findet, und eine Biographie des Marschalls Vorwärts jedem Lehrer leicht zu Handen ist. Im übrigen vergleiche auch Arndts Lied vom Feldmarschall. III. 205.

Str. 1. V. 1. „Respekt", Achtung, Ehrerbietung.

8. Breit' aus die Flügel beide.

J. Sturm, Immergrün. Lpzg., Amelang. (1880) 92. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 97. — Lüben, Auswahl. III. 361.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. Lißberg, nicht Lisberg, wie Sturm schreibt, ist ein Städtchen im Großherzogtum Hessen auf den südlichen Vorhöhen des Vogelgebirges.

„Flecken", Dorf mit städtischem Ansehen.

2. „hausen", lärmen, toben, übel wirtschaften.

3. „seufzend" tief aufatmend, den Atem ausstoßend.

4. 6. „Bajonett", eine auf die Flinte befestigte (aufgepflanzte) Stoßwaffe, ein Flintenspieß; zu Bayonne in Frankreich erfunden.

5. 1. „Pulse stocken", still zu stehen scheinen, vor Angst und Schreck das Blut in den Adern still zu stehen scheint, bildliche Bezeichnung höchster Angst und Furcht u. lähmenden Schreckes.

2. „bang erschrecken" fährt mit beengendem, die Brust beklemmendem Gefühl, mit Seelenangst zusammen.

6. „brünstig", mit innigem heißen, im Herzen empfundenen Gefühl.

6. die 8. Str. des Paul Gerhardtschen Liedes: „Nun ruhen alle Wälder", enthält die Bitte, daß Gott nach Art der Vögel die Seinen, hier das Kind, bedecken u. beschirmen möge. (Matth. 23,37.)

2. Inhaltsangabe.

Feindliche Soldaten dringen plündernd und mordend in den Flecken Lißberg ein und zünden ihn an allen Enden an. (Str. 1.) Wer von den Einwohnern fliehen kann, sucht in Todesangst den nahen Wald zu erreichen, um wenigstens das nackte Leben zu retten. Nur eine Mutter ist trotz aller Bitten des Nachbars nicht zu bewegen, die kleine Hütte zu verlassen. (Str. 2.) Ihre aufopfernde Liebe läßt es nicht zu, das fieberkranke Kind in die stürmisch kalte Nacht hinaus zu tragen. (Str. 3.) Voll Besorgnis sitzt sie an ihres Kindes Bett, den Blick hilfesuchend nach oben gerichtet, als krachend die morsche Thür eingestoßen und ein Bajonett ihr auf die Brust gesetzt wird. (Str. 4.) Vom Schrecken gelähmt sinkt sie in ihrer Seelenangst in die Kniee und fleht mit zitternden Gliedern und bebender Stimme für ihr Kind (Str. 5), daß Jesus seine schirmenden Flügel über dasselbe breiten und durch seine Engel es unverletzt erhalten möge. (Str. 6.) Erschüttert und überwältigt von diesem inbrünstigen Gebete neigt der Krieger sich zur Wiege, und stille Thränen tropfen ihm in den Bart. (Str. 7.) Freundlich lächelnd beruhigt er beide, drückt schweigend der Mutter die Hand, verläßt leise das heilige Stübchen und lehnt sich tief bewegt im Hofe an den Apfelbaum, als Wachtposten solche Liebe zu schirmen. (Str. 8.) Endlich wird es still in dem Flecken, er ist in Flammen zusammengesunken, alles Leben im Blute erstorben, die Truppen sind abgezogen. Da plötzlich tönt das Signal zum Sammeln in der Ferne. Eilig verläßt der Soldat den Hof und die Hütte, dem Rufe der Pflicht zu gehorchen. (Str. 9.)

3. Gliederung.

I. Die Schrecken des Krieges. (Str. 1.)
II. Die fliehenden Einwohner und die zurückbleibende Mutter. (Str. 2—6.)
III. Der durch betende Mutterliebe besiegte Krieger. (Str. 7—9.)

4. Grundgedanke.

Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. Jak. 5, 16. Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen. Psalm 50, 15.

Denselben Gedanken spricht F. Stolle in dem Gedichte aus: „Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.“ Palmen des Friedens. Leipzig, 1875, S. 121.

1. Der reinste Ton, der durch das Weltall klingt,
Der reinste Strahl, der durch den Himmel dringt,
Die heiligste der Blumen, die da blüht,
Die heiligste der Flammen, die da glüht,
Ihr findet sie allein, wo, fromm gesinnt,
Still eine Mutter betet für ihr Kind.

2. Der Thränen werden viele hier geweint,
So lange uns des Lebens Sonne scheint;
Und mancher Engel, er ist auserwählt,
Auf daß er unsre stillen Thränen zählt, —
Doch aller Thränen heiligste, sie rinnt,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

3. O, schaut das Hüttchen dorten, still und klein,
Nur matt erhellt von einer Lampe Schein,
Es sieht so trüb, so arm, so öde aus,
Und gleichwohl ist's ein kleines Gotteshaus;
Denn in dem Hüttchen betet, fromm gesinnt,
Still eine treue Mutter für ihr Kind.

4. O, nennt getrost es einen schönen Wahn,
Weil nimmer es des Leibes Augen sah'n;
Ich lasse mir die Botschaft rauben nicht,
Die Himmelsbotschaft, welche zu uns spricht:
Daß Engel Gottes stets versammelt sind,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

5. Historische Grundlage.

Am 14. September 1796 kamen schwere Schreckensstunden über das hessische Städtchen Lißberg, das auf einer der waldigen Vorhöhen des Vogelbergs liegt. Nachts zwischen neun und zehn Uhr rückten nämlich 500 Mann Fußvolk von der vor Erzherzog Karl auf der Flucht begriffenen französischen Armee racheschnaubend in das Städtlein ein, erschossen den alten ehrwürdigen Pfarrer des Orts, Philipp Jakob Koch, der um Gnade bittend ihnen entgegengezogen war, und zündeten, nachdem sie mehrere Stunden lang gemordet, zerstört und geschändet hatten, die Stadt an allen Ecken an, daß allein 58 Wohngebäude bis auf den Grund niederbrannten. Draußen aber vor dem Städtlein stand etwas abseits am Abhang des Berges ein Häuschen, und in dem saß eine Mutter am Krankenbett ihres Kindes. Aus Furcht, das Leben ihres Lieblings zu gefährden, wollte sie an dem rauhen Septembertage mit demselben nicht in den Wald flüchten, wie die meisten Einwohner thaten. Als nun aber das Schießen und Morden im Orte begann, und der Rauch von den angezündeten Häusern vom Berge herab über das Thal zog, ward es dem armen verlassenen Weibe zum Sterben angst; sie verriegelte die Thür des Häuschens und warf sich betend neben der Wiege des Kindes nieder. So lag sie eine Zeit lang, zitternd auf das Wutgeschrei der Soldaten und auf das Wehegeschrei der Mißhandelten horchend, als auch an ihre Thüre mit einem Gewehrkolben gestoßen wurde. Diese, alt und gebrechlich, wie sie war, fuhr schnell auf, und mit gefälltem Bajonette stürzte ein Franzose wütend auf das erschrockene Weib zu. Blaß wie der Tod, legte die erschrockene Mutter ihre Hände über das Kind und mit der Stimme der Verzweiflung betete sie: „Breit aus die Flügel beide — — dies Kind soll unverletzet sein." Da senkte plötzlich

der wilde Soldat die Todeswaffe, trat zur Wiege und legte seine Hand sanft auf des Kindes Haupt; seine Lippen bewegten sich wie zum Gebet, und dicke Thränentropfen fielen über sein bärtiges Angesicht. Dann reichte er der Mutter die Hand und ging schweigend davon. Als aber die Frau nach einiger Zeit von den Knieen sich erhob und durch das kleine Fensterchen hinaussah, siehe, da stand der Franzose, das Gewehr im Arm, unter einem Birnbaum der Hausthüre gegenüber, als stünde er Wache, allen Schimpf und Schaden von dem Hause seines Schutzes fern zu halten. Erst als der ganze Soldatentrupp mit Beute beladen abzog, verließ er seinen Posten mit einem größeren Schatz im Herzen, als seine Kameraden in ihren Säcken. (Glaubrecht, Erzählungen aus dem Hessenlande. Frankfurt, 1853.)

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Vergleiche dies Gedicht mit der Gottesmauer von Brentano. 2. Die Mutter teilt ihrer Freundin mit, aus welcher großen Not Gott sie und ihr Kind gerettet hat. 3. Der Soldat als Erzähler.

Leben und Charakteristik Sturms.

Julius Karl Reinhold Sturm wurde am 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstentum Reuß geboren, wo sein Vater als fürstlicher Rat lebte. Nachdem er von 1829—37 das Gymnasium zu Gera besucht hatte, studierte er auf Kosten Heinrich LXIV., Fürsten von Reuß-Köstritz, bis 1841 in Jena Theologie und ward dann Hauslehrer im Heinrichischen Hause zu Heilbronn, wo er auch Just. Kerner und Nik. Lenau kennen lernte. Nach 2 Jahren kam er in gleicher Eigenschaft in das Haus des Herrn von Metzsch zu Friesen in Sachsen, und 1845 wurde er als Erzieher des Erbprinzen Heinrich XIV. berufen, den er 3 Jahre bis zu seiner Konfirmation unterrichtete und dann auf weitere 3 Jahre als Professor auf das Gymnasium zu Meiningen begleitete. Im Novbr. 1850 zum Pfarrer in Göschitz bei Schleiz ernannt, vermählte er sich am 21. Januar 1851 mit der ältesten Tochter des Bruders seiner Mutter, des Kirchenrats Dr. Schottin in Köstritz, und trat bald darauf in dem entlegenen Walddorfe das Hirtenamt an. Reich vom Herrn im Amte und Haus gesegnet, sang er hier manches frohe Lied, aber auch seine „frommen Lieder“ als er nach Jahresfrist auf der Höhe seines Familienglücks seine Frau begraben mußte. Mitten in der schweren Prüfung flüchtete er sich zum Heilande, der da spricht: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ Seine Seele wurde stille zu Gott, und alles gestaltete sich in ihm zu geistlichen Liedern. Liebliche Gottinnigkeit ist ihr Merkmal, denn sie sind aus einem Herzen voll inniger Gottergebenheit geflossen.

Am 7. Novbr. 1853 verheiratete er sich mit der jüngeren Schwester seiner heimgegangenen Gattin und übernahm 1857 auf den Wunsch seines Schwiegervaters dessen Amt als Pfarrer in Köstritz, seinem Geburtsorte. Aber noch in demselben Jahre wurde er von einer schweren Krankheit heimgesucht, und ein zurückgebliebenes Magenleiden hinderte ihn nicht selten in seiner amtlichen Wirksamkeit. Doch lebt er, geehrt und ausgezeichnet von seinem Fürsten, in seinem stillen, schönen Familienkreise zu Köstritz ein in Gott zufriedenes Leben, daß er sagen kann: „Da ich mich fest auf das apostolische Wort 1. Tim. 1, 15 gründe, so ist meine Lebensanschauung eine in Gott fröhliche. Lebensverdüsterung habe ich mir bisher in der Kraft des Herrn und im Glauben an seine Gnade fern halten können. Was er uns sendet, ist gewiß das Beste; er ist ja die ewige Liebe. Ich sehe mich am liebsten als einen von ihm Geführten an und nehme beides, Freud' wie Leid, als ein Gnadenpfand dankbar von ihm an." Als er am 1. Oktbr. 1885 wegen fortdauernder Kränklichkeit sein Amt niederlegte, ernannte ihn sein Fürst zum „Geheimen Kirchenrat."

Die Teilnahme des Publikums für Sturms Dichtungen ist seit ihrem ersten Erscheinen (1850) bis auf den heutigen Tag eine stets rege gebliebene, was nicht bloß in der echt poetischen Erfassung der Stoffe, sondern auch in der formell-schönen, melodischen Durchführung derselben ihren Grund hat. Sturm ist eine in sich abgeschlossene, harmonische, für alles Schöne und Edle empfängliche Natur, die die Grenze ihrer poetischen Kraft nie überschreitet, sondern, getrieben, getragen und befruchtet von der heitern und keuschen Muse, die mannigfachsten lieblich-anmutigen Gedichte in Zeitschriften (Lohmeiers deutsche Jugend, Daheim, Cornelia von Pilz) und selbständigen Sammlungen jahraus, jahrein entgegenkommenden Lesern anbieten kann. Weil alles bei ihm als Selbstempfundenes und Selbsterlebtes aus sinnig-heiterem und christlich-gläubigem Herzen fließt, mag er die Liebe, die schöne Natur, Familienverhältnisse, häusliche Zustände, Vaterland, Gottvertrauen und Gottergebung besingen, so dringt eben alles wieder zum Herzen. Er hat in Gott die ewige Liebe erkannt; daher ist ihm das Christentum die Religion der Liebe, der Duldung und Humanität; daher sind ihm Freud' und Leid, heiterer Lebensgenuß und Kreuzesweh, schöne Erde und glückliches Vaterland Offenbarungen und Geschenke von Gottes Güte und Gnade, die er mit seelenvoller Wahrheit, Zartheit, Tiefe, Innigkeit und mildchristlicher Frömmigkeit poetisch darzustellen versteht. In vielen seiner geistlichen Lieder hat er sogar den alten, objektiven Kirchenliederton getroffen, so daß sie als vortreffliche Zeugnisse echt evangelischen Geistes in das meiningische, reußische, weimarische, sächsische, schlesische, badische, pfälzische, schweizerische und in das Baseler Missions-Gesangbuch aufge-

nommen wurden und als Kirchenlieder in Gebrauch gekommen sind. Für den Geburtstag des Kaisers dichtete er in Ems ein Lied, das Aufnahme in das neue Militärgesangbuch gefunden hat.

Seine Naturschilderungen sind äußerst glücklich durch die gelungene Detailmalerei und Belebung der Dinge, wobei er, wie Reinick, mit sicherem Kunstverständnis sich nie in anschauungslose Breite verliert, sondern das abgerundete Stimmungsbild auch mit einem religiösen Aufblick schließt.

Eine große Zahl seiner Gedichte sind dem Vaterlande gewidmet und in gelungene Sonettenform gekleidet; denn er liebt dieses mit feuriger Begeisterung, folgt ihm mit innerer Teilnahme in allen seinen Wandlungen und politischen und religiösen Zuständen und erklärt wie Geibel mit freiem Mannesmut, daß das ersehnte politische und sociale Heil nur durch sittliche Erneuerung, durch Wiedergeburt des Herzens zu gewinnen ist, im „stillen Sichentfalten, im freundlichen Sichfügen und kräftigen Sichgestalten."

Obgleich vorzugsweise Lyriker, hat Sturm doch auch gelungene äsopische Tierfabeln in oft epigrammatischer Form, Parabeln, poetische Erzählungen und Balladen gedichtet. (Vergl. II. 475.)

Litteratur.

Stille Andachts-Stunden in frommen Liedern unserer Tage. Lpzg., 1876. geb. 6 ℳ.
Das Buch für meine Kinder, Märchen u. Lieder. Lpzg., 1880. geb. 6 ℳ.
Gedichte. 5. Aufl. Lpzg., 1881. geb. 4 ℳ.
Neue Gedichte. Lpzg., 1880. 3 ℳ.
Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. 4. Aufl. Lpzg. geb. 4 ℳ.
Für das Haus. Dichtungen. Lpzg., 1862. 3 ℳ.
Israelitische Lieder. 3. Aufl. Halle, 1881. 1,60 ℳ.
1870. Kampf- und Sieges-Gedichte. Halle, Barthel. 60 ₰.
Kinderlieder für meine Kleinen. Gera, 1872. 1,60 ℳ.
Stilles Leben. Lpzg., 1865. 2,25 ℳ. (Von ihm eingeführt.)
Fromme Lieder. 2 Teile. Lpzg., 1884. à 2,40 ℳ. 3. Teil 1892. 3 ℳ.
Lieder und Bilder. Neue Dichtungen. Lpzg., 1870. 2 Teile. à 2,40 ℳ.
Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe. Lpzg., 1892. 1,60 ℳ.
Spiegel der Zeit in Fabeln. Lpzg., 1872. 1,60 ℳ.
Von der Pilgerfahrt. Dichtungen. Halle, 1868. 3 ℳ.
Jahrbuch religiöser Poesien. Jahrg. 1870—77. à 1,60 ℳ.
Immergrün. Neue Lieder. Lpzg., 1880. geb. mit Goldschn. 10 ℳ.
Aufwärts! Neue religiöse Gedichte. Lpzg., 1881. 3 ℳ.
Neues Fabelbuch. Lpzg., 1881. 2 ℳ.
Märchen. Illustr. Ausg. Lpzg., 1881. geb. 6 ℳ.
Ich bau auf Gott. Bremen, 1883.
Dem Herrn mein Lied. Bremen, 1884. (Seit 1888 vereinigt unter dem Titel: Palme und Krone. Lieder zur Erbauung. Bremen. 5 ℳ.)
Bunte Blätter. Vier Bücher neuer Gedichte. Balladen. Vermischte Gedichte. Humoristische und satyrische Gedichte. Fabeln. Wittenberg, 1885.
Natur, Liebe, Vaterland. Lpzg., 1887. geh. 3 ℳ; geb. 4 ℳ.

XCIII. Philipp Spitta.

1. Sehet die Lilien auf dem Felde!

Spitta, Psalter und Harfe. Bremen, 1878. I. 90. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 12.

1. Erläuterungen.

Str. 3. V. 4. Ein Engel ist ein Gott oder dem Teufel dienstbarer Geist.

2. Inhaltsangabe.

Die Lilie des Feldes, welche in ihrer Schönheit und Pracht uns vor Augen gestellt ist, trägt ein so herrliches, mit goldenem Staube besäetes weißes Kleid, daß selbst Salomos Herrlichkeit dadurch in den Schatten gedrängt wird. Von Gott aus dem Grunde der Erde gehoben, wird die Lilie in aller Stille durch ein Englein geschmückt, welches das mit Tau gewaschene Kleid im Winde trocknet und im Sonnenscheine bleicht. In aller der Pracht ist uns dieses Blumenkind ein Vorbild und erteilt uns die Lehre, daß der liebe Gott auch sein Blümchen versorgt.

3. Gliederung.

Das Gedicht enthält 3 Gedanken:
1. Die Schönheit der Lilie. (Str. 1 u. 2.)
2. Der Ursprung der Lilie. (Str. 3. u. 4.)
3. Das Vorbild der Lilie. (Str. 5 u. 6.)

4. Grundgedanke.

Der liebe Gott, welcher die unbesorgte prächtige Lilie schuf und erhält, wird sich auch des gläubigen Menschen erbarmen. Matth. 6, 28—30.

5. Schriftliche Aufgaben.

Beschreibung der weißen Lilie.

2. Frühlingswunder.

Spitta, Psalter und Harfe. Bremen, 1878. II. 55. — Lüben, Auswahl. III. 365.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 3 u. 4. Die Samen, Knospen und Wurzeln, die im Winter erstorben schienen, keimen und sprossen.

2. Kurze Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

Die Ankunft des Frühlings. (Str. 1.)
Neues Leben in Wald und Flur. (Str. 2.)
Blühende Blumen und fröhlicher Vogelsang. (Str. 3.)
Aufforderung an den Menschen, sich der göttlichen Allmacht und Güte zu freuen. (Str. 4.)

3. Gedankengang.

Nachdem der Winter das Feld geräumt, hält der Frühling seinen Einzug. Überall regen sich seine Boten und verkünden prächtig geschmückt seine Ankunft. Gottes Allmacht schafft wieder grüne Wälder und Fluren; die warmen Sonnenstrahlen und milden Lüfte dringen in jeden Winkel, und allerorten offenbart sich neues Leben: Blumen blühen, Vögel singen, es schmückt sich die Erde, der blaue Himmel lacht freundlich hernieder. Wohin das Auge schaut, erblickt es Gottes Wunderwerke, die seine Güte für uns schuf.

4. Schriftliche Aufgaben.

Vergleiche: Im Frühlinge von J. Sturm und Frühlingswunder von Spitta.

3. Geduld.

Ebendaselbst. I. 125. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 145. — Lüben, Auswahl. III. 366.

1. Kurze Inhaltsangabe.

In der ersten Strophe vergleicht der Dichter die Geduld mit einem Engel Gottes, aus dessen Blick Friede und freundliches, herablassendes Zugeneigtsein strahlen, und fordert zum willigen Gehorsam gegen denselben auf.

In den übrigen Strophen wird das reiche Trostamt des Engels, um dessenwillen er von Gott auf Erden gesandt ist, näher beschrieben. Da dies so klar und wahr, innig und warm gezeichnet, ist jede Erläuterung überflüssig. Es gewinne das Herz die Überzeugung und überlasse sich mit freudiger Zuversicht der göttlichen Führung.

2. Form des Gedichtes.

Jede der 5 Strophen hat 8 dreifüßige jambische Verse mit gekreuzten weiblichen und männlichen Reimen.

3. Schriftliche Aufgabe.

Welche Beispiele der Geduld führt die heilige Schrift vor?

4. Der Herr kennet die Seinen.

Spitta, Psalter und Harfe. Bremen, 1878. II. 75. — Lüben, Auswahl. III. 367.

1. Grundlage des Gedichtes.

Die Grundlage dieses Gedichtes ist die Schriftstelle 2. Tim. 2, 19.

2. Erläuterungen.

Str. 3. „In seiner Wahrheit Glanze sich sonnet frei und kühn". Seine Wahrheit ist das Wort Gottes. Mit dem Ausdruck „Glanz" bezeichnet der Dichter wohl den tröstlichen Inhalt und die Eigen-

schaften desselben, womit es den Irrtum aufhellt und Klarheit über Gott und göttliche Dinge verbreitet und seligen Frieden verleiht. Wer nun diese Wahrheit in sich gläubig aufnimmt, sich in ihr Verständnis immer mehr hineinlebt und sich selig darin fühlt, der „sonnt“ sich darin.

3. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

Der Herr kennet alle die Seinen und behütet sie immerdar. (Str. 1.)

Er kennt die Seinen an dem Glauben, der auf das Wort Gottes gegründet ist, und daraus Nahrung, Führung und Schutz gewinnt. (Str. 2.)

Er kennet sie an der Hoffnung, die sie auf ihn, den Herrn setzen, dessen Wort die Wahrheit ist. (Str. 3.)

Er kennt sie an der Liebe, die sie ihm und ihren Nebenmenschen erweisen. (Str. 4.)

Glaube, Hoffnung, Liebe, als die Kennzeichen der Jünger Christi, sind Gnadenwerke des Herrn. (Str. 5.)

Bitte an den Herrn, den Glauben, die Hoffnung und Liebe in uns zu erhalten, damit wir am Tage seiner Zukunft als die Seinen ihm zur Rechten stehen. (Str. 6.)

4. Gliederung.

In der 1. Strophe spricht der Dichter die Wahrheit aus: Der Herr kennet die Seinen. In den 4 folgenden Strophen giebt er die Kennzeichen der Jünger des Herrn an. Die Schlußstrophe enthält unsere Bitte an den Herrn, sowohl in der Zeit, als auch in der Ewigkeit zu den Seinen gehören zu wollen.

5. Form des Gedichtes.

Wie beim vorigen Gedicht. Sehr schön hat es Mendelssohn-Bartholdy für dreistimmigen Kinderchor komponiert. S. Röder und Huth, Liedersammlung. Oberstufe. (Nr. 7.)

6. Geschichte des Liedes.

Das Gedicht hat Aufnahme gefunden im jauerschen, meiningischen, reußischen, schlesischen, Ölser u. Oldenburger Gesangbuche.

7. Schriftliche Aufgaben.

Wie erweisest du dich als einen rechten Jünger Jesu Christi?

5. Meine Seele ist still zu Gott.

Spitta, Psalter und Harfe. Bremen, 1878. I. 54. — Lüben, Auswahl. III. 367.

1. Grundlage des Gedichts.

Die biblische Grundlage des Gedichtes ist Ps. 62, 2.

2. Inhaltsangabe.

In der 1. Strophe bezeugt der Dichter seine völlige Ergebung in den Willen Gottes, dessen Weg Güte und Wahrheit ist.

Strophe 2 und 3 stellen das unruhige, kleingläubige Verhalten der Menschen in den Tagen der Not dar.

Strophe 4. Der glorreiche Ausgang der Trübsal zeigt die Weisheit des gütigen Gottes, die wir nun mit Beschämung anerkennen.

Strophe 5. Solche Erfahrungen ermuntern den Dichter, sich der göttlichen Führung getrost zu überlassen.

Strophe 6. Dieses Verhalten führt nach der kurzen Trübsal zu inniger Freude, bis wir einst in der Ewigkeit mit lautem Jubel Gott preisen werden.

3. Gliederung des Gedichtes.

Die Ergebung des Dichters in den Willen Gottes. (Str. 1.)

Das Verhalten des ungläubigen Menschen zur Zeit der Not (Str. 2. 3.)

Der glorreiche Ausgang der Trübsal ist ein Beweis der göttlichen Vorsehung. (Str. 4.)

Mahnung und Trost aus dieser Erfahrung. (Str. 5.)

Die herrlichen Folgen von der Ergebung in den Willen Gottes. (Str. 6.)

4. Geschichte des Liedes.

Das Lied fand Aufnahme im Leipziger u. Oldenburger Gesangbuche.

5. Schriftliche Aufgaben.

Vergleiche dies Gedicht mit dem Gedichte „Ergebung" v. A. Franz.

Leben und Charakteristik Spittas.

Karl Johann Philipp Spitta wurde am 1. Aug. 1801 in Hannover geboren. Er war der 3. Sohn des dortigen kaufmännischen Buchhalters und französischen Sprachlehrers Lebrecht Wilh. Gottfr. Spitta, der einer aus Frankreich ins braunschweigische geflüchteten Hugenottenfamilie de l'Hôpital entstammte, aber schon 1805 starb. Da Philipp als Kind viel an Skrofeln zu leiden hatte, gab die Mutter den Plan auf, ihn studieren zu lassen und brachte ihn nach seiner Genesung zu einem Uhrmacher in die Lehre. In diesem Berufe fühlte er sich aber bei seiner beschaulichen Gemütsrichtung je länger desto unglücklicher, so daß er nicht selten sich den Tod wünschte. Er stärkte aber sein wankendes Gottvertrauen durch Gebet und Bibellesen und griff dabei am liebsten zu seiner Leier, zu deren Tönen er dann für die ihn bewegenden Gedanken und Gefühle den Ausdruck in einem Liede suchte, wobei er bereits eine ziemliche Sprachgewandtheit zeigte. Nachdem im Frühjahr 1818 sein jüngerer zur Theologie bestimmter Bruder beim Baden er-

trunken war, ließ ihn die Mutter an seine Stelle treten. Im Herbste schon verließ er die Werkstatt, in der er nebenher immer seine Schulbücher hervorgeholt und Lateinisch, Geographie und Geschichte fortgetrieben hatte und besuchte das Gymnasium. Nach den angestrengtesten Studien, das Versäumte nachzuholen, fand er seine größte Erquickung in der Musik: außer der Leier versuchte er sich auch auf der Harfe und dem Klavier, die ihn fortan durchs Leben begleiteten. Nachdem er von 1821—24 in Göttingen Theologie und Tholucks Schrift: „Des wahren Zweiflers Weihe“ studiert hatte, wurde er als Kandidat Hauslehrer zu Lüne bei Lüneburg. Mit Herzenslust wirkte er 4 Jahre lang an der Bildung und Erziehung seiner beiden Zöglinge, arbeitete in seinen freien Stunden sich auch tiefer in die hl. Schrift hinein und dichtete in ungestörtem Frieden und gemütlicher Beschaulichkeit bei Harfenklang die 66 Lieder seiner ersten Sammlung von „Psalter und Harfe“, die 1833 durch seinen früheren Göttinger Studiengenossen Peters, Professor an der Fürsten- und Landesschule St. Afra zu Meißen i. S., herausgegeben und wegen ihrer christlich-warmen Gesinnung, klarfaßlichen Sprache und dichterischen Anmut jedes fromme Gemüt ansprachen und bald in ganz Deutschland beliebt und gefeiert wurden. Auf Befehl des Konsistoriums ging er 1828 als Amtsgehilfe des Pastors nach dem abgeschieden gelegenen Dorfe Sudwalde in der Grafschaft Hoya, siedelte aber am 16. Novbr. 1830 nach Hameln als Garnisonprediger und Strafanstaltsgeistlicher über, wo er bis 1837 in großem Segen wirkte. Am 10. Oktober d. J. wurde er Pfarrer in Wechold bei Hoya, wo er einen Hausstand gründete, wie er ihn in den zwei schönen Liedern besungen hat: „O selig Haus, wo man dich aufgenommen“ und „Ich und mein Haus, wir sind bereit“. Nach einem gesegneten Familien- und Amtsleben, aus welchem 1843 er auch die 2. Sammlung seiner christlichen Lieder zur häuslichen Erbauung erscheinen ließ, wurde er 1847 als Superintendent nach Wittingen bei Celle, 1853 nach Peine und im Juli 1859 nach Burgdorf berufen. Allein nur kurz noch sollte sein Bleiben und Wirken sein. Er erkrankte schon nach wenigen Wochen an einem gastrischen Fieber, und am 28. Septbr. 1859 befiel ihn am Arbeitstische plötzlich ein Herzkrampf, an welchem er nach einer Viertelstunde unter dem dreimaligen Anrufen: „Mein Gott“, starb.

Sein Freund und Biograph Münkel urteilt: Spittas Leben ist ein Spiegel eines reich von Gott begabten Gemüts, das in seltener Harmonie auf dem Grunde eines tiefen und ursprünglichen Glaubenslebens ruht.

„Seine ebenso durch Gemütstiefe und Glaubensinnigkeit, wie ruhige, von aller dogmatischen Färbung freie, durch christliche Haltung und erbauende Überzeugung sich auszeichnenden Lieder sind

der wahre und klare, unmittelbarste Ausdruck seiner eigenen Empfindungen und Selbsterlebnisse, und dabei ist alles in solch' edle, einfach herzliche Sprache und wohllautende, wahrhaft melodische Form gekleidet, daß es nicht zu verwundern ist, wie sie so großen Beifall finden und in alle Schichten des Volkes eindringen konnten. Sie wurden selbst in fremde Sprachen, namentlich in die englische, übertragen." (Koch.)

Obgleich 52 derselben in viele Gesangbücher übergegangen sind, so eignen sie sich doch zum größeren Teile weniger für die kirchliche, als „häusliche Erbauung" oder Privatandacht, wofür er sie auch nach seiner eigenen Titelangabe zunächst gesungen hat.

Choralmäßige Kompositionen von „Psalter und Harfe" erschienen von C. F. Becker, Organist an der St. Nikolaikirche in Leipzig, 2 Sammlungen:

„46 vierst. Choralmelodieen zu Spittas Psalter und Harfe, teils komponiert, teils bearbeitet". Leipzig, 1841 und „66 vierst. Choralmelodieen ꝛc." Leipzig, 1865.

Von arienhaften Kompositionen sind zu nennen:

Aug. Mühling, Psalter und Harfe von Spitta. In Musik gesetzt für eine Singst. und Begl. des Pianoforte. Magdeburg, 1839, 4 Hefte mit je 10 Melodieen.

24 Lieder zur häusl. Erbauung, komp. aus Spittas Psalter u. Harfe von G. Rabe. Berlin, 1840.

12 Lieder aus Spittas Psalter und Harfe mit Begl. des Pianoforte in Musik gesetzt von K. Wilh. Fliegel. Basel, 1840.

10 Lieder aus Psalter und Harfe von Spitta, einst. mit Begl. des Pianoforte oder für Sopran, Alt, Tenor und Baß in Musik gesetzt von K. Eduard Hering. Leipzig, 1844.

13 Lieder von Spitta, vierst. für Sopran, Alt, Tenor u. Baß, komp. von Konr. Kocher. Stuttgart, 1846.

15 Arien für Spittasche Lieder für Sopran, Alt, Tenor u. Baß, von Ferd. v. Roda in versch. zu Hamburg 1844 und 1846 erschienenen Musikheften.

Litteratur.

A. Spittas Schriften.

Psalter und Harfe. Zwei Sammlungen christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. Bremen, 1880. 3 ℳ.

Nachgelassene geistliche Lieder. 5. Aufl. Bremen, 1884. geb. ℳ. 2.

B. Schriften über Spitta.

Münkel, Phil. Spitta. Ein Lebensbild. Bremen, 1861. 2,50 ℳ. Neu herausgegeben von O. Major. Bremen, 1892. 3 ℳ.

XCIV. Karl von Gerok.

1. Regenbogen.

K. Gerok, Palmblätter. Stuttg., 1866. 224. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 8.

1. Erläuterungen.

Str. 2. V. 4. „Topas“ ist ein feuergelber Edelstein.

6. „Edelstein“ ist eine Zusammensetzung aus edel und Stein. Da „edel“ anerkannt ausgezeichnet vor anderen seiner Art bedentet, so ist ein „Edelstein“ ein vor anderen Steinen anerkannt ausgezeichneter Stein.

3. 2. „Juwel“ ist eine Kostbarkeit ersten Ranges. „Juwelenschrift“ sind die 7 glänzenden Farben des Regenbogens, gleichsam eine durch farbige Edelsteine am Himmelsgewölbe befestigte Schrift.

6. Anspielung auf die Worte 1. Mos. 9, 13, daß der Regenbogen, die friedlich milde Brücke vom Himmel zur Erde, das Zeichen des erneuerten Bundes sei, den Gott mit den Menschen geschlossen hat, für sich und den Menschen der lebensvolle Ausdruck und wirkliche Träger seiner verheißenen Gnade ist. Gerok selbst hat als Motto vorangestellt: Tob. 3, 23. Denn nach dem Ungewitter lässest du die Sonne wieder scheinen, und nach dem Heulen und Weinen überschüttest du uns mit Freuden.

2. Inhaltsangabe.

Während das Wetter hinter der fernen Bergeswand im Verschwinden begriffen, der Himmel aber vom blauen Wolkenschleier umzogen ist, und die Vögel in der erfrischten Natur ihre Lieder singen, erscheint der Regenbogen. Er steht in dem wie Topas glänzenden Wiesengrase und schwingt sich am dunkeln Waldesrücken gleich einer Brücke von Edelsteinen hoch in die Luft. Wie mit Juwelenschrift geschrieben schimmert's dann in den Wolken und flimmert's uns an in den Lüften, als wollte es unserem Herzen sagen, daß der seines Bundes mit den Menschen gedenkende Retter auf böses Wetter Sonnenschein folgen und den von Thränen Heimgesuchten Trost zukommen läßt.

3. Gliederung.

Die Gedanken dieses Gedichtes lassen sich in 3 Punkte zusammenfassen:

1. Wann der Eintritt des Regenbogens erfolgt? (Str. 1.)
2. Wie die Ausdehnung des Regenbogens geschieht? (Str. 2.)
3. Welches die Wirkung des Regenbogens ist? (Str. 3.)

4. Grundgedanke.

Nach 1. Mos. 9, 12—17 ist der Regenbogen das von Gott gegebene Zeichen des Bundes zwischen ihm und den Menschen, der wesentliche Ausdruck der tröstlichen Wahrheit, daß Gott mitten unter den drohenden Zeichen seines Zornes dem Menschen gnädig

sein will, der wahrhaftige Träger der dem Menschen geoffenbarten göttlichen Gnade.

2. Das beste Kreuz.

K. Gerok, Deutsche Ostern. Stuttg., 1871. 34. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 146. — Auswahl. III. 372.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „Ein eisern Kreuz“, eine Kriegerdenkmünze, welche im Befreiungskriege und im letzten französisch-deutschen Kriege tapferen Kriegern verliehen worden ist.

„Schatz“, Bräutigam, der Verlobte.

2. 1. „Blei“, die Kugel.

3. „ein rotes Kreuz“, das rote Johanniterkreuz auf weißem Grunde, als Zeichen der freiwilligen Krankenpflege und der barmherzigen Liebe.

3. 5. „ein schwarzes Kreuz“, das hölzerne Kreuz auf dem Grabe.

8. „Appell“ Zusammenkunft der Soldaten und der Ruf dazu; hier der Ruf zur Auferstehung.

4. 3. „Das beste Kreuz“ das des Herrn.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Das eiserne Kreuz schmückt die Brust des Tapferen. Sein König hat's ihm als Ehrenlohn gegeben, und er trägt es mit Stolz beim Siegesheimzuge zu Mutter und Braut.

2. Das rote Kreuz winkt tröstend dem Verwundeten, der unter seinem Schutze und seiner Pflege im Lazarett sich wohlfühlt.

3. Das schwarze Kreuz steht auf dem Grabe des Gefallenen, der hier schläft, bis der Ruf zur Auferstehung erschallt.

4. Das beste Kreuz aber ist das des Herrn; denn es verspricht allen Heil. Dem Kämpfer giebt es Mut, dem Verwundeten Trost, und dem Toten ist es ein Zeichen seliger Auferstehung.

3. Gedankengang.

Der Dichter führt in diesem Gedichte 4 Kreuze vor, erwägt in je einer Strophe die Bedeutung derselben und bezeichnet das zuletzt genannte als das beste.

Zuerst nennt er das eiserne Kreuz. Es ist das Ehrenzeichen, womit der König die Tapferkeit belohnt. Gar stattlich hängt es an der Brust des Mannes; er trägt es mit stolzer Lust und freut sich, wenn beim Siegeseinzug Mutter und Braut ihn also geschmückt wiedersehen. Von ganz anderer Art ist das zweite, das rote Kreuz. Leicht erkennbar auf der weißen Armbinde, winkt es dem Krieger Trost zu, wenn er im Kampfe blutig niedersinkt. Dann ist es ein rotbekreuzter Arm, der den Matten stützt und aus dem Getümmel der Schlacht an die Stätte bringt, da schon ein Bett

ihm bereitet ist, worin er weich und warm ruht und Schutz und Pflege findet. Wer aber von der Kugel durchs Herz getroffen ward, den senken die Kameraden in die stille Gruft und pflanzen auf den grünen Hügel ein schwarzes Kreuz zum Zeichen, daß hier ein Held begraben liege und den himmlischen Appell erwarte. Sehen die Krieger auch alle diese Kreuze gern, so mögen sie doch nicht das beste vergessen: das Kreuz des Herrn. Sein Anblick erfüllt den Kämpfer mit Mut, dem Verwundeten lindert's den Schmerz, in seiner Hut schläft ungestört der Tote bis zum Tage der seligen Auferstehung.

4. Grundgedanke.

Dem Kreuze des Herrn gebührt vor allen anderen Kreuzen der Vorzug.

5. Darstellungsweise.

Das Gedicht gliedert sich in vier achtversige Strophen. Der 1., 3., 5. u. 7. Vers haben 4 jambische Versfüße, die 4 anderen nur 3. Die gekreuzten Reime sind männlich.

6. Schriftliche Aufgaben.

Die Symbolik des Kreuzes. (Vergl. III. 240. Die Kreuzschau von Chamisso.)

3. Es ist euch gut.

K. Gerok, Palmblätter. Stuttg., 1866. 42. — Lüben, Auswahl. III. 370.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „hinnen", von hier weg.
2. 5. „tauf' ich euch", sende euch den heiligen Geist.
3. 2. „zage", unentschlossen, furchtsam.
4. 4. „die Krone" das ewige Leben.
5. „Fleisch", hier: das Menschliche, das menschliche Herz.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

Christus ruft seinen Jüngern zu: „Es ist euch gut, daß ich hingehe."

1. Sein Heimgang, so schmerzvoll er für die Jünger sein wird, ist doch erst der Grund des zukünftigen Heiles.
2. Nach seinem Hingange kann er ihnen erst den heiligen Geist senden.
3. Durch seinen Hingang wird ihre Kraft erstarken.
4. Den Segen seines Hinganges werden sie dereinst erkennen, wenn sie den Glauben bewahrt haben.

3. Gliederung.

Der Hingang des Herrn ist den Jüngern gut,
1. weil durch denselben erst das Heil erworben wird,
2. weil er ihnen erst dann seinen Geist senden kann,

3. weil ihre Kraft erst dadurch erstarkt,
4. weil sie die Krone ihres Glaubens dereinst empfangen werden.

4. Grundgedanke.

Die biblische Grundlage sind die Worte Ev. Joh. 16, 7: Aber ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe.

5. Darstellungsweise.

Das Gedicht gliedert sich in 4 Strophen. Jede derselben hat 6 Verse, von denen die 5 ersten aus 5, die letzte aus 2 jambischen Versfüßen besteht. Der Reim ist bei den 4 ersten Versen gekreuzt, bei den beiden letzten gepaart.

4. Das letzte Stündlein.

K. Gerok, Palmblätter. Stuttg. u. Lpzg., 1866. 281. — Lüben, Auswahl. III. 369.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Kirche", das Haus des Herrn, Gotteshaus.

2. „Andacht", die Erhebung der Seele zu Gott.

3. „Säulendom", eine Kirche, deren Decke von senkrecht stehenden, stammartigen verzweigten Steinpfeilern getragen wird.

4. „Chorgesang", ein vollstimmiger Gesang.

6. „Gemeinde", die zu einem bestimmten Zwecke geeinigte Menge Personen (kirchliche und bürgerliche Gemeinde).

7. „Kanzel", drr Predigtstuhl.

„Altar", der Ort in der Kirche, an dem die heiligsten Handlungen (Trauung, Sakramente) vollzogen werden.

8. „Priester" der zur Verrichtung gottesdienstlicher Handlungen Geweihte.

14. „Majestät", die höchste Gewalt und Würde; der mit dieser Würde verbundene Glanz; Anrede, Titel für Kaiser und Könige.

16. „Seufzer", das tiefe Aufatmen und laut hörbare Ausstoßen der Luft als Zeichen des Kummers und des Schmerzes.

20. „Ihr Herz gebrochen", bildlich für den Stillstand des Blutes.

22. „Linnen", leinene Tücher.

24. „Abendgold", Glanz der Abendsonne.

2. Inhaltsangabe.

Der Dichter führt uns an das Sterbelager einer siebenzigjährigen Frau. Ihr Kämmerlein gleicht einer Kirche, obgleich keine Säulen die gewölbte Decke stützen, kein Menschenstrom hin- und herwogt, kein Orgelton und Chorgesang darin erschallt. Das Bettgestell ist die Kanzel und der Altar und das Mütterlein die Priesterin, die ihr letztes Stündlein feiert. Sie hat des Lebens

Last getragen, sehnt sich nach Ruhe und befiehlt sich Gott. Da sie nicht mehr sprechen kann, nickt sie bloß noch dem Gebete der Umstehenden zu. Der Atem wird schwerer, der Pulsschlag seltener, endlich — mit einem letzten Seufzer entflieht der Geist seiner Hülle. Zwar hat der Tod ihr Antlitz anfangs entstellt, aber bald legt sich Friede auf dasselbe. Sie liegt da wie eine Himmelsbraut. Die Umstehenden brechen in das Wort aus: „Wer so stirbt, der stirbt wohl." Dann decken sie ihr Haupt mit Linnen zu und wünschen ihr ewige Ruhe. Der Dichter verläßt hierauf das Sterbehaus und begiebt sich nach Hause. Auf den Straßen findet er den geschäftlichen Verkehr der Erwachsenen und das lustige Treiben der Jugend. Dieser laute Strom der Zeit bildet für ihn einen grellen Gegensatz zu der stillen Ewigkeit, in die das Mütterlein eingegangen ist.

3. Gliederung.

I. Vergleichung des Totenkämmerleins mit einer Kirche.
  A. Das Fehlende.
    1. Die Säulen. 2. Der Menschenstrom. 3. Der Orgelton. 4. Der Chorgesang.
  B. Das Vorhandene.
    1. Die Kanzel und der Altar. 2. Die Priesterin. 3. Die Gemeinde.

II. Das letzte Stündlein.
  A. Die Sterbende.
    1. Das Alter. 2. Die Sehnsucht nach Ruhe. 3. Das Sichbefehlen in Gott. 4. Das Herannahen des Todes. 5. Der Todeskampf. 6. Die Leiche.
  B. Die Umstehenden.
    1. Bei der Sterbenden.
      a. Das aufmerksame Beobachten der Sterbenden.
      b. Der Eindruck des Todes.
    2. Bei der Leiche.
      a. Der Ausdruck über den seligen Tod.
      b. Das Bedecken der Leiche.
      c. Der Wunsch.
  C. Der Dichter allein.
    1. Sein Heimgang. 2. Der Lärm auf der Straße. 3. Der Eindruck desselben im Gegensatz zu der stillen Ewigkeit.

4. Die Personen des Gedichtes.

Das sterbende Mütterlein ist eine hochbetagte Frau, welche die Last des Lebens hinlänglich getragen, aber alle Bedrängnisse glücklich überwunden hat. Das konnte sie nur durch einen festen Glauben, den sie bis ans Ende bewahrt hatte, und der ihr nun Kraft

gab, den letzten Kampf zu bestehen. Im Leben war sie nie vom Wege der Rechtschaffenheit abgewichen, weshalb sie von allen, die sie kannten, hoch geachtet und ihr Andenken in Ehren gehalten wurde.

Die Umstehenden sind Angehörige und teilnehmende Freunde und Bekannte der Frau. Letztere geben durch ihre Anwesenheit ihre Achtung und Liebe zu der Frau zu erkennen. Als wahre Christen beten sie für die Seele der Sterbenden, erweisen ihr die letzten Liebesdienste und wünschen ihr eine selige Ruhe.

5. Zweck des Gedichtes.

Der Dichter will das selige Hinscheiden eines Christen zur Anschauung bringen.

6. Darstellungsweise.

Das Gedicht besteht aus 26 zweiversigen Strophen, die aus 5füßigen Jamben gebaut sind. Der Reim ist ein gepaarter männlicher.

7. Schriftliche Aufgaben.

1. Beschreibung des Kämmerleins. 2. Vergleichung der beiden Frauen in den Gedichten: „Das letzte Stündlein" und „Die alte Waschfrau" von Chamisso.

5. Die Rosse von Gravelotte.

K. Gerok, Deutsche Ostern. Zeitgedichte. Stuttg., 1871. 34. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 151. — Lüben, Auswahl. III. 371.

1. Vorbemerkung.

Nach Geroks brieflicher Mitteilung wurde er zu vorstehendem Gedicht durch Zeitungsnachrichten aus jenen Tagen veranlaßt. Das hier attaquierende Regiment ist nicht ein Leibregiment im militärischen Sinne, sondern „Leibregiment ist poetische Licenz". Die Attaque fand auch nicht bei Gravelotte (am 18. Aug. 1870) statt, sondern (am 16. Aug.) bei Mars la Tour. Ausgeführt wurde sie von 3 Schwadronen des 1. Gardedragoner-Regiments von der 3. Kavallerie-Brigade. Es war die Division Cissey, welche ihnen so schwere Verluste beibrachte.

2. Geschichtliches.

Nach der Schlacht bei Spichern war die Saarlinie unhaltbar. Immer dicht aneinander geschlossen, rückten 15—16 deutsche Armeekorps gegen die Mosel vor. Den kürzesten Weg hatten die von Saarbrücken auf Metz marschierenden Korps des Generals Steinmetz, den längsten — von Wörth über Zabern nach Luneville und Nanzig — die des Kronprinzen; dem Centrum, unter dem Befehle des Prinzen Friedrich Karl, war die Straße Saargemünd—Pont à Mousson angewiesen.

Der Prinz Friedrich Karl suchte sich wie ein Keil zwischen den nördlichen und südlichen Flügel des Gegners einzuschieben. Am Abend des 13. August gab Bazaine seinen 180000 Mann den Befehl, auf das linke Moselufer überzugehen und die Straße, welche über Verdun nach Chalons führt, einzuschlagen. Ehe es ihm aber gelang, seine Armee durch Metz hindurch auf das linke Moselufer zu ziehen, erreichte am 14. August die deutsche I. Armee seine Nachhut bei Colombey. Dadurch sah sich das III. französische Korps genötigt, die Schlacht anzunehmen, und Bazaine war gezwungen, auch sein IV. Korps kehrt machen zu lassen, um seine gefährdeten Truppen zu unterstützen. Durch diese Schlacht bei Courcelles und sein Zaudern büßte Bazaine die letzte Zeit ein, die ihm noch geblieben war, um ungehindert von Flankenangriffen der unsrigen auf den Straßen über Verdun nach Westen hin zu entkommen. Denn inzwischen gewann die II. Armee (Prinz Friedrich Karl) Zeit, mit ihren vordersten Armeekorps die Mosel zu überschreiten und von Süden her Metz zu umgehen. Als deshalb Bazaine erst am 16. August den Plan seines Abmarsches auf Verdun wieder aufnahm, ward er durch das III. preußische Armeekorps, unter General Alvensleben I, eine Brigade vom X. Korps und die 5. und 6. Kavallerie-Division mit solcher Heftigkeit angegriffen, daß er die ganze II. Armee der Preußen sich gegenüber glaubte und mit allen seinen Korps gegen sie Front machte.

Gleich im ersten Vorgehen wurde das am westlichsten auf der Heerstraße nach Verdun gelegene Dorf St. Hilaire, sodann die Dörfer Mars la Tour und Vionville von den preußischen Truppen besetzt und ausdauernd festgehalten, so sehr auch später der Kampf schwankte. Bazaine glaubte seine Verbindung mit Metz bedroht; er sammelte hier alle Kraft der Verteidigung und suchte die unerschütterlich ausharrende Division Buddenbrock von Westen her zu umklammern; aber sie war nicht zu bewältigen. 33000 Mann hatten einem Heer von zwei- bis dreifacher Stärke gleich zu Anfang den Schlüssel der Stellung entrissen. Endlich nach dreistündigem Kampfe erschien Verstärkung. Etwa um 2 Uhr war der Kampf am ungleichsten. 150000 Franzosen kämpften gegen 38000 Deutsche. Dennoch behaupteten die letzteren das Schlachtfeld. In dem furchtbarsten Momente der Entscheidung hatte General v. Alvensleben 2 Kavallerieregimenter, das 7. Kürassier- und das 16. Ulanenregiment zum Angriff auf den Feind geworfen. Sie stürzten sich, den Tod vor Augen sehend, auf die vor ihnen stehenden Batterien, überritten sie, brausten weiter auf Infanteriekolonnen, die sie sprengten, drangen auf eine Mitrailleusenbatterie ein, bis die feindliche Reiterei die Atemlosen faßte, durch die sie sich dann noch den Rückweg bahnen mußten. (Vergl. III. 562 Die Trompete von Gravelotte von Freiligrath.) In ähnlicher Weise stürzten sich später

die beiden Gardedragonerregimenter von der 3. Kavalleriebrigade auf den Feind.

Das 2. Regiment war eskadronweise zur Bedeckung der Artillerie des linken Flügels verwandt worden; das 1., durch die Kolonnen Ladmiraults westlich über Mars la Tour hingedrängt, hatte sich der Vorwärtsbewegung der Brigade Wedell angeschlossen und nördlich des Dorfes Aufstellung genommen. Es erhielt den Befehl, der vordringenden französischen Infanterie in die Flanke zu fallen.

Nachdem Mars la Tour umgangen war, wurde Eskadronzug-Kolonne gebildet, bald aber, des Terrains wegen, setzten sich die Züge in Reihen, übersprangen mehrere Hecken, über die letzte bereits mitten im feindlichen Feuer, dann marschierten sie zugweise im Galopp auf; während die vierte Schwadron mit der Standarte zurückblieb, warfen sich die drei übrigen auf die Reihen der Division Cissey, allen weit voran der Befehlshaber Oberst Auerswald. Die Franzosen wurden niedergeritten und niedergesäbelt. Aber groß war der Verlust. Der Oberst bezahlte das kühne Wagnis mit seinem Leben, der jüngste Rittmeister war auf einmal Führer des Regiments. Von den 13 Offizieren, welche den Angriff mitgemacht, waren 5 — darunter Prinz Heinrich XVII. von Reuß — auf der Stelle tot, alle übrigen verwundet. Aus den 3 Schwadronen wurde am folgenden Tag eine formiert. Die Schwadronen des 2. Gardedragonerregiments fochten getrennt, alle mit großer Tapferkeit und unter starken Verlusten. Die vierte Schwadron unter Rittmeister Hindenburg opferte sich voller Heldenmut, um die Geschütze zu retten, und verlor von 140 Mann 67, darunter den tapferen Führer. Auch der Oberst Finckenstein starb den Heldentod. (1866 brachte er in der regnerischen Nacht vom 2. auf den 3. Juli dem Kronprinzen den Befehl des Königs, ohne den der Sieg bei Königgrätz nicht möglich gewesen wäre.) Trotzdem wären sie alle verloren gewesen, wenn ihnen nicht die schleswig-holsteinischen Dragoner zu Hilfe gekommen wären.

3. Erläuterungen.

„Gravelotte", ein Ort in Lothringen, westlich von Metz an der Straße nach Verdun. Westlich von Gravelotte liegen Rezonville, Vionville und Mars la Tour.

Str. 2. 3. „Trompetensignal zum Appell", der Trompetenruf, daß sich die zerstreuten Soldaten sammeln sollen.

6. V. 1. „Reveille", Wecktrommelschlag, die Wecktrommel, der Weckruf aus dem Schlafe.

7. 2. „Walstatt", Kampfplatz, Schlachtfeld, Stätte des blutigen Kampfes.

12. 1. „Rotten", kleine Heeresabteilungen, Trupps.

„Panier", Heerfahne, Banner.

4. Gedankengang.

Der Dichter führt uns auf das blutgetränkte Schlachtfeld von Mars la Tour, wo ein hitziger Reiterkampf stattgefunden hat. Dem heißen Tage folgt eine kühle, ruhige Nacht. Dreimal bläst der Trompeter zum Sammeln. Viele, die am Morgen bei der Reveille noch frisch und rot waren, liegen mit gebrochenem Blick auf dem Schlachtfelde. Zu zweien und dreien kommen die Überlebenden heran; auch die reiterlosen Pferde, die auf der Walstatt herumirrten, stellen truppweise sich ein. Ein Rappe und ein Brauner traben wiehernd heran und reihen sich ins Glied; sogar ein Schimmel hinkt auf drei Beinen hinein. Über 300 Mann hat die tapfere Schar verloren; die 300 ledigen Rosse sind auch ohne Reiter dem Panier noch treu. Daher bittet der Dichter, auch der Rosse vom Leibregimente nicht zu vergessen, wenn man der Tapferen von Gravelotte (Mars la Tour) gedenkt.

5. Gliederung.

I. Einleitung. (Str. 1.)
II. Ruf des Trompeters zum Sammeln. (Str. 2 u. 3.)
III. Erfolg des Rufes. (Str. 4—13.)
  A. Rosse und Reiter stellen sich ein.
  B. Viele der Tapferen können dem Rufe nicht mehr folgen.
  C. Ledige Rosse folgen dem Rufe.
   1. ein Rappe, 2. ein Brauner, 3. ein Schimmel, 4. truppweise stellen sie sich ein.
IV. Verlust der tapferen Schar. (Str. 14—17.)
V. Der Wunsch des Dichters. (Str. 18.)

Leben und Charakteristik Karl Geroks.

Karl Gerok wurde den 30. Jan. 1815 in Vaihingen a. d. Enz geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Nachdem er das Gymnasium in Stuttgart besucht hatte, wo sein poetisches Talent unter G. Schwabs Leitung geweckt wurde, studierte er von 1832—36 in Tübingen Theologie, besuchte aber auch die Vorlesungen von Baur, Strauß und Vischer. Als Kandidat wurde er Predigergehilfe seines Vaters in Stuttgart, 1840 Repetent am Tübinger Seminar, 1844 aber Diakonus in Böblingen. 1849 folgte er einem Rufe als Diakonus nach Stuttgart. Hier wurde er 1852 Archidiakonus an der Stiftskirche, 1862 Stadtdekan und 1868 Prälat, Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat. Er starb in Stuttgart am 14. Jan 1890. In ihm hat die Gegenwart seinen hervorragendsten religiösen Dichter verloren, der bei einem offenen Sinn für das Leben, die Schönheiten der Welt und für die Freude, die auch das fromme Gemüt genießen darf, in edler, tief gemütvoller Frömmigkeit weihevolle, erquickende, tröstende und

erhebende Töne in edelster Form anzuschlagen verstand. Wegen seiner geistreichen und rhetorisch schwunghaften Predigten war er daher auch allgemein beliebt.

Obgleich er viele seiner beifällig aufgenommenen Predigten, auch manche Gedichtsammlung hat erscheinen lassen, so gründete er seinen Ruhm vorzüglich durch seine „Palmblätter". Sie sind seit 1857 ungemein verbreitet, haben schon manchen Suchenden in das Wort des Lebens hineingewiesen, da sie in ihren 4 Abteilungen (Heilige Worte, Heilige Zeiten, Heilige Berge und Heilige Wasser) selbst bloß formgewandte und rhetorisch schwunghafte lyrische Reproduktionen der Evangelien sind, werden in Zukunft mit ihrem Duft und ihrer Frische aber auch noch viele Geschlechter erquicken und erbauen.

„Bald sind es ganze Verse des Alten oder Neuen Testaments, bald einzelne Sätze und oft sogar nur einzelne Worte, welche der Dichter gleichsam nur glossiert, weshalb er es auch liebt, diese in den Strophen als Refrain erscheinen zu lassen, welchen er mit großem Geschick und Glück behandelt. Dies konnte ihm aber nur gelingen, weil ihm in der Ausführung des Themas großer Gedankenreichtum zu Gebote steht. Man merkt es bald, daß der Dichter als Kanzelredner gewohnt ist, aus scheinbar bedeutungslosen oder wenig ergiebigen Sätzen eine Fülle von Gedanken oder Anschauungen zu gewinnen, und es tönen seine Dichtungen oft wie versificierte Predigten. Auch zeugen sie in der That mehr von rhetorischer Kraft, als von poetischer Begeisterung. Aber eben deshalb sind sie auch, obgleich von strenger Gläubigkeit, doch von aller nebelhaften Schwärmerei entfernt, die sich bei religiösen Dichtungen sonst so leicht und gern eindrängt. Vielmehr sind sie von der erfreulichsten Klarheit, und wenn auch die Gedanken, die er aus seinem Thema schöpft, oft überraschen, so stehen sie doch immer zu einander im strengsten logischen Zusammenhang. Bewundernswürdig ist namentlich das Geschick, mit welchem der Dichter verschiedene Gedankenreihen aneinander knüpft, wie er aus der Darstellung biblischer Geschichten oder Verhältnisse den Übergang zu Betrachtungen findet, die sich an die Gegenwart wenden. In ähnlicher Weise und mit gleichem Geschick hat Gerok in den „Pfingstrosen" die Apostelgeschichte behandelt." . (Kurz.)

Vortrefflich sind auch viele seiner patriotischen Gedichte, die er in den „Deutschen Ostern" veröffentlichte, und zu denen ihm Deutschlands jüngste große historische Vergangenheit Stoff und Begeisterung lieferte.

Litteratur.

A. Geroks Schriften.

Blumen und Sterne. Verm. Gedichte. 8. Aufl. Stuttg., 1880. 5,50 ℳ.
Der letzte Strauß. Der Blumen und Sterne neue Folge. Stuttg., 1885. 3,50 ℳ.

Gebet des Herrn. Morgen- u. Abendgebete. 4. Aufl. Stuttg., 1877. 1,05 ℳ.
Jugenderinnerungen. 3. Aufl. Bielefeld, 1876. 5 ℳ.
Deutsche Ostern. Gedichte. 5 Aufl. Stuttg., 1877. 3,50 ℳ.
Palmblätter. Stuttg. Min.-Ausg. 5. Aufl. 3,50 ℳ.
Auf einsamen Gängen. Gedichte. Früher unter dem Titel: Palmblätter. Neue Folge. 11. Aufl. Stuttg., 1889. geb. 4 ℳ.
Unter dem Abendstern. 2. Aufl. Stuttg., 1887. geb. 3,50 ℳ.
Predigt, zum Trauergottesdienste für Seine Majestät weil. den deutschen Kaiser Friedrich, am 18. Juni 1888. Stuttg., 1888. 20 ₰.
Pfingstrosen. 7. Aufl. Gütersloh, 1880. geb. 5 ℳ.
Predigten auf alle Fest-, Sonn- und Feiertage des Kirchenjahrs. 8. Aufl. Stuttg., 1887. 2 Bände. à 5,85 ℳ.
Pilgerbrot. Noch ein Jahrgang Evangelien-Predigten. 4. Aufl. Stuttg., 1871. 5,85 ℳ.
Aus ernster Zeit. Neue Evangelien-Predigten. Stuttg., 1873. 5,85 ℳ.
Hirtenstimmen. Noch ein Jahrg. Epistel-Predigten. Stuttg., 1882. 5,85 ℳ.
Passion und Ostern. 3 Predigten. Stuttg., 1880. 50 ₰.
Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Vortrag. Darmst., 1881. 80 ₰.
Illusionen und Ideale. Ein Vortrag. Stuttg., 1887. 50 ₰.
Von Jerusalem nach Rom. Die Apostelgeschichte in Bibelstunden ausgelegt. 2 Bände. Gütersloh, 1882. 6 ℳ.
Trost und Weihe. Reden und Predigten. Stuttg., 1890. 3 ℳ.
Vor Feierabend. Letzte Predigten. Stuttg., 1890. 50 ₰.

B. Schriften über Gerok.

H. Mosapp, K. Gerok. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Stuttg., 1890. 1 ℳ.
Karl Gerok. Ein Lebensbild. Von Gust. Gerok. Stuttg., 1892. 6 ℳ.

XCV. Friedrich Bodenstedt.

1. Freundschaft.

Fr. Bodenstedt, Die Lieder des Mirza Schaffy. Berlin, 1878. 164. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 147. — Lüben, Auswahl. III. 373.

2. Im Garten klagt die Nachtigall.

Ebendaselbst. S. 23. — Lüben, Auswahl. III. 373.

3. Sprüche.

Fr. Bodenstedt, ges. Schriften. Berlin, 1867. IX. 45. 47. 52. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 148. I. — Lüben, Auswahl. III. 374 a. b. c.
Fr. Bodenstedt, Aus dem Nachlasse Mirza Schaffys. Berlin, 1880. 53. 56. 58. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 148. II. III. — Lüben, Auswahl III. 375. d. e. f.

Diese Stücke sind ohne Erläuterung verständlich.

Leben und Charakteristik Friedrich Bodenstedts.

Friedrich Martin Bodenstedt wurde am 22. April 1819 zu Peine im ehemaligen Königreich Hannover geboren. Da er auf Wunsch der Eltern sich dem Kaufmannsstande widmen sollte und durch einen Hauslehrer die nötige Vorbildung erhalten hatte, kam

er nach Braunschweig in ein Institut und nach genügender Vorbereitung als Lehrling in ein Handelshaus. Allein dieser Beruf entsprach nicht seinen Neigungen; daher benutzte er alle Freistunden, selbst die Nacht zu wissenschaftlichen Studien und poetischen Arbeiten. Endlich gelang es ihm, sich der väterlichen Fesseln zu entledigen: er besuchte die Universitäten Göttingen, München und Berlin, wo er Geschichte und Philosophie, sowie die alten und neuen Sprachen eifrig studierte. Im J. 1840 wurde er Erzieher im Hause des Fürsten Galitzin in Moskau, wo er drei Jahre lang, zum Teil auf dessen Gütern im Innern des Reiches, zubrachte und die Gelegenheit benutzte, die russische Sprache zu erlernen. Die Frucht seines Fleißes war eine schöne Blumenlese aus den Gedichten eines „Kaslow", „Puschkin" und „Lermontoff" (Leipzig, 1843) und die „Poetische Ukraine" (Stuttgart, 1845). Im J. 1844 ging er nach Tiflis und übernahm daselbst die Leitung eines pädagogischen Instituts und später den lateinischen und französischen Unterricht am dortigen Gymnasium. Da er jedoch nicht russischer Unterthan werden wollte und seine Gesundheit infolge der angestrengten Studien geschwächt war, gab er seine Stellung auf, bereiste die kaukasischen Länder, die Krim, die Türkei und die jonischen Inseln und kehrte hierauf nach Deutschland zurück. Seine Erlebnisse und Sprachstudien veröffentlichte er in den Büchern: „Die Völker des Kaukasus" und „Tausend und ein Tag im Orient". In Tiflis schloß er Freundschaft mit dem nach Wahrheit und Selbstveredelung strebenden, durch Charaktertüchtigkeit, Sittenreinheit und Herzensgüte ausgezeichneten Gymnasiallehrer Schaffy († 1852) und erlernte von ihm Tatarisch und Persisch. Der Aufenthalt in Tiflis und der Verkehr mit Schaffy, der in der Kunst des Reimes zwar wohlerfahren, aber durchaus kein wirklicher Poet war, regte ihn zu den Gedichten des „Mirza-Schaffy"*) an. Es sind diese Lieder durchaus keine Übersetzungen, wie man oft geglaubt hat, auch nicht einmal Nachahmungen der Gedichte des Mirza-Schaffy, sondern durchaus eigene, freie, vom orientalischen Geiste befruchtete Dichtungen, in denen er die ganze sinnliche Üppigkeit der morgenländischen Dichter nachahmt und die Weisheit des orientalischen Denkens und fröhlichen Lebensgenusses von ihrer verführerischsten Seite in seltener Anmut und einschmeichelnder Gewandtheit zeigte, da Bodenstedt die merkwürdigen Völker des Morgenlandes und ihre Dichtung aus persönlicher lebendiger Anschauung und jahre-

*) spr. Mirsá-Schaffý. Mirsá ist ein Titel, welcher, einem Eigennamen vorgesetzt, soviel bedeutet wie Schriftkundiger, Schriftgelehrter, während derselbe Titel, einem Eigennamen nachgesetzt, einen Prinzen von königlichem Geblüte bezeichnet. Mirza-Schaffý heißt also: der schriftkundige Schaffý; Schaffý Mirzá würde heißen: Prinz Schaffý. Beide Wörter haben den Accent auf der zweiten Silbe. Zusammen werden sie wie ein Wort ausgesprochen, und der Hauptaccent fällt dann auf die letzte Silbe.

langem Umgang kennen gelernt und ihre eigentümliche Lebensanschauung sich vollständig angeeignet hatte. R. v. Gottschall urteilt über sie: Sie predigen eine sehr verständige Lebensweisheit, mahnen zu maßvollem Genuß der irdischen Güter, wenden sich in schalkhaftem Humor gegen Heuchelei und religiösen Fanatismus, preisen mit Begeisterung die Liebe, die Schönheit und den Wein, lassen aber auch der satirischen Ader freien Lauf, indem sie gelegentlich dem Westen, seinen Dichtern und Gelehrten, seinen Sitten und Anschauungen den Spiegel des Ostens vorhalten. Das alles aber geschieht so leicht und gefällig, daß niemand daran Anstoß nimmt, und viele Verse sind so glücklich gefaßt, daß sie sich unwillkürlich dem Gedächtnisse einprägen.

Nachdem er 1846 in München Nationalökonomie getrieben, den Winter 1847 in Italien sich mit Kunststudien beschäftigt hatte, beteiligte er sich 1848 kurze Zeit in Triest und dann in Berlin an politischen Zeitungen und ging 1849 als Vertreter der preußischen Freihandelspartei nach Paris. Im Sommer 1850 war er auf dem Friedenskongreß zu Frankfurt, wo er für die Interessen der Elbherzogtümer zu wirken suchte. Am Ende dieses Jahres übernahm er die Redaktion der „Weserzeitung" in Bremen, trat aber 1852 von derselben zurück, um sich ungeteilt der Poesie widmen zu können. Nach einem kurzen Aufenthalte in Kassel und Gotha wurde er von König Maximilian II. nach München eingeladen, der ihm 1854 die Professur der slavischen und orientalischen Sprachen und Litteraturen an der Universität übertrug. Von 1867—73 war er Theaterintendant in Meiningen und wählte dann Wiesbaden zu seinem Wohnorte, von wo aus er von Ende Oktober 1879 bis Ende Juli 1880 die nordamerikanischen Freistaaten bereiste, deren Frucht die Schrift ist: „Vom Atlantischen zum Stillen Ocean". 1874 fügte Bodenstedt seinem berühmtesten und gern gelesenen „Mirza-Schaffy" noch einen Nachtrag zu: „Aus dem Nachlaß Mirza Schaffys", der aber ebenso wie seine Gedichte, Epen (Ada, die Lesghierin. Andreas und Marfa. Der Edelfalke. Nino) und Dramen keinen durchschlagenden Erfolg gehabt hat. Meisterhaft sind seine Übersetzungen, namentlich von Shakespeares Sonetten; insbesondere hat er sich um die Kenntnis Shakespeares in Deutschland ein dauerndes Verdienst erworben durch seine im Verein mit Delius, Gildemeister, Paul Heyse u. a. veranstaltete neue Übersetzung des großen Briten und sein Werk: „Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke in Charakteristiken und Übersetzungen".

Er starb in Wiesbaden am 18. April 1892 an den Folgen einer Lungenentzündung.

Bodenstedt war der weise orientalische Epikuräer auf dem deutschen Parnaß. Er charakterisiert sich am besten in den Versen:

Kein Schwert hab' ich, die Thoren zu belehren;
Wer Weisheit übt, legt andern keinen Zwang auf;
Mein Joch ist leicht — Der Kern von meinen Lehren
Löst sich in Wein, in Liebe und Gesang auf.

Litteratur.

Gesammelte Schriften. 12 Bände. Berlin, 1869. 18 ℳ. (Bd. 1—3 1001 Tag im Orient u. Mirza-Schaffy. Lieder. Bd. 4—7 Puschkin, Lermontoff, Kolzoff u. a. russische Dichter. Bd. 8 Shakespeares Sonette. Bd. 9 u. 10. Alte u. neue Gedichte. Bd. 11 Ada. Bd. 12. Aus Ost u. West.)
Alexander in Korinth. Schauspiel. Hannover, 1876. 1,80 ℳ.
König Autharis Brautfahrt. Dramat. Ged. Berlin, 1860. 1,80 ℳ.
Demetrius. Histor. Tragödie. Berlin, 1856. 3,75 ℳ.
Ausgewählte Dichtungen. Berlin, 1864. 2 ℳ.
Epische Dichtungen. Berlin, 1862. 2,40 ℳ.
Erzählungen. München, 1863. 2 Bde. 8,50 ℳ.
Erzählungen und Romane. 7 Bde. Jena, 1875. 21 ℳ.
Die Lieder des Mirza-Schaffy. Volksausg. Berlin, 1877. 1,50 ℳ.
Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys. Berlin, 1878. 6 ℳ.
Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke. 3 Bde. Berlin, 1860. 4,50 ℳ.
Völker des Kaukasus. 2 Bde. Berlin, 1855. 10,50 ℳ.
Vom Atlantischen zum Stillen Ocean. Lpzg., 1882. 8,50 ℳ.
Verschollenes und Neues. Ein Dichterbuch aus Deutschland und Österreich. Hannover, 1878. geb. 6 ℳ.
Aus deutschen Gauen. Erzählungen. 2 Bde. Jena, 1878. 4,50 ℳ.
Vom Hofe Elisabeths und Jakobs. Jena, 1878. 2 Bde. 6 ℳ.
Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das deutsche Haus. Stuttg., 1879. 2 Jahrg. geb. 10 ℳ.
Aus meinem Leben. Erinnerungsblätter. Berlin, 1890. 2 Bde à 6 ℳ.
Shakespeares Werke übersetzt mit Delius, Gildemeister ꝛc. Lpzg., 1879. 38 Lieferg. à 50 ₰.
Gräfin Helene. Novelle. Stuttg., 1880. geb. 3 ℳ.
Album deutscher Kunst und Dichtung. 5. Aufl. Berlin, 1881. geb. 13,50 ℳ.
Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder, verdeutscht. Jena, 1884. geb. 5 ℳ.
Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm, verdeutscht. 4. Aufl. Breslau, 1889. geb. 4,80 ℳ.
Aus Morgenland und Abendland. Neue Gedichte und Sprüche. 3. Aufl. Lpzg., 1887. 3 ℳ.
Eine Königsreise. Lpzg., 1883. 3 ℳ.
Neues Leben. Gedichte und Sprüche. Breslau, 1886. 4,50 ℳ.
Erinnnerungen aus meinem Leben. Berlin, 1889. 6 ℳ.
Ernst Bleibtreu. Roman. Berlin, 1889. 2 ℳ.
Ferna. Ein Mißverständnis. Zwei Erzählungen. Berlin, 1889. 1 ℳ.
Thamär und ihr Kind. Die geheimnisvolle Sängerin. Oheim und Neffe. Drei Erzählungen. Berlin, 1889. 1 ℳ.
Die Zigeunerherberge. Die feindlichen Nachbarn. Zwei Erzählungen. Berlin, 1889. 1 ℳ.
Priuthina. Hugo und Hulda. Zwei Erzählungen. Berlin, 1889. 2 ℳ.
Sakuntala. Eine Dichtung in fünf Gesängen. Lpzg., 1889. 3 ℳ.

XCVI. Joh. Georg Kohl.

1. Der Kampf der Wölfe und Pferde in der pontischen Steppe.

Kohl, Reisen in Südrußland. 3 Teile. Dresden u. Lpzg., 1847. III. 210. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 16.

2. Die deutschen Nordseemarschen.

Kohl, Die Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Dresden, 1846. I. 18. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 40. — Lüben, Auswahl. III. 375.

3. Die allmähliche Zertrümmerung der Alpen.

Kohl, Alpenreisen. 3 Teile. Lpzg. u. Dresden, 1849—51. III. 249. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 24.

4. Ebbe und Flut in Holland.

Kohl, Reisen in den Niederlanden. 2 Bde. Lpzg., 1850. II. 137. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 28. — Lüben, Auswahl. III. 377.

5. Petersburg.

Kohl, Petersburg in Bildern u. Skizzen. 3 Teile. Dresden, 1846. I. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 32.

6. Vegetation der pontischen Steppe.

Kohl, Reisen in Südrußland. 3 Teile. Dresden, 1847. III. 64. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 35.

7. Die geographische Gestaltung Ungarns.

Kohl, Reisen in Ungarn. 2 Teile. Dresden, 1842. I. 476. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 128.

8. Die Zigeuner.

Kohl, Reisen in Südrußland. Dresden, 1847. I. 163. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 129.

Diese durchweg verständlich geschriebenen Aufsätze bedürfen einer Erläuterung von unserer Seite nicht.

Leben und Charakteristik Kohls.

I.

Johann Georg Kohl ist am 28. April 1808 zu Bremen geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Seine erste wissenschaftliche Vorbildung erhielt er auf dem dortigen Gymnasium. Seit 1828 widmete er sich auf den Universitäten Göttingen, Heidelberg und München den Rechtswissenschaften. Als jedoch noch vor Beendigung seiner Studien der Vater gestorben war, nahm er den Antrag an, in die Familie des Barons Manteuffel auf Zierau in Kurland als Erzieher einzutreten. Im Oktober 1830 begann er seine pädagogische Wirksamkeit und setzte dieselbe bis zum No-

vember 1836 fort. Es erwachte jetzt in ihm die Reiselust, die er jedoch von Anfang an in der Art befriedigte, daß er in interessanten Gegenden so lange verweilte, bis er sie ganz durchforscht und namentlich auch das Leben und Treiben der Menschen kennen gelernt hatte. Den Winter 1836 auf 1837 brachte er in Dorpat, Petersburg und Moskau zu, einen Teil des Sommers 1837 auf dem fürstlich Kotschubayschen Gute Dikanki, den Herbst und Winter in Charkow in Kleinrußland, den Rest des Winters in Odessa, den Frühling 1838 am Schwarzen Meere, und während des Sommers bereiste er die Halbinsel Krim. Vom Herbste 1838—53 lebte Kohl dann in Dresden, unternahm jedoch von da aus mehrere größere Reisen nach Österreich und Ungarn, England, die cimbrische Halbinsel, Holland, die Alpenländer, Istrien, Dalmatien, sowie nach den Rhein- und Donaugegenden, die zu neuen Werken über diese Länder führten. Im Dezember 1853 begab er sich nach Berlin, im April 1854 nach Paris, im Juni nach London und im Oktober nach Nordamerika, um im Auftrage des „Büreau für Küstenvermessung" Studien für eine Geschichte der Entdeckung Amerikas zu machen, die auch 1861 erschien, und bereiste auch Kanada und den Nordosten der Vereinigten Staaten. Wie in Dresden, so hat er auch dort neben Beobachtung der Natur und des Menschenlebens sehr fleißige Studien alter und neuer Werke über Geographie, Geschichte, Naturkunde, Ethnographie u. s. w. gemacht und dazu überall die öffentlichen wie Privatbibliotheken benutzt. Reich an wissenschaftlichen Ergebnissen, kehrte er 1858 nach Deutschland zurück, und seine Vaterstadt Bremen ernannte ihn zu Ende des J. 1863 zum Stadtbibliothekar. In den letzten Jahren hat er besonders das nordwestliche Deutschland und in jüngster Zeit den Harz zum Gegenstand seines Studiums gemacht. Auch schrieb er zwei größere Werke über die Völker Europas und über die geographische Lage der Hauptstädte Europas. Mit einer Übersetzung von „Mitfords Geschichten aus Alt-Japan" (1875) beschloß er seine schriftstellerische Laufbahn. Er starb in Bremen am 27. Okt. 1878.

II.

Kohl gehört zu den berühmten Reisenden und den besten Reisebeschreibern unserer Zeit. Von Jugend auf war er sehr empfänglich für die Schönheiten der Natur und das vielgestaltige Leben der Menschen in ihr. Durch seine zahlreichen Reisen hat er seine vorzügliche Beobachtungsgabe in hohem Grade geschärft; es entgeht ihm daher nichts in einer Gegend, die er besucht. Menschen aller Stände und Altersstufen, Tiere und Pflanzen, Erde und Wasser, Berg und Thal, Kunst und Wissenschaft, Geschichte und Sage weiß er geschickt für seine Zwecke auszuforschen und zum Antworten zu

nötigen, wobei seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein norddeutscher Biedersinn und seine ausgebreitete Gelehrsamkeit ihn sehr unterstützen. Will man das Eigentümliche seines Wesens mit einem Worte bezeichnen, so kann man ihn eine kontemplative Natur nennen.

Seine Schreibweise ist klar und anziehend, letzteres besonders dadurch, daß er überall möglichst individualisiert, den Leser schnell mitten in die Sache hineinversetzt, und dieser die interessantesten Seiten abzugewinnen weiß. Seelenzustände zu malen, gelingt ihm in hohem Grade und macht ihm persönlich besonderes Vergnügen.

Litteratur.

Reisen im Innern von Rußland und Polen. 3 Teile. Lpzg., 1841. 22,50 M.
Der Verkehr und die Ansiedlungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. Dresden, 1841. 12 M.
Reisen in Südrußland. 2 Teile. Dresden u. Lpzg., 1841. 2. Aufl., 3 Teile. 1846—47. 15 M.
Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen. 2 Teile. Lpzg., 1841. 16,50 M.
Reise in Ungarn. 2 Teile. Dresden u. Lpzg., 1842. 17,25 M.
Petersburg in Bildern u. Skizzen. 2 Teile. Dresden u. Lpzg., 1844. 2. Aufl. 3 Teile. 1846. 15 M.
Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten. 2 Teile. Dresden u. Lpzg., 1842. 11,25 M.
Reise in Steiermark und dem bayerischen Hochlande. 2. Ausg. Dresden u. Lpzg., 1856. 3 M.
Reisen in England u. Wales. 3 Teile. Dresden u. Lpzg., 1844. 18 M.
Reisen in Irland. 2 Teile. Dresden u. Lpzg., 1843. 17 M.
Reisen in Schottland. 2 Teile. Dresden u. Lpzg., 1844. 9 M.
Land u. Leute der britischen Inseln. Dresden u. Lpzg., 1844. 26 M.
Paris u. die Franzosen. Skizzen. 3 Teile. Dresden, 1845. 15 M.
Englische Skizzen. 3 Teile. Lpzg. u. Dresden, 1845. 14 M. (Die zwei letztern Werke in Gemeinschaft mit seiner Schwester Ida bearbeitet.)
Reisen in Dänemark u. den Herzogtümern Schleswig u. Holstein. 2 Teile. Lpzg., 1846. 18 M.
Marschen u. Inseln der Herzogtümer Schleswig u. Holstein. 3 Teile. Dresden u. Lpzg., 1846. 17 M.
Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen u. dänischen Nationalität u. Sprache im Herzogtum Schleswig. Stuttg., 1847. 6 M.
Alpenreisen. 3 Teile. Lpzg., 1849—51. 22 M.
Naturansichten aus den Alpen. Lpzg., 1851. 4,50 M.
Reisen in den Niederlanden. Lpzg., 1850. 12 M.
Reisen nach Istrien, Dalmatien u. Montenegro. 2 Teile. Dresden, 1851. 15 M.
Der Rhein. 2 Teile. Lpzg., 1851. 15 M.
Skizzen aus Natur- u. Völkerleben. 2 Teile. Dresden, 1851. 9 M.
Reisen im südöstlichen Deutschland. 2 Teile. Lpzg. 1852. 12 M.
Aus meinen Hütten. 2 Teile. Lpzg., 1852. 13,50 M.
Die Donau, von ihrem Ursprunge bis Pest. Triest, 1853. 16,80 M.
Reisen in Canada u. durch die Staaten von New-York u. Pennsylvanien. Stuttg., 1856. 8 M.
Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten. St. Louis. 1857. 2. Aufl., New-York, 1857. Geb. 11 M.

Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See. Ein Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Indianer. 2 Teile. Bremen, 1859. 6 ℳ.
Die beiden ältesten General-Karten von Amerika. Ausgeführt in den Jahren 1527 u. 1529 auf Befehl Kaiser Karls V. Weimar, 1860. 32 ℳ.
Geschichte der Entdeckung Amerikas von Kolumbus bis Franklin. Bremen, 1861. 4 ℳ.
Das Haus Seefahrt zu Bremen. Bremen, 1862. 4,50 ℳ.
Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Lande in den untern Gegenden der Weser, Ems u. Elbe. 2 Tle. Bremen, 1864. 8,75 ℳ.
Deutsche Volksbilder u. Naturansichten aus dem Harz. Hannover, 1866. 5 ℳ.
Geschichte des Golfstroms u. seiner Erforschung von den ältesten Zeiten bis auf den großen amerikanischen Bürgerkrieg. Eine Monographie zur Geschichte der Oceane u. der geograph. Entdeckungen. Bremen, 1868. 4 ℳ.
Episoden aus der Natur- u. Kunstgeschichte Bremens. In: Denkmale der Geschichte u. Kunst der freien Hansestadt Bremen. 2. Abtlg. Bremen, Müller, 1870. 30 ℳ.
Alte u. neue Zeit. Episoden aus der Kulturgeschichte der freien Reichsstadt Bremen. Bremen, Müller, 1871. 6 ℳ.
Die Völker Europas. Kultur- u. Charakterbilder der europäischen Völkergruppen. Hamburg, 1872. 7,50 ℳ.
Die geographische Lage der Hauptstädte Europas. Lpzg., 1874. 7 ℳ.
Am Wege. Blicke in Gemüt u. Welt in Aphorismen. Bremen, 1873. 11,25 ℳ.

XCVII. Gustav Freytag.

Die deutschen Städte zu Anfange des dreißigjährigen Krieges

G. Freytag, Bilder aus d. deutschen Vergangenheit. Lpzg., 1873. III. 191.
Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 149. — Lüben, Auswahl. III. 381.

Erläuterungen.

Abschn. 1. „Bastionen“, Bollwerke oder Basteien sind aus den Umfassungslinien einer Festung vorspringende Werke zur Beherrschung des Vordergrundes und zur Bestreichung des Hauptgrabens.

„Kartaune“, soviel als Viertelsbüchse, eine große, kurze und dicke Kanone, welche 25 Pfd. schoß.

2. „Zinken“ sind uralte, jetzt außer Gebrauch gekommene Holzblasinstrumente mit 7 Tonlöchern. Sie hatten einen scharfen, durchdringenden Ton und führten die Melodie bei Posaunenchören.

4. „Repräsentation“, Vergegenwärtigung, Stellvertretung; hier: würdevolles Auftreten, standesgemäßer Aufwand.

5. Privilegien“, Vorrechte, Freiheitsurkunden.

12. „Marzipan“, ein feines Gebäck aus Mandel- und Zuckerteig.*)

*) Der Ursprung dieses süßen Luxusartikels heutiger Zeit ist eigentlich ein recht trauriger. Der Sommer 1407 war so kalt und naß, daß manche Erntehoffnung dabei total zu Grunde ging. Es entstand eine solche Hungersnot, daß die Armen anstatt Brot Heu, Gras und Baumrinde aßen. In Sachsen

Leben und Charakteristik Freytags.

Gustav Freytag wurde am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg, einer kleinen oberschlesischen Stadt geboren, wo sein Vater Arzt und Bürgermeister war. Von 1829—35 besuchte der Knabe das Gymnasium in Öls und bezog hierauf die Universität in Breslau, wo er bei Hoffmann von Fallersleben germanische Philologie zu studieren begann, was er 1836 in Berlin bei Böckh, Bopp, v. Hagen und Lachmann gründlicher fortsetzte. Fleißig besuchte er in Berlin das Theater, wo ihm das rechte Verständnis für Shakespeare aufging, daneben sich aber auch wissenschaftlich so eingehend mit dramatischer Dichtung beschäftigte, daß er sie 1838 zum Gegenstande seiner Doktor-Dissertation machte und das Jahr darauf in Breslau Docent für deutsche Sprache und Litteratur wurde. Auf die Dauer befriedigte ihn aber die bloße Litteraturgeschichte nicht; deshalb wünschte er 1846 auch Vorlesungen über deutsche Kulturgeschichte zu halten. Die philosophische Fakultät versagte ihm jedoch die Erlaubnis dazu, was ihn so tief kränkte, daß er ohne Abschied die Universität verließ. Durch sein 1841 in Berlin preisgekröntes Lustspiel: „Die Brautfahrt, oder Kunz von der Rosen“ ermutigt, ging er im Winter 1846 nach Leipzig, „um sich in der Kenntnis der Scenierung zu befestigen“, wo er mit Laube u. a. in täglichen Verkehr trat, was den bühnengerechten Zuschnitt seiner beiden geistreich, spannend und graziös behandelten Schauspiele „Die Valentine“ und „Graf Waldemar“ zugute kam. 1847 ließ er sich in Dresden nieder und verheiratete sich mit der reichen, geistvollen, gebildeten und anmutigen schlesischen Gräfin Agnes Dyhrn, wodurch ihm eine unabhängige litterarische Thätigkeit ermöglicht wurde. Das folgende Jahr führte ihn nach Leipzig zurück, wo er — ihm Verein mit Julian Schmidt — die Redaktion der „Grenzboten“ übernahm, in welcher Thätigkeit er bis zum Jahre 1870 verblieb. Zwei Jahre beteiligte er sich darauf an der von Hirzel in Leipzig gegründeten Wochenschrift: „Im neuen Reich“, zog sich dann aber

kostete ein Bissen Brot, nicht größer als eine Haselnuß, drei Pfennige — und das war damals viel Geld. Dieses köstliche Brot nannte man zu Ehren des Evangelisten „Marcus-Brötchen“. Als die schwere Hungersnot überstanden war, buk man zur heilsamen Erinnerung daran und zum immer neuen Dankfeste für Errettung aus jener schweren Zeit alljährlich am Marcustage (25. April) solche nußförmige, kleine Brötchen aus Mandeln, Zucker und feinem Gewürz und nannte dieselben „Marci panis“ (Marcusbrot). Eine andere, aber ähnliche Herleitung ist folgende: Nach dem Erlöschen einer großen Hungersnot zu Erfurt 1368 wurde am Marcustage zur Danksagung eine Prozession abgehalten, bei welcher kleine Brötchen zur Verteilung kamen, deren Qualität während der vielen Jahre, in welchen dieser Gebrauch beibehalten wurde, sich verfeinerte, und die man mit dem Namen „Marci panis“ bezeichnete.

von der journalistischen Thätigkeit zurück. Schon 1851 hatte er in Siebleben bei Gotha ein einfaches, aber behagliches Landhaus erworben, in welchem er seitdem gewöhnlich den Sommer verlebte: es war das Minister Frankenbergsche Haus, in welchem ehedem Karl August von Weimar und Goethe auf ihren Fahrten nach Eisenach zu rasten pflegten.

Hier entstanden 1853 das feine, attisch-graziöse und mit Beifall aufgenommene Lustspiel: „Die Journalisten“ — ein echtes und treues, für alle Zeiten wertvolles Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert — 1858 die 1862 mit dem Schillerpreis ausgezeichnete aristokratisch-psychologische Römertragödie: „Die Fabier“, 1855 u. 1864 die beiden viel und gern gelesenen Romane: „Soll und Haben“ und „Die verlorene Handschrift“, worin er das tüchtige Bürgertum in seiner volkswirtschaftlichen Thätigkeit und forschenden Gelehrsamkeit charakterisiert, 1863 „Die Technik des Dramas“, worin Freytag sich auch als einen feinen und gründlichen Kenner der dramatischen Litteratur und der dramatischen Praxis erweist, sowie 1860—68 die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. In diesem bedeutenden 4bändigen Werke leistet er dem Geschmacke und dem Bestreben der Gegenwart, einerseits überall auf das Urkundliche zurückzugehen, anderseits dasselbe mit seinen Sitten und Unsitten in das Licht der Gegenwart zu rücken, volle Genüge: stets werden die zahllosen sichtbaren und unsichtbaren Fäden, welche die Gegenwart an die Vergangenheit fesseln, zu einem durchsichtigen, zusammenhängenden Gewebe feinsinnig und künstlerisch gruppiert und abgerundet. 1854 ernannte Herzog Ernst von Koburg-Gotha den Dichter zu seinem Vorleser mit dem Titel eines Hofrats. Das freudig von ihm begrüßte Jahr 1866 führte ihn auf kurze Zeit als Mitglied des norddeutschen Reichstages nach Berlin, das Jahr 1870 nach Frankreich, da ihn der deutsche Kronprinz eingeladen hatte, im Hauptquartier der dritten Armee den Feldzug zu begleiten. Nach dem Einzuge in Rheims kehrte er zurück; aber auf den Walstätten von Sedan und Wörth war der Gedanke zu seinem kulturhistorischen Werke: „Die Ahnen“ zum Entschluß gereift. Als unter andauernd schwerem häuslichen Kummer der große, bedeutende Roman der Vollendung nahe gekommen war, starb nach langjährigen Leiden 1875 seine Frau. Das liebgewesene Heim konnte ihn nun nicht mehr fesseln: er siedelte nach Wiesbaden über, wo er 1879 sich wieder verheiratete und am 30. April 1895 starb.

Litteratur.

A. Freytags Schriften.

Dramatische Werke. 2 Bde. Lpzg., 1881. 7 ℳ. (Brautfahrt oder Kunz von der Rosen. Der Gelehrte. Graf Waldemar. Die Journalisten. Die Fabier.)

Die Technik des Dramas. Lpzg., 1876. 5 M.
Die verlorene Handschrift. Roman. 12. Aufl. Lpzg., 1882. 2 Bde. 6 M.
Soll und Haben. Roman. Lpzg., 1879. 2 Bde. 5 M.
Die Ahnen. Roman. Lpzg., Hirzel. (Ingo u. Ingraban. Das Nest der Zaunkönige. Die Brüder vom deutschen Hause. Markus König. Die Geschwister. Aus einer kleinen Stadt.)
Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 4 Bde. Lpzg., 1876.
Ges. Werke in 48 Lfgn. Lpzg. Hirzel.
Ges. Aufsätze. 2 Bde. Lpzg., 1888. 12 M.
Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter. 9. Aufl. Lpzg., 1889. 1,80 M.
Freytag, G., Erinnerungen aus meinem Leben. Lpzg., 1887. 5 M.

B. Schriften über Freytag.

A. Dove, Freytags Porträt u. dessen Biogr. im 29. Hft. (Aug. 1879) von Nord u. Süd von P. Lindau.
K. Alberti, G. Freytag. Sein Leben u. Schaffen. Lpzg., 1886. 50 ₰.

XCVIII. Wilhelm Heinrich Riehl.

Der deutsche Bauer.

Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft. Stuttg., 1861. 51. — Lüben, Auswahl. III. 387.

Leben und Charakteristik Riehls.

Wilh. Heinrich Riehl wurde am 6. Mai 1823 zu Biberich am Rhein geboren, wo sein Vater Schloßverwalter war. Dieser, ein kunstliebender Mann und vorzüglicher Musiker und Musikkenner, weckte früh die künstlerischen Neigungen des Knaben; häufige kleine Reisen in den schönen Rheingegenden erfüllten ihn mit Liebe zur Natur und schärften die ihm angeborene Beobachtungsgabe. Nachdem er mit den nötigen Vorkenntnissen ausgerüstet das Pädagogium in Wiesbaden und das Gymnasium in Weilburg besucht hatte, bezog er nacheinander die Universitäten Marburg, Göttingen und Gießen, um Theologie zu studieren, und ging dann nach wohlbestandenem Examen bis 1844 nach Bonn, wo er durch die Vorträge Dahlmanns, Arndts und Kinkels zu kulturhistorischen Studien angeregt wurde, zu welchen seine gründliche Beschäftigung mit der Musik und der Kirchengeschichte ihn vorzugsweise befähigte. Um den nötigen Lebensunterhalt sich zu erwerben, war er fast ein Jahrzehnt Redakteur verschiedener Zeitungen in Frankfurt a. M., Karlsruhe und Wiesbaden, bis er 1854 Professor der Staats- u. Kameralwissenschaften an der Universität München wurde. Hier waltet er noch heute seines Amtes in großer Frische und übt dabei durch seine kulturhistorischen Schriften und populären Vorträge in ganz Deutschland einen anregenden Einfluß aus.

Seine erste wissenschaftlich gehaltene und doch allgemein verständlich geschriebene Schrift erschien 1851—55 unter dem Titel:

„Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik". Sie gliedert sich in 3 Teile: „Land und Leute", „Die bürgerliche Gesellschaft" und „Die Familie". Auf Grund seines langjährigen Verkehrs mit allen Schichten des Volkes sucht er im 1. Bde. nachzuweisen, daß die Anschauung und Gliederung der Gesellschaft, die ganze sociale und staatliche Entwickelung der Menschheit an die verschiedene Bodenbildung und das Klima sich bindet. Im 2. schildert er das Verhältnis der großen natürlichen Volksgruppen zu einander; der Mächte des Beharrens: Bauern und Aristokraten; Mächte der Bewegung: Bürgertum und vierter Stand (Proletariat). Im 3. endlich stellt er in dem Gegensatz von Mann und Weib die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die sociale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz auf. Obgleich dieses Werk viele glückliche und treffende Bemerkungen und feine Beobachtungen des gewandten und vielbelesenen Autors enthält, so können diese kulturhistorischen Studien doch keinen Anspruch erheben, die Grundlage einer Socialpolitik zu bilden, da sie streng genommen weniger konservativ, als vielmehr mittelalterlich reaktionär sind; denn über den von ihm vertretenen Standesinteressen vergißt Riehl die Faktoren der Geschichte, die Hebel des geschichtlichen Geistes und der damit zusammenhängenden verschiedenen Kulturentwickelung.

Die „Musikalischen Charakterköpfe" (1853) enthalten eine Reihe trefflich ausgeführter, mit Einsicht, Kenntnis und feinem Kunstsinn behandelter Charakteristiken bedeutender oder berühmter Komponisten, sowie eine geistreiche Geschichte der romantischen Oper.

Eine weitere Entwickelung seiner socialen Ideeen lieferte Riehl in den Schriften: „Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild", „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten", „Kulturhistorische Novellen", „Geschichten aus alter Zeit", „Aus der Ecke" u. a. Alle diese für das Denken und Empfinden, die Geistesentwickelung unseres Volkes, wie für die Geschichte des menschlichen Herzens interessanten, aus der Fülle des Lebens geborenen und zugleich innerlich erlebten Novellen und Genrebilder zeichnen sich aus durch heitere, witzige Einfälle oder geistreiche Bemerkungen einer lebhaften Phantasie, eine kernige, volkstümliche Sprache und naturwüchsigen Humor, und werden daher als eine immer frische und anregende Unterhaltung gern und immer wieder gelesen.

Litteratur.

Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. 4 Bde. Stuttg., Cotta. 20 M. (Land u. Leute. Die bürgerliche Gesellschaft. Die Familie. Wanderbuch, als 2. Teil zu Land u. Leute.)

Musikalische Charakterköpfe. 3 Bde. Stuttg., 1873. à 5 M.

Kulturstudien aus 3 Jahrhunderten. Stuttg., 1873. 4,20 M.

Geschichten aus alter Zeit. 2 Bde. Stuttg., 1865. 9 M.

Kulturgeschichtliche Novellen. Stuttg., 1864. 5,50 ℳ.
Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild. Stuttg., 1858. 6 ℳ.
Hausmusik. 50 Lieder deutscher Dichter in Musik ges. Stuttg., 1859. 8,50 ℳ.
Aus der Ecke. 7 neue Novellen. Bielefeld, 1875. 6 ℳ.
Geschichten und Novellen. Stuttg., 1878.
Gesammelte Geschichten und Novellen. Stuttg., 1879. 6 ℳ.
Am Feierabend. 6 Novellen. Stuttg., 1880. 6 ℳ.
Kulturgeschichtliche Charakterköpfe. Stuttg., 1891. 6 ℳ.

XCIX. Joh. Viktor von Scheffel.

Der Trompeter von Säckingen.

V. v. Scheffel, Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein. Stuttg., 1876. — Lüben, Auswahl. III. 391. (Aus dem 2. Stück: Jung Werner beim Schwarzwälder Pfarrherrn. S. 38.)

1. Erläuterungen.

„Säckingen“, Stadt am Rhein im badischen Oberrheinkreis und der Eisenbahn zwischen Basel und Waldshut, mit schöner 2türmigen Stiftskirche St. Hilarius und dem 522 auf einer Rheininsel vom heil. Fridolin gestifteten Kloster. 3 Kilom. davon der im Trompeter geschilderte idyllische Säckingersee.

V. 1—9. Anspielung auf Odysseus und seine Irrfahrten von Troja nach Ithaka, seinen Kampf mit dem Kyklopen Polyphem und auf die menschenfreundliche Nausikaa, Tochter des Königs Alkinoos auf der Phäakeninsel Scheria, die, ihre Gewänder am Strome waschend, dem schiffbrüchigen, nackenden Dulder Kleidung verabreicht und zu ihrem Vater bringt, der gastfreundlich ihn in einem Schiffe nach der Heimat fahren läßt.

51. „Ingenium“, natürlicher Verstand, angeborene erfinderische Schöpferkraft, Mutterwitz.

63. „Reichsgericht zu Wetzlar“, der höchste Gerichtshof des ehemaligen deutschen Reichs, von Kaiser Maximilian I. zur Erhaltung des allgemeinen Landfriedens 1495 angeordnet, von 1693—1806 in Wetzlar.

67. „Corpus juris“, das Buch, worin alle römischen Rechte und Gesetze gesammelt sind, auf Befehl des Kaisers Justinian im 6. Jahrh. zusammengestellt.

71. „dociert“, lehrt, vorträgt, Lehrvorträge darüber hält.

76. „Geflunker“, glänzende, blendende, schimmernde, windige Scheingelehrsamkeit.

79. „Gajus“, Name eines römischen Rechtsgelehrten, der um 160 n. Chr. lebte und ein Werk für den Unterricht in den röm. Rechtsschulen geschrieben hat, zum Teil in das Corpus juris aufgenommen.

80. „Ulpianus“, ein römischer Rechtsgelehrter († 228), dessen Werke im Auszuge in Justinianus großem Gesetzbuche (in den Pandekten) enthalten sind.

81. „drein gepfuschet“, aus mangelhafter, ungründlicher Kenntnis, Eilfertigkeit und Ungeschicklichkeit noch vieles hineingetragen haben, von pfuschen, d. h. eine (zünftige) Fertigkeit ausüben, ohne sie nach Regeln und unter gesetzlichem Schutze erlernt zu haben, ohne ein Mann von Fach, ein (zünftiger) Werkmeister zu sein, unberechtigt in ein Geschäft arbeitend eingreifen; davon der Pfuscher.

82—84. Justinian, ohne selbst Rechtsgelehrter zu sein, ließ durch bedeutende Juristen das ganze römische bürgerliche Gesetz zusammenstellen, so daß die früheren Rechtsbücher entbehrlich waren.

94. „Epigonen“, Nachgeborene, Nachkommen.

100. „Codex“, Gesetzbuch.

101. „Glossen“ sind die Bemerkungen, Anmerkungen und sachdienlichen Erläuterungen italienischer Rechtsgelehrten im 12. und 13. Jahrh. zu den Justinianischen Rechtsbüchern.

„Cujacius“ (1522—1590), berühmter franz. Lehrer der Rechtswissenschaften in Bourges, der nach alten Handschriften die röm. Gesetzbücher vervollständigte und berichtigte.

106—107., die in Rotterdam von Elzevir gedruckt war. Die Elzevir-Ausgaben zeichnen sich durch Reinheit und Zierlichkeit, sowie Fehlerlosigkeit des Textes aus.

117. „serenadend“, Abendständchen bringend.

120. „Zur Mensur“, auf den Kampfplatz zum Zweikampf, zum Duell.

123. „Schläger“, ein Degen mit gerader, meist zweischneidiger Klinge, welcher beim Duellieren gebraucht wird. Zum Schutze der Hand ist er entweder mit Glocke oder Parierstange und Bügel oder mit förmlichem Korb versehen.

130—32. „Heidelberger Faß“. Im sog. Bandhaus des Heidelberger Schlosses, der prächtigsten Ruine Deutschlands (1689 und 1693 von dem franz. General Melac in die Luft gesprengt und, kaum wieder aufgebaut, 1764 durch den Blitz zerstört), liegt das (jetzt leere) Heidelberger Faß, 10 m lang und 7 m hoch. Es faßt 200000 Liter und wurde 1751 vom Pfalzgrafen Theodor erbaut. Daneben steht eine hölzerne Figur, den Hofnarren Perkêo darstellend, der täglich 15—18 Flaschen Wein trank.

137. „kontemplativer“, beschaulicher, nachdenklicher, gemütlicher, behaglicher.

139. „Asyl“, Schutz-, Zufluchtsort; Freistätte; Wohnung.

2. Inhaltsangabe.

Werner Kirchhof, geboren in der ehrenreichen, weisheit- und weinschweren Neckarstadt Heidelberg, besuchte die lateinische Schule da-

selbst und erhielt von früher Jugend an durch einen immer durstigen Spielmann auch Unterricht im Trompetenblasen. Auf besonderen Wunsch des Vormundes bezog der mit natürlichem Verstand und Mutterwitz leidlich ausgestattete Jüngling in seinem 18. Jahre die Universität daselbst, um Jura zu studieren, die neben Ehr, Amt und Würden auch güldene Dukaten einbringt, da ein tüchtiger Jurist kurfürstlicher Amtmann, sogar Mitglied des Reichskammergerichts in Wetzlar werden könne. Anfangs besuchte er fleißig die Vorlesungen des Professors Brunnquell über römisches Recht und vertiefte sich auch daheim, oft bis in die Nacht hinein, in die Kommentare zu den Justinianischen Rechtsbüchern. Trotz aller Anstrengungen seines Kopfes konnte er aber dieser Wissenschaft keinen Geschmack abgewinnen: sie war ihm zu trocken und wüstverschlungen. Er entsagte daher dem Studium, versetzte eines Tages sein schönes Elzevirsches Corpus juris bei dem Juden Levin Ben Machol und streifte als ein kecker Bursche in nicht stets sehr fein gewählter Gesellschaft durch Berg und Thal und sporrenklirrend nächtlich durch die Straßen, um manchem „Blauäuglein" eine Serenade zu bringen. Als flotter Bursche hatte er beständig Ehrenhändel, zeichnete auf der Mensur als gewandter Fechter sich aber meist in die glatte Wange seines Gegners ein. Am liebsten weilte er jedoch im Pfalzgrafenschlosse, um mit des Kurfürsten Hofnarren Perkêo behaglich vom Heidelberger Fasse zu trinken.

3. Inhaltsangabe des ganzen Gedichtes.

Etliche Jahre nach dem 30jährigen Kriege zieht Werner Kirchhof aus Heidelberg in den ersten Märztagen als ein lustiger Reitersmann durch den schneebedeckten Schwarzwald.

„Lustig flatterte im Winde
Ihm der lange graue Mantel,
Flatterten die blonden Locken,
Und vom aufgekrempten Hute
Nickte keck die Reiherfeder.
— — — — — — — — — — — —
Aus den blauen Augen flammte
Glut und Milde, sinn'ger Ernst ihm,
Und es brauchte nicht des langen
Korbbewehrten Rauferdegens,
Der vom schwarzen Wehrgehänge
Schier hinab zum Boden streift, um
Anzudeuten, daß die Faust ihn
Ritterlich zu führen wisse.
Um das zugeknöpfte Reiterwams
Schlang ein Band sich, dran hing glänzend
Die vergüldete Trompete.
Vor Schneeflocken sie zu schützen,
Schlug er oft um sie den Mantel."

An einem Waldrande steigt er vom Pferde, bindet dieses an einen Baumstumpf und schaut lange und sprachlos in die prächtige, vom Rhein durchschnittene Landschaft.

„Hei! wie schön lag Wald und Feld da,
Grüne Wiese, — enges Thälchen —
Strohdachhütten, nieder, moosig
Und des Dorfs bescheiden Kirchlein.
Unten tief, wo dunkle Wälder
Sich zur Ebne niederstreckten,
Wand, ein langer Silberstreifen,
Sich der Rhein gen Westen hin,
Weither von der Insel glänzen
Mauerzinnen, hohe Häuser
Und des Münsters Kirchturmpaar.
Aber jenseits, weit in grauer
Duft'ger Fern zum Himmel ragen
Schneebeglänzt die Bergesriesen
Des helvetischen Nachbarlandes."

Endlich beginnt er auf der Trompete, die er meisterschaft zu behandeln verstand, ein vergnüglich Stück zu blasen.

„Grüßend klang es nach dem Rheine,
Grüßend klang es nach den Alpen,
Heiter bald, und bald beweglich
Ernst als wie ein frommes Beten.
Bald auch wieder scherzhaft schalkhaft.“

Plötzlich tritt der alte Pfarrherr des nahen Dörfleins, der längs des Waldessaumes spazieren gegangen war

„Zum Trompeter, dessen letzte
Klänge in die Ferne hallten,
Klopft ihm freundlich auf die Schulter:
„Gott zum Gruß, mein junger Herre,
Habt ein wacker Stück geblasen!
Seit die kaiserlichen Reiter
Den Feldwebel hier begruben,
Den bei Rheinfeld' eine schwed'sche
Feldschlang tief ins Herz gebissen,
Und dem toten Kameraden
Die Reveill' zum Abschied bliesen,
Hört' ich nimmer hier im Walde,
— Und 's ist lang schon, solche Töne“

und läd' ihn ein, Obdach bei ihm zu nehmen.

„Sprach der Reiter: „Fremd in fremdem
Lande steh' ich und hab' wirklich
Noch nicht näher reflektieret,
Wo ich heute Nachtruh' halte.
Nöt'genfalls zwar schläft ein freies
Herz auch gut in freiem Walde;
Doch solch freundlich Anerbieten
Nehm' ich dankbar an — ich folg' Euch.“
Losband er das Roß vom Tannstumpf,
Führt es sorgsam an dem Zügel,
Und es schritten Pfarr' und Reiter
Nach dem Dorf wie alte Freunde
In des Abends Dämmerung.
Dort am Pfarrhausfenster stand die
Schaffnerin und sah's bedenklich.
Traurig hob sie ihre Hände,
Traurig nahm sie eine Prise:
„Heil'ge Agnes, heil'ge Agnes,
Steh mir bei in meinen Nöten!
— Schleppt mein allzugütiger Herre
Mir schon wieder einen Gast her;
Wie wird der in Küch und Keller
Greuliche Verwüstung bringen!
Nun ade — ihr Bachforellen,
Die dem Herrn Dekan von Wehr ich
Für den Sonntag aufgesparet,
Nun ade, du frischer Schinken!
Ja mir ahnet, auch die alte
Gluckhenn' muß ihr Leben lassen,
Und den schönen Sommerhafer
Frißt das schwarze fremde Rößlein.“

Nach der Abendmahlzeit nötigt ihn der Pfarrer „auf die Bank des warmen Kachelofens, das Brütnest trefflicher Gedanken“ und jung Werner erzählt, bei rotem Weine seine Lebensschicksale. Ein Heidelberger Kind, leidlich mit Verstand und Mutterwitz begabt, hat er in der berühmten Neckarstadt Jura studiert, später aber der trockenen Wissenschaft entsagt und ein freies, ungebundenes Leben geführt. Als kecker Bursche streifte er durch Berg und Thal, brachte hübschen Mädchen Abendständchen oder war auf der Mensur. Am liebsten weilte er aber im Pfalzgrafenschlosse bei seinem Freunde Perkêo, um mit diesem vom großen Fasse zu schlürfen. Von einem philosophischen Frühtrunk berauscht, erklärt er der Kurfürstin Leonore, Gemahlin Friedrichs von der Pfalz, die auf hohem Schloßbalkone im Kreise edler Fräulein stand, in schmachtenden Versen seine Liebe, wird deshalb relegiert und der Stadt verwiesen. Die Trompete, des Unheils Werkzeug, fröhlich um die Schulter gehangen, ist er ziellos durch den Schwarzwald geritten, hat hier gastliche Aufnahme gefunden und bittet den erfahrenen Hauswirt

um guten Rat. Dieser empfiehlt ihm, sich morgen an Säckingens Schutzpatron, den hl. Fridolin, zu wenden, der unter dem Frankenkönige Chlodwig sich hier als Bekehrer der heidnischen Alemannen niedergelassen hatte.

„Fast scheint guter Rat hier teuer,
Und in meiner Kasuistik
Steht der Fall nicht aufgezeichnet,
Was dem Manne sei zu raten
Der Pfalzgräfinnen ansinget,
Rechtsweisheit ins Leihhaus bringet,
Und mit der Trompete kecklich
Sich die Zukunft will erblasen.
Doch wenn Menschenfürwitz stillsteht,
Helfen gnädig die im Himmel.
Drunten in der reichen Waldstadt,
In Säckingen ist ein guter
Schutzpatron für junge Leute,
Ist der heil'ge Fridolinus.
Morgen ist des Heil'gen Festtag.
Der hat keinen noch verlassen,
Der um Hilf' ihn bittend anging:
Wendet Euch an Fridolinum."

In dem großen Festzuge erblickt jung Werner ein schlankes, blondes Fräulein,

„Veilchenstrauß im Lockenhaare,
Drüber wallt der weiße Schleier,
Und er deckte halb ihr Antlitz
Wie ein Winterreif, der auf der
Jungen Rosenknospe glänzet.
Mit gesenktem Blicke schritt sie
Jetzt vorüber an jung Werner.
Der ersah sie — war's die Sonne,
Die sein Auge jäh geblendet?
War's der blonden Jungfrau Anmut?"

es ist die liebliche Margareta, das einzige Töchterlein des alten Freiherrn von Säckingen, und alsbald packt ihn der „Liebe Zauber".

Am Abend besteigt Werner einen Kahn, rudert nach der Kiesbank unterhalb des Schloßturmes und bläst hier ein melodisches, „fugenartiges Tongewebe".

„Und der Nordwind trug die Klänge
Sorgsam auf zum Herrenschloß."

Der Freiherr und seine Tochter, begleitet von dem „biedern Kater

Hiddigeigei mit dem schwarzen
Samtfell, mit dem mächt'gen Schweif,
's war ein Erbstück seiner teuern
Frühverblichnen stolzen Gattin,
Leanor Montfort du Plessys,
Fern in Ungarn war die Heimat
Hiddigeigeis; ihn gebar die
Mutter aus Angoras Stamme
Einem wilden Pußta-Kater"

treten auf den Balkon und lauschen dem süßen Trompetenton.

Tags darauf tritt er als Burgtrompeter in den Dienst des alten Freiherrn, der ihm in dem Erkertum ein „luftiges Trompeterstübchen" anweist, welches Margareta mit einem großen, duftigen Strauße geschmückt hat.

Als sie eines Morgens zu der grünen Geißblattlaube wandelt, findet sie daselbst auf dem braunen Rindentische Werners Trompete. Schüchtern ergreift sie das „Zauberhorn des Hüon", preßt es an die Rosenlippe,

„Aber schier wie Schreck durchzuckt sie's,
Da ihr Hauch im gold'nen Tonkelch
Sich in lauten Schall verwandelt,
Den die Lüfte weitertragen.
Ungefüge Greueltöne,
Schneidend falsche Dissonanzen
Bläst sie in die Morgenstille,
Daß dem Kater Hiddigeigei
Sein angorisch langes Fellhaar
Sich wie Igelstacheln aufsträubt,
Und das Ohr sich mit der Pfote
Sanft verhaltend sprach der Biedre:
„Dulde, tapfres Katerherze,
Das so vieles schon erduldet,
Duld' auch dieser Jungfrau Blasen."

Werner eilt herzu, findet aber statt des vermuteten frechen Gärtnerjungen Margareten,

„Die Trompete an den Lippen,
Und die Wangen aufgeblasen,
Wie der kleine holzgeschnitzte
Zierliche Posaunenengel
In der Kirche Fridolini.“

Vor Schrecken entfällt ihr jählings die Trompete. Durch ein „feines Wortgewinde“ mildert Werner die Verwirrung und beginnt „der Trompetung Anfangsgründe, regelrecht und ernst bemessen, jetzt dem Fräulein darzuthun“, daß sie in kurzen das Signal bläst, welches „einstmals ihres Vaters Kürassiere“ zum Angriff rief. Um die Kriegsschulden von Stadt und Land zu decken, schreibt der Freiherr eine Umlage aus. Darüber empören sich die Bauern und suchen das Schloß zu stürmen. Bei der glücklichen, durch Werner geleiteten Verteidigung wird dieser schwer verwundet, durch Margaretens sorgliche Pflege aber gerettet; die Genesung führt zu einem gegenseitigen Liebesgeständnis. Als er jedoch um ihre Hand wirbt, weist der Freiherr ihn wegen Standesungleichheit zurück. Sofort verläßt Werner das Schloß und gelangt nach manchen Abenteuern und Kämpfen gegen türkische Seeräuber nach Rom, wo er Kapellmeister des Papstes Innocenz XI. wird. In dieser Stellung sieht ihn Margarete nach Jahren wieder, die ihr Vater auf den Rat und unter Obhut der Fürstäbtissin von Säckingen nach Italien zur Luftveränderung gesandt hatte, weil sie im Liebesharme sich verzehrte. Der Pabst, der das ohnmächtige Fräulein in der St. Peters-Kirche bemerkt hat, nimmt sich des Paares an, sobald er den Zusammenhang erfahren, ernennt Werner in Anerkenntnis seiner braven Dienste zum Marchese Camposanto und verlobt sie, kraft der Vollmacht, die ihm ward, zu lösen und zu binden. Der treue Kutscher Anton aber gedenkt auf der Heimreise über Florenz und Mailand von Schaffhausen aus durch einen reitenden Boten das Städtlein Säckingen zu alarmieren:

— — „Rüstet Fahnen,
Ladet die Kanonen tüchtig,
Baut auch eine Ehrenpforte!“
Drauf am nächsten Abend ziehn wir
Festlich durch das alte Thor ein,
Festlich knall' ich von dem Bocke,
Daß die Rathausfenster dröhnen,
Und ich hör' den alten Freiherrn,
Wie er unwirsch fragt: „Was soll dies
Schießen, Jubeln, Fahnenschwenken?“
Schon von weitem ruf' ich ihm dann:
„Heil ist unserm Haus begegnet,
Und ein Brautpaar kommt gefahren,
Herr, ich bring' Euch Eure Kinder!“

4. Komposition des Epos.

Der Trompeter von Säckingen nimmt unter den neuen epischen Gedichten einen hervorragenden Rang ein, was schon die zahlreichen Auflagen beweisen.

Die Lokalitäten, in denen sich die Geschichte bewegt, die Sitten, Sagen und Verhältnisse sind mit poetischer Kraft zu lebensvollen Gemälden entfaltet, die erzählten Begebenheiten und handelnden

Personen treten aus den mit erquicklicher, waldquellartiger Naturwahrheit geschilderten Örtlichkeiten plastisch und ansprechend heraus; weniger scharf und treu sind die Zeitverhältnisse gezeichnet. Die Handlung schreitet lebendig vorwärts und gewinnt, je länger, je mehr an Interesse, wenn sie auch öfter durch Episoden (die Geschichte des heil. Fridolinus und die Erbauung des Klosters und des Städtchens Säckingen, die köstliche Geschichte der Gefangenschaft des Freiherrn in Vincennes, wo er durch sein Tabakrauchen die Liebe der edlen Leanore du Plessys gewinnt, die Schilderung des Fischfanges im Bergsee, Werners Besuch der Erdmannshöhle) und — gleich der Amaranth — durch verschiedene Liederreihen (Lieder jung Werners, des Katers Hidigeigei, des stillen Mannes, Margaretas) und Monologe des Katers unterbrochen, Werners Lebensschicksale nach seiner Entfernung von Säckingen zu oberflächlich und der Schluß zu schnell herbeigeführt wird.

Der treuliebende deutsche Trompeter ist durchaus eine volkstümliche Figur, dessen frischer, kecker, burschikoser Humor aus den seelenvollen, ernsten Stellen kräftig hervortritt. Daneben die minnigliche Margarete und der soldatisch-derbe, aber adelsstolze, vom Podagra geplagte Freiherr.

Voll anmutigen, köstlichen Humors sind auch die Lieder und Betrachtungen des imposanten (samt seinem Namen direkt dem Leben, dem Hausstande des Hofgerichtsrats Preuschen in Bruchsal entnommen) Katers Hiddigeigei, der „selbstbewußten epischen Charakterkatze“, die bei zornig aufwärts gekrümmtem Buckel und rückwärts gesträubten Haaren immer noch die Anmut mit der Würde zu verbinden weiß, und bei der Vergleichung seiner „nächtlich in süßen Tönen gedachten“, von den Menschen aber als Katzenmusik gebrandmarkten „besten Worte“ mit den von dem Fräulein als ein „Strauß von Nesseln, Stroh, Dornen und stechenden Disteln“ hervorgebrachten Tönen die tröstliche Hoffnung gewinnt, daß Zeiten kommen werden, „wo der Mensch, das weise Untier, ihm die Mittel richt'gen Ausdrucks des Gefühls entleihen wird, wo die ganze Welt im Ringen nach dem Höhepunkt der Bildung katzenmusikalisch wird.“

Ebenso köstlich ist sein Monolog über das Küssen. Als Werner nach seiner Genesung zum erstenmal in den Garten ging und im warmen Sonnenschein von der Steinbank in die Rheinlandschaft hinunter sah, Margareta ihn um sein Befinden fragt, ihm den Sturm der Bauern auf das Schloß, sowie das Schlachtfeld und sein keckes Wagnis im Kampfe schildert, das ihr schweres Herzleid gebracht und Thränen gekostet hat, sie ihm, dem „bösen Manne“, in die Arme fliegt und an seinen Lippen mit dem ersten schweren, süßen Kuß der Liebe hängt, — spricht murrend Hiddigeigei:

„Manch ein schwer Problema hab' ich
Prüfend in dem Katerherzen
Schon erwogen und ergründet.
Aber ein's bleibt ungelöst mir,
Ungelöst und unbegriffen.
Warum küssen sich die Menschen?
's ist nicht Haß, sie beißen nicht,
Hunger nicht, sie fressen sich nicht,
's kann auch kein zweckloser blinder
Unverstand sein, denn sie sind sonst
Klug und selbstbewußt im Handeln;
Warum also, frag' umsonst ich,
Warum küssen sich die Menschen?
Warum meistens nur die jüngern?
Warum diese meist im Frühling?
Über diese Punkte werd' ich
Morgen auf des Daches Giebel
Etwas näher meditieren."

„Dieses sind Kabinettstückchen des Scheffelschen Humors, die in ihrer Anspruchslosigkeit und Frische gewiß noch viele Leser erheitern werden".

Die Sprache ist rein und poetisch schön, reich durch den Gebrauch glücklich angebrachter Ausdrücke aus dem Volksleben oder altertümlicher Wörter belebt, wodurch eine treuherzig naive, urdeutsche Färbung des mittelalterlichen Lebens hervorgebracht wird.

Leben und Charakteristik Scheffels.

Jos. Viktor Scheffel wurde am 16. Febr. 1826 zu Karlsruhe geboren. Sein Vater war ein ernster, würdiger, wahrheitliebender und verdienter badischer Major aus den Freiheitskriegen und später großherzoglicher Baurat, seine Mutter, eine verehrungswürdige, geistvolle, feinsinnige, hochgebildete und dichterisch begabte Dame. Gleich Goethes Mutter übte sie den größten Einfluß auf die Entwickelung des Sohnes. Mit größter Liebe hing sie an dem einzigen Sohne, der diese in vollem Maße erwiderte. Mit derselben zärtlichen Liebe hing er an seiner einzigen Schwester, einem reichbegabten, künstlerisch beanlagten Mädchen, dessen frühzeitiger Tod (1857) nachmals von langandauerndem schmerzlichen Einfluß auf die Seelenstimmung des Dichters geworden ist. Der zarte, träumerische Knabe äußerte schon früh ein empfängliches Gemüt für die ungeschminkte Schönheit der Natur; die gesellige Vereinigung im Salon der Mutter hatte für ihn keinen Reiz. Er nahm jedesmal eilends Reißaus, wenn die feingeputzten Menschen aus den hervorragenden Stellungen der badischen Residenz ins Haus kamen, wie ihm denn auch die Abneigung gegen die elegante, im Grunde inhaltslose Salongeselligkeit zeitlebens geblieben ist. Nach Beendigung seines Gymnasialkursus auf dem dortigen Lyceum, hätte der 17jährige Jüngling gern eine Malerakademie bezogen, da er ein schönes Talent zum Zeichnen und entschiedene Vorliebe für bildende Kunst offenbarte. Allein er opferte seine Neigung Familienrücksichten und äußeren Verhältnissen und widmete sich 1843 in München dem Studium der Rechte, welches er später in Heidelberg und Berlin fortsetzte. Trotz allen Fleißes konnte er aber dieser Wissenschaft keinen Geschmack abgewinnen: der einseitige Kultus des fremden römischen Rechtes und die oft spitz-

findige Auslegung desselben verletzte seinen schlichten Sinn und sein deutsches Gefühl, und oft mögen Empfindungen des Ärgers und Verdrusses sein Herz beunruhigt haben, wie er solchen später im „Trompeter" Ausdruck verlieh und seinen in Heidelberg studierenden Werner seufzend ausrufen läßt:

„Römisch Recht, gedenk' ich deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie brettvernagelt!" u.s.w.

(Vergl. oben S. 72—98).

Die einzige ihn anziehende Partie des juristischen Studiums waren die deutschen Rechtsaltertümer, welche dann wiederum den Übergang zu den vielseitigsten germanistischen Studien vermittelten.

Um seine künstlerischen Neigungen in etwas zu befriedigen, besuchte er in Berlin die kunsthistorischen Vorlesungen Waagens und Kuglers. Nachdem er 1847 in Heidelberg sein Brotstudium beendet, und das Jahr darauf das Doktor- und Staatsexamen bestanden hatte, wurde er 1850 badischer „Rechtspraktikant und Dienstverweser", d. h. Assessor, in Säckingen und später Sekretär des badischen Hofgerichts in Bruchsal. Hatte schon die juristische Wissenschaft Scheffel keine Freude bereitet, so fand der phantasievolle Jüngling begreiflicherweise in der juristischen Beamtenpraxis erst recht keine Befriedigung. Im Mai 1852 nahm er Urlaub, in Wahrheit aber Abschied vom Staatsdienste und ging zum Zweck malerischer Studien durch den Kanton Wallis nach Rom. Obgleich er unterwegs und auch in Italien viel zeichnete, erkannte er in Rom, daß er nicht zum Maler, sondern zum Dichter geboren sei. Er begab sich im Frühjahr 1853 nach Capri, dann nach Sorrent, wo auch Paul Heyse weilte, und vollendete hier seinen jugendfrischen Sang vom Oberrhein — „Den Trompeter von Säckingen".

Am 1. Mai 1853 sandte er das aus dem Geiste deutscher Vergangenheit herausgeborene echt deutsche Lied seinen Eltern mit dem liebenswürdigen Humor:

„Doch den Sang, der mir in froher
Frühlingsahnung aus dem Herz
sprang,
Send' ich grüßend in die Heimat,
Send' ich Euch, dem Elternpaar.
Manch' Gebrechen trägt er, leider
Fehlt ihm tragisch hoher Stelzgang,
Fehlt ihm der Tendenz Verpfeffrung,
Fehlt ihm auch der amaranthne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anspruchsvolle Blässe.
Nehmt ihn, wie er ist, rotwangig
Ungeschliff'ner Sohn der Berge,
Tannzweig auf dem schlichten Stroh-
hut.
Was ihm wahrhaft mangelt, deckt es
Mit dem Schleier güt'ger Nachsicht.
Nehmt ihn, nicht als Dank — ich
stehe
Schwer im Schuldbuch Eurer Liebe,
Doch als Gruß und als ein Zeichen,
Daß auch einer, den die Welt nicht
Auf den grünen Zweig gesetzt hat,
Lerchenfröhlich und gesund doch
Von dem dürren Ast sein Lied singt."

Den Anlaß zu der eigenartigen und freierfundenen Dichtung voll kecken Humors und zarter Innigkeit der Empfindung gab

ihm in erster Linie wohl ein alter Grabstein auf dem Kirchhofe zu Säckingen, dessen Inschrift in deutscher Übersetzung lautet: „Ewige Ruhe der Seele und des Leibes suchte hier bei Lebzeiten und fand durch einen ruhigen, seligen Tod das in gegenseitiger Liebe unvergleichliche Ehepaar: Herr Franz Werner Kirchhofer und Frau Marie Ursula von Schönau. Er am letzten Mai 1690. Sie am 21. März 1691. Sie leben in Gott“, sowie eine lokale Sage, die uns Proelß in Scheffels Leben und Dichten näher erzählt hat. Ein junger und schmucker Säckinger Bürgersohn, Werner Kirchhofer, gewinnt durch seine edle Musika sich die Liebe des Freifräuleins von Schönau. Der gestrenge Freiherr entdeckt das heimliche Verhältnis, verbietet Werner das fernere Betreten des Schlosses und bringt das Töchterchen als Hoffräulein nach Wien. Werner schließt sich einer Musikbande an, durchzieht mit dieser die Gauen des römischen Reiches, kommt nach Wien und wird dort wegen seiner musikalischen Talente Hof- und Domkapellmeister. Nach beendetem Gottesdienste im Dome begegnen sich einst die Blicke der Liebenden am Portale. Vor freudigem Schrecken sinkt das Fräulein in Ohnmacht. Dieselbe erregt das Aufsehen des kaiserlichen Gefolges. Das Fräulein bekennt dem Kaiser die Ursache, und dieser erhebt Werner wegen seiner Verdienste in den Adelstand, vermittelt beim alten Freiherrn ihre Verbindung, und dieser heißt beide bei ihrer Ankunft in Säckingen willkommen.

Auf seiner Rückreise 1853 lernte er in München Geibel und Riehl kennen und ließ sich nach einem kurzen Aufenthalte in der Heimat in Heidelberg nieder, um ganz seinen litterarischen Arbeiten leben zu können. In Heidelberg verkehrte er regelmäßig in einem heiteren, anregenden und jovialen Männerkreise, der

„Den Mittwoch in den Donnerstag zu längern
Bei goldnem Rheinwein oft beflissen war.“

Es war der durch Scheffel berühmt gewordene „Engere“, anfänglich im Gasthaus zum Adler, später im Museum, zu welchem u. a. der Pfarrer Schmetzer von Ziegelhausen, der Publicist Rochau, der Philologe Jul. Braun und der Historiker Ludw. Häußer gehörten.

In diesem Freundeskreise entstanden viele seiner schönen, humoristischen, naturwüchsigen und gemütvollen Lieder, die wegen ihrer Frische und Unmittelbarkeit sich rasch in Studentenkreisen verbreiteten und nach den Schmetzerschen Kompositionen gesungen wurden. 1867 wand er daraus einen reichen Strauß, den jetzt ganz Deutschland unter dem Titel: „Gaudeamus“ kennt und liebt. Neben mancher frischen, duftenden Blume herrscht darin ein urwüchsiger, oft derber, zuweilen gelehrter Humor. Wer kennte nicht daraus die „Teutoburger Schlacht“, die launig anhebt:

„Als die Römer frech geworden,
Zogen sie nach Deutschlands Norden.
Vorne beim Trompetenschall
Ritt der Generalfeldmarschall
Herr Quinctilius Varus.“

In Heidelberg reifte in ihm auch der Plan zu seinem großen Roman: „Ekkehard, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert“, der im Sommer 1854 zum großen Teile unter der schattigen Linde des Wirtshauses am Abhange des Hohentwiel entstand, die letzten Kapitel aber auf dem Waldkirchli am Säntis geschrieben wurden. Gegründet auf eingehende theologische und historische Studien, alte Chroniken und Jahrzeitbücher, Legenden und Biographieen der Heiligen und Märtyrer, die er in den Bibliotheken in Säckingen und Donaueschingen gefunden, namentlich auf die Annalen des Klosters St. Gallen (Pertz, Monum. IV.) belebte er seine Lesefrüchte zu frischen, organischen Gestalten, rückte die nebelgraue Vergangenheit unter den erhellenden und erwärmenden Strahlen der Poesie in einer chronikartig anmutenden Sprache in unsere Nähe, und schuf ein Gemälde und Kulturbild der damaligen Zeit mit besonderer Rücksicht auf die Gauen dies- und jenseits des Rheines vom Schwarzwald an bis zu den Appenzeller Bergen, das an Anschaulichkeit und Wahrheit wenige seinesgleichen hat. In plastischer Gestaltung wird uns das Leben und Treiben in den Klöstern, in den Burgen der Fürsten und in den Hütten des freien Landvolkes und der Leibeigenen geschildert; es wird von den Einfällen der Hunnen, von ihrer eigentümlichen Kampfesweise und ihren Sitten berichtet. Wir sehen die Mönche in ihren gottesdienstlichen Übungen, in ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen, aber auch in ihren Kämpfen gegen die Hunnen. Das Volk erscheint als christlich-gläubig, zugleich aber auch dem heidnischen Götzendienste zugethan, sinnlich heidnische Gebräuche und Feste feiernd. Die kulturhistorischen Momente sind aber mit solcher Kunst und treuherzigen Naivetät in die Darstellung der einfachen Begebenheit — die Liebesleidenschaft zwischen Hadwiga, Herzogin von Schwaben auf Hohentwiel und dem jungen Mönch Ekkehard in St. Gallen — und in die Charakteristik der Personen verflochten, daß die Absichtlichkeit derselben vollständig verschwindet. Und wieder ist es der Humor, der dieser Dichtung den eigensten Reiz verleiht.

Kunstvoll wie der Aufbau der Handlung ist auch die Lösung des Konflikts, die Überwindung der Leidenschaft durch die erlösende Kraft der Dichtkunst. Vergleicht man den „Trompeter“ mit dem „Ekkehard“, so wird man finden, daß beide Stücke dasselbe Motiv haben: die Liebe zu einer gesellschaftlich Höherstehenden, die sich entwickelt in Unterrichtsstunden. Dort entsteht die aufkeimende Neigung während des Unterrichts im Trompeteblasen, hier bei gemeinsamer Virgillektüre. In die Liebesidylle

sind weltgeschichtliche Ereignisse verwebt: dort der Bauernaufstand, hier die Hunnenschlacht. In beiden Dichtungen wird ein Volksfest geschildert, an welchem sich die Patronatsherrschaft beteiligt: dort der Fischzug, hier die Hochzeit des Cappan. Dort sind die Charaktere nur skizziert, hier aber sorgfältig ausgeführt. Nach Vollendung des Ekkehard weilte der Dichter 1855 in Italien, 1856 im südlichen Frankreich, 1857 in München bei König Max. 1858 erhielt er einen Ruf nach Donaueschingen als Bibliothekar des Fürsten von Fürstenberg, wo er bis 1859 blieb. Hier erschloß sich dem die alemannischen Altertümer mit Vorliebe studierenden Dichter ein reicher Schatz in der Laßbergischen Bibliothek, deren altdeutsche Handschriften er ordnete und in einem gedruckten Kataloge (Stuttgart 1859) beschrieb. Eine dichterische Frucht dieser Studien war der 1866 mit Zeichnungen von A. von Werner herausgegebene Juniperus, der uns in die Blütezeit des ritterlich höfischen Lebens, in die Zeit des ausgehenden 12. Jahrhunderts, in die Periode der Kreuzzüge einführt. Die Handlung selbst spielt vor und um 1188, die sie berichtende Erzählung fällt in den Kreuzzug Barbarossas (1190). Der Stoff ist freie Erfindung, aber die kulturhistorischen Grundlagen wahr und treu.

Als er im J. 1857 der Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals in Weimar beigewohnt hatte, besuchte er auf der Rückfahrt die Wartburg, wo ihn Moritz v. Schwinds berühmtes Wandgemälde im Sängersaale zu „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich v. Ofterdingens Zeit“ begeisterte. Um die Zeit des mythischen Sängerstreites (1207) kulturgeschichtlich darstellen zu können, lebte er im Herbste 1859 längere Zeit auf der Wartburg und machte seine Studien, wie beim Ekkehard, nach der Natur selbst, indem er Land und Leute unmittelbar erforschte. Auf der gründlichsten Kenntnis des deutschen Minnegesangs und des Lebens im Mittelalter beruhend, sind die Gedichte in Frau Aventiure im Geiste jener gesangreichen Zeit gedichtet, aber so, wie wir wünschten, daß die damaligen Dichter gesungen haben möchten, nämlich mit derjenigen realen Grundlage und so objektiviert, wie es die Lyrik des Volksliedes thut, die wir an jenen so sehr vermissen. Als dieser dem Großherzoge von Weimar gewidmete Liederstrauß 1863 seine endgültige Form erhielt, begann seine Gesundheit zu wanken, so daß er in der Kuranstalt Brestenberg am Hallwyler See Zuflucht suchte. Seit Beginn d. J. 1860 nahm Scheffel seinen Wohnsitz in Karlsruhe. Studien und Wanderfahrten lösten sich ab. Das bedeutsamste Ereignis aber in dem Leben des Dichters fällt in das Jahr 1864. Der fahrende Meister Josephus entschließt sich, festen Grund zu fassen und sich ernstlich seßhaft zu machen. Am 22. Aug. desselben Jahres vermählte er sich mit dem Freifräulein Karoline von Malsen, einer durch Geist und Liebens-

würdigkeit ausgezeichneten Dame. Er war aufrichtig beglückt und seine Eltern und seine Freunde mit ihm. Leider traf ihn schon in den ersten Monaten seines jungen Eheglücks der schmerzlichste Schlag: er verlor unerwartet am 6. Februar 1865 in Karlsruhe seine innigstgeliebte und hochverehrte Mutter, während er sich mit seiner jungen Frau in der Schweiz befand. Er gab nun sein Wanderleben auf, zog im Herbst 1865 nach Karlsruhe zu seinem alten Vater und lebte hier ganz seiner dichterischen Thätigkeit und seinen Studien, verweilte aber den schönsten Teil des Jahres auf seiner Villa Seehalde am Bodensee bei Radolfzell, mit dem Blick auf den Hohentwiel, den er in seinem Ekkehard uns allen nahe gerückt hat. Seit 1868 zogen aber dunkle Wolken über sein häusliches Glück herauf; zwischen beiden Ehegatten trat, „Gott weiß wann und wie", schreibt Scheffel, eine Entfremdung, eine Erkältung ein, unter der er schwer gelitten hat. Zum Teil ist sie unbeabsichtigte Schuld seines geistig und physisch krüppelhaft geborenen jüngeren Bruders, den Scheffel nach seiner Verheiratung zu sich in sein Haus aufgenommen hatte. Aber die gelobte Treue und Liebe hat Scheffel der von ihm getrennten Gemahlin gehalten, sein einziger Sohn ist sein Lebensglück geworden. Und an seinem Sterbelager haben 18 Jahre voll Kummer und Bitternis einen versöhnenden Abschluß gefunden: die so lange von seinem Hause Ferngebliebene kehrte zurück und gewährte ihm den letzten Trost einer vollen Versöhnung. 1869 erschienen seine im Odenstil gedichteten „Bergpsalmen". In meist reimlosen Rhythmen schildert er hier die einsame Größe der Alpenwelt, „aber nicht als lyrische Stimmung des Dichters, sondern seine Gestalten schaffende Phantasie stellt auch hier eine Gestalt der Vergangenheit in den Mittelpunkt und macht sie zum Träger der feierlichen Gedanken."

An seinem 50. Geburtstage 1876 ist ihm eine Huldigung aus allen Teilen Deutschlands zu teil geworden, wie kaum je einem anderen Dichter. Auch der erbliche Adelsstand wurde ihm an diesem Tage verliehen. Allmählich aber nahm das Leiden zu, dessen erste Spuren sich in den sechziger Jahren zeigten. Die kräftige Konstitution des Dichters überwindet mehrere schwere, mit furchtbaren Schmerzen verbundene Anfälle der Wassersucht. Noch giebt es Tage und Monate leidlichen Befindens, eine jährliche Badereise nach Kissingen bringt Linderung; aber die völlige Genesung ist ausgeschlossen. Bange Todesahnungen suchen den Dichter heim, und immer düsterer lagert sich's um Herz und Geist. Sein hartnäckiges Leiden, Asthma und Rheuma, gegen das er sich lange vergebens wehrte, raffte ihn in Karlsruhe am 9. April 1886 mitten aus all seinen Plänen für die Festfeier des 500jährigen Bestehens seiner geliebten alma mater Heidelberg hinweg.

„Scheffel ist ein echter Sohn des deutschen Vaterlandes. Aus deutscher Vergangenheit holt er seine Stoffe, deutsch sind seine Männer, deutsch seine Frauen, deutsch ist er selbst mit seiner Schlichtheit und Wahrhaftigkeit, seinem gutmütigen, gewinnenden Humor, seiner Innerlichkeit und Weltzurückgezogenheit, seinem innig empfindenden Herzen und seinem tiefen Verständnis für das Leben der Natur. Ja, auch seine Sehnsucht nach Italien und seine burschikosen Sympathieen sind echt germanische Züge. Wie es einem Deutschen wohl ansteht, hat er sich als Jüngling im Märchenlande der blauen Blume, im Zauberreich der Romantik umgethan. Da hat er Flußgötter und Nixen, Zwerge und Waldgeister leibhaftig erschaut, da hat er die Sprache der Vögel und Bäume verstehen gelernt, da hat er erlauscht, was Deutschlands Muse, hingestreckt auf blumengepolsterten Pfühl, in der Laube von Jelängerjelieber im Traume gesprochen. Sie führte ihn von Berg zu Berg, von Burg zu Burg, vom Hohentwiel zur Wartburg, vom Schwarzwald zu den Alpen, wo er das Geheimnis erlauschte, das auf luftiger Berghöhe waltet und das Menschenherz weitet und dehnt und himmelan hebt im freien Schwung der Gedanken“. (Sievers.)

Litteratur.

A. Schriften von Scheffel.

Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit. Stuttg., 1881. geb. 10 M.
Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. 33. Aufl. Stuttg., 1880. geb. 4,80 M.
Bergpsamen. Stuttg., 1877. 6 M.
Juniperus. Gesch. eines Kreuzfahrers. Stuttg., 1876. geb. 7 M.
Ekkehard. Eine Gesch. aus d. 10. Jahrh. 45. Aufl. Stuttg., 1879. 5 M.
Der Trompeter von Säckingen, Ein Sang vom Oberrhein. 101. Aufl. Stuttg., 1883. 3,60. M.
Das Waltarilied verdeutscht. Stuttg., 1875.
Waldeinsamkeit. Dichtung zu 12 landschaftlichen Stimmungsbildern. Stuttg., 1880. 8 M.
Reise-Bilder. Stuttgart, 1887. 5 M.
Gedichte aus dem Nachlaß von V. v. Scheffel. Stuttgart, 1889. 3 M.
Aus Heimat und Fremde. (Lieder und Gedichte aus Scheffels Nachlaß.) Stuttg., 1892. 4 M.

B. Schriften über Scheffel.

Gebhard Zernin, Erinnerungen an Dr. J. V. von Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes. Darmstadt, 1886. 2 M.
Pilz, H. V. von Scheffel. Ein deutsches Dichterleben. Leipzig, 1886. 3 M.
Ruhemann, A. J. V. von Scheffel. Sein Leben und Dichten. Stuttgart, 1887. 3,60 M.
Proelß, Scheffels Leben und Dichten. Berlin. 1887. 10 M.
J. Stöckle, Ich fahr' in die Welt, ein Lebensbild von J. V. von Scheffel. Paderborn, 1888. 1,40 M.

C. Fritz Reuter.

Eine Versteigerung und ein Begräbnis.

Fr. Reuter, sämtl. Werke. Wismar, 1878. VI. (Olle Kamellen III. Ut mine Stromtid I.) 195. — Lüben, Auswahl. III. 395.

Leben und Charakteristik Reuters.

Fritz Reuter wurde am 7. Nov. 1810 zu Stavenhagen, einem Landstädtchen in Mecklenburg-Schwerin, geboren, wo sein ehrenhafter, schroffer, dabei aber doch liebevoller Vater Bürgermeister war. Bis zum vollendeten 14. Jahre wuchs er im elterlichen Hause unter vielfach anregenden Verhältnissen und originellen Persönlichkeiten heran, die ihm später mancherlei Stoff zu seinen Dichtungen lieferten. Auf dem Gymnasium in Friedland (1824), später in Parchim, kam er nur langsam vorwärts, obgleich er nicht gerade zu den schlechtesten Schülern gehörte. Interessant ist sein Anteil an der Bekämpfung der sogar nach Parchim 1830 vorgedrungenen Revolution. Zum Schutz der friedliebenden Bürger ward dort eine „Kommunailgarde" errichtet, in welcher der Primaner Fritz Reuter mit seinem Direktor Dienste that. Im Oktober 1831 bezog er die Universität Rostock, um nach des Vaters Willen Jura zu studieren, überließ sich aber einem müßigen, ausschweifenden Leben und verfiel dem Trunke, von dem er lebenslang nicht wieder hat loskommen können. In Jena setzte er 1832 das begonnene Leben fort, trieb eifriger Mathematik und Zeichnen als Jura und beschäftigte sich auch mit den Angelegenheiten der deutschen Burschenschaft, ohne sich jedoch mit den politischen Tendenzen derselben auch nur im geringsten zu befassen. Nach dem Frankfurter Attentate (am 3. April 1833) wurde er unschuldig (er war als Mitglied der Germania in Jena am hellen lichten Tage in den deutschen Farben umhergegangen) in die burschenschaftlichen Untersuchungen verwickelt, auf der Heimreise von Leipzig am 4. November 1833 in Berlin ahnungslos verhaftet und durch Erkenntnis des Kammergerichts vom 4. August 1836 zum Tode verurteilt, vom menschenfreundlichen König Friedrich Wilhelm III. aber zu 30 Jahren Festungsstrafe begnadigt. 7 Jahre verbüßte er eine strenge Haft in Silberberg, Glogau, in der Hausvogtei in Berlin, in Graudenz und Dömitz, bis die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ihm 1840 die Freiheit wiedergab. Diese ungerechte Behandlung, die seine ganze Lebensentwickelung für immer störte, verbitterte ihn doch so wenig, daß er sie später mit dem liebenswürdigsten Humor und echter, dem Feinde vergebender Güte in seinem prächtigen Buche: „Ut mine Festungstid" erzählen konnte. Zwar suchte er 1841 in Heidel-

berg seine Studien wieder aufzunehmen; doch konnte er der Jurisprudenz keinen Geschmack abgewinnen, sondern suchte im Gefühl der wiedererlangten Freiheit das Leben zu genießen. Sein alter Vater rief ihn daher in die Heimat zurück, wo er 10 Jahre „Strom" (Landwirt) wurde und wieder frischen, gesunden Mut gewann. Da er nach dem Tode des Vaters (1845) erkannte, daß sein auf ihn entfallendes Erbe nicht hinreiche, um eine selbständige Stellung als Landwirt zu gewinnen, zumal testamentarisch bestimmt war, er solle erst dann freie Verfügung über das ihm hinterlassene Vermögen erhalten, wenn er 4 Jahre hintereinander sich von seiner krankhaften Neigung zum Trunke freigehalten hätte, so entsagte er der „Stromtid" und zog mit seiner trefflichen Frau Luise geb. Kuntze nach der kleinen Stadt Treptow in Pommern, wo er Unterricht um 2 Groschen die Stunde erteilte. Zur Erholung schrieb er des Abends plattdeutsche Gedichte in mecklenburgischer Mundart, die er 1853 unter dem Titel „Läuschen un Rimels" (Schnurren und Reimereien) herausgab. Diese und mehrere andere Dichtungen fanden so großen Beifall, daß er beschloß, sich ganz der Poesie zu widmen und 1856 nach Neu-Brandenburg in Mecklenburg-Strelitz zog. 1863 bezog er in Eisenach am Fuße der Wartburg ein geschmackvolles Landhaus, von wo er öfters kleinere und größere Reisen unternahm, im J. 1864 nach Griechenland und Kleinasien. Seine traurige Neigung verkümmerte seine späteren Lebensjahre und rief in ihm ein unheilbares Siechtum hervor. Am 12. Juli 1874 schied er in Eisenach mit den Worten: „Friede! Friede!" aus diesem Leben.

Der größere Teil der Reuterschen Dichtungen ist unmittelbar aus den Anschauungen, Beobachtungen und Erinnerungen des Dichters hervorgegangen, daher diese bis auf den kleinsten Zug lebensgetreue, kernhaft gesunde, treuherzig humoristische und elegisch beleuchtete Darstellung von ernsten und tragischen Verhältnissen und idyllischen Zuständen, daher diese Originalmenschen von Fleisch und Blut, daher diese behäbigen und gemächlichen, durch keine Tendenz getrübten lebensvollen Bilder und Scenen.

Der erste Versuch des Dichters, seine „Läuschen un Rimels", enthält ergötzliche Anekdoten und Geschichten, die durch die originelle Darstellung und den kernhaften Humor den Reiz der Neuheit haben, und bei weitem seine späteren Gedichte „De Reis nach Belligen", „Kein Hüsung" und „Hanne Nüte" überragten. Sein volles Talent entfaltete er aber in seinen in Prosa geschriebenen Novellen und Romanen, worin er das plattdeutsche mecklenburgische Idiom zu einer klassischen Sprache des Humors erhob und eine Popularität gewann, wie kaum ein zweiter deutscher Dichter; daher stehen seine „Olle Kamellen" (alte, längst bekannte Geschichten) mit den

Schriften: „Ut de Franzosentid", „Ut mine Festungstid" und „Ut mine Stromtid" im Mittelpunkte seiner Produktionen. „Ut de Franzosentid" stellt mit lebendiger Anschaulichkeit und reicher Laune das übermütige Treiben der Franzosen in Norddeutschland vor der großen Katastrophe von 1812 dar und die Stimmung der Gemüter und den Aufschwung des deutschen Volkes, nachdem es sich lange unter das Joch gebeugt hat. In „Ut mine Festungstid" erzählt der Dichter seinen Aufenthalt in den Kerkern und Festungen Preußens und Mecklenburgs mit einer Ruhe und Milde, ja mit einem sonnenhellen Humor, die seinen trefflichen Charakter in das hellste Licht setzen. „Ut mine Stromtid" ist Reuters größte Schöpfung. Dieser wertvolle Roman ist keine organisch gegliederte Komposition, sondern besteht vielmehr aus einzelnen Bildern, die mehr oder weniger zusammenhängen, in denen er aber ernste und selbst tragisch berührende Verhältnisse und idyllische Zustände lebensvoll individualisiert und eine große Zahl von Personen in den mannigfaltigsten Situationen mit Wahrheit, Gemüt und Humor vorführt, die Tausende von Lesern schon gerührt oder deren Zwerchfell erschüttert haben. Da ist alles frisch und urgesund, und auf dem Ganzen ruht der „Zauber des naiven Behagens". Das sind Gestalten, die weit über die Grenze der plattdeutschen Mundart hinaus lebendig geworden sind. Unter den vielen kernhaften Menschen dieses Buches ist aber vor allem der Typus des Reuterschen Humors, der wackere „immeritierte Entspektor", Unkel Zacharias Bräsig ein allgemeiner Liebling geworden: „De lütte Mann mit den rödlich Gesicht un de staatsche rode Näs de hei wat in de Luft höll, up sine korten Beinings, de hellschen utwards stunnen, un so leten, as wiren sei in dat lange Bawenliw verkihrt inschrawen worden". Aber nicht minder lebendig stehen vor unserem geistigen Auge der Pächter Hawermann un sein lütt Dirning, der ergötzliche Triddelfitz, die Frau Pasturin und ihr Mann, der Gutsbesitzer Zamwel (Samuel) Pomuchelskopp, Avkat Rein, Notarius Sluſ'uhr und viele andere, meist auch nach dem Leben gezeichnete Persönlichkeiten. In Summa: Reuter versteht es meisterhaft, in packendem, sprudelndem Humor echte, treue, kreuzbrave Menschen mit all ihren Tugenden und Schwächen, ihren Thorheiten und Wunderlichkeiten in der vollen Frische und anheimelnden Natürlichkeit ihres niederdeutschen Wesens in Rede, Denkweise und Handlung zu zeichnen. Reuter war ein echter deutscher Dichter und neben Jean Paul der größte deutsche Humorist, dessen Schriften noch Tausende von Herzen gewinnen werden.

Litteratur.

A. Reuters Schriften.

Sämtl. Werke. 15 Bde. Wismar, 1864—75. à 3 M. (Inh.: 1. 2. Bd. Läuschen u. Rimels. 3. Bd. De Reis nach Belligen. 4. Bd.: Olle Ka-

mellen. (1. Bd. Franzosentid.) 5. Bd. Olle Kamellen. (2. Bd. Festungstid.) 6. Bd. Schurr Murr. 7. Bd. Hanne Nüte. 8.—10. Bd. Olle Kamellen. (3.—5. Bd. Stromtid.) 11. Bd. Kein Hüsung. 12. Bd. Olle Kamellen. (6. Bd. Dörchläuchting.) 13. Bd. Olle Kamellen. (7. Bd. Montechi und Capuletti oder De Reis' nach Konstantinopel.) 14. Bd. Nachgelassene Schriften. 1. Tl. Herausgeg. u. mit der Biogr. des Dichters eingeleitet von Ad. Wilbrandt. 15. Bd. Memoiren eines alten Fliegenschimmels. Eine Heiratsgeschichte. Ausgew. Briefe von Fr. Reuter.

—. Volksausgabe in 7 Bdn. 3. Aufl. Wismar, 1885. geb. à 3,75 ℳ.

Lustspiele. Der 1. April 1856 oder Onkel Jakob u. Onkel Jochen. Fürst Blücher in Teterow. Lpzg., 1875. 2 ℳ.

Polterabendgedichte in hochd. u. plattdeutscher Mundart. Schwerin, 1863. 2 ℳ.

Blomen, en por, ut Annmarieke Schulten ehren Goren. Greifswald, 1874. 3 ℳ.

Frehse, plattdeutsches Wörterbuch zu Reuters Werken. Wismar, 1867. 1 ℳ.

B. Schriften über Reuter.

Ebert, Herm., Fritz Reuter. Sein Leben u. s. Werke. Güstrow, 1874. 3 ℳ.

Glagau, Fr. Reuter u. s. Dichtungen. Berlin, 1875. 3 ℳ.

Gaedertz, Fritz Reuter-Reliquien. Wismar, 1885. 3 ℳ.

Gaedertz, Fritz Reuter-Studien. Wismar, 1890. 3 ℳ.

CI. Klaus Groth.

1. Abendfreden.

Groth, Quickborn. Hamburg, 1864. 185. — Lüben, Auswahl. III. 404.

2. Grotmoder.

Ebendas. 32. — Lüben, Auswahl. III. 405.

Leben und Charakteristik Klaus Groths.

Klaus Groth, geb. am 24. April 1819 in Heide, einem holsteinischen Marktflecken, besuchte das Seminar in Tondern, um sich dem Lehrerstande zu widmen. Nach abgelegter Prüfung wurde er Mädchenlehrer in seinem Geburtsorte und studierte in seiner Freizeit mit eisernem Fleiße Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften; auch erlernte er mehrere Sprachen, Lateinisch, Schwedisch, Dänisch, Italienisch, Griechisch und Altdeutsch. 1847 schied er aus seinem Lehramte, um sich für das höhere Schulfach vorzubereiten, mußte jedoch bald den Plan aufgeben, da er durch die allzugroßen Anstrengungen seine Gesundheit gestört hatte. Zur Wiederherstellung derselben ließ er sich in Femarn nieder, wo er sechs Jahre blieb und den größten Teil seiner plattdeutschen Gedichte verfaßte. Noch nicht vollständig hergestellt, begab er sich im August 1853 nach Kiel, um die Universität und Bibliothek für seine wissenschaftliche Bildung ausnutzen zu können. Das Jahr darauf unternahm er von Hamburg aus eine größere Erholungsreise nach Süddeutschland und der Schweiz, verweilte

längere Zeit in Bonn, darauf in Dresden und kehrte dann nach Kiel zurück, um an der Universität Vorlesungen zu halten, da in Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Sprache die Universität Bonn ihm das Diplom eines Doktors der Philosophie verliehen hatte. Noch heute wirkt er als Prof. an der Universität. Nebst Reuter gebührt Groth das Verdienst, die niederdeutsche Mundart zu poetischen Darstellungen verwendet und dem weichen und schönen Plattdeutsch eine ebenbürtige, schwesterliche Stelle neben dem Hochdeutschen erkämpft zu haben.

In seinem „Quickborn (Quell-, Jungbrunnen") und seinen „Vertelln" (Erzählungen) schildert er in holsteinischer Mundart mit lebendiger Naturwahrheit, Tiefe und Innigkeit die Eigentümlichkeit, Denk- und Empfindungsweise des niederdeutschen Volkes in seinen Liedern, Erzählungen und Idyllen. Diese Dichtungen sind nicht bloß Bilder aus dem Volksleben, sondern ebenso reiche und wahre, als künstlerisch durchgeführte und abgerundete Gemälde der Ditmarsen nach ihren inneren und äußeren Vorzügen und bürgerlichen und geschichtlichen Verhältnissen, in ihrem Zusammenhang mit der Natur und Tierwelt, ihren verschiedenen Ständen, Sitten und Gebräuchen und ihrer Denk- und Empfindungsweise, die sie, entfernt von den Weltbewegungen der neueren Zeit, aus einer großartigen historischen Vergangenheit treu und fest bewahrt haben.

„Groth ist vor allem Lyriker. Auch in seinen Erzählungen und epischen Dichtungen klingen lyrische Motive und Stimmungen überall hinein. Die echte Lyrik hat ihre Wurzel im Herzen des einzelnen Dichters, aber das Individuelle muß zum Allgemeinen erhoben und abgeklärt erscheinen. So schöpft auch Groth die Töne seiner Lieder aus der eigenen Brust, aber in dem Accord, den sie zusammenstimmend bilden, klingt das ganze Leben und Denken seines Stammes mit. Die plattdeutschen Dichter vor ihm waren zum Volke hinabgestiegen, Groth will es zu sich heraufziehen. Das ist ein Standpunkt, durch welchen er sich auch von Reuter unterscheidet. In Mecklenburg hat der Bauer jahrhundertelang dem Adel als Sklave gedient. In elenden Kathen wohnend, im Schweiße seines Angesichts um das tägliche Brot sich abarbeitend, hat er nie das Hochgefühl eigenen Besitzes empfunden, im besten Falle es nur zu einer gewissen idyllischen Behaglichkeit des Lebens und der Anschauungsweise gebracht. Reuter hat nun als objektiver Beobachter seines Volkes das Leben und Treiben seines mecklenburgischen Stammes treu, anschaulich und meisterhaft geschildert und wird für immer den Ruhm haben, der größte plattdeutsche Epiker zu sein. Ganz anders der Stamm der Ditmarsen, welchem Groth angehört. Dem ditmarschen Bauer in einer eigenartigen Natur, die in der

Unendlichkeit des Meeres, der Marschen, der Heide, des Moores den Menschen auf ein Höheres hinwies und zugleich zur Einkehr in sich selbst drängte, ist auch nach der Unterwerfung des Landes doch seine persönliche Freiheit verblieben, und Groth will, was unbewußt und unverstanden in seinem Volke lebendig ist, flüssig machen, Knospen, die unter der Decke der Alltäglichkeit unentfaltet schlummern, zum Blühen bringen. Eine Lyrik in den Formen und Klängen des Quickborn wäre in Mecklenburg unmöglich; mit den Ditmarsen und ihrer Heimat hängt sie in allen Fasern zusammen."

Litteratur.

A. Groths Schriften.

Quickborn, Plattdeutsche Gedichte. 13. Aufl. Berlin, 1879. 4 M.
100 Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Berlin, 1854. 3 M.
Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Kiel, 1858. 2,40 M.
Voer de Goern. Kinderreime alt u. neu. Lpzg., Wigand. 8 M.
Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. Berlin, 1881. 1 Bd. 3 M.
Über Mundarten und mundartliche Dichtung. Berlin, 1873. 1,50 M.
Ut min Jungsparadies. Dree Vertelln. Berlin, 1876. 2,70 M.

B. Schriften über Groth.

Ed. Hobein, Über Klaus Groth u. seine Dichtungen. Berlin, 1865. 1,20 M.

CII. Annette von Droste-Hülshoff.

1. Der Weiher.

v. Droste-Hülshoff. Ein Denkmal ihres Lebens u. Dichtens. Gütersloh, 1879. 165. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 150. — Lüben, Auswahl. III. 406.

1. Erläuterungen.

V. 5 u. 6. „Libellen" sind die in der Nähe schilfreicher Seen und Teiche in vielen Arten lebenden Wasserjungfern mit einem langen, stäbchenartigen, blauen, gelb und rotbraun gefleckten Leibe. V. 6 ist also Apposition zu Libellen.

2. Gedankengang.

Begleiten wir im Geiste die Dichterin auf ihrer Morgenwanderung. In stiller Anmut liegt vor ihr der Weiher im Glanz der sanften Morgensonne, die klar und warm hinter den hohen Bäumen heraufgestiegen. Ein Westhauch küßt seinen glatten Spiegel, selige Ruhe in ihm, wie der Gottesfrieden in einem frommen Gewissen. Kein Lüftchen rührt sich, kein Blatt, kein Halm bewegt sich, kein Klang; alles ruht noch im Morgenschlummer. In unsicherem Fluge zittern die blaugoldnen Libellen über ihn, Wasserspinnen tanzen im glänzenden Sonnenbilde. Geborbet ist er von den gelbblumigen Schwertlilien, die des Schilfes Schlummer-

liede lauschen. Ein lindes Säuseln kommt und geht, ohne des Ufers Blumen zu rühren. Es flüstert Friede! Friede! Friede!

3. Darstellungsweise.

Die Heidebilder, zu denen der Weiher gehört, sind wahre Meisterstücke landschaftlicher Schilderung, die um so mehr anziehen, da die Heimat der Dichterin, die westfälische Heide mit ihren Torfmooren, so wenig Poetisch-Schönes darbietet. Aber sie weiß die einsamen, stillen, anmutig-elegischen Flächen mit poetischem Leben zu beseelen, weil sie die Allmacht und Güte Gottes in der Natur auch in den kleinsten Erscheinungen zu entdecken versteht. Alle ihre Schilderungen gewinnen unser Interesse: die kleinsten Tiere, die unscheinbarsten Insekten, die ein anderes Auge kaum beachtet, die gewöhnlichsten Pflanzen, die für viele gar keinen Reiz haben, weiß sie lebensvoll in ihre Detailmalerei zu bringen, alle Einzelheiten zu einem schönen Gesamtbilde zu vereinigen, eine Landschaft, ein Stimmungsbild voll personifizierter Staffage hervorzuzaubern, über die stille Anmut eine Fülle elegischer Poesie auszugießen, daß der Maler mühelos nur farbig wiederzugeben braucht, was ihm poetisch bereit liegt.

2. Der Knabe im Moor.

v. Droste-Hülshoff. Ein Denkmal ihres Lebens u. Dichtens. Gütersloh, 1879. 181. — Lüben u. N. Leseb. VI. Nr. 151. — Lüben, Auswahl. III. 406.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1 u. 2. „Moor", „Heiderauch".

Das nordwestliche Deutschland bis zur Nordseeküste, die ganze germanische und niederrheinische Tiefebene bis nach den Niederlanden hinein ist entweder Geest-, Marsch- oder Moorland. Die Geest ist im Verhältnis zur Marsch höher gelegen, fester gebildet, hügelig, mit Quellen und Bächen, hier und da mit Wald, mit schönen Baumgruppen versehen, trocken, oft heidig, sandig stellenweise bebaut, im ganzen aber minder fruchtbar. Das Marschland liegt niedriger, ist eben, flach, kahl, fast völlig baumlos, ohne Steine, Quellen und Flüsse, von Deichen und schnurgraden Kanälen durchzogen, ein ununterbrochen fetter, höchst fruchtbarer Erdstrich, welcher durch das von den Flüssen der Küste zugeführte feine Erdmaterial gebildet ist, Acker an Acker, Wiese an Wiese, letztere im Sommer bis spät in den Herbst mit Herden weidender Rinder bedeckt, ein wahres Paradies für die Tierwelt. (Vergl. Lüben u. N., Lesebuch IV. Nr. 40. Die deutschen Nordseemarschen von Kohl.) Das Moor ist eine unübersehbare, strauch- und baumlose Einöde, die spärlich mit kurzem, schilfigem Moorgras, Torfmoos und Binsen bewachsen ist; stellenweise tritt braunes,

übelschmeckendes Wasser zu Tage. Hin und wieder stehen auf höhergelegenen, trockenen und sandigen Stellen Heidekraut, Brombeergesträuch, einige Büsche und Föhren (Kiefern). Eine Totenstille ruht auf dem Moor, höchstens unterbrochen durch das Geschrei der Kibitze, die hier ihre Nester haben, oder durch den klagenden Laut des einsamen Moorhuhns. Meistens sind diese Moräste 1—3 m, hier und da 6 m mächtig. Wehe daher dem Unkundigen, der es wagt, über diesen trügerischen, elastischen, zitternden Boden zu wandeln. Ohne die langen, an den Füßen befestigten Brettersandalen der Eingeborenen würde er an vielen Stellen durch die oberste Schicht in dem weichen und tiefen Moore allmählich versinken, wenn nicht rettende Hilfe mit Tauen und zugeschobenen Brettern zur Seite steht. Diese Moore liefern aber den dortigen Gegenden das Feuerungsmaterial, den Pflanzentorf, der ausgestochen und getrocknet wird, oder sie werden durch Brennen in tragbares Land umgewandelt. Die für die Buchweizenkultur, den Hauptgetreidebau der Moore, bestimmten Flächen von etwa 10 m Breite und 33 m Länge werden durch 62 cm tiefe und ebenso breite Gräben (Grüppen oder Grippen) entwässert, dann längere Zeit dem Austrocknen überlassen und vor Eintritt des Winters mit der sogenannten Hackhaue 30—60 cm tief aufgehackt. Nachdem im Frühjahr die durchfrorenen großen Stücke möglichst fein zerschlagen sind, welche bei trockenem Wetter vollends in Staub zerfallen, streut man an vielen Stellen glühende Kohlen auf den Boden, und bei einem mäßigen Winde ist bald der ganze Acker eine dampfende Glut. Weil jeder gute Tag hierzu sofort benutzt wird, so stehen in kurzer Zeit Tausende, ja Hunderttausende solcher Mooräcker in Brand, so daß die ganze Atmosphäre in den Monaten April bis Juli vom Rauch erfüllt ist. Man nennt diesen Moorrauch, durch welchen der Himmel eine schmutzig graue Farbe erhält, die in einiger Höhe über dem Horizonte ins Blau-Rötliche übergeht und die Sonne blutrot erscheinen läßt oder ganz verdeckt, Heiderauch, Heirauch, Hehrrauch, Heerrauch, Haarrauch, Höhenrauch oder Herauch. Derselbe wird bei trockener Luft durch den Wind oft Hunderte von Meilen weit getrieben, und macht sich auch durch seinen eigentümlich brenzlichen Geruch bemerkbar.

Str. 1. V. 2. „wimmelt vom Heiderauche", wenn die große Menge des Heide- oder Herauchs in lebhafter Durcheinanderbewegung sich befindet.

3. „Phantome", zauberhafte Gebilde, Trugbilder, Gespenster.

4. „Ranke", die Brombeere mit ihren windenden Schossen.

8. „Röhricht", Geröhre oder Geröhricht, beisammenwachsende Rohrmenge.

2. 4. „**Hage**“, umfriedigendes Gebüsch, dichtes Gebüsch. (Vergl. II. 185.)

8. „**Hinducket**“, biegt sich niederwärts zusammen, zieht den Körper der Länge nach zusammen, soviel wie kauert, kaucht, kauzt, niedert, kuzt.

„**zage**“, unentschlossen zaudernd, unentschlossen furchtsam.

3. 8. „**Der Haspel**“ ist hier nicht die Hebemaschine mit horizontaler, liegender Welle, auf welche eine Kette oder ein Tau gewickelt ist, um aus Schöpfbrunnen, Steinbrüchen, Schachten 2c. Gegenstände empor zu winden, sondern die Garnweife, mittels welcher Gespinste von den Spindeln abgewickelt (gehaspelt) und zugleich in die zum Verkauf oder zur Aufbewahrung geeignete Form von Strähnen gebracht werden.

4. 3. „**brodelt es auf**“, wallt es dampfend auf; denn brodeln, brudeln, oder prudeln heißt laut aufwallen, kochend aufwallen, dampfend aufwallen, von spät = mhd. das brod = aufsteigende Wasserblase, Brühe.

5. 1. „**birst**“, 3. Pers. sing. indicat. von dem niederdeutschen bersten = auseinanderbrechen, mhd. bresten. Präs. ich berste, du birst (birstest) er birst, wir bersten; Prät. ich barst.

8. „**im Moorgeschwele**“, beim Moorbrennen, von schwelen = ohne Flamme und mit Dampf langsam brennen.

6. 1. „**mählich**“ = nach und nach, langsam, gewählte dichterische Form für unser jetziges allmählich.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Schaurig ist's, übers Moor zu gehen, wenn bei lebhafter Durcheinanderbewegung des Herauchs zauberhafte Gebilde entstehen, unter jedem Tritt ein Quellchen springt, aus jeder Spalte es zischt und singt und das Röhricht knistert im Winde.

2. Ein Kind, krampfhaft die Fibel in der Hand, rennt in der Dämmerstunde furchtsam über die Moorfläche; denn es glaubt sich verfolgt von dem gespenstigen Gräberknecht, obgleich der Wind nur hohl über die Fläche saust und im nahen Hage es raschelt.

3. Mit gespanntem Ohre eilt der Knabe durch das Röhricht, geängstigt durch die unselige Spinnenlenore, die als gebannter Geist darin den Haspel dreht, obgleich am Ufer nur ein Baumstumpf steht, die Föhre vom Winde bewegt wird und unter seinen Füßen es rieselt und knittert.

4. Atemlos jagt der Knabe über das Moor; denn ihn schreckt die gespenstige Melodie des diebischen Geigenmannes Knauf, obwohl vor seinen Füßen nur Wasserblasen dampfend aufwallen und platzen, der Boden unter den Sohlen bloß pfeift.

5. Wie ein wundes Reh springt der Knabe über das berstende Moor; denn er glaubt daraus die Seufzer der verdammten

Margarete zu hören, obgleich nur ein klagender Ton aus der klaffenden Höhlung dringt.

6. Endlich wird der Boden unter ihm fest, die Lampe im nahen Elternhause flimmert ihm heimatlich entgegen. Gerettet wendet er tiefatmend den scheuen Blick zum Moore zurück und ruft beruhigt: „Es war schaurig und fürchterlich in der Heide!"

3. Gedankengang.

In unserer Ballade wird ein kleiner Schulknabe von dämonischen Wesen der Volkssage und des Volksglaubens in der Abenddämmerung zum elterlichen Hause gejagt. Meisterhaft versteht es die Dichterin, durch charakteristische Zeichnung des vom Herauche belebten Moors unsere Phantasie aufzuregen und uns mit Schauer und Angst zu erfüllen bei dem Gedanken an einen Gang über diesen gefährlichen, das Leben bedrohenden Ort. Str. 2 versetzt uns gleich mitten in die Handlung hinein. Die Abenddämmerung ist hereingebrochen, schmutzig grau ist der Himmel, blau-rötlich der Horizont, hohl über die grausige Fläche sauset der Wind, der den Herauch zu gespensterhaften Gebilden zusammendreht, unheimlich raschelt es im Hage, Schilfe und Grase. Ein kleiner Knabe kommt aus der ferngelegenen Schule und will noch vor Nacht das Elternhaus erreichen. Das einsame Moor, das Rauschen in den hohen Schilfgräsern um und neben ihm, die seltsamen, gespenstischen Rauchgebilde über und vor ihm jagen ihm Angst und Furcht ein, er zittert am ganzen Leibe. Fest die Fibel gefaßt beflügelt er den eilenden Fuß; denn unheimlich ist's ihm im Gemüte. Obgleich im Moore aufgewachsen, ist er doch noch ein unerfahrenes Kind, dessen Verstand die Ursache der gespensterhaften Erscheinungen nicht im Winde und dem von ihm lebhaft bewegten Herauche zu erkennen vermag. Nein, ganz dem Volksglauben hingegeben, erinnert an die alten Sagen und Geschichten, welche die Mutter in den Winterabenden erzählt hat, glaubt seine fieberhaft erregte Phantasie den Torfgräberknecht zu erkennen, der seinen Herrn um den besten Torf betrogen hat und zur Strafe als Gespenst im Moore leben muß, sieht seine erhitzte Einbildungskraft, wie derselbe als irres Rind mit dem unheimlichen Rufe hu, hu hervorbringt, und duckt sich furchtsam nieder. Jetzt schreckt ihn ein am Ufer eines Weihers oder Grabens stehender Baumstumpf, den er in seiner Nebelhülle samt der daneben nickenden Föhre für die unselige, gebannte Spinnlenore hält, und in dem Rieseln und Knittern des niedergetretenen Schilfes das Drehen ihres Haspels vernimmt. Um diesen dämonischen Wesen und ihrer tödlichen Berührung zu entfliehen, bietet er seine ganze Kraft auf. Durch einen bedeutenden Vorsprung glaubt er den finstern Gewalten schon entronnen zu sein, da pfeift es ihm unter den Sohlen. Mit

Grausen wird er da sich bewußt, daß seine Flucht aus dem Tode nur eine Flucht in die Arme des Todes gewesen; denn in fieberndem Wahn hält er das Pfeifen des niedergetretenen elastischen Moorbodens für die gespenstige Melodie des untreuen, diebischen Fiedlers Knauf, der seinen Kollegen bei einer Hochzeitsmusik die Kasse gestohlen hat. Jetzt sinkt er ins Moor und hört in dem seufzenden Tone aus der klaffenden Höhle den Wehruf der hierher verdammten Margarete. Zum Tode erschreckt, arbeitet er sich heraus, dankt aber die Rettung nicht seiner durch die Angst erhöhten Kraft und dem festeren Untergrunde, ein Schutzengel entreißt ihn diesen unheimlichen, umgehenden Spuckgestalten, die seinen Geist gern bei sich behalten und dereinst nur seine gebleichten Knöchelchen zurückgegeben hätten. Seine physische Kraft ist erschöpft, Geist und Leib haben ihre Spannkraft verloren. Die Lebensgefahr ist aber auch vorüber, er hat überstanden, was sonst nur wenigen gelingt. Der Boden wird fester; drüben neben dem Weidenbaume flimmert ihm der Hoffnungsstern: er sieht im Vaterhause das Lampenlicht. Nun hat er gewonnen, Angst und Schrecken liegen hinter ihm; das nahe sichere Heim giebt ihm die Ruhe wieder. Noch zittern die Kniee, langsam schreitet er dem Hause zu. An der Grenze des Moors bleibt er aber tiefatmend stehen und spricht, den noch immer scheuen Blick auf das unheimliche Moor gerichtet: „Ja, im Geröhre war's fürchterlich, o schaurig war's in der Heide!"

4. Gliederung.

I. Exposition. Einführung in das Lokal und die Zeit der Handlung. (1.)

II. Das Drama oder die Handlung. (2—5.)

A. Die Flucht des Knaben vor dem gespenstigen Gräberknecht. (2.)

B. Die Flucht des Knaben vor der gebannten Spinnlenore. (3.)

C. Die Flucht des Knaben vor dem diebischen Fiedelmann Knauf. (4.)

D. Die Flucht des Knaben vor der verdammten Margarete (5.)

III. Katastrophe. Die Rettung des Knaben. (6.)

5. Wirkung der Kontraste auf Phantasie und Gefühl.

Die Wirkung, welche diese Ballade auf Phantasie und Gefühl ausübt, gleicht der von Goethes Erlkönig. Dies liegt in den Kontrasten zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, in der geheimnisvollen Gewalt, mit welcher Erscheinungen in der sichtbaren Welt sich eines ängstlich aufgeregten, unerfahrenen, vom Volksglauben erfüllten Kindergemütes bemächtigen. Es ist Abenddämmerung, Sturm, düster die Scene, ein undurchdringlicher, gespensterhaft bewegter Herauch schwebt über der moorigen Einöde, darauf ein dem

Überirdischen und Wunderbaren zugeneigtes flüchtiges Schulkind. Wo genaue Betrachtung, aus der Anschauung gewonnene Erfahrung und sachgemäße verständige Beurteilung nur Vorgänge in der Natur erblicken, glaubt das ungebildete, unerfahrene, vom Volksglauben befangene, abergläubische Gemüt Wirkungen von dämonischen Mächten zu spüren, die ihm Angst und Schrecken einjagen, ja den Tod bringen können, wenn nicht rechtzeitig der praktische Verstand zu Hilfe kommt und vor dem Untergange rettet. Das Rascheln der Blätter, die Bewegungen der Föhre sind natürliche Wirkungen, eine Folge des Windes, in der erregten Phantasie eines abergläubischen Gemüts aber anspringende Thätigkeit eines Gespenstes. In der Natur findet ein gesunder Sinn nur einen nebelumflossenen Baumstumpf, die krankhafte Einbildungskraft aber einen Dämon und in dem Knittern der geknickten und niedergetretenen Rohrhalme die Geschäftigkeit eines gebannten Geistes. Den Brodel und das Pfeifen aus den Spalten des Moorbodens kennt der Erfahrene als charakteristische Eigenschaft desselben; die vom Aberglauben bethörte Phantasie hört darin aber die gespenstige Melodie eines umgehenden Fiedlers und den Wehruf einer verdammten Seele. Wer aus dem Moore sich rettet, hat dies entweder dem gründigen Boden oder fremder Hilfe zu danken, nicht aber dem Beistande eines wirklichen Schutzengels.

Doch hat die Dichterin es meisterhaft verstanden, durch Beseelung der Naturgegenstände und Personifikation ihrer Erscheinung uns ganz in die Stimmung des ängstlichen Kindes zu versetzen. Wir begleiten es im Geiste über das trügerische Moor, unser Gefühl wird in sein Grauen hineingezogen, wir empfinden mit die Angst und Furcht des in Lebensgefahr schwebenden Knaben, fürchten seinen Untergang, als er in die klaffende Höhle sinkt, denken an den schrecklichen Todeskampf und den Schmerz der Eltern, die nie das Grab ihres Kindes besuchen können, vielleicht es nicht einmal erleben, daß seine Knöchelchen beim Moorschwelen gefunden werden. Wir atmen mit dem Knaben ruhiger auf, als sein Fuß festeren Boden betritt, freuen uns mit ihm der Rettung, begleiten im Geiste ihn in das Elternhaus, lauschen der Erzählung seiner gefährlichen Wanderung, sehen die sprachlosen Eltern und ihre Freudenthränen, unter welchen sie das neugeschenkte Kind in ihre Arme schließen, sind befriedigt und getröstet, daß das in Empfindung aufgelöste Ereignis, die in der Stimmung aufgegangene Handlung einen solchen glücklichen Ausgang genommen hat.

6. Form der Darstellung.

In dieser musterhaften Ballade ist die Stimmung eine schauerliche. Die Erfahrung, der prüfende Verstand ist durch das Düstere und Unheimliche der Scenerie und der Handlung vollständig

gefesselt, unser Mitgefühl begleitet den Knaben auf seinem ganzen Wege durch die Schrecknisse des Moors. Schöne Harmonie herrscht zwischen Stoff und Form. Ihre feinen Beobachtungen hat die Dichterin durch ihre gestaltenreiche Einbildungskraft beseelt und in Handlung und Bewegung umgesetzt. Die Sprache ist bilderreich, malerisch schön, die Ausdrücke, oft neu belebt, treffend, kräftig und frisch. Die einfache, an Naturschönheiten arme heimatliche Natur hat sie poetisch verklärt und in den Brennpunkt menschlichen Lebens und Glaubens gerückt, ein originelles Gedicht von unnachahmlicher Schönheit, ein echtes Stimmungsbild geschaffen, ein feines Pendant zu Goethes Erlkönig.

7. Schriftliche Aufgaben.

1. Der Knabe erzählt sein Erlebnis im Moor. 2. Vergleiche das Gedicht mit Goethes Erlkönig.

Leben und Charakteristik von Annette von Droste-Hülshoff.

Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff wurde im Münsterlande zwischen Weiher und Wald am 12. Januar 1797 geboren. Der Vater, Freiherr Clemens Aug., entstammte dem alten Adelsgeschlechte derer von Deckenbrock, die im 13. Jahrhunderte mit dem Amte eines Drosten, d. h. Truchsessen, Amtmanns oder Verwalters des Münsterschen Domkapitels belehnt wurden und hiervon den Namen von Droste annahmen. Im 15. Jahrhundert kaufte eine Linie die „Burg auf dem Hülshove“, das jetzige Rittergut Hülshoff, welches als Stammsitz der Familie den Beinamen gegeben hat.

Elisabeth war ein äußerst zartes und schwächliches Kind, das nur durch die sorgfältigste mütterliche Pflege am Leben blieb. Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erhielt sie von der einsichtsvollen und kräftig durchgreifenden Mutter; später nahm sie als ein geistig lebhaftes und begabtes Kind am Unterrichte der beiden jüngeren Brüder teil, und trieb mit ihnen Mathematik, Naturkunde und Geschichte, alte und neue Sprachen. Fünf- oder sechsjährig schrieb sie aber auch schon die Schiefertafel voll Reime, und verriet ein bedeutendes Talent für Zeichnen und Musik, das von den Eltern gepflegt wurde, ohne daß die Erziehung zum Gehorsam, zu Gottesfurcht, katholischer Rechtgläubigkeit und strenger Sitte zu kurz kam. So sehr eine freundschaftliche Unterhaltung der schön erblühten Jungfrau Bedürfnis war, so verstattete sie bei aller Lebhaftigkeit und allem geistvoll unbefangenen Wesen doch kaum jemand den Einblick in ihre innere Welt. Sehr gern musizierte und sang sie; doch zeigte sich schon früh ein bedenklicher Husten. Nach dem Tode ihres Vaters und ihres jüngsten Bruders 1826 ward sie auf ein schweres und anhaltendes Kranken-

lager geworfen; es entwickelte sich ein Herzübel und Brustleiden, welches sie nie wieder ganz verließ und erst nach ihrem Tode vollständig erkannt wurde. Während dieser Krankheit wurde die verborgenste Saite ihres Innern zum Tönen gebracht: mit Ängstlichkeit sorgte sie für ihr Seelenheil. Um die geschwächten Kräfte zu heben, ging sie nach Koblenz zu der Schwester von Novalis Braut, Julie von Charpentier, der Gemahlin des General von Thielemann, mit der sie in Münster Freundschaft geschlossen hatte; hierauf mehrere Winter zu einem Oheim nach Köln, was für ihre gesellschaftliche Bildung von Vorteil war, und von hier nach Bonn, um die stärkende Rheinluft noch eine Zeit lang zu genießen. Durch ihren Vetter, Prof. Clemens Aug. von Droste, kam sie mit Simrock und anderen Berühmtheiten der Bonner Universität in wissenschaftlich fördernden und mit Johanna Schopenhauer aus Danzig und deren begabter Tochter Adele in freundschaftlich anregenden Verkehr. In diesen rheinischen Aufenthalten, von wo aus sie eine Reise nach Holland und Belgien unternahm, erreichte Annettens äußere Bildung, ihre Jugendzeit und die erste und größere Lebenshälfte ihren Abschluß. Bereichert durch Menschen- und Selbstkenntnis, wie durch eine Menge neuer Anschauungen und Anregungen kehrte sie zur Mutter zurück, die mit der älteren Tochter nach des Vaters Tode den kleinen Edelsitz Rüschhaus, d. h. Riedhaus, von den Riedgräsern ringsum, eine Stunde von Hülshoff, als Witwensitz bezogen hatte. Hier, mitten unter den Heideblumen, den grünen Hecken und Büschen Westfalens, führte sie ein eingezogenes, häusliches Leben, das nur durch den traulichen Verkehr mit den Freunden in Münster bisweilen unterbrochen wurde. Fast täglich suchten sie aber die Kinder der Nachbarschaft auf, Knaben und Mädchen in groben Kittelchen und Holzschuhen, denen sie vom Fenster aus plattdeutsch allerlei Märchen und Geschichten erzählen mußte; denn beständig riefen und baten sie: „Vertellen, Frölen, vertellen!“ Auch unterrichtete sie nacheinander zwei junge Mädchen, las und musizierte viel. Auf Arbeiten mit der Nadel mußte sie aber wegen ihrer Kurzsichtigkeit und Engbrüstigkeit verzichten; daher ging die blonde, blauäugige, elfenhafte Jungfrau gern und viel spazieren und betrachtete und beobachtete jeden Käfer, jede Pflanze und untersuchte mit einem Hammer die Mineralien der Heide. „An einen knorrigen Eichenstamm gelehnt, konnte sie stundenlang sitzen auf ihrem ausgebreiteten Tuch und hinausblicken in die weite lautlose Heide; oder sie lagerte sich an versteckten Waldplätzen neben stille tiefe Teiche, bis die Abendnebelschleier die Wasserlilien vor dem Auge verdämmern ließen und der Mond darüber heraufkam. Was sie da wachend geträumt, brauchte sie nur niederzuschreiben, und es war ein Gedicht, schön wie die Äolsharfe.“ Vollständig wurde ihre Rüschhäuser Einsamkeit, als

sich ihre ältere Schwester 1834 mit dem Freiherrn Joseph von Laßberg auf Schloß Eppishausen in Thurgau vermählte, und die Mutter mehrmals bis zu Jahresfrist ihren Aufenthalt bei der Tochter im Süden nahm. Sie blieb mit Köchin und Hausknecht allein auf ihrem abgelegenen Grunde, wohin von Zeit zu Zeit ihre Herzensfreundinnen (Henriette und Elise von Hohenhausen, Amalie Hassenpflug, Adele Schopenhauer u. a.) als angenehme Gäste auf Wochen zu Besuch kamen. Niemals fühlte ihr reicher Geist ein eigentliches Bedürfnis nach Geselligkeit; in der stillen Dämmerstunde des winterlichen Landlebens war ihre Phantasie am thätigsten. Unter den Freundinnen konnte sie aber stundenlang in heiterster und anziehendster Weise erzählen; sprudelnder Witz, komische Züge aus dem Leben, treffende Urteile und Seelengemälde voller Humor machten ihre Unterhaltung unbeschreiblich fesselnd.

So vergingen Monate und Jahre in Rüschhaus, voll des gemütlichen Lebens, reich an ernsten und heiteren Freuden und Gaben der Dichtkunst, abgerechnet einen Besuch in Eppishausen im Jahre 1836. Im Herbste 1841 reiste sie nach Meersburg am nördlichen Ufer des Bodensees, das ihr liebenswürdiger Schwager, der gelehrte und geist- und verdienstvolle deutsche Altertumsforscher und erste Herausgeber des Nibelungenliedes erworben hatte. Lange hatte sie sich dagegen gesträubt, endlich aber den Vorstellungen und Bitten der Schwester und Mutter nachgegeben, daß eine Luftveränderung ihren beänstigenden Husten lindern würde. Hier konnte sie vielfache Unterhaltung haben, da Gelehrte und Dichter, (u. a. Uhland und Kerner) sehr oft bei dem kenntnisreichen Freiherrn von Laßberg als Gäste weilten. Nach Jahresfrist durfte die doch erst Halbgenesene ihre westfälische Heimat wiedersehen, mußte aber auf Andringen des Arztes schon im folgenden Jahre die Reise wiederholen und den Aufenthalt ganz nach dem gesunderen Süden verlegen. Hier erwarb sie im Herbste 1843 in der Nähe von Meersburg ein Häuschen mit Weinberg, in welchem sie sich dauernd und bequem einzurichten gedachte; ihr Gesundheitszustand ließ aber ein Alleinwohnen schon nicht mehr zu; ihr Rheumatismus, ihre Kopfgicht und Engbrüstigkeit quälten sie oft monatelang, daß ihr beinahe das Schreiben unmöglich war. Den Sommer 1846 verlebte Annette in der Heimat, sagte aber im Septbr. für immer ihrem guten, kleinen Rüschhaus und allen treuen Freunden Lebewohl und zog nach dem Süden. Hier erholte sie sich noch einmal. Gegen Ende 1847 wurde aber ihr Zustand bedenklicher, und am Schlusse des Jahres hatte sie die Gewißheit, daß sie das Ende des folgenden nicht erleben werde. Am 24. Mai 1848 wiederholte sich ein Bluthusten, und ehe noch der Arzt zur Stelle war, hatte ein Herzschlag ihre Seele gelöst.

Annette von Droste vereinigte als eine echte westfälische und

deutsche Natur in ihrem äußeren und inneren Wesen Einfachheit und Wahrhaftigkeit, Bescheidenheit und Wohlwollen, männliche Selbstbeherrschung und hingebende Treue, sowie eine natürliche, durch Erziehung und eigene Arbeit festgewordene Gottesfurcht und Frömmigkeit, die sie in ihrem Umgange, in Briefen und Gedichten zum lebendigen Ausdruck brachte. In ihren Gedichten, die 1838 in Münster und in zweiter, um die Heidebilder vermehrter Aufl. 1844 bei Cotta erschienen, offenbart sie trotz Kurzsichtigkeit ihres äußeren Auges nicht bloß eine scharfe und feine Beobachtungsgabe und eine bilder- und gestaltenreiche Einbildungskraft, sondern auch einen durchdringenden Verstand, das Erkannte und lebendig Empfundene, die Fülle sprechender Bilder und innerer Erfahrungen zu ordnen und zu gliedern und durch neue oder neubelebte Ausdrücke und Wendungen sprachgewandt, kräftig und frisch in Rhythmus und Reim in ureigenster Kraft nach ihrer Weise zu gestalten. Sie ist eine einzig dastehende, glänzende Erscheinung der dichtenden Frauenwelt, die das Reale mit dem Hauche des Idealen zu durchdringen, Naturwahrheit durch Poesie zu veredeln, zu verklären und zu vergeistigen verstand, und durch harmonisches Wechselverhältnis zwischen Stoff und Form wirklich Neues, Originelles schuf. In ihren Dichtungen, welche Natürliches und Geistliches, die Tages- und Nachtseite der Natur, Lichtliebliches und Gespenstisches schildern oder erzählen, schaut sie die Natur nie bloß mit dem äußeren Auge an, sondern stets mit dem Gemüt und der Einbildungskraft: ihr innerer Sinn ist stets Träger und Echo menschlicher Zustände und Stimmungen, weswegen ihre Gedichte unnachahmliche Schönheiten, echte Stimmungsbilder sind. Ihre Poesie ist malerisch schön: die Gegenstände erscheinen nacheinander in Bewegung und Handlung; meisterhaft belebt und beseelt sie das Ruhende und setzt es in Handlung oder deren Schein um. Mit eingeborenem Naturgefühl adelt sie das Land ihrer Wiege, versenkt sie sich in die einfache, bescheidene heimatliche Natur, schaut deren mäßige Schönheit im Spiegel der Verklärung und weiß das Leben und Weben, das Schaffen und Treiben derselben mit scharfem Blicke und innigem Verständnis in Kraft des Ausdrucks und lebendigfrischer Form zu zeichnen. Die Heide, die Weiher, jeder duftige Knospenzweig, jede flatternde Libelle, jeder Käfer, jede Blume, jeder Stein wird unter ihrer Hand zu einem lebensvollen, persönlichen Wesen, das Rede steht und Antwort giebt. Ihre „Heidebilder“ sind wahre Meisterstücke landschaftlicher Schilderung, die nie ihre Wirkung verfehlen werden. Denn welche Sehnsucht erwecken sie nicht in uns nach der Unendlichkeit jener einsamen, nur vom Abendrot begrenzten oder hier und da von Hirtenfeuern beleuchteten Flächen mit ihren Vogelhütten, ihren schwarzen Moorgründen, ihren rosenfarbigen Buchweizenfeldern

und ihren vereinzelten Föhren und Tannengruppen! Kein Wunder, daß man sie den westfälischen Freiligrath genannt hat, dessen Exotisches und Fremdartiges in Wort, Bild und Reim sie ersetzt durch eigentümliche provinzielle Wendungen und kühngewählte naturwissenschaftliche Bezeichnungen, und dessen Reichtum und Fülle der Bilder durch Belebung und seelenvolle Verzauberung der Natur und den einsam brütenden, melancholischen Geist der Heide, wodurch das kleine, dumpfe Stillleben der Bewohner doppelten Reiz und Wert erhält. Vertraut mit dem Volksglauben, den alten Sagen und Geschichten ihrer Heimat quellen in zweifelhaftem Halbdunkel auf düsterem Unter- und Hintergrunde ihre Naturfreuden, sprießen andere duftige Dichterblumen: ihre Balladen, von denen „der Heidemann", „der Knabe im Moor", „das vierzehnjährige Herz", „die junge Mutter", „der Geierpfiff", „Alte und neue Kinderzucht", wohl die schönsten sind. Sie wurzeln teils in den Sagen und Geschichten der Heimat, teils sind sie eigene Erfindungen. Viele derselben bewegen sich im nächtlichen Gebiete des Grauens und des Verbrechens und leiden an Dunkelheit und Unverständlichkeit im Ausdruck; teils fehlt ihnen die abgerundete Fassung und eine durchgeführte Idee.

Die Tiefe und Inbrunst ihres religiösen Gefühls hat sie in ihren geistlichen Dichtungen „Das geistliche Jahr" dargelegt. Sie vertieft sich in einen Text des jedesmaligen Evangeliums und enthüllt mit seltener Macht des Gefühls und des Gedankens ohne Rückhalt und Schonung ihren inneren, religiös-sittlichen Zustand, ihre Kämpfe und Siege, ihre Schmerzen und Verzückungen bei dem ernsten Ringen der Seele nach der Gottesgemeinschaft.

Litteratur.

A. Droste-Hülshoffs Schriften.

Gedichte. Paderborn, 1879. 2,25 ℳ.
Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhange relig. Ged. Paderborn, 1879. 1,20 ℳ.
Letzte Gaben. Nachgeles. Blätter. Hannover, 1870. 3 ℳ.
Gesammelte Schriften. Stuttg., 1879. 3 Tle. geb. 4 ℳ.
Gesammelte Werke. Mit Biogr., Einleitungen u. Anmerkungen von W. Kreiten. Münster, 20 ℳ.
Briefe. Münster, 1880 u. Leipzig, 1893. 4,50 ℳ.
Gedichte. 3. Aufl. Münster, 1887. 1,80 ℳ.

B. Schriften über Droste-Hülshoff.

L. Schücking, Annette v. Droste. Ein Lebensbild. Hannover, 1870. 1 ℳ.
A. v. Droste-Hülshoff. Ein Denkmal ihres Lebens u. Dichtens. Gütersloh, 1879. 4 ℳ.
J. Claasen, von Droste-Hülshoff, ihr Leben und ausgewählte Dichtungen. Gütersloh, 1882. 4 ℳ.
H. Hüffer, A. v. Droste-Hülshoff und ihre Werke. Gotha, 1887. 7 ℳ.
Leopold Jacoby, A. v. Droste-Hülshoff, Deutschlands Dichterin. Hamburg, 1890. 1,20 ℳ.

CIII. Adelheid von Stolterfoth.

1. Rheinisches Leben.
(1834.)

A. v. Stolterfoth, Rheinische Lieder u. Sagen. Frankf., 1851, 46. — Lüben, Auswahl. III. 407.

1. Gedankengang.

Dieses Gedicht preist das süße rheinische Leben in der Schönheit und dem Reichtum des Rheines an alten und doch unvergänglichen, ewig neuen Sagen und Liedern. (Str. 1.) Diese erklingen aus dem Gesange der Zugvögel und von den in fernem Nebelgrau verschwindenden Schiffen. (Str. 2.) Sie flüstern aus den leicht bewegten Fluten des Stromes, um die Klosterpforten und in stillen Mondnächten aus dem Elfentanz in den Rebengefilden. (Str. 3.) Verkündigt werden sie von den durch Kampf und Sturm zertrümmerten Burgen und durch die Seufzer aus den Burgverließen (Str. 4); gepredigt durch Erz- und Steindenkmale und durch die im Volke lebenden Mären. (Str. 5.) Diese Sagen und Geschichten will auch die Dichterin treu auf die Nachwelt verpflanzen, welche in stillen Abendstunden auf den Höhen und in den Gründen sich von der Wahrheit der Überlieferung selbst überzeugen kann. (Str. 6.)

2. Schriftliche Aufgaben.

Kurze Inhaltsangabe von schönen Rheinsagen.

2. Wiederkehr.
(1829.)

A. v. Stolterfoth, Rheinische Lieder u. Sagen. Frankfurt a. M., 1851. 46. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 152. — Lüben, Auswahl. III. 408.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „Mit stolzem Herzen“, mit dem Bewußtsein der wirklichen Vorzüge des Heimatlandes. Diese beziehen sich nach dem Gedichte zunächst auf den Rhein mit seinen malerischen Ufern. Jetzt könnte sich der Ausdruck „mit stolzem Herzen“ auf die Macht und das Ansehen Deutschlands beziehen.

3. „Schmerzen“, Seelenschmerzen, Heimweh, Entbehrungen heimatlicher Genüsse, insonderheit der deutschen Lieder und Sprache.

6. „Die Burgen dran“, von Bingen bis Koblenz schauen viele Burgen und Burgruinen in die Fluten des Rheins. Die bedeutendsten am linken Rheinufer sind: Der Mäuseturm (im Rhein) bei Bingen; Schloß Rheinstein; die Falkenburg; Ruine Sonneck und Heimburg; Ruine Stahleck bei Bacherach; Ruine Schönberg bei Oberwesel; Ruine Rheinfels bei St. Goar; Stolzen-

fels. Rechts am Rhein: Ruine Ehrenfels, dem Mäuseturm gegenüber; die Rossel auf dem Niederwald; die Pfalz im Rhein bei Caub; Ruine Katz, Rheinfels gegenüber; Ruine Lahneck; Ruine Johanniskirche an der Mündung der Lahn, Stolzenfels gegenüber.

7. „Wanderlieder", die von Fußreisenden auf ihren Wanderungen gesungen werden — Volkslieder, z. B. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten u. a.

8. „süßer Laut", dem Herzen wohlthuend.

2. 1. Viel Schönes", Naturschönheiten, große Städte. (Siehe ihre Lebensgeschichte.)

2. „fremde Welt", im Gegensatz zur Heimat.

5. „Busen", der dichterische Ausdruck für Brust.

6. „Wehmut", die aus Schmerz über ein der Vergangenheit angehöriges Weh und Freude über dessen Vergangensein gemischte Gemütsstimmung.

8. „heim", nach Hause.

3. 1. „Pilger, altertüml. edel „Pilgrim", der nach einem entfernten Andachtsorte Wallfahrende.

2. „sein letztes Licht", sein letzter freudestrahlender Gedanke.

3. „Paradies", der Wonnegarten, das Wonnegefilde.

6. „Marmor", ein Denkmal aus Marmor.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Freudige Gemütsbewegung bei der Wiederkehr ins Heimatland, die sich in einem Gruße an dasselbe, in dem Vergessen aller empfundenen Schmerzen außerhalb desselben und in dem Hochgefühl des Schönen in demselben äußert.

2. Rückerinnerung an das Leben in der Fremde und zwar an das Schöne in derselben und an die Sehnsucht nach der Heimat.

3. Lob des Vaterlandes; denn es ist des Pilgers Hoffen, das schönste Paradies und der seligste Ruheplatz.

3. Inhaltsangabe im Zusammenhang.

Die Dichterin ist freudig bewegt bei der Wiederkehr ins Heimatland, das sie mit stolzem Herzen begrüßt. Alle empfundenen Schmerzen sind beim Anblick des Rheines und seiner Burgen und beim Klang deutscher Lieder vergessen. Sie erinnert sich zwar des Schönen in der fremden Welt; aber die Heimat gefällt ihr doch besser, und der Gedanke an dieselbe erfüllte sie in der Fremde mit tiefer Sehnsucht und reifte in ihr den Entschluß, wieder in das Vaterland zurückzukehren. Dieses geht ihr über alles. Kein Paradies der Erde würde sie mit ihm vertauschen, und wenn ihr Grab in fremder Erde mit dem herrlichsten Marmordenkmal geschmückt wäre, so würde ihr Geist doch zum Rheine schweben.

4. Grundgedanke.

Das Vaterland ist und bleibt der mächtigste Anziehungspunkt und kann durch nichts ersetzt werden.

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an; das halte fest mit deinem ganzen Herzen.“

5. Schriftliche Aufgaben.

1. Beschreibung des Rheins von Bingen bis Koblenz.
2. Vergleichung des Gedichtes „Wiederkehr“ mit „Die Tanne 2“ von Freiligrath.

Leben und Charakteristik der Adelheid v. Stolterfoth.

Wilhelmine Julie Adelheid v. Stolterfoth, später verehel. Baronin von Zwierlein, war die Tochter des in preuß. Militärdiensten gestandenen G. Fr. v. Stolterfoth und der Freiin Karoline v. Schottenstein und wurde am 11. Septbr. 1800 in Eisenach geboren. Schon in ihrem 5. Lebensjahre wurde sie vaterlose Waise, und die Mutter zog mit ihren Kindern nach Erlangen, wo Adelheid durch den Unterricht des Direktors der Realschule, Pöhlmann, früh begeistert wurde von den Helden des Altertums, so daß sie den abenteuerlichen Plan faßte, 1813 in männlicher Kleidung mit ins Feld zu ziehen. Nach einer Reise in die Rheingegenden (1815) siedelte die Mutter 1816 nach Bingen über, das sie 1819 mit Winkel (am Fuße des Johannisberges in der Nähe von Geisenheim) vertauschte, wo ein reicher Verwandter, der Geheimrat Baron von Zwierlein lebte. Adelheid, deren poetisches Talent sich schon früh entwickelt hatte, benutzte die reiche Bibliothek ihres Onkels zu ihrer weiteren Ausbildung, und der Dichter J. H. Kaufmann in Kreuznach munterte sie auf, mit ihren poetischen Erzeugnissen an die Öffentlichkeit zu treten. Nach dem Tode der Mutter nahm sie 1825 ihren Aufenthalt im Hause der Zwierleinschen Familie, die sie in den folgenden Jahren auf Reisen nach England, der Schweiz und Oberitalien begleitete. Bei einem Besuche des Stiftes Birken bei Bayreuth (1832), welchem sie seit ihrem 12. Jahre angehörte, lernte sie Jean Pauls Witwe kennen, die sie im folgenden Jahre nach München begleitete, wo sie mit den bedeutendsten Männern, namentlich mit Platen, in nähere Verbindung trat. Noch in demselben Sommer kehrte sie an den Rhein zurück, von wo sie 1840 Tirol und 1841 Holland und Belgien bereiste. Im J. 1844 vermählte sie sich mit ihrem alternden Oheim, der ihr aber schon 1850 durch den Tod entrissen wurde. Seitdem lebte sie abwechselnd in Eltville a. Rh. und in Frankfurt a. M. Sie starb (laut Nachricht vom Standesamt) am 17. Dez. 1875 in Wiesbaden.

Sie ist die echte Dichterin des Rheins, von Matthisson die „Philomele des Rheins“ genannt; denn sie hat durch ein klares, gemütlich-inniges Anschauen der Natur und ihrer Schönheit, der Sage und ihrer Beziehung dem schönen deutschen Strom und seinen poetischen Sagen mit schöpferischer Phantasie und ansprechender Zartheit in Empfindung und Ausdruck manchen Gesang gewidmet. (Lüben, Auswahl III. 407. 408.)

Ebenso innig und wahr ist ihre patriotische Gesinnung. Mit herzlicher Freude, glückseliger Lust, edler und schwärmerischer Begeisterung hängt sie am Heimatland. Nicht lange kann sie in der Fremde weilen: ein tiefes Sehnen, das stärkste Heimweh treibt sie zurück. Feucht wird ihr Auge, wenn sie wieder vernimmt die „Wanderlieder in deutscher Sprache süßem Laut“. (S. Wiederkehr.)

Daher können ihre Vaterlandslieder sich getrost denen von Hoffmann von Fallersleben und Sturm an die Seite stellen.

Höheren Wert als ihre „Rheinischen Lieder und Sagen“ und ihr „Rheinischer Sagenkreis“ haben ihre beiden großen romantisch-epischen Gedichte „Alfred“ und „Burg Stolzenfels“, die sich durch eine glückliche Komposition und Ausführung des reichen Stoffs vorteilhaft auszeichnen.

„So reich die Begebenheiten sind, so vielfach verschlungen und durch Episoden unterbrochen sie auch erscheinen, so sind sie doch in vollster Klarheit und Übersichtlichkeit entwickelt. So zahlreich und mannigfaltig die handelnden Personen auch sind, so hat sie die Dichterin doch sämtlich kräftig und wahr charakterisiert; so häufig die Schlachtgemälde sind, so begegnet man doch keiner Wiederholung. Besonders gelungen sind die Frauengestalten und die Liebesverhältnisse, die mit großer Zartheit und edlem, echt weiblichem Sinn dargestellt sind.“ (Kurz.)

Litteratur.

Rheinische Lieder und Sagen. Frankf., 1859. 4,50 M.
Rheinischer Sagenkreis. Ein Cyclus von Romanzen, Balladen und Legenden des Rheins. Frankf., 1835. 12 M.
Burg Stolzenfels. Romantische Dichtung. Frankf., 1842. 1,50 M.
Alfred. Romantisch-episches Gedicht in 8 Ges. Frankf., 1840. 3 M.

CIV. Luise Hensel.

1. Nachtgebet.

Berlin, Herbst 1816.

L. Hensel, Lieder. Paderborn, 1882. 49. — Lüben u. N., Leseb. II. Nr. 55.

1. Inhaltsangabe.

Das Kind ist müde vom fröhlichen Spiel und wird von der Mutter zu Bett gebracht. Ehe es aber die Augen schließt, faltet

es fromm seine Hände zum Gebet und bittet den lieben Gott, während der Nacht es zu behüten und zu beschirmen, daß es am Morgen wieder gesund und fröhlich aufstehen kann. (Str. 1.) Ferner bittet es den lieben Gott, Geduld mit ihm zu haben und ihm zu vergeben, wenn es am Tage Unrecht gethan hat: unfleißig, unaufmerksam, ungehorsam gewesen ist oder gelogen hat. (Str. 2.) In sein Nachtgebet schließt es aber auch Vater und Mutter, die Geschwister und Verwandten, sowie alle Menschen ein, und bittet den lieben Gott, sie während der Nacht alle zu behüten. (Str. 3.) Die Betrübten und Weinenden wolle er trösten und durch sanften Schlaf erquicken, allen Kranken die Schmerzen lindern und ihnen Gesundheit schenken, daß der liebe Mond am Himmel nur beruhigte und schlafende Menschen sieht. (Str. 4.)

2. Gliederung.

Die Bitte des müden Kindes
a. für sich (Str. 1 u. 2),
b. für seine Nebenmenschen (Str. 3 u. 4).

3. Grundgedanke.

1. Tim. 2, 1. So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen.

2. Jenseits (Berlin, 1817).

L. Hensel, Lieder. Paderborn, 1882. 53. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 192.

1. Erläuterungen.

„Jenseits“, der Himmel, Ort der Seligen.

Str. 1. V. 1. „sehnen“, schmerzlich verlangen, ein schmerzliches Herzensverlangen haben.

3. „hienieden“, hier unten, auf dieser Erde.

„bang geschieden“, mit beengendem, herzbeklemmendem Gefühl getrennt wurde.

4. „selig“, überirdische, himmlische, ewige Freude genießend.

„Hand in Hand“, miteinander vereint, gemeinschaftlich, einmütig zusammen.

2. 4. „bebt“, von ängstlicher Erregung, aus Furcht zittert

3. 3. u. 4. „bricht die Hülle, schwebt der Schmetterling empor“, ein Sinnbild der Trennung der Seele vom Leibe, hergenommen von der Verwandlung der Insekten. Wenn der Schmetterling ausgebildet ist, so bricht er seine Hülle, den Puppenmantel, und schlüpft heraus: entflieht das Leben, stirbt der Mensch, so geht der Geist zu Gott.

4. 4. „Vaterhaus“, der Himmel.
5. 3. „die Reigen“, die zu einer Reihe oder Kette verbundenen Seligen.

2. Inhaltsangabe.

Menschen, die auf dieser Erde ein herzliches Verlangen nacheinander haben, machen es möglich, zusammenzukommen. In Liebe Verbundene, die der Tod hier schmerzlich trennte, werden im Himmel zu überschwenglicher, ewiger Freude wieder vereint (Str. 1); denn dort giebt es keinen Schmerz und Kummer mehr. (Str. 2.) Alle unsere Lieben folgen im Augenblicke ihres Todes uns zur seligen Gemeinschaft der Engel (Str. 3), wo sie von allen Frommen fröhlich begrüßt und ins Vaterhaus geführt werden (Str. 4), am Throne Gottes die erkämpfte Krone, das ewige Leben zu empfangen. (Str. 5.)

3. Grundgedanke.

Offenb. 21, 4. Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein.

4. Form der Darstellung.

Für ihren ernsten und tröstlichen Zuspruch wählte die Dichterin auch ein ruhiges und beschauliches Metrum: vierfüßige Trochäen in 5 vierversigen Strophen. V. 1 u. 3 sind vollständig (akatalektisch) mit weiblicher, reimloser Endung, die aber in der Mitte eines jeden Verses einen Reimklang, einen Binnenreim, hat, der teilweise unrein ist: Thränen — sehnen, Leiden — Freuden, lieben — drüben, stille — Hülle; V. 2 u. 4 sind unvollständig (katalektisch) mit männlichem Reim.

3. Der Kindesgruß von drüben.

(Sondermühlen, 1823.)

L. Hensel, Lieder. Paderborn, 1882. 116. — Lüben u. N., Leseb. VI Nr. 154. — Lüben, Auswahl. III. 410.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „dir“, nämlich dir jammernden Mutter, gebeugtem Vater.

3. „Kranz“, gleichbedeutend mit „Krone“ in dem Ausspruche: „halte, was du hast, daß dir niemand deine Krone nehme“ = die himmlische Seligkeit.

3. „erworben“, soll heißen: den ich erhalten habe, der mich schmückt; denn Christus wird mir geben die Krone des ewigen Lebens.

4. „Friede“, seliger Zustand durch Beseitigung alles Erdenleides und aller Herzensqual.

4. „ewiges Licht“, himmlische Klarheit über die Schickungen auf Erden, über das göttliche Ziel derselben und über den ganzen Heilsplan.

2. 2. „wallen“, in die Ferne gehen, pilgern. (Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.)

2. „im dunklen Land“, die Erde, weil unser Wissen Stückwerk ist, weil wir die Wege Gottes nicht verstehen.

„wo Tod und Sünd' euch schreckt“, der Gedanke an die Ewigkeit, an das Gericht.

3. „Los“, das Schicksal.

4. „Palmzweig“, bildlicher Ausdruck für den Schmuck der Seligen.

„mein Kleid ist unbefleckt“, gereinigt von der Sünde.

5. „Wonne“, Erquickung, Seligkeit.

3. 2. „Engel“, der Todesengel.

2. Inhaltsangabe und Gedankengang.

Ein Kind von drüben ruft einem jammernden Mutter- oder Vaterherzen zu: O weine nicht! Es tröstet damit, daß es demselben nicht gestorben sei, sondern den Kranz der Seligen trage, himmlischen Frieden genieße und mit ewigem Licht umleuchtet sei. Es wirft sodann die Frage auf, was es noch länger in dem dunklen Lande, wo Tod und Sünde schrecke, hätte wallen sollen. Hier habe es das herrlichste Los, trage den grünen Palmenzweig und ein von Sünden reines Kleid und schaue Gottes Angesicht. Zum Schluß erinnert es daran, daß seine Lieben bald mit ihm in Seligkeit vereint sein werden, und ermahnt zum frommen Aufblick auf Gott.

3. Grundgedanke.

Der Grundgedanke ist in den Anfangs- und Schlußworten jeder Strophe: „O weine nicht!“ ausgedrückt. Das soll ein Trostwort für die Trauernden sein, wie es einst ein solches für die Witwe zu Nain war.

4. Jesus in der heil'gen Schrift.

(1815.)

L. Hensel, Lieder. Paderborn, 1882. 5. — Lüben, Auswahl. III. 409.

1. Inhaltsangabe.

Die Bibel ist das liebste Lesebuch der Dichterin; denn sie findet darin die Wahrhaftigkeit und Heiligkeit Jesu, Joh. 8, 46. 1. Petr. 2, 22 (Str. 1); der die Kindlein zu sich kommen hieß und liebend

sie an seine Brust drückte, Mark. 10, 14. 16 (Str. 2); der aller Kranken sich erbarmte und die Armen seine lieben Brüder hieß, Mark. 10, 52, Matth. 9, 6, Matth. 8, 13, Joh. 5, 8, Luk. 14, 3, Matth. 8, 3, Luc. 17, 14, Matth. 12, 50, Matth. 5, 3 (Str. 3) und auch den bußfertigen Sündern ihre Schuld erließ, Matth. 9, 11. 13, Luk. 7, 47—50, Matth. 9, 2, Luk. 23, 42. 43. (Str. 4.) Solche Offenbarungen der Treue und Liebe Jesu muß sie unter reichlich fließenden Thränen immer wieder lesen (Str. 5), der als ein guter Hirte die Seinen geleitet, auch sein Leben für sie gelassen hat, daß sie sein eigen seien und bei ihm ewiglich leben in himmlischer Wonne und Seligkeit. (Str. 6.) In lebhafter Empfindung solcher Barmherzigkeit und Gnade bittet sie Jesum, anbetend zu seinen Füßen liegen zu dürfen und in Wonne und Schmerz in ihm aufzugehen. (Str. 7.)

2. Gliederung.

Die heilige Schrift bezeugt, daß Jesus
1. wahrhaftig und heilig (Str. 1),
2. ein Freund der Kinder (Str. 2),
3. ein Helfer der Kranken und Armen (Str. 3),
4. der Heiland der Sünder (Str. 4),
5. die Treue und Liebe (Str. 5) und
6. der gute Hirt gewesen ist. (Str. 6.)
7. Volle Hingabe des Herzens an Jesum. (Str. 7.)

5. Guter Rat.
(1817.)

L. Hensel, Lieder. Paderborn, 1882. 54. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 153. — Lüben, Auswahl. III. 409.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 2. „Verrat", die Offenbarung dessen, was geheim gehalten werden sollte.

2. „Trug", von „trügen" d. h. Unrechtes für Rechtes, Schlechtes für Gutes ausgeben und dadurch Nachteil verursachen; täuschen. Anwendung in der Redensart „Lug und Trug".

2. 1. „trübe Tage", Unglückstage.

4. „Dornen", dem Herzen wehethuende Ereignisse.

3. 2. „innrer Schmerz", Kummer, Sorge.

4. 1. „Machen deine Sünden dir das Leben schwer", Reue über dieselben.

5. 2. „Unverstandenes Weh", innere Schmerzen, die niemand mitfühlt.

2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.

1. Gedenke bei allen Kränkungen der Schmach deines Herrn.

2. Ertrage im Hinblick auf ihn alles Mißgeschick.
3. Laß dich durch größeres Leid auch zu größerer Liebe zu ihm treiben.
4. Suche in deiner Sündennot bei ihm Ruhe.
5. Ergieb dich in seinen Willen.

3. Gedankengang.

Die Dichterin rät aus der Fülle ihres frommen Herzens
1. dem Gekränkten, alle Falschheit der Menschen im Hinblick auf die Schmach des Herrn zu ertragen;
2. dem vom Mißgeschick Heimgesuchten, dasselbe ohne Klage hinzunehmen, ja bei Steigerung desselben zu größerer Liebe zum Herrn sich hintreiben zu lassen;
3. dem von Sündennot Gequälten, Ruhe seiner Seele bei ihm zu suchen;
4. dem in seinem Schmerze Alleinstehenden, sich in den Willen des Herrn zu fügen.

Oder:
1. Der Herr sei dein Vorbild in Ertragung der Falschheit der Welt.
2. Er sei der Gegenstand deiner heißen Liebe in allem Unglück.
3. Er sei der Tilger deiner Sünden.
4. Ergieb dich in seinen Willen.

4. Grundgedanke.

Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Matth. 11, 28.

5. Darstellungsweise.

Einen guten Rat kann man nur geben, wenn man ihn selbst an sich erprobt hat. Aus dem Gedichte tritt deutlich hervor, daß die Dichterin in und mit dem Herrn gelebt und Ruhe ihrer Seele gefunden hat. Sie möchte jedem Leidenden durch ihren guten Rat den wahren Balsam in seine Wunden träufeln.

Das Gedicht gehört zur lyrischen Poesie. Das Versmaß ist das trochäische (— ◡). Der Reim ist abwechselnd weiblich und männlich.

Leben und Charakteristik von L. Hensel.

Luise Hensel, ein stiller Stern am litterarischen Himmel, wurde am 30. März 1798 zu Linum bei Fehrbellin geboren, wo ihr Vater evangelischer Geistlicher war. Nach dem Tode desselben (1809), der als Kandidat Erzieher im Hause des Freiherrn v. Lützow und Lehrer des kühnen Anführers der „wilden verwegenen

Jagd" gewesen, zog die Mutter nach Berlin, um ihren 3 Kindern eine bessere Erziehung geben zu können, was ihr bei den poetisch und künstlerisch beanlagten Kindern auch gelungen ist: Luise und Wilhelmine sind Dichterinnen und gute Erzieherinnen und Wilhelm ein berühmter Historienmaler geworden.

Schon in der Jugendzeit offenbarte sich in Luise das dichterische Talent; denn aus ihren Mädchenjahren der Berliner Zeit sind kleine Lieder erhalten, die im Keime schon die Art und Richtung unserer Dichterin kundthun. „Es sind die weichen Klänge sehnsüchtiger, aber verlassener Liebe, elegische Naturstimmen in der welkenden Herbstzeit, aber auch schon tiefere Töne religiöser Innigkeit, die jene Welt der Trauer überwindet", und nach Form und Inhalt der romantischen Schule angehörend; denn Novalis, Schenkendorf und Eichendorff waren ihre Lieblingsdichter, die sie auch zu manchem patriotischen Liede („Totenfeier") begeisterten. Um die Folgen einer schweren Kohlenoxydvergiftung zu überwinden, verlebte sie den Sommer und Herbst 1816 in dem Dorfe Schöneberg bei Berlin, wo sie beim Staatsrat von Stägemann mit Clemens Brentano zusammentraf, mit dem sie sehr innig befreundet ward. Seine Gattin zu werden, lehnte sie ab; sie wollte unvermählt bleiben, aber sie ist ihm auch später eine treue Freundin geblieben, hat auf seine religiöse Richtung (s. S. 174) wesentlich Einfluß gehabt und aus dem persönlichen und brieflichen Verkehre mit diesem reichen Geiste für sich viel Freude und Gewinn gezogen.

Im Jahre 1817 nahm sie eine Stelle an als Erzieherin in dem Hause des Baron von Werther, der früher preußischer Gesandter in Madrid gewesen war, und am 8. Dezbr. 1818 trat sie in Berlin zur katholischen Kirche über, wozu der Grund wohl ebenso in ihrem Gemüte und in ihren Erlebnissen mit Brentano, wie in dem romantischen Zuge jener Zeit zu suchen ist. Es ist zu beklagen, daß diese frische und fröhliche Jungfrau voll Demut und Anspruchslosigkeit, voll Treue in der Liebe und in der Dankbarkeit auf ihrem Lebenswege nicht einen Führer gefunden hat, der sie vor den Verirrungen ihrer mystischen Richtung bewahrt hätte.

Im März 1819 verließ sie Berlin und die geliebte Mutter, die ihren Bekenntniswechsel ahnte, obgleich von demselben nie die Rede gewesen war, und wurde Gesellschafterin der Fürstin Salm-Reifferscheid-Krautheim in Münster, einer Tochter der Fürstin Amalie von Gallitzin († 1806), bei der sie bis 1821 blieb. Nachdem sie dann noch in verschiedenen Familien als Erzieherin und Krankenwärterin segensreich thätig gewesen war, übernahm sie 1827 die Leitung einer katholischen Töchterschule in Aachen, kehrte aber 1833 nach Berlin zurück, um ihre greise Mutter zu pflegen, die sich trotz des Bekenntniswechsels mit ihr ausgesöhnt hatte,

und ihrer Schwägerin Fanny, der musikbegabten Schwester von Felix Mendelssohn-Bartholdy, den Haushalt zu führen. Nachdem 1835 ihre Mutter gestorben war, nahm sie aufs neue Stellen als Erzieherin oder Gesellschafterin in Köln und anderen rheinischen Städten an, und 1843 ließ sie sich in Wiedenbrück bei Gütersloh, zuletzt (1873) in Paderborn nieder. Hier fand sie ein Asyl im sogenannten Westfalenschen Hof und wurde von einer barmherzigen Schwester bis an ihr Ende treu gepflegt. Durch einen Beinbruch, den sie infolge eines Fehltritts in der Stube erlitt, ans Krankenbett gefesselt, starb sie an der Wassersucht am 18. Dez. 1876.

Eine Anzahl ihrer Lieder veröffentlichte L. Hensel 1818 unter dem Namen Ludwiga in Fried. Försters „Sängerfahrt", und 1829 nahm der spätere Erzbischof von Breslau, Melchior Freiherr von Diepenbrock, wieder etliche in seinen „Blumenstrauß" auf. 1841 erschien ein Teil ihrer Lieder in der „Geistlichen Blumenlese" von Dr. Herm. Kletke, der auch in seinen poetischen Anthologieen wiederholt auf sie aufmerksam machte. 1857 gab derselbe ihre sämtlichen Gedichte wie die ihrer Schwester zum Besten des Waisenhauses „Elisabeth-Stiftung" in Pankow bei Berlin heraus, wo Wilhelmine seit 1850 Vorsteherin ist.

L. Hensel hat ihr inneres Leben voll und ganz in ihren Liedern ausgesprochen; „es ist das eifrige Suchen ihres Herrn und Gottes, die fromme Ergebenheit einer innigen Seele, die das Heimweh kennt, weil sie von einer ewigen Heimat weiß." Ihre zartbesaitete Sinnigkeit geht vollständig auf in dem *einen* Lebensgedanken. „Sie durchschaut den Flitterglanz und die bunten Lügen des Zeitlebens, flüchtet sich, der Welt Valet sagend, in das heilige Gebiet des Glaubens und des Gebets" und übergiebt sich demütig dem Heilande in der sicheren Hoffnung auf die Ewigkeit. Daher sind ihre Gedichte so kindlich-innig, schmucklos-einfach, schlicht und wahr, und Lieder, wie: „Müde bin ich, geh' zur Ruh'", „Wenn dich Menschen kränken", „Immer muß ich wieder lesen in dem alten heil'gen Buch" sind längst schon Volkseigentum geworden und haben sich bei allen tieferen Gemütern unvergeßlich gemacht.

Litteratur.

A. L. Hensels Schriften.

Lieder. 5. verm. Aufl. Paderborn. 1882. 4 M.
Briefe. Paderborn, 1877. 4 M.

B. Schriften über L. Hensel.

Joh. Hub. *Reinkens*, Luise Hensel u. ihre Lieder. Bonn, 1877. 3,60 M.
Fr. *Bartscher*, Der innere Lebensgang der Dichterin Luise Hensel. Paderborn, 1881. 3,60 M.
Dr. Fr. *Binder*, Luise Hensel, ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Freiburg i. Br. 1885. 5 M.

CV. Agnes Franz.

1. Kaiserkrone.

A. Franz, Gedichte. Hirschberg, 1826. II. 104. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 199.

1. Beschreibung der Kaiserkrone.

2. Inhaltsangabe.

Ein Kind hat am Morgen bei Betrachtung der Blumen die Wahrnehmung gemacht, daß die hellen Tautropfen darin, Thränen gleichend, schnell vergehen, während die der Kaiserkrone schön und ganz bleiben. Die darüber befragte Mutter belehrt das Kind, daß jene sich dem hellen Sonnenscheine zuwenden, während die hängenden Glöckchen der Kaiserkrone, überdies noch von einem Blätterschopfe bedeckt, von keinem Sonnenstrahle geküßt werden, sondern im Verborgenen blühen. Dies giebt dem Kinde zu denken. Es lernt die Lehre der Mutter verstehen:

Kronen schützen nicht vor Thränen,
Aber sie verbergen sie.

3. Grundgedanke der Parabel.

Diesen giebt die Dichterin in der letzten Strophe selbst an: Kronen schützen nicht vor Thränen ꝛc. oder anders ausgesprochen:

Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

2. Ergebung.

A. Franz, Gedichte. II. Sammlung. Essen, 1837. — Lüben, Auswahl. III. 411.

1. Gedankengang.

Voll kindlichen Vertrauens überlasse ich mich als Gottes Eigentum seiner väterlichen Führung und ordne meine Wünsche allezeit seinem Rat und Willen unter. (Str. 1.) Mein von ihm mir auferlegtes Leid und Kreuz will ich fromm und still tragen; denn bald trocknet er die Thränen und wägt mir wieder Freude zu (Str. 2.) Und sollte er mit seiner Hilfe auch verziehen, so will ich doch kindlich und bescheiden derselben harren. Einst werde ich in seinem Lichte voll Staunen und Freude seine Prüfung und meinen wunderbaren Lebensweg verstehen. (Str. 3.) Da ich mein Heil und Glück nicht selber bauen kann, so will ich lebenslang auf Gott vertrauen. Er teile mir mein Los zu, führe mich zum wahren Heil und einst zum sel'gen Schauen. (Str. 4.)

2. Gliederung.

In Gott mein Lebensweg. (Str. 1.)
In Gott mein Leid. (Str. 2.)
In Gott meine Hilfe. (Str. 3.)
In Gott mein Heil. (Str. 4.)

3. Grundgedanke.

Psl. 37, 5. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.

4. Schriftliche Aufgaben.

Vergleiche dies Gedicht mit dem Liede: In allen meinen Thaten von P. Fleming.

Leben und Charakteristik von Agnes Franz.

Agnes Franz wurde geboren am 8. März 1794 zu Militsch in Schlesien, wo ihr Vater als Regierungsrat angestellt war. Nach dem Tode desselben (1801) zog sie mit ihrer Mutter, einer geborenen v. Hahn, nach Steinau, dann nach Schweidnitz und auf das Rittergut Oberarnsdorf. In ihrem 13. Lebensjahre wurde sie aus einem entgleisenden Reisewagen geschleudert und trug durch den erlittenen schweren Fall einen gebrechlichen und lebenslänglich leidenden Körper davon. Von Landeck aus, wohin sie mit ihrer Mutter der Kriegsunruhen halber geflüchtet war, erließ sie 1813 einen erfolgreichen poetischen Aufruf an die Schlesierinnen, ihren Schmuck auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen, und wandte sich später nach Schweidnitz. Nach dem Tode ihrer Mutter zog sie 1822 zu ihrer an den Hauptmann v. Rakowski verheirateten Schwester nach Wesel, wo sie einen Jungfrauenverein und eine Arbeitsschule für arme Mädchen gründete, dann nach Siegburg bei Bonn und 1826 mit ihnen nach Brandenburg a. d. Halde. Vom Herbste 1837 an lebte sie mit ihrer zur Witwe gewordenen Schwester in Breslau, wo sie Vorsteherin der Armenschule wurde, und als eine jüngere verwitwete Schwester von ihr 1840 daselbst gestorben war, die Erziehung von deren hinterlassenen 4 Kindern überwachte. Hier starb sie am 13. Mai 1843. Julie v. Großmann gab ihren litterarischen Nachlaß heraus, Berlin, 1844, 4 Bde., die auch eine Lebensskizze der Dichterin veröffentlichte.

Durch ihre gottergebenen, religiösen, nicht eigentlich christlichen Lieder und ihren still-innigen Roman „Führungen" hat sie sich bei ihren schlesischen Landsleuten und Zeitgenossen beliebt gemacht. Ihre zarten Gedichte mit religiös-sittlicher Tendenz bewegen sich in beschränkten stillen Kreisen mit Anmut, ohne höheren Anforderungen genügen zu können, obgleich sie auch weltlichen Stoffen eine

religiöse Seite abzugewinnen sucht. Das Haus war ihre Welt, und nur weil es nicht ihr Haus sein konnte, wird ihre Stimmung trübe und krankhaft-sentimental. Gustav Freytag hat ihr seine Anerkennung öffentlich gezollt.

Litteratur.

A. A. Franz' Schriften.

Glycerion. Sammlung kleiner Erzählungen u. Romane. Schweidnitz, 1823.
Erzählungen und Sagen. Lpzg., 1825.
Gedichte. Essen, 1836—37. 2 Bde. 6 ℳ.
Parabeln. Wesel, 1834.
Der Christbaum. (Dichtung.) Wesel, 1830.
Volkssagen. Wesel, 1830.
Andachtsbuch für die Jugend reiferen Alters. Enthaltend Gebete für junge Christen vor der Zeit ihrer Einsegnung und nach derselben. Essen. 3,75 ℳ.
Angela. Eine Geschichte in Briefen. 4 Bändchen. Essen. 9 ℳ.
Cyanen. Erzählungen. 2 Bändchen. Essen. 5,25 ℳ.
Gebete für Kinder. Essen. 1,25 ℳ.
Stundenblumen. Eine Sammlung Polterabendscenen u. a. Festgedichte. Essen, 1833. 1,25 ℳ.
Buch für Kinder. Breslau, 1840.
Führungen. Bilder aus dem Gebiete des Herzens u. d. Welt. Essen, 1840. 2 ℳ.
Neue Sammlung von Parabeln. Mit einem poetischen Anhange. Essen, 1841. 3 ℳ.

B. Schriften über A. Franz.

Julie von Großmann, A. Franz, eine Lebensskizze. Breslau, 1846. 1 ℳ

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.


Princeton University Library
32101 065767749

